Zeitschrift für Volkskunde

Edmund Veckenstedt

Digitized by Google

25211.3

Bd. Aug., 1892.

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS.
(Class of 1791.)

25 Oct., 1890 - 3 Oct., 1891.

Digitized by Google

25211.3

Bd. Aug., 1892.

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS.
(Class of 1791.)

25 Oct., 1890 - 3 Oct., 1891.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND.

Oktober 1890 — September 1891.

LEIPZIG 1891.
DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. Von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 1

Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 18

Der unstete Hans. Eine Reihe mythischer Volksdichtungen. Von Theodor Vernaleken — Graz 21

Vlämisches Mittfastenlied. Mitgeteilt von J. Bolte — Berlin . . 24

Findlinge zur Volkskunde. Mitgeteilt von Alex. Kaufmann — Wertheim 26

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. Gesammelt von O. Knoop — Rogasen 30

Bücherbesprechungen von O. Knoop — Rogasen.

Volkssagen aus Pommern und Rügen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Ulrich Jahn. Zweite Auflage, Berlin 1889. Verlag von Mayer & Müller 33

Zur Bücherkunde 37

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
OCT 25 1890

Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung.

Von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Die folgende Arbeit hat sich nach der Überschrift mit den mythischen Königen zu beschäftigen, wie von solchen in der Volksheldensage erzählt, in der Dichtung gesungen wird, und ihr Verfasser hält den Versuch zur Lösung dieser Aufgabe für eine um so angemessenere Mühewaltung, als die Urteile über diese Schöpfungen des menschlichen Geistes in nichts weniger als erfreulicher Einstimmung sich befinden.

Gräbt Schliemann angeblich das Troja aus — und erst jetzt fangen seine früher so gefälligen Freunde an zu begreifen, dass es ihre Pflicht ist, nicht allem die Bürgschaft ihres Namens zu leihen, was der seltsame Mann behauptet hat — also das Troja, welches Hektor dreimal fliehend umkreist, um im Anblick der Mauern, welche er geschützt, den Tod zu finden von der mordenden Hand des rachbegierigen Peliden, so hat bereits des Axaxagoras Freund Metrodorus selbst den Agamemnon als Gestaltung des Äthers gedeutet, damit beweisend, dass nach seiner Ansicht auch die Helden der Ilias als nicht der Wirklichkeit angehörend zu betrachten sind.

Glaubten Mone und von der Hagen in allen Begebenheiten und Helden und in allen bloss sinnlichen Darstellungen der deutschen Heldensage einen mythischen Gehalt zu finden, so vermeint W. Müller in derselben vorwiegend historischen Inhalt zu erkennen; sieht Uhland die deutsche Heldensage als im wesentlichen poetische Schöpfung an, wollen Wilhelm und Jacob Grimm dieselbe weder als rein mythisch noch als rein historisch bestimmen, so stellt Lachmann den Satz auf, dass Mythus und Geschichte in der Heldensage zusammenfliessen; Müllenhoff endlich als der letzte aus der Zahl jener grossen Forscher, welche nun die kühle Erde deckt, gelangt in allen wesentlichen Beziehungen zu demselben Ergebnis wie Lachmann: ihm ergibt sich in der Heldensage die Verbindung von Geschichte und Mythus, ihm wird die deutsche Heldensage eine Quelle für die Erschliessung des alten Götterglaubens unserer Vorfahren.

Entsprechend diesem Wechsel in der Gesamtanschauung sind die Einzeldeutungen von Epos und Heldenlied, von Held und Begebenheit unsicher und schwankend. So berichtet uns Bergk in der griechischen Litteraturgeschichte, dass man die Ansicht aufgestellt, die Belagerung von Troja sei nichts anderes als die Belagerung des Ostens durch die Streitkräfte der

Digitized by Google

Sonne, die jeden Abend im Westen ihrer glänzenden Schätze beraubt wird, und von dem Nibelungenliede weiss uns W. Müller noch in seiner Mythologie der deutschen Heldensage (Heilbronn 1886) mitzuteilen, dass der religiöse Teil der Nibelungensage nur die Geschicke zweier Personen enthält, diejenigen Siegfrieds und seiner Gemahlin. Es sollen aber die Beziehungen des religiösen Mythus, welcher in den Geschicken von Siegfried und seiner Gemahlin hervortritt, auf das Walten der beiden Gottheiten in der Natur sich von selbst ergeben, wenn der Drachenkampf des Gottes in den Frühling verlegt wird, seine Vermählung in den Sommer, sein Tod in den Herbst; danach wäre das Nibelungenlied ein Jahresmythus, verbunden mit Geschichte.

Unsicher und schwankend ist aber nicht nur die Allgemeindeutung von Ilias und Nibelungenlied, sondern auch die Einzeldeutung von That und Held.

Erblickt E. H. Meyer in Anlehnung an die mehr als fragwürdige Gewitteridee von Kuhn und Schwartz eigentlich in allen Hauptheldeu der Indogermanen Blitzheroen und in solchen die Gestaltung des Schlangenblitzes, führt er die mythischen Drachenkämpfe der arischen Helden, Dämonen und Götter als Hauptbeweis für die Gleichheit aller dieser Kämpfe an, so dass sie eigentlich als nichts anderes zu betrachten sind als in den Mythus übertragene Gewittererscheinungen, so habe ich bereits in meinen Kosmogonien der Arier (vergl. Zeitschrift für Volkskunde II. Bd., 2. Heft, S. 53—61, angeblich mystische Kosmogonie der Kelten, Inder und Perser, Kap. V, Die Inder) erwiesen, dass nicht einmal die von E. H. Meyer behandelten angeblichen Blitzheroen der Inder und Perser sich ihrem Wesen nach decken, noch weniger die mythischen Kämpfe, welche sie führen.

Hat W. Müller aus Siegfrieds und Kriemhilds Thaten und Geschicken den Frühling, Sommer und Herbst herausgedeutet, so sah Mone in der Sage von Siegfried die Mythe von dem Tod und der Wiedergeburt des Sonnengottes, und Cox weiss, da Siegfried doch an einem Brunnen heimtückisch durchbohrt wird von Hagens Ger, den Wettlauf zwischen Siegfried und Hagen, trotzdem eben dieser Wettlauf mittelbar Ursache des Todes wird, geschickt zu verschweigen, wie den Brunnen in einen Strom zu verwandeln, um nun versichern zu können, dass der Tod Siegfrieds diesen in einer Weise mit dem Wasser verknüpfe, dass nicht daran gezweifelt werden könne, der Tod des Helden weise auf das abendliche Versinken der Sonne in das Wasser hin.

Da uns dergleichen Deutungen wegen ihrer hohen Unwahrscheinlichkeit unmöglich befriedigen können, so werden wir Anlass zu nehmen haben, diesen gewichtigen Fragen von Geschichte, Poesie, Mythologie und Sagenforschung erneuter Untersuchung zu unterziehen, in der Hoffnung, dass bei vorurteilsloser Scheidung derjenigen Elemente, welche in Sage und Dichtung sich erkennen lassen, gesichertere Ergebnisse als die bisherigen zu erwarten sind.

Und nun suchen wir uns zunächst klar zu werden über den Wert des zu behandelnden Stoffes, die zu erläuternden Gestalten zu bestimmen, festzusetzen, auf welche Weise wir die Deutung einer Sagengestalt oder einer

Digitized by Google

sagenhaften Begebenheit über den Zufall wie über die Willkür erheben zu können vermeinen.

Haben wir als erste Forderung jeder Mythen- und Sagenforschung die Aufgabe zu bezeichnen, festzustellen, aus welcher Quelle die Sage fliesst, wo sie gefunden, welche weitere Verknüpfung sie ermöglicht — und der Verfolg der geschichtlichen Entwicklung der Sage ist eben bei der Heldensage in gar manchem Falle zu vollziehen, ohne dass wir uns in die Wirrnis selbstgeschaffener Ähnlichkeiten oder mit Zwang hergestellter Gleichheiten verlieren — so werden wir nach Erfüllung dieser Forderung uns gern der Aufgabe bewusst werden, eine Deutung des Heros oder Helden, des Mythos oder der Sage zu versuchen, da wie der Endzweck alles Wissens das Erkennen ist, so eben auch dieses Ziel der Sagenforschung als besonders erstrebenswert erscheinen muss.

Diese Aufgabe zu lösen haben die Schriftdenkmäler der Arier gar manchen herrlichen Stoff geboten, nicht aber hat die junge Wissenschaft der Volkskunde im eigentlichen Sinne ihr Vermögen an der Heldensage erprobt.

Es hat nun aber die Volkskunde die Aufgabe, die Volksüberlieferungen zu sammeln und in streng wissenschaftlichen Arbeiten zu behandeln.

Danach hat in unserem Falle die Volkskunde die Berechtigung ihres Daseins als wichtigen Teil der Gesamtwissenschaft darin zu erweisen, dass sie der Heldensage neu gewonnenen Stoff zuzuführen versucht, ihre Bedeutung als Wissenschaft dadurch darzulegen, dass sie den Beweis antritt, es sei die arische Volksheldensage ihres Gebietes für die mythologische Forschung von höherer Bedeutung als das Heldenlied, welchem der Dichter die Eigenheit seines Geistes eingeflösst, dessen mythischer Gehalt eben dieser Einfluss aber oftmals gewandelt hat bis zur Unkenntlichkeit.

Mit dieser Darlegung von Wesen und Bedeutung der Volkskunde ist aber auch der Weg vorgezeichnet, welchen wir in dieser Arbeit zu wandeln haben; es wird sich demnach, um die Beschränkung auf ein wohlerreichbares Ziel zu begründen, um die mythischen Könige der arischen Volkssage — und diese sind ja recht eigentlich die Hauptgestalten der arischen Heldensage — die heroische Sagenwelt der Wenden gruppieren, — von mir zuerst 1878 in einem Vortrage in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft behandelt (Sitzung vom 16. März) — der Letten, Lithauer und Žamaiten, wie der lithauischen Zigeuner in Russland — und nachdem wir diese bis zu den Deutungen der wichtigsten Einzelheiten der Sagen wie des Gesamtwesens dieser Könige der Volkssage geführt, werden wir uns den Römern und Griechen zuzuwenden haben, den Indern und Persern, um bei den Germanen den Schluss der Arbeit zu suchen, in der Hoffnung, dass sowohl die Kelten ihre Behandlung für sich erfahren werden, wie die Russen, Polen und Böhmen; dass die böhmische Erde reich sein wird an Heldensagen, welche noch des kundigen Sammlers harren, darauf habe ich in meiner Arbeit über Žižkas mythische Trommel mittelbar hingewiesen in meinem Aufsatz „Le tambour du Roi des Wendes."

Digitized by Google

I. Die Wenden.

Sitz und Zahl der Wenden sind zu bekannt, als dass diese Verhältnisse hier besondere Behandlung erfahren könnten. Deshalb wenden wir uns sofort den hier einschlagenden Überlieferungen selbst zu.

Was die Überlieferungen von dem König der Wenden betrifft, so geht die Kenntnis von einigen derselben bis in die Zeit des Grossen Kurfürsten zurück. So hat nach Jacob Tollius der Grosse Kurfürst selbst erzählt, dass er dem Wendenkönige nachgespürt habe; da sei ihm ein junger, schön gewachsener Wende als solcher bezeichnet worden; ein alter Bauer habe Unrat gewittert und den jungen Mann von dannen getrieben. Gladovius berichtet dann weiter, ein alter Bauer habe dem jungen Wenden eine Ohrfeige gegeben, dass derselbe erschrocken geflohen sei. Der Wendengelehrte Jentsch setzt den Grund zu den im Volke lebenden Königssagen darin, dass der Edle Franz von Minkwitz zu Ukro im Jahre 1548 seine wendischen Bauern zu Herrendiensten zwingen wollte: diese hätten sich einen König gewählt und seien ihm feindlich entgegengetreten. Der Aufstand hätte weiter um sich gegriffen und viele wendische Dörfer seien darin verwickelt worden.

Die Bewohner der Dörfer hätten sich Könige gewählt, diese Wendenkönige aber seien von der Obrigkeit ergriffen und gezüchtigt worden; so habe der Bauernaufstand Anlass zu den Königssagen gegeben.

Von den Gelehrten, welche sich mit der Wendenkönigssage beschäftigt haben, berichtet Richard Andree in seinen Wendischen Wanderstudien (Stuttgart 1874): „Wie in der Oberlausitz spuken auch hier in der Niederlausitz die mythischen Wendenkönige; von ihnen ist viel die Rede, obgleich nicht ein einziger historisch nachweisbar ist, ganz im Gegensatz zu den zahlreichen wendischen Fürsten, von denen uns die Geschichte an der Elbe und Oder zu berichten weiss. Die Nachkommen der alten Wendenfürsten werden heute noch gezeigt, wie in Norwegen die Abkömmlinge der altnordischen Seekönige sich erhalten haben; hervorzuheben ist aber, dass unter den fraglichen Sprösslingen aus wendischem Fürstenblut sich viele präponderierende Männer befinden. In fast jedem wendischen Dorfe der Ober- wie der Niederlausitz tritt ein Bauer auf, der als absonderliches Orakel gilt, dessen Stimme mehr wiegt, als die der Geistlichen oder der Regierung, auf den alle Bauern hören, dem sie unbedingt gehorchen."

Diesen Worten fehlt zunächst die Klarheit der Beziehung, und deshalb sind dieselben als ergebnislose, wenn nicht irreführende zu bezeichnen; wohl aber fragen wir, wie es geschehen konnte, dass der Leipziger Parallel-Ethnologe, als er diese Worte schrieb, sich nicht klar darüber wurde, ob er es in diesem Falle mit losem Geschwätz zu thun habe, oder ob etwa mit Gestalten entsprechender Art, wie die römische Königssage sie kennt, von denen Vico wie Montesquieu, Niebuhr wie Schwegler bewiesen, dass dieselben nicht der Wirklichkeit angehören. Richard Andree musste eben als Parallel-Ethnologe darauf kommen, wenn er gewöhnt ist, darüber nachzudenken, was er schreibt — oder die ganze Parallelethnologie ist ohne Wert, denn es waren bereits vor seinen wendischen Wanderstudien einige Sagen vom Wendenkönig veröffentlicht worden, deren tieferer Gehalt und

Digitized by Google

damit ursprünglicher Sinn sehr wohl zu erschliessen ist. Es waren aber diese Sagen veröffentlicht von Jentsch und Berger, von Haupt und Boit, also von zwei Wenden und von zwei Deutschen. Es ist aber dieser Hinweis auf die geringe Bedeutung der mechanischen Parallel-Arbeit — und in diesem Falle war sie falsch bezogen — um dessenwillen hier von mir geschehen, weil auch in der Sagen-, Märchen- und Liedforschung man auf die Parallelen ein Gewicht gelegt hat, welches die Arbeiten des Parallelisten auf diesem Gebiete, Reinhold Köhlers also, in nichts gerechtfertigt haben; die Beschäftigung der mechanisch arbeitenden Geister muss eben in Bezug auf ihren Wert auf das richtige Mass auch in der Volkskunde zurückgeführt werden.

Und nun wenden wir uns den Wendensagen zu, nach den Veröffentlichungen von Jentsch und Boit, Berger und Haupt.

Die bekannten Sagen lauten also:

Der Wendenkönig Chestowo oder Ziszibor lebte mit seiner Gemahlin Trudeska in kinderloser Ehe. Er war wild und grausam. Gefangenen liess er aus dem Rücken Hautstreifen ausschneiden und damit die Hände zusammenbinden; in diesem Zustande sandte er sie wieder heim. Es schmerzt ihn bei seiner Kinderlosigkeit, dass er der letzte König der Wenden ist und sein wird; deshalb beschliesst er, einen Knaben und ein Mädchen rauben zu lassen, die er an Kindesstatt annehmen will. Entsprechende Kinder wurden in einem Dorfe an der Malxe bei Peitz aufgespürt, der Raub wird von einem Kahne aus glücklich vollzogen. Die rudermüden Mannen des Wendenkönigs rasten nach anstrengender Kahnfahrt unter dem Schatten eines Baumes in kühler Mittagsruhe.

Zufällig hat den Raub ein Knabe gesehen und die Mutter der geraubten Kinder davon benachrichtigt. Diese eilt in ihrem Kahn den Kinderräubern nach, indes der Vater die Dorfgenossen zur Verfolgung aufbietet. Es gelingt der Mutter, welche von den Schlafenden nicht bemerkt wird, sich den Kindern zu nähern und diese zu retten. Als darauf die Krieger des Königs erwachen, ist die Spree mit Kähnen voll kampfbereiter Männer bedeckt, so dass die Mannen des Königs froh sind, ohne Kampf, wenn auch ohne ihren Raub, zu entkommen. Inzwischen hat sich der Himmel verdüstert; kaum ist Chestowo durch seine Getreuen benachrichtigt, dass der Raub misslungen ist, so steigt ein furchtbares Gewitter auf, ein Blitz schmettert hernieder in die Burg des Wendenkönigs, und in einem wilden Flammenmeer finden der König und mit ihm Gattin und Genossen, das Schloss und die ganze Wendenherrlichkeit ein jähes Ende.

Es wird aber auch berichtet, dass ein wendischer König aus der Oberlausitz in Folge eines Krieges habe fliehen müssen; so sei er die Spree herabgekommen in einem aus Ruten geflochtenen Nachen oder auf einem Floss aus Weidenruten.

Bei Burg habe er sich ein Schloss erbaut und darin noch lange seine Freiheit behauptet.

Von diesem Wendenkönig lesen wir sodann, er habe, hart von seinen Feinden bedrängt, dem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlagen lassen, damit er „jegliche Spur nach seinem Schlosse in der Waldung verberge."

Digitized by Google

Endlich lesen wir noch, der Wendenkönig habe eine Lederbrücke gehabt, welche von Burg nach Werben oder Drehnow führte: die Lederbrücke habe sich hinter dem König, wenn er darüber geritten oder geschritten sei, von selbst wieder aufgerollt. Die Pfähle von dieser Brücke sollen bei Burg noch vorhanden sein.

Jede, auch nur einigermassen eindringende Erwägung muss hier zu dem Ergebnisse gelangen, dass diese Sagen eine Fülle von Zügen bergen, welche beweisen, dass der Wendenkönig eine Gestalt ist, welche niemals der Wirklichkeit angehört haben kann, obgleich wir noch nicht einmal versucht haben, ihren mythischen Gehalt zu erschliessen.

Was die Sagen anzunehmen zwingen, das belegen mittelbar die geschichtlichen Zeugnisse der Slavenchronisten, der Sprache, der wendischen Sagen und Märchen, und eben um dieser Zeugnisse willen gewinnt die Wendenforschung eine um so höhere Bedeutung, als sie den Zweifel ausschliesst.

So berichtet Procopius von Cäsarea, dass die Slaven (*Σκλαβηνοί τε καὶ Ἄνται*) nicht von einem Herrscher regiert werden, sondern von alters her in demokratischer Gemeinschaft leben. Der Kaiser Mauritius gibt die Nachricht, dass die Slaven in voller Freiheit leben, in Gleichheit der Lebensweise und der Sitten und das Joch der Knechtschaft und der Herrschaft nicht dulden. Gleiches finden wir bei Leo dem Friedfertigen.

Diethmar von Merseburg bezeugt, dass die Luiticen keinen gemeinsamen Herrscher haben, Adam von Bremen sagt, dass sie keinen Herrn unter sich dulden wollen, was Helmold fast mit denselben Worten berichtet, nur dass er die Nachricht hat, dass die Ranen, welche auch Rugianen heissen — qui et Rugiani — als die einzigen von den Slaven einen König haben.

Für die Richtigkeit dieser Mitteilung der alten Slavenchronisten, dass die Slaven und demnach auch die Wenden nie einen König oder Einherrn gehabt haben, treten mittelbar die Thatsachen als Beweise ein, dass alle slavischen Worte zur Bezeichnung der Regentenwürden entlehnt sind, denn Kunez ist aus unserem König umgelautet, Kral aus Karolus (Magnus), denn die aus dem indischen geholte Etymologie lassen wir billig bei Seite, Czar aus Cäsar, sowie dass bei den Slaven die Zwergsagen alter Fassung ebensowenig von einem Zwergkönig etwas wissen, wie die slavische Tiersage einen König der Tiere nicht hat.

Es unterliegt demnach keinem Zweifel, dass jeder Versuch, den sagenhaften Wendenkönig der Geschichte einordnen zu wollen, scheitern muss, sei es, dass man den Bauernaufstand von 1548 dazu verwendet oder den Namen Crescentius, oder aber Andrees fragliche Sprösslinge „von präponderierendem Einfluss“, denn die Grundzüge der mitgeteilten Sagen führen in jene Zeiten zurück, wo die Wenden einen König nicht hatten.

Und nun suchen wir zunächst jene Züge zu ermitteln, welche den frühen, wenn nicht frühesten Zeiten entsprechen.

Es sind dies nun aber nach den bisherigen Sagen 1. die Herkunft des Wendenkönigs aus der Fremde, auf einem Nachen oder Floss aus Weidenruten. 2. Das Erbauen des Schlosses. 3. Der Kinderraub. 4. Das Auflegen der Hufeisen in umgekehrter Ordnung. 5. Die Lederbrücke,

welche sich von selbst aufrollt. 6. Der Untergang von Schloss, Wendenkönig und Genossenschaft in einem wilden Flammenmeer, veranlasst durch den Blitz eines Gewitters, welches am Himmel plötzlich aufgezogen ist.

Zu bemerken ist nun zunächst, dass das Erbauen des Schlosses ursprünglich einem ersten Siedeln, vielleicht der Anlage eines Opferplatzes entspricht, das Auflegen der Hufeisen in verkehrter Ordnung für das Rückwärtsgehen oder das rückwärts Gezogenwerden der von den Göttern oder Heroen geraubten Tiere eingetreten sein mag, wie uns ähnliche Vorgänge aus der griechischen und römischen Mythologie geläufig sind, und endlich, dass sich auch Beziehungen zu einem sagenhaften Schatz des Wendenkönigs aus dem Berichte ergeben, wenn erzählt wird, auf der Landeskrone bei Görlitz sei der Schatz des Ziszibor geborgen, den man heben könne, wenn man drei ganz schwarze Tiere, an denen kein weisses Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund in seinen Besitz bringt.

So klare Beweise diese sechs, beziehentlich sieben Grundzüge der Sagen vom Wendenkönig auch dafür ergeben, dass der Träger derselben niemals der Wirklichkeit angehört hat, so haben wir doch immerhin mit Schwierigkeiten zu kämpfen, allein aus diesen Sagen das innere Wesen der Gestaltung, welche den Namen des Wendenkönigs führt, in gesicherter Weise zu erschliessen.

Sehen wir uns zunächst nach weiterem Stoff um, so habe ich denselben meinem Werke zu entnehmen „Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche", Graz 1880.

Die erste Sage meines Werkes berichtet nun folgendes: Eines Tages naht dem einsamen Gehöft, welches einer Witwe und deren Töchtern gehört, ein junger Fremdling in der Tracht eines Schweinehirten. Der Hofhund bellt zuerst aussergewöhnlich heftig, verstummt dann aber plötzlich, als die Schritte des Fremden im Gehöft erschallen und zwar auf immer.

Gut aufgenommen, bleibt der Fremde, und vom nächsten Morgen an entwickelt er eine ruhrige Thätigkeit, Vieh und Menschen zu heilen, so dass bald der Zulauf zu ihm gross und immer grösser wird. Von wunderbarer Kraft erweist er sich bald darauf, als bei dem Erntetanz die jungen Burschen mit ihm Streit beginnen: er schlägt alle nieder, so dass er in Kürze allein auf der Walstatt bleibt.

Indes bald nach diesem Streit verlässt er das Dorf, welches jetzt ihm zum Teil feindliche Bewohner birgt. Es währt aber nicht lange, so sehnt sich alles wieder nach demselben und bald fragt die Menge der Hilfsbedürftigen, wo der König weile. Nach einigen Jahren kehrt er wieder zuruck und nimmt aufs neue seine Thätigkeit auf, Menschen und Vieh von ihren Gebresten zu heilen. Dabei gewinnt er viel Geld, und sein Ansehen steigt so, dass sich eine Anzahl von Begleitern auf seinen Ausflügen als ein stetes Gefolge ihm anschliesst, ja bald gibt es viele Meilen in der Runde keinen Streit, den er zu schlichten nicht berufen wird.

Bei einem dieser Schiedssprüche hält sich ein Bauer für übervorteilt und büsst seinen Ärger an dem Gefolge des Königs, welches er zufällig ohne diesen trifft. Kaum erfährt der König die Schmach, welche man ihm

angethan, so sammelt er seine Getreuen um sich und rückt mit ihnen vor das Dorf des Gegners. Es entspinnt sich ein Kampf; der junge Held, obgleich im Leinwandkittel, zeigt sich unverwundbar, kein Pfeil vermag ihn zu verletzen. Bald sind infolgedessen die Feinde überwältigt und nun werden sie gezwungen, bei dem Bau der Königsburg in Burg zu helfen, denn fortan will der König auch als König herrschen. Die Burg wird in der Mitte des Burgberges erbaut und in ihr waltet fortan der König friedlich und segensreich; er heilt nach wie vor Krankheiten im Lande und schlichtet den Streit der Männer. Dafür wird ihm viel Geld geschenkt, so dass er einen Schatz ansammelt. Als er 50 Jahre friedlich geherrscht, versammelt er seine Getreuen um sich und ermahnt sie, Ruhe und Frieden zu bewahren, verbirgt seinen Schatz und dann verschwindet er, niemand weiss wohin.

Eine besonders bemerkenswerte Sage verknüpft den Wendenkönig mit einem erratischen Block, bei dem Dorfe Reinbusch, welcher, wie es scheint, eine Stätte der Verehrung gewesen ist.

Von diesem König berichtet die Sage, dass er ein Schwert von ungewöhnlicher Grösse geführt, sowie seine Feinde mit vergifteten Pfeilen erlegt habe. Dann heisst es, dass von einem Schlosse eine Lederbrücke, deren Gurte und Bogen aus Fischbein bestanden, nach einer Holzbrücke geführt habe, in einer Entfernung von etwa vierhundert Schritten. Unter dieser Lederbrücke befand sich stets eine Schar von Dienern und Kriegern. Um die Zahl seiner Unterthanen zu mehren, liess der König Kinder der Deutschen in einem Alter von einem bis fünfzehn Jahren rauben. Wenn er ausfahren wollte, so bediente er sich dazu eines Wagens, welcher funkelte und blitzte; es war ein Wagen wie eitel Feuer, niemand vermochte sich demselben zu nähern, denn es umgab ihn ein Kreis von Flammen; gezogen wurde der Wagen von vierzig geraubten Kindern.

Als der König in dem 51. Jahre seines Lebens stand, überfiel ihn ein deutscher Fürst mit Heeresmacht. Es gelang dem deutschen Fürsten die Wenden zu besiegen; das Schloss des Königs wurde erobert und der König selbst in den Teufelsstein gesperrt, welcher so gross war wie ein Pferd. In dem Stein befanden sich für 40 Tage Lebensmittel, und so blieb der König am Leben.

Vor Beginn des Kampfes hatte der König seinen Schatz in eine Höhle dicht bei dem Stein vergraben, die Deutschen spürten denselben aber auf und haben ihn geraubt.

Nachdem die Deutschen abgezogen waren, kehrten die überlebenden Wenden zurück und befreiten ihren König. In dem Stein befand sich nämlich eine vier Fuss hohe, geheime Thür, welche die Wenden nun öffneten.

Darauf ist der Wendenkönig mit seinen Getreuen in ein anderes Land gezogen und hat dort andere Sitte und eine andere Sprache angenommen. Einige Jahre hat er daselbst noch friedlich im Kreise der Seinen gelebt, dann ist er gestorben und zwar im 55. Jahre seines Lebens.

Und nun möge noch folgende Sage in annähernder Vollständigkeit ihren Vorgängerinnen sich anschliessen. Dieselbe lautet: Zwischen den Dörfern Jamlitz und Blasdorf erhebt sich in der Heide ein Hügel, die Pa-

Digitized by Google

nuschka, auf welchem der Wendenkönig in einem stattlichen Schlosse seinen Sitz hatte. Das Schloss hat niemand zu sehen vermocht, denn ein blaues Flammenmeer umwogte dasselbe. Auch den Hügel vermochte niemand zu betreten, da ein weiter See denselben umgab; wer den See befahren wollte, der fand in den Wellen seinen Tod.

Dem Wendenkönig waren die Geschicke aller Völker bekannt und so vermochte er seinen Getreuen die weisesten Ratschläge zu geben. Er selbst liess sich nur in den Zeiten der grössten Not seines Volkes sehen und stand dann demselben thatkräftig zur Seite. Wenn er sein Schloss verliess, so bestieg er einen roten Kahn, um zu seinem Volke zu gelangen, und ob auch die Wellen aufschäumten, der Wendenkönig teilte mit einem roten Stabe die wilderregten Wogen und gelangte in seinem Nachen glücklich an das Ufer. Dann stand er vor seinen Wenden als ein schöner, stattlicher Jüngling; sein Stab verwandelte sich in einen Raben, und der Rabe folgte dann seinem Herrn überall hin.

Dem König war bewusst, dass dem Volk der Wenden der Untergang bestimmt sei, er wusste auch, dass mit dem Untergange seines Volkes ihm selbst das Verderben nahen würde. Um demselben zu entgehen, griff er zu folgendem Mittel.

Als eines Tages das Heer des Feindes den Wenden kampfgerüstet gegenüberstand, liess er ein furchtbares Unwetter aufsteigen. Die Wetter entluden sich, statt des Regens entströmte aber den Wolken eine solche Fülle von Sand, dass in kurzer Zeit beide Heere darunter begraben waren. Darauf eilte der König zu dem See zurück, welcher die Panuschka umwogte, stürzte sich in die Flut und verwandelte sich in einen weissen Karpfen; sein Schloss versank unter Donner und Blitz.

Indes den Wendenkönig bedrohte auch so ein furchtbares Geschick. Der ungeheure See begann nämlich auszutrocknen und nur geringe Reste, einige kleine Seen, Wasserstriche und Bäche sind noch davon übrig. In einem dieser Bäche, der Bilaw, hält sich noch heute der König auf. Aber auch die Ufer dieses Baches wachsen immer mehr zusammen. Dann aber, wenn die Ufer im Begriff sein werden, sich zu schliessen, ist das Ende aller Leiden für den Wendenkönig und sein Volk gekommen. Dann nämlich wird der König der Wenden aus der Bilaw wieder hervorkommen, seine frühere Gestalt annehmen, die noch lebenden Wenden um sich versammeln und mit ihnen ein Reich gründen, welches die ganze Erde umfassen wird.

Und nun suchen wir das Bild, welches wir bisher von dem Wendenkönig gewonnen, durch Einzelmitteilungen zu vervollständigen.

So wird in einer Sage der Raub, welchen der Wendenkönig vollziehen lässt, mit der Schönheit des Knaben begründet, es wird aber auch berichtet, die Kinder seien geraubt worden, damit sie der Wendenkönig verzehre. Dieser Zug scheint eine Deutung auf Kinderopfer zu ermöglichen.

War das Auflegen der Hufeisen in verkehrter Ordnung von mir nach den griechischen und römischen Sagen mit dem Raub des von den Göttern geraubten und zum Rückwärtsgehen durch Ziehen am Schwanz gezwungenen Viehes in gewisse Beziehung gesetzt worden, so berichtet eine Sage geradezu, der Wendenkönig habe die Pferde — also offenbar sein Pferd

Digitized by Google

und diejenigen seiner Getreuen — an den Schwänzen rückwärts in die Burg gezogen, um dadurch die ihn verfolgenden Feinde über die Richtung, welche er eingeschlagen, zu täuschen.

Von der Brücke, welche sich von selbst wieder aufrollt, wird noch berichtet, dass sie aus Tierfellen bestanden habe, Sohlenleder, rotem Leder oder Tuch.

Ist der Wendenkönig in seinen Kämpfen bis jetzt nicht mit aller erwünschten Deutlichkeit in die Erscheinung getreten, so entnehmen wir nun anderen Sagen meines Buches die Berichte, dass der Wendenkönig als Waffe einen silbernen Bogen mit nie fehlenden vergifteten Pfeilen führt, sowie ein zweischneidiges Schwert, welchem kein Eisen zu widerstehen vermag. Von dem Schwerte des Wendenkönigs heisst es auch, dass die Klinge desselben eine Schlange ist, der Griff der Kopf der Schlange, der Knopf des Schwertgriffes das Auge der Schlange. Sein Helm hat die Eigenschaft, dass er den Wendenkönig unsichtbar macht, wenn er ihn über das Gesicht niederzieht.

Von seinen Einzelkämpfen sind diejenigen bemerkenswert, welche er um den Besitz seiner späteren Gemahlin fuhrt. Dieselbe war vor ihrer Ehe mit dem Wendenkönig bereits versprochen, er aber erschlägt den Bräutigam derselben, und zwar ist der Angreifende der frühere Verlobte des Mädchens. Der Kampf findet auf Kähnen bei der Hochzeitsfahrt statt. Nach der einen Sage wird der frühere Bräutigam vom Wendenkönig im Schwertkampf tödlich verwundet, fällt über Bord und versinkt in einen Strudel der Spree, während eine andere Sage berichtet, dass die Mannen des Wendenkönigs seinen Gegner durch Geschosse die tödliche Wunde schlagen, da der König selbst seinem Gegner nichts anzuhaben vermag.

Sodann wird berichtet, wie der Wendenkönig im Begriff ist, nachdem er mit seinem Hauptmann über einen vollzogenen Kinderraub in Streit geraten, mit demselben zum Zweikampf zu schreiten. Da wird dieser Kampf durch einen Adler verhindert. Derselbe eilt nämlich plötzlich in stürmischem Fluge heran und lässt zwischen den Streitenden einen schweren Stein niederfallen. Infolgedessen versöhnen sich die Gegner und der Wendenkönig lehrt den Hauptmann sein geheimes Wissen und Können.

Von ihm als Heerführer berichten die Sagen, dass er vor der Schlacht auf Kundschaft mit seinem Hauptmann ausgeritten sei. Der König sei zauberkundig gewesen, und so habe er sich und seinen Begleiter mitsamt den beiden Rossen unsichtbar zu machen gewusst. So hätten sich beide in die Lüfte erhoben und seien unsichtbar in einer Wolke über den Feind dahingezogen. Dann habe hin und wieder jemand aus dem Heere der Feinde zwei Raben am Himmel dahinfliegen sehen oder es sei denselben auch wohl wie ein Blitz aufgeleuchtet — das Leuchten sei von den Hufen des königlichen Rosses ausgegangen, und alsdann hätten die Feinde gewusst, dass der Wendenkönig über ihnen dahinziehe, ihr Verderben vorbereitend.

Der Kundschafter des Wendenkönigs ist aber auch ein Rabe.

Ausser seinen Wendenkriegern zaubert sich der König sodann noch andere Krieger herbei — und zwar in der Weise, dass er einen Hafersack und einen Häckselsack ausschüttet. Aus den Haferkörnern entstehen Reiter,

Digitized by Google

aus dem Häcksel Fussvolk. Diese zauberischen Krieger sind unverwundbar, sie stellen sich dem Feinde entgegen, während der König mit seinen Wendenkriegern dem Feinde in den Rücken fällt und ihn besiegt.

Den unglücklichen Ausgang des Kampfes bietet die Sage, nach welcher den Deutschen die Stellung des Wendenheeres vor dem Kampfe verraten ist. In der Schlacht selbst schmettert der Wendenkönig mit seinem Schlangenschwert einen Feind nach dem andern nieder — vergebens, denn seine Krieger sinken zu Tode getroffen dahin. Als der König jede Hoffnung auf Sieg schwinden sieht, erhebt er sich auf seinem weissen Ross, welches er in der Schlacht geritten, hoch in die Luft, die Leichen der erschlagenen Wendenkrieger beseelt neues, dämonisches Leben, sie folgen ihrem König in das Reich der Lüfte und entschwinden den Augen der entsetzten Feinde.

So sagt man denn noch jetzt in der Gegend, wo dieser Kampf nach der Sage stattgefunden hat, und zwar auf der Heide zwischen Lieberose und Peitz, wenn sich um Mitternacht ein Brausen erhebt, dass sich zu einem furchtbaren Unwetter, zu einem sich entladenden Gewitter steigert, wenn dieses Gewitter vorüber ist und nun am fernen Rand des Himmels eine weisse Wolke aufsteigt, welche langsam über den Himmel dahinzieht: „Das ist der Weisse." Der Weisse ist aber niemand anders als der Wendenkönig.

Auch eine Zaubertrommel gehört in den Kreis dieser Vorstellungen, wenn die Sage berichtet, dass der Wendenkönig die Haut eines der geraubten und getöteten Kinder über eine solche habe spannen lassen. So oft dieselbe in der Schlacht gerührt sei, wären die Heere der Feinde geflohen.

Eine andere Sage berichtet, dass diese Trommel erst nach dem Tode des Königs gefertigt sei. Auf den Rat des sterbenden Wendenkönigs habe man nach dessen Tode mit seiner Haut eine Trommel überzogen. Sobald dieselbe in der Schlacht gerührt sei, wären die Feinde geflohen. Einst aber sei die Trommel zu stark geschlagen worden, da die Schlacht nicht günstig gestanden habe. Statt die Feinde zu schrecken, habe aber die Trommel versagt, denn die Haut sei zersprungen. Da sei es mit den Siegen der Wenden für immer vorbei gewesen. —

Wenden wir uns jetzt zu den Tieren, welche nach den Sagen mit dem Wendenkönig in Verbindung gesetzt werden, so sind dies ausser dem Ross, von dessen Hufen, wenn dasselbe sich in die Luft erhoben, es leuchtend aufblitzt, der Rabe und der Adler; der Rabe als Kundschafter, der Adler als Streitschlichter oder als Kampfgenoss, wie eine Sage berichtet. Aber nicht nur der Rabe dient dem König als Kundschafter, sondern auch der Habicht. In diesen soll sich der Erzieher des Wendenkönigs verwandelt haben und als Habicht der stete Genoss des Königs gewesen sein, dem er sich auf den Kopf zu setzen pflegte.

Sodann wird dem König auch ein Schicksalsvogel gegeben, und zwar der Bilbil. Von diesem Bilbil wird gesagt, dass er ein falkenartiger Vogel gewesen sei; somit ist es, denke ich, zweifellos, dass wir den befremdlichen Namen des Vogels zu streichen und dafür als ursprünglichen den Sper-

Digitized by Google

ber oder Steinkauz zu setzen haben, welche in der Sagenwelt entsprechende Dienste üben.

Endlich sei bemerkt, dass, wie nach den Sagen Erzieher und roter Stab des Wendenkönigs in Habicht und Rabe sich verwandeln, so auch der Wendenkönig die geraubten Kinder in Vögel verwandelt.

Aber auch der Drache wird mit dem Wendenkönig in Beziehung gesetzt, denn eine Sage berichtet, dass sich auf dem Schlosshof des Königs ein Drache aufgehalten habe. Derselbe verschlingt einen Ring, welchen die Königin einst abgestreift und auf dem Fensterbrett hat liegen lassen. Der Drache wird später von einem Förster erlegt und der Ring bei dem Aufbrechen des Ungetüms im Magen desselben gefunden.

Von den Errungenschaften der Bildung und den Gaben der Natur führen die Sagen der Wenden das Weben auf ihren König zurück, die Gewinnung des Salzes — der König begibt sich nach Halle und lehrt die dortigen Wenden das Sieden des Salzes — den Flieder, offenbar in seiner Eigenschaft als Mittel der Volksarznei.

Der Bringer der Gaben ist der Sohn des Wendenkönigs, welcher selbst König ist, aber eine wenig ausgeprägte Gestalt besitzt; er ist offenbar ursprünglich eins mit seinem Vater gewesen, von dem er später als eine schwache Nachbildung gelöst ist.

Dann wird noch berichtet, dass verschiedene Ortsnamen der Niederlausitz auf den Wendenkönig zurückzuführen sind, wie Cottbus, Peitz, Guben, Burg u. s. w. Da eine Verknüpfung der Königssagen mit der Herleitung der Ortsnamen ergebnislose Spielerei ist, so hat für uns nur die Anführung des Berichtes einen gewissen Wert, die Einzelheiten der sprachlichen Kunststückchen der Sage in Herleitung und Zurückführung der Namen lassen wir billig unberücksichtigt.

Über Vergang und Tod des Wendenkönigs sind verschiedene Fassungen der Sagen in Umgang. So heisst es in der einen, dass der Wendenkönig nach längerer Herrschaft verschwindet, niemand weiss wohin, nach einer anderen stirbt er friedlich in dem Kreis der Seinen — der goldene Sarg, in welchem der Leichnam ruht, ist in der Nähe des Opfer- oder Teufelsteines bei Reinbusch beigesetzt, oder auf den Freibergen bei Kalau, oder derselbe wird in einen Sumpf versenkt — oder aber der König wird mit einer Mohrrübe erschlagen oder durch den Blitz oder in einem Brückenkampf von der Brücke in das unten fliessende Gewässer hinabgedrängt, so dass er in den Wellen der Spree seinen Tod findet.

Wir erinnern uns, dass er aber auch noch jetzt als „der Weisse“ sein Dasein in der Wolke führt.

Wie die Gemahlin des Wendenkönigs in den Sagen kaum bemerkenswert hervortritt, so haben wir gesehen, dass der Sohn eigentlich nur der Wendenkönig selbst in verjüngter, aber verblasster Gestalt ist; die Tochter wird Drelbora genannt, die Mutter des Wendenkönigs Kalmanna; mit diesen Namen werden wir uns später zu beschäftigen haben.

Zu den berührten Sagen von dem Schatz des Wendenkönigs mag sich noch die Bemerkung gesellen, dass man von einem solchen an vielen Orten der Lausitz erzählt, so in Sorau, Burg, Jamlitz u. s. w. Ferner berichtet man in Babow bei Cottbus, dass die Leiche des Wendenkönigs in einem

silbernen Sarge unfern des Dorfes in einen jetzt mit Rasen bedeckten Sumpf versenkt sei, unfern davon auch dessen Schatz. Von diesem Schatz geht die Sage, es sprühe Feuer auf jener Stelle empor, wo der Schatz liege, derselbe werde von einer Schlange bewacht; heben könne ihn nur ein Bettelkind oder jemand, der einen schwarzen Bock, eine schwarze Katze und einen schwarzen Hasen zur Stelle bringe; diese Thiere dürften aber nicht über ein Jahr alt sein, auch müsse man sie mit Bettelbrot aufgefuttert haben.

Hier ist zu bemerken, dass ich im Jahre 1878 in dem oben erwähnten Vortrage in der Berliner anthropologischen Gesellschaft diese Schatzsage erwähnt hatte und dass in demselben Jahre an der Stelle, von welcher die Sage redet, bei der Arbeit des Grabenziehens ein grosser Bronzeschatz gefunden wurde, welcher durch meine Vermittlung in den Besitz des königlichen Museums in Berlin gelangt ist.

Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, dass dieser Bronzeschatz entgegen der von einigen der Berliner Anthropologen aufgestellten Ansicht, welche dieselbe aus bequemer Vergleichung mit Bronzen aus Hallstädter Funden aufgestellt um den Schatz zu einem germanischen zu stempeln, einst von Wenden bei Kulthandlungen getragen und dann in den See versenkt ist, wie gallische und peruanische Priester die heiligen Schätze fur am besten im Wasser geborgen hielten. Es ist eben eine vollständig ausreichende Kulturarbeit der Deutschen, die Wenden zwischen Elbe und Oder sich eingefügt zu haben; die Funde aus den Gräbern ihrer Ahnen, sowie sonstige aus vorgeschichtlicher Zeit, also auch ihre fur die Wissenschaften so wichtigen Überlieferungen wollen wir aber getrost als wendische gelten lassen, um sie in der freien Forschung zu um so höherer Geltung in der Wissenschaft zu erheben, wenn sie sich als wertvolle Bereicherung derselben erweisen. —

Und nun suchen wir zunächst zu den besonders hervortretenden Einzelheiten in dem Mitgeteilten die entsprechenden Erscheinungen in der übrigen Sagenwelt der Arier, natürlich nur der Nichtwenden, zu bieten, da eine solche Zusammenstellung, wenn auch nicht den tieferen Gehalt derselben zu erschliessen, so doch zunächst das Wesen der Wendensage als echte Schöpfungen des arischen Volksgeistes sicher zu verbürgen vermag.

Wie der Wendenkönig auf einem Nachen oder Floss von Weidenruten die Spree herabkommt, so landet Sceáf in einem Schiff an einer Insel im Ozean, der spätere König der Angeln als Knabe in steuerlosem Schiffe auf einer Garbe schlafend an den Ufern des Landes, das zu beherrschen er bestimmt ist, der Kelte Partholon in Irland, Saturnus, die Tiber hinabfahrend am Mons Janiculus, um am Fusse des Kapitolinus seine Ansiedelung zu vollziehen.

Haben wir das Auflegen der Hufeisen in verkehrter Ordnung bereits behandelt, sowie den Bericht, dass der König der Wenden die Pferde verkehrt, also an den Schwänzen in die Burg zurückgezogen habe, mit dem Raub des Viehes durch die Götter verglichen, so bemerken wir jetzt, dass Vergil berichtet, dass Cacus die geraubten Kinder rückwärts in seine Höhle zieht. Entsprechendes finden wir bei Ovid und Properz erzählt, aber auch in dem homerischen Hymnus auf Hermes, wie bei den Iraniern.

Die Brücke aus rotem Tuch oder Leder, welche sich von selbst wieder aufrollt, vergleicht sich mit Bifröst, der dreifarbigen Asenbrücke.

Berichtet die Sage von der Unverwundbarkeit des Wendenkönigs, so haben wir solche bei Siegfried und Achilleus, der unsichtbar machende Helm stellt sich zu der Tarnkappe des Nibelungenliedes.

Den silbernen Bogen und die nie fehlenden Pfeile, die vergifteten, finden wir bei Apollo und Herakles, das Heldenschwert bei Roland wie bei König Arthur, die Alanen verehren ein auf einen Haufen Reissig gestecktes Schwert als Kriegsgott, und wir haben nicht zu bezweifeln, dass die Sachsen als Schwertgott den Saxnôt verehrt haben; sahs ist aber das Schwert. Das Schlangenschwert des Wendenkönigs hat, wie sich uns später ergeben wird, Urvorstellungen von dem sagenhaften Schwert der Helden bewahrt.

Der Wagen des Königs, welcher funkelt und blitzt, als wäre er eitel Feuer, legt die Urvorstellungen, welche zu der Gestaltung desselben geführt haben, in solcher Klarheit dar, dass wir sein Ebenbild nirgends weiter suchen können, als in dem Wagen der Gewitter- oder Sonnengötter der arischen Völker, des Apollo und Indra, wie des Perkunas — und ebenso das Ross des Wendenkönigs, aus dessen Hufen es aufblitzt, wenn der König auf seinem Rosse in den Wolken über dem Heere der Feinde dahinzieht, denn Lampos und Phaeton heissen die Rosse an dem Geschirr der Eos, Heoos und Äthiops, Bronte und Sterope diejenigen des Apollo. Da nun λάμπω leuchten, glänzen bedeutet, Lit lẽpsna die Flamme, so ist der Name des Rosses der Eos nicht mit Schimmel zu übersetzen, wie einige deutsche Gelehrte es thun, sondern das Wort weist auf die aufblitzenden Strahlen der Morgensonne hin, wie Phaeton der Leuchtende, Glänzende heisst. Ebenso ergeben diese Beziehungen auf das Aufblitzen der Sonne und das Aufleuchten des Blitzes die Namen der Rosse des Apollo, Heoos, Äthiops und Sterope; diese Rosse der Eos und des Apollo sind eben Genossen des Rosses des Königs der wendischen Volksheldensage.

Die Beziehungen von Rabe und Adler zu Oðin und Zeus sind zu bekannt, um hier noch besondere Behandlung zu verlangen; der Habicht aber hat in der griechischen Götterwelt Beziehungen zu Apollon, wie auch ganz besonders der Rabe als Witterungsvogel.

Da wir nicht mit unzweifelhafter Sicherheit festzustellen vermögen, ob der Bilbil für Sperber oder Steinkauz oder etwa einen anderen ähnlichen Vogel eingetreten ist, so haben wir den Versuch zu meiden, aus diesem Material Ergebnisse zu ziehen.

Der Drache im Vorhof der Königsburg ordnet sich seinem Wesen nach der Sagenwelt von selbst ein, das blaue Flammenmeer aber, welches das Königsschloss auf der Panuschka umwogt, hat in dem Vafrlogi der Edda eine entsprechende Erscheinung.

Und nun heben wir aus dem noch vorhandenen Stoff diejenigen Einzelheiten zur weiteren Vergleichung heraus, welche zunächst in ihrer Verbindung mit dem Wendenkönig etwas befremden mögen. Deshalb sei darauf hingewiesen, dass nicht nur der Wendenkönig in der Tracht eines Schweinehirten zuerst erscheint, sondern auch der Idealheld des deutschen

Digitized by Google

Volkes, Siegfried in dem Säufritz der unterfränkischen Volkssage mit unanzweifelbarer Sicherheit zu erkennen ist.

Heilt der Wendenkönig die Krankheiten bei Menschen und Vieh, so heilt auch Wodan Balders „ausgerenktes Pferd" durch einen Zauberspruch; derselbe ist auch sonst zauberkundig wie Oðin, von dem in der Ynglingasage berichtet wird, dass er durch alle Räume habe fliegen, allen Elementen habe gebieten können, die Schätze unter der Erde gekannt habe, sowie dass er sich selbst in beliebige Gestalten habe verwandeln können u. s. w. Hierher gehört demnach auch das Vermögen des Wendenkönigs, sich unsichtbar machen und in die Luft erheben zu können, die geraubten Kinder in Vögel zu verwandeln, wie seinen Stab in den Adler, sich Krieger heran zu zaubern, die Wirkungen der Zaubertrommel — wie eine solche auch Žiška besitzt. So nimmt auch der Wendenkönig die Gestalt eines weissen Karpfen an, wie Loki diejenige eines Lachses, der Zwerg Andwari aber nach der Edda als Lachs im Wasser lebt.

Da verschiedene Ortschaften ihren Namen auf den Wendenkönig zurückführen, so erinnern wir uns, dass in Hellas und Rom der Name verschiedener Städte von einem Heros oder Gott hergeleitet wird; und wie verschiedene Götter Geber der Güter genannt werden, wie auch Oðin, so führen die Wenden die Gabe des Flieders, die Erfindung des Webens und das Salzsieden auf ihren König zurück.

Streit schlichten die Asen, wie der König der Wenden es thut, und der Raub des Knaben für den Wendenkönig vergleicht sich dem Ganymedesraub fur Zeus.

Wenden wir uns jetzt dem Tod des Wendenkönigs zu, so erschlägt ihn nach den verschiedenen Überlieferungen ein Blitzstrahl wie den Römer Tullus Hostilius oder er kommt in dem Flammenmeer um, welches ein Blitz entzündet hat, wie Romulus während eines Gewitters verschwindet, oder er wird erschlagen mit einer Rübe, wie Balder seinen Tod durch einen Mistelzweig findet, Isfendiâr durch den Zweig einer Tamarinde, oder er verschwindet wie Saturnus, nachdem er 50 Jahre friedlich geherrscht — oder endlich, er erhebt sich in die Lüfte, hoch zu Ross, gefolgt von seinen im Kampf gefallten und mit neuem Leben beseelten Wendenhelden, wie Oðin auszieht mit der Schar seiner Einherier oder die im Kampf gefallten Einherier wieder erstehen.

Hatten die geheimnisvolle Herkunft des Wendenkönigs wie sein geheimnisvolles Verschwinden oder der nicht natürliche Tod oder sein Fortleben in der Wolke des Himmels auch ihrerseits mittelbar dafür gezeugt, dass der König der Sage nicht den Menschen, sondern den Helden der Sage oder den Göttern zuzuzählen ist, so gelangen wir zu einem entsprechenden Zeugnis auch durch die Namen, welche der Mutter und Tochter des Wendenkönigs beigelegt werden. Die Namen sind aber, wie wir uns erinnern, Kalmanna und Drelbora. Der eine Name liegt in offenbar verderbter Form vor, denn es kann, denke ich, keinem Zweifel unterliegen, dass uns hier, in der Überlieferung der Wenden, die Namen der apokryphen Töchter Adams und Evas begegnet sind. In diesem Falle haben wir fur Kalmana auch die Schreibungen ΚΑΛΗΜΕΡΑΝ, ΚΑΩΜΕΝΑ, Colonea; hier hat also das Wendische die gute Form mit erfreulicher

Digitized by Google

Treue bewahrt — für Dre- oder Drelbora aber *ΔEBOPA*, Delbora und Deborra — alles offenbar falsche Schreibungen für Debora.

Wie nun Adam in den apokryphen Schriften zum Alten Testament — wie im Koran und Talmud — Züge der Gestaltung eines überirdischen Wesens hat, so sind auch die Töchter desselben Wesens entsprechender Art; die Erkenntnis dieser Thatsache ist Reinhold Köhler nach seinen Bemerkungen über die Namen der apokryphen Töchter Adams offenbar verschlossen geblieben, was nach der äusserlichen und mechanischen Art, mit welcher der Weimarer Bibliothekar zu arbeiten pflegt, nicht eben zu verwundern ist.

Doch wir haben auf die minderwertigen Arbeiten der mechanischen Parallelisten in Ethnologie und Volkskunde bereits hingewiesen, aber immerhin musste es uns um des höheren Zweckes willen wichtig erscheinen, diese Belanglosigkeit der Köhlerschen Arbeiten auch in diesem Falle zu erweisen.

Als überirdische Wesen weisen nun aber die Töchter Adams und als solche nach der Volkssage des Wendenkönigs mittelbar darauf hin, dass eben der König der Wenden als eine hochmythische Gestalt zu bestimmen ist.

Für die Auffassung, zu welcher Herkunft und Tod wie Familienverbindung uns geführt haben, dass der Wendenkönig den Gestaltungen einer überirdischen Welt beizuzählen ist, sprechen nicht zum wenigsten auch die Orte, mit welchen derselbe den Sagen nach in Verbindung gesetzt wird. Solche Orte sind aber künstliche Erdaufschüttungen, die Schwedenschanzen, sogenannte Opfer-, Riesen- oder Teufelssteine, Hügel und Höhen. Von diesen Orten ist festzustellen, dass dieselben wie die Panuschka ihrer Beschaffenheit nach nie ein Schloss getragen haben können, das blaue Flammenmeer, welches das Schloss selbst umwogt, vergleicht sich überdies der Waferlohe und scheidet dieses Schloss damit von der Gemeinschaft mit irdischen Schlössern der Wirklichkeit, wohl aber erlaubt eben das Flammenmeer auf dem Hügel an Opferdienst zu denken.

Die Verknüpfung des Wendenkönigs mit dem Riesen-, Teufels- oder Opferstein weist darauf hin, dass demselben auf oder an solchen Steinen Verehrung dargebracht wurde als einer Gottheit, wie solches auf den künstlichen Aufschüttungen, den heiligen Schanzen der Niederlausitz geschehen sein muss, nach ihren Namen zu schliessen. Nennt das Volk dieselben jetzt nämlich Schwedenschanzen, so habe ich doch bereits 1881 erwiesen, dass der Name aus dem Wendischen sfwéty, heilig, umgelautet ist, und da diese Schanzen selbst ursprünglich umfriedigte Orte hiessen — denn hortus, Garten, Gradu, Gradište u. s. w. ist ein und dasselbe Wort — so wären diese Schwedenschanzen ursprünglich als heilige, umfriedigte Aufschüttungen zu erkennen. Dann fand ich bei Chodakowsky die Bestätigung meiner Vermutung durch den von ihm gebotenen Namen Swatograde. Da nun auch die Funde auf diesen heiligen, umfriedigten Aufschüttungen nur in Scherben bestehen, zersplitterten Knochen, verbranntem Getreide, so wird die Ansicht die höchste Wahrscheinlichkeit für sich haben, dass hier einst Opferdienst geübt ist.

Führen zu diesen alten Erdwerken Pfahlreihen, wie bei Burg und Luckau, oder heilige Wege, wie bei Schlieben, — wie diese Aufschüttungen,

teil selbst auf Pfahlwerken ruhen, was durch die Ausgrabung des Erdwerks bei Zahsow auf meine Veranlassung erwiesen ist — Virchow schreibt diese Entdeckung sich zu, trotzdem sie allein auf meinen Anlass gemacht ist, wie Virchow auf das Genaueste weiss, denn ich habe ihn in recht zahlreicher Gesellschaft zu dem Erdwerke geführt mit dem Hinweis, dass dasselbe auf einem Pfahlwerk ruhe — so ist es leicht, hier eine Vermittelung von Wirklichkeit und überirdischem Vorgang zu setzen: die via sacra der Wenden zu den heiligen, umfriedigten Orten ihrer Verehrung wird zu der Brücke, welche auf das Schloss des Wendenkönigs führt; die himmlische Brücke des Wendenkönigs aber ist der Regenbogen, der Wendenkönig der Gott, welcher auf dem heiligen Erdwerk verehrt wurde.

Sind wir so auf den verschiedensten Wegen zu dem Ergebnis gelangt, dass wir in dem Wendenkönig einen Gott zu erkennen haben, so würden wir uns nun vor die Frage gestellt sehen, für welchen der slavischen Götter der König der wendischen Volksheldensage eingetreten sein mag.

Indes bevor wir uns an die Lösung dieser Aufgabe machen, suchen wir weiteren Stoff aus den entsprechenden Volksheldensagen der berührten übrigen arischen Völker zu gewinnen.

Deshalb wenden wir uns jetzt den Letten zu.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Wendische Sagen der Niederlausitz.

Gesammelt und mitgeteilt

von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Schirrmann und Schirrawa.

Einst sassen die Hirten von Bolschwitz um ein Feuer, um sich zu wärmen. Da kam die Schirrawa, um sich gleichfalls an dem Feuer zu wärmen. Als die Hirten dies merkten, ergriff einer von ihnen ein brennendes Holz und warf es so, dass es der Schirrawa unter den Rock fiel, welcher auch sogleich zu brennen anfing. Da eilte auf ihr lautes Geschrei der Schirrmann herbei, um den Thäter zu zerreissen. Dieser aber hatte sich schnell auf ein Pferd geworfen und war eilig seinem Dorfe zugesprengt. Als er eben mit dem Pferde unter sein Dach gelangte, erreichte ihn der Schirrmann. Da der Hirt mit dem Pferde bis auf dessen Schwanz unter Dach und Fach war, so konnte ihm der Schirrmann nichts mehr anhaben. Den Schwanz aber hat der Schirrmann dem Pferde ausgerissen.

Suscho.

Der Jeb.

Der Jeb ist überirdisches Wesen. Er hält sich im Wasser auf. Wer von ihm im Wasser geschlagen wird, der sinkt um und ist tot. Der Schlag des Jeb hört sich an wie ein Gewitterschlag.

Gross-Döbern.

Die Boża Łosć.

I.

Die Boża Losć ist eine Frau; ihr Haar ist so lang, dass es ihr bis über den Gürtel hinabreicht. Sie sitzt im Gebüsch oder Strauch am Hause und weint. Wenn sie sich hören lässt, so trifft das Haus ein Unglück.

Anmerkung. Vgl. hierzu: Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche, Graz 1880, und zwar zu: Schirrmann und Schirrawa, S. 183—184. — Jeb, S. 205. — Boża Łosć, S. 139—143. — Pśespolnica, S. 105. — Serpyšyja, S. 110, sowie die wissenschaftlichen Arbeiten: Veckenstedt: 1. Die wendischen Sagen der Niederlausitz, Vortrag in der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 17. Februar 1877. — 2. Die Boża Łosć, Vortrag in der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 16. März 1879. — Veckenstedt: Slavisches Archiv, Jahrgang 1879. — Serp, Serpolnica u. s. w. — Veckenstedt. Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, Jahrgang 1887, S. 285—303: Die Llorona, das weinende Mädchen der Mexikaner und ihre Schwestern bei Ariern und Mongolen. — Laistner: Das gelöste Rätsel der Sphinx, 2 Bde. Berlin 1890, Kap. I u. fgg.

Digitized by Google

Wer sie weinen hört und erblickt sie, der sieht auch wohl, wie sie weinend ihr langes Haar kämmt.

Branitz.

II.

Einem Hause, welches Unheil bevorsteht, wird dies auf eigene Weise angekündigt. Es lässt sich nämlich alsdann im Fliederbusch am Hause ein Mädchen sehen, das Mädchen hat so langes Haar, dass es bis auf die Füsse hinabwallt. Durch Seufzen, Klagen und Weinen zeigt das Mädchen an, dass der Tod bald einen der Hausbewohner holen wird, oder sonst ein Unglück, welches bald eins der Mitglieder des Hauses trifft.

Gross-Döbern.

Die Pšezpolnica (Mittagsfrau).

I.

Die Pšezpolnica hat davon ihren Namen, dass sie sich nur des Mittags zeigt und zwar auf dem Felde. Sie ist weiss gekleidet und führt in der Hand eine Sichel.

Gross-Gaglow.

II.

Zu einer Frau, welche auf dem Felde während der Mittagszeit Flachs wietete, gesellte sich die Mittagsfrau und fragte, was sie da mache. Die Frau erwiderte: „Ich wiete Flachs.“ Darauf fragte die Mittagsfrau, was aus dem Flachs gemacht werde, die Frau erwiderte: „Leinwand.“ Wieder fragte die Mittagsfrau, was mit der Leinwand gemacht werde und die Frau antwortete: „Die Menschen tragen und zerreissen sie.“ Darauf sagte die Mittagsfrau: „Es ist dein Glück, dass du auf jede Frage geantwortet hast, sonst würde ich dich zerrissen haben, wie die Menschen die Leinwand zerreissen.“

Radensdorf.

III.

Eine Frau aus Tranitz erzählt, es habe einmal eine Bäuerin auf dem Tranitzer Felde Flachs gewietet, gerade in der Mittagsstunde: da habe dieselbe die Mittagsfrau von weitem auf sich zukommen sehen. Sie wäre darüber sehr erschrocken gewesen und hätte erst fortgehen wollen, aber vor Schreck habe sie das nicht vermocht, sie hätte müssen wie gebannt sitzen bleiben. Immer grösser und grösser sei die Gestalt der Mittagsfrau geworden, je näher sie herangekommen, bis sie so gross gewesen, dass es geschienen habe, als sei ihr Kopf in den Wolken. Endlich habe sie vor der Frau gestanden und gefragt: „Was machst du hier?“ Als ihr die Frau Rede und Antwort gestanden und zwar eine ganze Stunde hindurch, sei die Mittagsfrau aus der Gegend verschwunden.

Tranitz.

IV.

Die Mittagsfrau ist einst als eine grosse Gestalt, mit einem weiten Mantel bekleidet, eine Sichel in der Hand führend, auf der Sasslebener Flur einer Frau in der Mittagsstunde erschienen. Als diese ihr Rede und

Digitized by Google

Antwort gestanden und zwar eine ganze Stunde hindurch, hat sie gesagt: „Weisst du auch, wer ich bin? Ich bin die Pšezpolnica, ich musste viele Jahre um die Mittagsstunde wandern, du hast den Zauber gebrochen, jetzt bin ich erlöst; so habe denn auch du Ruhe."

Nach diesen Worten ist sie verschwunden.

Sassleben, seit 1750 deutsch.

V.

In den Guhrower Freibergen arbeitete einmal ein Mann an einer Umzäunung; plötzlich näherte sich ihm die Pšezpolnica und begann ihm Fragen vorzulegen. Der Mann wusste nicht recht zu antworten und geriet deshalb in grosse Angst. Da fiel ihm plötzlich etwas ein, von dem er sich Hilfe versprach: er bohrte nämlich in aller Eile ein Loch in einen der Pfähle der Umzäunung und sagte, als dieses fertig war, zur Pšezpolnica: „Hier drinnen ist es warm; stecke einmal deinen Finger in das Loch." Die Pšezpolnica that, wie ihr der Mann geheissen hatte, der aber ergriff in aller Eile einen Nagel und nagelte damit den Finger der Pšezpolnica fest.

Nachdem die Pšezpolnica sich freigemacht hatte, verschwand sie aus der Gegend auf immer.

An dem Ort, wo der Mann den Finger der Pšezpolnica festgenagelt hatte, steht noch heute ein Denkmal in den Freibergen.

Guhrow.

Die Serp-Frau.

Auf den Feldern der Wenden trieb früher ein seltsames Weib sein Wesen. Das Weib war mit einem langen weissen Rocke bekleidet, man konnte das Gesicht nicht sehen, in der Hand hatte es eine grosse scharfe Sichel, deshalb nannte man es Serp. Sobald es Mittag war, trieb die Serp-Frau alle Leute vom Felde nach Hause und den, welcher nicht freiwillig ging, schlug die Serp-Frau mit ihrer Sichel so lange, bis er fortging. Sonst wohnte die Serp-Frau in Furchen und wartete auf Kinder, welche in die Schoten gingen, hieb ihnen den Kopf ab und steckte diesen in einen Sack.

Leuthen.

Die Serpyšyja.

Die Serpyšyja ist ein Weib, welches sich in den Getreidefeldern aufhält. Sie pflegt in der Mittagszeit die Menschen auf dem Felde aufzusuchen und sie nach den verschiedensten Dingen zu fragen. Alle Antworten, welche man ihr gibt, müssen sich auf den Flachs beziehen, sonst schneidet sie dem, welchen sie fragte, den Kopf ab und wirft denselben in das Getreide.

Kolkwitz.

Digitized by Google

Der unstete Hans.

Eine Reihe mythischer Volksdichtungen

von

THEODOR VERNALEKEN — GRAZ.

(Vergl. Jahrgang II, Heft 3, 7.)

Vor langer Zeit lebte ein Jäger, der so verarmte, dass er genötigt war, seine Jagdgeräte zu verkaufen und als Jägerbursche ein Unterkommen zu suchen, um sich Brot zu erwerben.

Schon einige Tage war er gereist, als er sich in einem dichten Walde befand, wo ein Bär ihm entgegen kam. Das war aber kein wirkliches Tier, sondern der Teufel, der diese Gestalt angenommen hatte, um so seine List durchzuführen. Er sprach zu dem Jäger: „Gib mir das, von dem du nicht weisst, dass es dir gehört.“ Der Jäger besann sich nicht lange, sondern bewilligte es dem Bären, ohne zu ahnen, dass sein Weib ihm ein Knäblein geboren hatte. Der Bär lief und holte das Kind, brachte es zu einer Wölfin und trug dieser auf, den Knaben so lange zu säugen, bis er im stande wäre einen Waldbaum aus der Erde zu reissen. Die Wölfin versprach dieses und säugte den Knaben. Als ein Jahr verstrichen und der Knabe etwas gewachsen war, wies ihm die Wölfin einen Baum an, den er aus der Erde reissen sollte. Der Kleine versuchte es, doch vergebens. Da nahm ihn die Wölfin wieder und säugte ihn noch ein Jahr, und da er auch diesmal die Probe nicht bestand, säugte sie ihn noch drei Jahre, und nun war er endlich im stande, den Baum aus der Erde zu reissen.

Der Teufel holte sich nun den Knaben und brachte ihn zu andern Genossen. Doch hier in der Hölle wollte es dem Burschen durchaus nicht behagen, und alles, was er thun sollte machte er verdriesslich und es gelang schlecht. Eines Tages befahl ihm der Teufel, unter dem Kessel Feuer zu machen. Der Bursche that es nicht, und als der Teufel ihn fragte, ob er schon das Feuer gemacht, entgegnete er: „Wie sollte ich Feuer machen, da ich noch keins gesehen habe und nicht weiss, wie man es macht.“ Da kroch der Teufel selbst in den Ofen und wollte Feuer machen. Diesen günstigen Augenblick benutzte der Unwillige, holte einen Hammer und schlug damit auf den Teufel los. Dieser schrie und bat den Buben, er möge ihn doch freilassen. Allein der Bursche antwortete: „Ich höre nicht auf zu schlagen, bis du mir versprichst, mich fort zu lassen.“ Um den wiederholten Schlägen zu entgehen, bewilligte dieses der Teufel und jener ging fort.

Digitized by Google

Auf der Erde angelangt, kam er in einen tiefen Wald. Hier begegnete ihm ein Jäger, den er um Arbeit bat. Dieser Jäger war sein Vater, allein es kannte der Vater den Sohn und der Sohn den Vater nicht. Als der Jäger sah, dass der Bursche gross und stark war, nahm er ihn auf. Der Bursche hatte Esslust und verlangte Speise. Da holte der Jäger einen Laib Brot herbei; doch bald war dieser aufgezehrt, und da er einen zweiten verlangte, war auch dieser bald gegessen und so ein dritter, vierter und so fort bis es zum elften kam. Als er auch mit diesem fertig war, begehrte er noch einen, doch das war dem Jäger zu arg und er sagte: „Ich kann dich nicht brauchen, denn du würdest mich arm essen", und nachdem er dieses gesprochen, jagte er ihn davon. Der Bursche ging durch den Wald und kam in ein Dorf, wo er einen Bauer bat, er möge ihn in seine Dienste nehmen.

Dieser sagte: „Wenn du im stande bist, einen Sack voll Getreide auf den Rücken zu nehmen und zu dem vor dem Hause stehenden Wagen zu tragen, so nehme ich dich auf." Da lächelte der Bursche, nahm drei Säcke auf den Rücken und trug diese zum Wagen. Jetzt nahm ihn der Landmann in den Dienst, und da der stämmige Junge keinen Namen hatte, nannte er ihn Hans.

Der Bauer, ein schadenfroher Mann, wollte Hansen recht in die Enge treiben. Deshalb sagte er abends zu ihm: „Fahr mit dem Wagen zur Mühle und lass die Körner mahlen." Dieses hatte der Bauer vorsetzlich gethan, denn die Mühle stand in Teufelsmacht, da sich der vorige Besitzer derselben dem Teufel verschrieben hatte und die Mühle deshalb nur bei Tage einige Stunden benutzt werden konnte. — Der Bursche machte sich dazu bereit, und da keine Rosse an den Wagen gespannt waren, sagte er zum Landmanne, er wolle allein den Wagen in die Mühle fahren. Da versprach ihm der Bauer ein Goldstück, wenn er es zu stande brächte. Hans aber sagte: „Gib mir dafür jetzt was zu essen." Da brachte ihm der Bauer Speise, Hans ass und machte sich dann auf den Weg. In der Mühle angelangt sagte er zum Müller, er möge ihm das Getreide mahlen. Dieser antwortete: „Zur Abendzeit kann ich nicht mahlen, du hättest am Tage kommen sollen." Hans aber wollte sich so nicht abfertigen lassen und bat den Müller um die Erlaubnis, das Getreide selbst mahlen zu dürfen. Jener gewährte ihm die Bitte und Hans machte sich rasch an die Arbeit. Nachdem er schon mehreremale den Kasten mit Mehl gefüllt, stand die Mühle still; er sah nach der Ursache und fand, dass das Wasser von dem Rade weggeleitet war. Er liess das Wasser wieder in die Räume laufen und setzte seine Arbeit fort, doch dauerte es nicht lange, so stand die Mühle abermals still. Er sah wieder nach und fand, dass trotz des Wassers das Rad sich nicht bewege. Er untersuchte weiter und gewahrte, dass der Teufel es halte. Diesen fragte er, was er da wolle, packte ihn ohne weiteres beim Halse und führte ihn in die Mühlstube. Hier legte er ihn zwischen die beiden Mühlsteine, stellte sie nahe aneinander und begann zu mahlen. Der Teufel, dessen Rücken erbärmlich zerrieben wurde, schrie und bat, er möge ihn doch los machen. Hans aber versetzte: „Nicht eher lass ich dich frei, als bis du mir versprichst, nie mehr hierher in die Mühle zu kommen." Dieses versprach ihm der Teufel und Hans liess ihn los. —

Digitized by Google

Nun beendete er seine Arbeit, und nachdem er nach Hause gekommen war und der Bauer sah, dass sein Vorhaben misslungen war, fragte er Hansen, ob er nicht wolle in die Hölle gehen und ihm von dort etwas bringen. —

Hans war alsobald dazu bereit und machte sich auf den Weg. Unterwegs begegnete er einem Mann, den er fragte, wo sich die Hölle befände, denn er hatte sich den Weg auf seiner Wanderung nicht gemerkt. Dieser gab ihm zur Antwort, er solle nur immer fortgehen, er würde schon dorthin gelangen. Diesem Rate folgte Hans und kam wirklich nach vielen Tagreisen dort an. Als er zum Thore kam, erblickte ihn der Teufel, dessen Rücken er vordem zermahlen hatte. Darum flüchtete er vor Schrecken zu seinen Genossen. Hans ging aber stracks in die Hölle hinein und verlangte dort sogleich Speise. Die erhielt er auch, und der Löffel, den er dazu bekam, gefiel ihm sehr und er bat die Teufel ihm denselben zu schenken, was sie auch thaten. Er verliess darauf die Hölle und eilte nach Hause. Hier brachte er dem Landmanne den Löffel und erzählte ihm, was er in der Hölle gesehen hatte und wie es dort aussehe. Dann begehrte er zu essen und bat, man möge ihm Kleider kaufen und ihn aus dem Dienste entlassen. Dieses alles gewährte ihm der Landmann und Hans beschloss eine andere Reise zu unternehmen. Auf dem Wege musste er durch einen Wald. Hier ruhte er aus und sah wie in einiger Entfernung drei Wagen mit Eisen beladen in einen Sumpf geraten und aus demselben trotz aller Bemühungen nicht herauszubringen waren. Da stand Hans auf und ging zu den Zagenden hin und sprach: „Wenn ihr mir so viel Eisen gebt, als ich mit meinen Armen tragen kann, will ich euch die Wagen aus dem Sumpfe herausziehen.“ Sie versprachen es ihm und Hans brachte die Wagen ins trockene. Nun sollte er das Versprochene erhalten, allein wie sehr verwunderten sich die Fuhrleute, als er fast die ganze Ladung eines Wagens auf seine Arme nahm und dann sagte, er könne noch mehr tragen. So lud man ihm die Ladung zweier Wagen auf seine Arme. Da sagte Hans: „Ich könnte die Ladung des dritten auch tragen, allein diese könnt ihr euch behalten“ und ging mit dem Eisen fort. Das Eisen trug er zu einem Schmied und sagte diesem, er wolle einen Stock bringen, den er mit dem herbeigetragenen Eisen beschlagen solle. Darauf ging er in den Wald, entwurzelte eine Eiche, liess den Stamm bei einem Tischler glätten und trug ihn zum Schmied. Der Schmied beschlug den Stock und durfte die Hälfte des Eisens für seine Mühe behalten. Nun zog Hans mit seinem Wanderstabe weiter und beschloss nochmals in die Hölle zu gehen. Da er es aber nicht für zweckmässig hielt, mit einem solchen Wanderstabe in die Hölle zu kommen, so liess er bei einem anderen Schmied das Eisen herabnehmen, aus diesem eine Hacke schmieden und an den Stock befestigen, und so ging er in die Hölle. Vor seinem Anblicke floh wiederum jener Teufel, dem er den Rücken gequetscht hatte; er verbarg sich in dem Ofen, während Hans den übrigen befahl, die Hölle zu verlassen. Sie weigerten sich und sagten, das gehe durchaus nicht. Hans drang aber darauf und da er sah, dass er vergeblich gesprochen, nahm er die Hacke und schlug mit derselben in die Runde. Die Teufel wichen zurück und suchten einen Schutzort. Als Hans merkte, dass er

Digitized by Google

allein war, spähte er nach Speise in allen Ecken, suchte hin und wieder, fand aber nichts. Endlich kam er zum Ofen, und als er dort den verborgenen Teufel sah, nahm er seine Hacke und schlug auf ihn los. Der Teufel aber entwischte ihm. So blieb er nun einige Tage dort, doch bald sehnte er sich wieder nach oben und verliess die Hölle. Oben angelangt kam er in einen Wald, wo er demselben Jäger begegnete, zu dem er einst in den Dienst gewollt. Diesem erzählte er alles, was ihm widerfahren war. Der Jäger hörte ihm verwundert zu, gab ihm Trank und Speise und nachdem der Bursche ausgeruht, liess er ihn weiterziehen; doch nach einigen Tagen fand er Hansen tot im Walde.[1])

Vlämisches Mittfastenlied.

Mitgeteilt von

J. BOLTE — BERLIN.

1. Sijt vroelijck kinderkens al ghelijck!
ick moet u wat belasten,
hoe coemen is int lant seer rijck
uwen vrint wel bemint,
den graef van Halfvasten.

2. Kinderkens, hanght u korfkens uyt!
ick heb wat goets vernomen,
en maeckt van grijsen nu geen gheluyt,
k' hoor het noey, haelt wat stroey:
den graef sal morghen comen.

3. Hy heeft u suycker mede ghebracht,
amandels, vijghen, rosijnen,
verropen broeykens op gekoeckt,
koeck en tes, scheer en mes,
die heeft hy met dosynen.

4. Noten, appelen, massepijn,
haentiens op een steckken,
suijckere bollen groot en clijn,
sijt maer goet en wel doet:
die crijght ghij in u becken.

[1]) Aus dem nördlichen Böhmen (Kumburg). Ein Siegfriedsmärchen. Vgl. Grimms Märchen Nr. 90. Kuhn, Norddeutsche Sagen und Märchen Nr. 18. Der Bärensohn bei Wuk Nr. 1. Die in dieser Märchengruppe häufig vorkommende Esslust des Hans erinnert an den riesigen Appetit Thors. Auch Graubünden kennt die Sage vom Bärensohn, s. Jecklin, Volkstümliches 109. Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Bräuche, Graz 1880: Der dumme oder der starke Hans. Nr. 1—12. S. 57—85.

5. Soo ghij dan niet vroegh slaepen en*gaet,
soo wil ick met u niet moeijen,
sa u stil kemmen en wassen laet,
anders siet crijght ghij niet,
en brenght noch voor u roeyen.

6. En souw men niet goet dan willen sijn,
om eenen graef te crijghen?
Komt liebe kinderkens, weest dan fijn,
vroeg op staen, scholen gaen
en laet u cleeden en rijghen.

7. Dan suldy crijgen u korfken vol,
maer siet wel stil te swijghen,
scheire pongiaert, suijckeren rol,
kraeckelingh, lecker dingh,
appelen, noten en vijghen.

8. Suyckere letter en musquesioel
busquiet cappittel stocken,
en soo gy vroegh gaet naer de school,
soo brenght hij noch daer bij
nuw cleeren en nuw rocken.

9. Peerdekens oock van witten broodt,
goey vlaeyen, lecker pruijmen,
mans en vrouwen clijn en groodt,
groodt en clijn van massepijn,
een hoeyken met een pluymken.

10. Schippekens, peerdekens, wambas, broeck
sout ghij noch willen pruijlen,
cluppeltiens, packxkens pepercoeck
brenght den greef uwen neef
en massepijne muijlen.

11. Kinderkens, sijt dan wel gheschickt,
wacht u van huylen oft iancken,
smorghens soo de son op blickt,
wast u schoon, gaet den thoon
en wilt den graef bedancken!

Aus einer 1708 in Antwerpen angelegten hsl. Sammlung vlämischer Lieder, die früher Serrure gehörte und sich jetzt auf der Antwerpener Stadtbibliothek befindet (B I g. 75. Nr. 16061. 76 S. 8°). Das obige Kinderlied trägt die Überschrift: „Liedeken van den graef van Halfvasten." — Andere Fastenlieder bei J. van Vloten, Nederlandsche Baker- en Kinderrijmen. 1875. S. 68 f. J. Bolte.

Digitized by Google

Findlinge zur Volkskunde.

Mitgeteilt von

ALEX. KAUFMANN — WERTHEIM.

A. Zur Geschichte des Volksliedes.

1. Im Jahre 1525 sangen die Schüler und Kinder zu Köln: „Es sollt' ein Bauer ein' Wirtschaft halten, der ein' der sollt's dem andern sagen, einen Schweinspiess tragen, eine Armbrust haben, ja, ja, ja, ja!" — Aufzeichnung des kölnischen Lic. Hermann Weinsberg in Müllers Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte III, 569.

2. Als Herzog Julius von Braunschweig im Februar 1579 vor den verschlossenen Thoren von Hannover ankam, sangen und spielten die Bergleute, welche er als Musikanten mitgenommen hatte, das Lied:

Traut Liebchen, lass mich ein,
Ich bin so lang gestanden,
Erfroren möcht' ich sein.

Bodemann bei Müller a. a. O. IV, 229.

3. Bei der Vermählung des Bethlen Gabor mit Katharina von Brandenburg (1626) bliesen die Trompeter in Kaschau das Lied: „Ich will mir mein Gretlein wohl selber heimführen", worüber Bethlen sehr lachte. — Jügler bei Müller a. a. O. III, 527. 529.

4. Nach Wertheimer Hexenprozessakten v. J. 1644 sagt eine Angeschuldigte aus, man habe bei den Hexentaufen und -Tänzen neben anderen auch das Gassenlied gesungen:

Ein Kuckuck auf dem Zaune sass,
Es regnet sehr und er ward nass.
Es kam ein warmer Sonnenschein,
Der Kuckuck der ward hübsch und fein.
Der Kuckuck hob sein' Flügel auf,
Er flog den grünen Wald aus, aus;
Wohl für das Haus, wohl für die Thür,
Man trug ihm Essen und Trinken herfür.

Bei Uhland I, Nr. 11 lautet der Schluss anders, ebenso bei Kretzschmer-Waldbrühl II, Nr. 314 und Simrock Nr. 122 (in beiden letztern Varianten romanzenhaft erweitert). Uhlands Fassung kommt der obigen am nächsten.

B. Zum Neckspiel: „Lirum larum Löffelstiel."

Ein wegen Hexerei in Untersuchung gezogener Hans Merklein von Zellingen (bei Würzburg) will vom Teufel das Gebetlein gelernt haben:

Lirum larum Besenstiel,
Alte Weiber essen viel.

Diefenbach, Der Hexenwahn (Mainz 1886) S. 127 (nach Würzburger Hexenprozessakten). Diefenbach erinnert an das Volksrätsel: „Lirum larum Besenstiel, wie schreibt man das?" und verweist dafür auf den 1773 in Augsburg erschienenen „Studiosus jovialis." Das Teuflische in obigem sehr harmlosen Gebet dürfte in der Beziehung zum Reitbesen der Hexen zu suchen sein.

C. Holda im fränkischen Hexenwesen.

Eine Frau aus Prozelten am Main (unterhalb Wertheim) sagt aus, sie besitze einen Krystallstein, vermittelst dessen man Krankheiten erkennen könne: Erblicke man darin zwei Personen, sei die Krankheit durch Zauberei angethan, sehe man nur eine, sei die Krankheit eine natürliche. Auch behauptete dieselbe Person, sie könne Segen sprechen gegen Krankheiten, Gespenster und „Frau Hullen." — Ein Hans Daniel von Rotenbuch sagt aus, er habe die Fahrten der „Frau Hullen" nicht mitgemacht.

Beide Personen wollten „güldene" Sonntagskinder sein. — Über Holda, Hulda, Hulle in den Vorbergen des Spessarts s. A. Fries in Wolfs Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde I, 23—29.

D. Ein unsichtbar machender Zauberring.

Die Frau des berühmten, durch die moderne Volkssage in eine mythische Figur umgewandelten Spessart-Wilderers Hasenstab oder Hasenstaub (zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts), Eva Maria Werner von Winzenthal bei Schmerlenbach behauptete, einen unsichtbar machenden Ring mit blauem Stein zu besitzen, ein Geschenk der „Wassernonnen" im Brunnen bei Weibersbrunn. Mündliche Mitteilung des unlängst verstorbenen Kreisschulrats Andreas Fries, des unermüdlichen Sagensammlers Die bedeutendsten Traditionen über Hasenstab nebst Historischem aus Wertheimer Forstakten habe ich im Würzburger Archiv, Band XIX, Heft 2, S. 115—122 zusammengestellt.

E. Eine Volksschnurre und ein Volksspiel vom Niederrhein.

In Ahrweiler an der niederrheinischen Ahr lebte noch in den vierziger Jahren ein hochgeachteter, gemütlicher und heiterer Geistlicher, der überaus reich war an volkstümlichen Spielen, Rätseln und Schnurren jeder Art und damit jede Gesellschaft zu beleben wusste. Eine dieser Schnurren lautete:

Ich han e Döppche zu verkaufen.

„Wat für en Döppche?"

Digitized by Google

En erden Döppche.

„Wat is in dem Döppche!“

Papp.

„Wat für 'ne Papp?“

Klunterpapp.

„Wer fross de Papp?“

Jann von der Napk
Met singem Wiey on singer Kapp,
Hottentott (?)
Fross all de Papp opp.

Äusserst drollig war folgendes Gesellschaftsspiel, welches der alte Herr, wenn er bei besonders guter Laune war, aufführen liess. Die Gesellschaft sitzt in einem Kreis und der Leiter beginnt zu seinem Nachbar links gewendet: „Es ist eine Madam aus Holland gekommen.“ Der Nachbar teilt diese Neuigkeit seinem Nachbar links mit, dieser wieder seinem Nachbarn links u. s. f., bis es an die dem Leiter zur Rechten sitzende Person kommt. Diese fragt nun den Leiter: „Was hat sie mitgebracht?“ „Einen Fächer“, erwidert der Leiter und macht mit der rechten Hand die Bewegung des Fächerns. Wieder geht diese Neuigkeit durch den ganzen Kreis und jeder muss jene Bewegung machen. Der Nachbar rechts erneuert seine Frage: „Was hat sie noch mitgebracht?“ worauf der Leiter antwortet: „Einen Fächer und noch einen Fächer.“ Er macht nun auch dieselbe Bewegung mit der linken Hand. Fächert nun die ganze Gesellschaft mit beiden Händen, so erfolgt zum dritten Male die Frage: „Was hat sie noch mitgebracht?“ — Antwort: „Einen Fächer und noch einen Fächer und einen Nick.“ Jeder Mitspielende muss ausser der Handbewegung mit dem Kopf nicken. Die Antwort auf die letzte Frage lautet: „Einen Fächer und noch einen Fächer, einen Nick und einen Knick“, d. h. eine Verbeugung. Es wirkt äusserst komisch, wenn ältere Personen mitwirken, welche die Bewegungen mit einer gewissen Würde ausführen. Im Sommer vorigen Jahres hat der Einsender dieses Spiel einmal aufführen lassen und mit bestem Erfolg, d. h. zur allgemeinen Heiterkeit.

F. Eine Sage von Karl dem Grossen bezw. Karl V.

In demselben Ahrweiler lebte ein anderer, höchst origineller Herr, der zum Ergötzen der vielen Besucher seines gastfreien Hauses allerlei Anekdoten und Schwänke, die er „Stucks“ nannte, vorzutragen liebte. Sehr gern erzählte er das „Stuck von Karl dem Grossen, der so die Witze liebte.“ Leopold Kaufmann hat in seinen anmutigen „Jugend-Erinnerungen an Ahrweiler“ (in seinen „Bildern aus dem Rheinland“ Köln, 1884) dieses „Stuck“ im Dialekte mitgeteilt. Es lautet wie folgt:

Es war einmal ein Abend vor Neujahrsdag, da ging e Männche in de Wald, äm Bessemsreiser zo sammeln. Et suchte schon lang, on endlich hatte et eine gehörige Haufen, den et op dem Kopp drog, als ihm plötz-

Digitized by Google

lich metten em Wald ene grosse Mann in Jagdkleidung entgegentrat. Der sprach: „Wat maht Ihr do?“ „Ich han Bessemsreiser gesammelt, öm Besseme zo mache“, war die Antwort. „Wat kriegt Ihr für die Besseme?“ „O! E Kastemännche für et Stöck.“ „Dat es viel zo wennig“, sät de Jäger; „da möht Ihr winnigstens ene Daler für et Stöck kriege.“ „Ihr hat och de Dalere net esu los hänge“, set dat Männche. Do reef de Jäger ganz kott: „Kommt eckesch morge frö no Aache an dem Kaiser Karl sing Schloss on brengt all de Besseme met. Wenn dann de Heere vom Hoff ene Bessem kofe wolle, dann möht Ihr für et Stöck ene Daler fordere; an wenn se Uech zo deck dohn, dann röft de Karl, on dann benn ich do; ich heischen och Karl.“ Drop gink he fot.

De andere Dag wor Neujahrsdag; do wor dat Schloss zo Aache ganz blank gepotz. De Heere Rittere, Oeberste, Generäle, Admiralitäte on sonstige Generalitäte hatte sich staats gemaht on kome en ene grusse Saal. Wie no de Kaiser Karl herenkom, bückten se sich on dähten em zum Neujöhrche gratulire. Do maht der Kaiser e ganz kott Geseech on set: „Wat nötz et mich, dat Ihr mich gratulirt, wenn Ihr nix schenken doht, on wenn et jo blus ene Bessem wär!“

No hatte de Heere em Eropgahn an der Trapp e Männche gesehn; dat stond do met Besseme. No leete se dohin esu flöck, als se konnte, on frogten et, wat ene Bessem koste sollt. Do sät dat Männche: „Ene Daler dat Stöck!“ Do säten die Heere: „Du bess ene Essel: do gevve mer eckersch e Kastemännche für et Stöck.“ Dat Männche holt sich ever stief op singem Daler; do wollte de Heere mit Gewalt üver de Besseme herfalle. Do reef dat Männche osu stark als et konnt: „Karl!“ Et durt net lang, do kom deselvige Mann de Trapp eraf geloofe, den dat Männche den Dag förher en dem Wald gesehn hat. Alles maht Platz on böck sich; de Jäger ever reef met e gewaldige Stemm: „De Bessem koss ene Daler dat Stöck!“

No mohte se ihm all de Besseme afkoofe, on ging et widder de Trapp erop wie een Prozession. Do stonden se widder em grusse Saal, de Rittere, de Oeberste, Generäle, Admiralitäte on sonstige Generalitäte, on jede hatt ene Bessem en de Hand on boot dä dem Kaiser ahn. On de Kaiser Karl wor derselve Mann, der den Dag fürher en dem Wald geweese wor. No reef de Kaiser dat Männche erop, on we et för ihm stand, do sät he: „Hann ich et Uech net gesahd, Ihr möht eene Daler för et Stöck hann?“

Do merk dat Männche, dat dat de Kaiser wor, on et bedank sich esu good als et konnt.

De Kaiser ever reef met starker Stemm: „Ihr Heere Rittere, Oeberste, Generäle, Admiralitäte on sonstige Generalitäte, no denk eckersch dran, dat Ihr dat nächste Johr net widder met leddige Händ eran kommt, sonst möhd Ihr mir widder Besseme koofe.“

Derselbe Schwank findet sich bei J. W. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen Nr. 288: „Recht der Besenbinder“ mit Berufung auf das Volksbuch: „De heerlyke en vrolyke daden van Keyzer Carel V.“ — In den Dialekt unseres Erzählers mengt sich hin und wieder Hochdeutsches, z. B. Neujahr statt Neujohr, war statt wor, wie dies meistens bei Leuten der Fall ist, welche Schriftdeutsch und Volkssprache abwechselnd reden. Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

Gesammelt von

O. KNOOP—ROGASEN.

I. Geburt und Kindheit.

1. Manche Leute sehen im Kalender nach, was für einen Namen sich das Kind mitgebracht hat und danach nennen sie es auch (polnisch).

2. Wenn ein totgebornes Kind zur Welt kommt, so schreit der Vater desselben ihm seine Namen, die es bekommen sollte, ins Ohr. Die Leute denken nämlich, dass dasjenige Kind, welches einen Namen erhält, gleich in den Himmel kommt, da es unschuldig ist: erhält es keine Namen, kann sich also im Himmel nicht nennen, so muss es in Gestalt einer Taube herumfliegen, bis sein Vater stirbt und ihm im Himmel den Namen gibt. Dann erst ist es erlöst (Kr. Gnesen, polnisch).

3. Wenn in einer Familie die Kinder gleich nach der Geburt gestorben sind, so wird das nächste Neugeborne in einem schwarzen Kleide getauft. Auch dreht sich, wenn das Kind zur Taufe nach der Kirche gebracht wird, eine beliebige Person (Verwandte) dreimal in der Stube um und fragt, ob nicht etwas vergessen sei. Ferner werden bei einem solchen Kinde keine Paten genommen, sondern wenn die Leute das Kind zur Kirche tragen, werden der erste Mann und die erste Frau, die sie auf der Strasse oder in der Kirche erblicken, zu Paten genommen. Auch wird, wenn sie aus der Kirche herauskommen, ein Fenster herausgehoben und das Kind durch die Öffnung in die Stube gereicht (Kr. Wirsitz, Mogilno, Gnesen, polnisch).

4. Wenn die Taufpatin das Kind aus dem Hause trägt und dabei kein Gebet spricht, so wird das Kind nicht fromm werden (Kr. Gnesen, polnisch).

5. Die Paten müssen bei der Taufe aufrichtig beten, sonst lernt auch das Kind nie ordentlich beten (Gnesen).

6. Wenn bei der Taufe die Taufpatin schmutzig erscheint, so wird das Kind immer unordentlich sein (Kr. Gnesen, polnisch).

Anmerkung. Wo unter der betreffenden Nummer nicht ausdrücklich polnisch hinzugefügt ist, bietet dieselbe deutschen Aberglauben oder deutschen Brauch.

Digitized by Google

7. Wenn die Paten aus der Kirche zurückkommen, legen sie das Kind unter den Tisch, damit es nicht stolz wird (Gnesen, polnisch und deutsch).

8. In manchen Dörfern bei Gnesen herrscht folgender Brauch bei der Taufe: Die alten Weiber aus dem Dorfe kommen und schenken dem Kinde nach der Taufe ein Brot, damit es in seinem Leben immer etwas zu essen hat, eine Haube, damit es nicht vom Ungeziefer (bes. den sechsbeinigen Kosakenpferden)[1]) belästigt werde, und ein Paar Schuhe, damit es während des Lebens etwas anzuziehen habe. Diese Schuhe muss gewöhnlich die Schwester der Mutter aufbewahren. Bei des Kindes Hochzeit werden sie ihm wieder vorgezeigt (bei Gnesen, polnisch).

9. Gibt ein Pate dem Kinde zum Taufgeschenke Geld, welches in drei verschiedenen Münzen und aus dreierlei verschiedenem Metall gearbeitet ist, so wird das Kind ein Dieb (Kr. Obornik, deutsch).

10. Wenn man ein ganz kleines Kind vor einen Spiegel hält, so soll es sich in seinem späteren Leben bloss putzen und nicht an die Arbeit denken (Kr. Wongrowitz, polnisch).

11. Kleinen Kindern dürfen im ersten Jahre nicht die Nägel beschnitten werden, sonst wachsen sie nicht (Zziechowa bei Gnesen).

12. Wenn das Kind gehen kann, so legt man in einiger Entfernung einen Kelch, ein Buch und einen Säbel hin. Greift das Kind nach dem Kelch, so wird es später tüchtig trinken, nach dem Buch, so wird es gut lernen, nach dem Säbel, so wird es Soldat werden (Gnesen, polnisch).

13. Wenn das Kind ein Jahr alt ist, so legt man ihm ein Stück Brot, einen Thaler, ein Gebetbuch und einen Kelch hin; greift es nach dem letzteren, so wird es später ein Trinker; nach dem Gebetbuch, so wird es ein gelehrter oder frommer Mann; wenn nach dem Thaler, so wird es ein Geizhals, wenn nach dem Brot, ein guter Landwirt (Kr. Gnesen, polnisch).

14. Wenn man einem Kinde zum erstenmal die Haare scheren lässt und es wird ihm dabei in das rechte Ohr geschnitten, so sagen die Leute, es werde ein gutes und frommes Kind werden. Wird ihm aber das linke Ohr beschädigt, so wird es schlecht und gottlos werden (Kr. Gnesen).

15. Wenn dem Kinde zum erstenmale die Haare abgeschnitten sind, so reibt die Mutter den Wirbel mit einem aus mehreren Pflanzen (darunter auch Salbei) ausgedrückten Safte ein (Gnesen, polnisch).

16. Auf dem Lande haben die Leute die Gewohnheit, dass sie einem jungen Kinde, wenn es zum erstenmal geschoren wird, die Ohren mit Wachs verstopfen, weil sie glauben, das Kind werde später verrückt, wenn es das Knarren der Schere höre (Kr. Gnesen).

17. Wenn man einmal über ein Kind hinwegspringt, so wächst es nicht; ist die Zahl aber eine gerade, so wächst es (Gnesen, polnisch).

18. Wenn ein Kind über ein anderes springt, so soll dies bucklich werden und nicht mehr wachsen (Gnesen, polnisch).

[1]) Scherzhaft für Läuse.

Digitized by Google

19. Wenn ein Kind durch etwas hindurchkriecht und vergisst wieder zurückzukriechen, so wächst es nicht mehr (Gnesen, deutsch).

20. Wenn die Landleute auf das Feld gehen und ein kleines Kind in der Wiege daheim lassen müssen, so legen sie demselben ein Gesangbuch unter den Kopf, weil sie glauben, es werde dann ruhig bis zu ihrer Heimkehr schlafen (Kr. Gnesen, polnisch).

21. Wenn bei den Leuten während der Mahlzeit ein Kind singt, so sagt man, wenn es ein Knabe ist, dass seine künftige Frau einen dummen Mann bekommen werde; ist es ein Mädchen, so sagen sie: dein Mann wird eine dumme Frau haben (Kr. Gnesen).

22. Wenn Kinder um die Wette ringen, so müssen sie immer dreimal ringen und erst das dritte Mal entscheidet, wer Sieger ist; thut man das nicht, so kommt der Teufel und nimmt dem Sieger die Stärke weg (Gnesen, polnisch).

23. Junge Mädchen verbrennen die abgeschnittenen Locken ihres Haares, denn sonst könnten Vögel sie in ihr Nest tragen und es würden dann die Haare ausgehen oder schwach werden. Nur eine Locke pflegt man aufzubewahren. Ebenso soll man auch die ausgegangenen (ausgekämmten) Haare verbrennen, damit nicht die übrigen ausgehen (Kr. Gnesen, polnisch).

Fortsetzung folgt.

Bücherbesprechungen.

Volkssagen aus Pommern und Rügen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Ulrich Jahn. Zweite Auflage, Berlin 1889. Verlag von Mayer und Müller.

Wenn wir die bereits i. J. 1886 bei H. Dannenberg in Stettin erschienene Sammlung hier einer Besprechung unterziehen, so geschieht es nur deshalb, weil dieselbe, mit einem neuen Titelblatt, zweiter Vorrede und einem Nachtrag von 25 Seiten versehen, nun als eine zweite Auflage — im Verlage von Mayer und Müller, einem bekannten Antiquariat — auftritt. Der Grund für ein solches Vorgehen des Herausgebers und Verlegers ist nicht schwer zu erraten, wir gestehen indes, dass uns der hier eingeschlagene Weg, eine zweite Auflage herzustellen, nicht als der richtige erscheint; wir haben bis jetzt immer gemeint, eine zweite Auflage sei nur dann zu bringen, wenn die alte vergriffen ist oder „wenn eine durch stichhaltige Gründe veranlasste Änderung" der alten, noch nicht vergriffenen Auflage nötig ist. Das ist hier nicht der Fall. Doch — jeder nach seinem Geschmack. Heben wir aus dem Nachtrage das heraus, was bereits von R. Baier in der Zeitschrift für Mythologie II veröffentlicht ist (16 Stücke), so bleibt nicht viel mehr übrig, und es ist diese sog. zweite Auflage von dem Ideal, das wir uns von einer pommerschen Sagensammlung machen, noch weit entfernt.

Wer sich ein getreues und möglichst vollständiges Bild der pommerschen Volkssage machen will, darf sich nicht auf die Jahnsche Sagensammlung allein beschränken; auch die Sammlung von Temme und ebenso die des Unterzeichneten verdient volle Beachtung; ebenso hilft auch das, was seit dem Jahre 1886 von mir und anderen veröffentlicht ist, das Bild der pommerschen Volkssage vervollständigen. Hr. Dr. Jahn hat das nicht berücksichtigt. Für seinen dürftigen Nachtrag, der ausser den höchst zweifelhaften Fujjen und der nicht pommerschen Fru Goden nichts Besonderes enthält, hätte es keiner zweiten Auflage bedurft, dafür wäre anderwarts leicht ein Plätzchen zu finden gewesen.

Zu dem Nachtrage ist etwa das Folgende zu bemerken. Die Einteilung der Zwerge in graue, schwarze, weisse und grüne erscheint doch recht zweifelhaft. Ernst Moritz Arndt kennt die letzteren nicht. Auch Jahn hat sie nicht gefunden. Sie scheinen eine willkürliche Erdichtung der betreffenden Erzähler zu sein; vielleicht auch verdanken sie ihre Entstehung der doppelten Bezeichnung für grau: grîs und grag. S. 558 wäre hinzuzufügen, dass sich ein Blocksberg auch bei dem Dorfe Neitzkow, Kr. Stolp, befindet, ein Blocksberg bei Zemmin in meinen Volkssagen

Anmerkung. Die Namen der beiden Herren, auf welche in der Besprechung Bezug genommen, die aber nicht genannt sind, liegen bei dem Herausgeber der Zeitschrift zur Einsicht auf. E. V.

Digitized by Google

S. 68 genannt wird. Zu S. 559 (vgl. S. 364): In Hinterpommern, soweit es mir bekannt ist, ist der Mahr (Mahrt, Moor) die gewöhnliche Benennung, wenn auch oft die Mahr gesagt wird (vgl. meine Sagen S. 82). Zu S. 564: Die Erzählung von dem Wolf und dem Kinde ist nicht volkstümlich, sondern stammt aus einem Lesebuche. Ich habe sie schon als Kind (also vor etwa 30 Jahren) gelesen. Die Worte des Kindes lauteten dort: Geh oder ich geb dir eins. Die Sage von dem grünenden Besen auf dem Knickenberge findet sich schon in meinen Sagen. Nach No. 707 liegen die Schwalben auf dem Grunde des Wassers im Winterschlaf; hier scheint eine Verwechselung mit den Fröschen vorzuliegen, wenigstens ist der Glaube in dieser sonderbaren Jahnschen Fassung in Pommern durchaus nicht „allgemein".

Die Jahnsche Sagensammlung ist zum Teil in überschwänglicher Weise gelobt worden; wir können uns indessen mit diesem Lobe nicht ganz einverstanden erklären. Hr. Jahn hat fleissig gesammelt, das wollen wir ihm lassen; er hat mit Hilfe seiner Mitarbeiter für die erste Auflage etwa 490 Sagen zusammengebracht, eine stattliche Zahl. Aber warum ist, so fragen wir, Temme in ganz überflüssiger Weise ausgeschrieben worden? Die Temmesche Sammlung war bei dem Erscheinen seines Buches noch nicht vollständig vergriffen und ist es wahrscheinlich auch jetzt noch nicht; sie ist ausserdem antiquarisch leicht zu beschaffen; es lag daher gar kein Grund vor, das was die alte treffliche Sammlung von Temme bereits den Baltischen Studien entnommen hatte, noch einmal zu bringen, auch wenn Hr. Jahn dazu berechtigt war, nachdem ihm jene Akten von zuständiger Seite zur freien, unbeschränkten Benutzung zur Verfügung gestellt waren. Er sagt allerdings: „Zur Abrundung und Vervollständigung der neuen Sammlung"; doch ist dieselbe weder abgerundet noch auch vollständig, wie ein Vergleich mit den beiden anderen Sammlungen zeigt, und der Verfasser hätte pietätvoller gehandelt, wenn er der Temmeschen Sammlung, die längst in die Wissenschaft eingeführt war und allenthalben benutzt ist, auch weiter ihren ganzen und vollen selbständigen Wert belassen hätte.

Der Recensent des Jahnschen Buches in den Baltischen Studien, (Jahrg. 36, S. 163 ff.), der mit dem Herausgeber persönlich bekannt ist, sagt wörtlich: „Mit grosser Mühe hat Jahn seine Aufgabe gelöst: teils ist er selbst im Lande herumgereist und hat sich von den Leuten die Sagen erzählen lassen — bei dem zurückhaltenden Charakter unserer Landleute wahrlich keine geringe Aufgabe —, teils hat er auch, begünstigt durch seine, für diesen Zweck besonders geeigneten, häuslichen Verhältnisse, Gelegenheit gehabt, mit Leuten aus den verschiedensten Teilen der Provinz und aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung längere Zeit zu verkehren und dadurch seine Sammlung zu bereichern." Aber gerade durch diese Art der Bereicherung hat die Sammlung ohne Zweifel an Glaubwürdigkeit verloren. Hr. Jahn hätte das, was er persönlich auf seinen Reisen gesammelt, scheiden sollen von dem, was ihm in seinem väterlichen Hause, das, wenn wir recht unterrichtet sind, ein Rettungshaus ist, erzählt ist; er hat aber auch dies als „mündlich" aus den betreffenden Dörfern angegeben, so dass bei dem Leser, der die Entstehung der Sammlung

Digitized by Google

nicht kennt, der Irrtum erregt wird, als wäre der Sammler allenthalben da persönlich gewesen, von wo er „mündlich" berichtet. Wäre er in den genannten Dörfern selbst gewesen, wäre er dort, wie er S. VII mitteilt, mit Männern und Frauen in intimen Verkehr getreten, so wäre seine Sammlung wohl jetzt noch ungedruckt. Dass dieselbe nicht besonders zuverlässig sei, da viel von Kindern gesammelt wurde, sagte mir auch ein Herr, der fruher in Stettin gelebt hatte und mit dem Herausgeber bekannt gewesen war.

Ich habe allen Grund, die Jahnschen Berichte wenigstens an verschiedenen Stellen für unzuverlässig zu halten. Hr. Jahn hat auch auf dem Gebiete gesammelt, auf welchem ich persönlich bekannt bin. Die Sagen von dem Schlossberg zu Belgard an der Leba sind mir von einem Belgarder erzählt worden, und der dortige Lehrer, Hr. Radiske, ein älterer Herr, der schon lange Jahre in dem Dorfe gewirkt hatte und Land und Leute sehr genau kannte, hat dieselben durchgesehen und dann noch einmal so aufgezeichnet, wie sie in Belgard wirklich erzählt werden. Meine Sammlung enthält also die echte Belgarder Fassung. Nun bringt auch Hr. Jahn diese Sagen, und zwar „mündlich aus Belgardt" (NB. der Name wird offiziell, wie Stargard, ohne t geschrieben). Hr. Radiske, mit dem ich übrigens seit 14 Jahren persönlich bekannt bin, teilt mir aber mit, dass die Sagen in der Jahnschen Fassung falsch sind, dass kein Mensch sie dort so kennt; er teilt ferner mit, dass weder Hr. Jahn, noch sonst jemand in Belgard gewesen sei, um dort Sagen zu sammeln; er hätte es sonst erfahren müssen. Wenn der Schlossberg als ein kegelförmiger Berg bezeichnet wird, so ist das unrichtig; ich war 1877 dort, und damals schon war der Kegel bis auf einen geringen Rest abgefahren. Nicht nach Belgard gehört nach Mitteilung des Herrn Radiske auch die Sage von der Teufelswohnung bei Belgard. Dieselbe ist dort gänzlich unbekannt, ja es findet sich dort nicht einmal der als Teufelswohnung bezeichnete Teich vor. Wäre Hr Jahn wirklich in der dortigen Gegend gewesen, so hätten ihm Sagen wie die von der schwarzen Jagerin, vom Lindwurm im Lebamoor u. a. nicht entgehen können. Jene Gegend ist ausserordentlich reich an Sagen, und voraussichtlich wird es der Mühe eines meiner pommerschen Freunde gelingen, meine Sammlung nach dieser Richtung hin noch zu vervollständigen.

Auch ein anderer Lehrer, mit dem ich zufällig in Briefwechsel stehe, schreibt mir, dass die aus seinem Dorfe gebrachten Sagen dort nicht bekannt sind und dass Herr Jahn nicht dort gewesen; er habe wenigstens nichts von dem Herrn gehört.

In den Zanower Streichen des Hrn. Jahn wird öfter Schult Has genannt (No. 646 und 648). Aber diese Gestalt gehört gar nicht nach Zanow, sondern nach Darsikow (Hr. Jahn schreibt fälschlich: Darsekow), wie meine Sagen No. 226—243 zeigen. Zanow ist Stadt, hat also einen Bürgermeister, das Dorf Darsikow hat einen Schulzen, und der Herausgeber hätte diesen Fehler des Erzählers bemerken und berichtigen sollen. Ausserdem heisst es gar nicht „Schult Has", sondern „Schulte Häs", d. h. Schulzen Hans, der Schulzensohn Hans; ebenso ist auch in Zelasen Schultmatzke, der kluge Schulzensohn, der Träger der Streiche.

**

Zu No. 316 ist zu bemerken, dass das Dorf nicht Damersdorf heisst, sondern Damsdorf. Zu dem dürftigen Bruchstück vergleiche man in meiner Sammlung No. 38—40. Die Jahnschen Sagen zeichnen sich auch sonst durch eine gewisse Dürftigkeit aus; man vergleiche z. B. seine Sagen vom wilden Jäger mit denen bei Bartsch.

Auf die mythologischen Anschauungen des Hrn. Jahn uns einzulassen, ist hier nicht der Ort; wir bemerken nur, dass der Sammler mit zu den Forschern gehört, die sich bemühen, möglichst viel Mythologisches herauszufinden. Sein Versuch, auch in Pommern einen Freia-Kultus festzustellen, ist als ein völlig misslungener zu bezeichnen; von demselben kann ja in Pommern überhaupt nicht die Rede sein, da die einwandernden Germanen Christen waren; es könnte sich also höchstens um Freia-Erinnerungen handeln. Auch Hrn. Jahns Häkelberg (er schreibt falsch: Hackelberg) ist keine pommersche Gestalt und schon von Schwartz Kolonisten aus Niedersachsen — also späteren Einwanderern — zugeschrieben. Auch Fru Goden ist für Pommern in Frage zu stellen, und ebenso werden wir Hrn. Jahn später noch andere mythologische Irrtümer nachweisen.

Was endlich das Dialektische in der Sammlung betrifft, so können wir Dialektforschern nur den guten Rat geben, Hrn. Jahns Sprache und Schreibweise für Hinterpommern nicht für massgebend zu halten. Falsches findet sich massenhaft vor. Unerfindlich ist, warum schp und scht geschrieben ist. Das Märchen No. 454 führt die Überschrift: Chrôt Treink ûe klein Treink. Darin ist jedes Wort falsch. Es spricht in Hinterpommern kein Mensch chrôt, sondern grôt mit weichem g, das sich aber deutlich von ch unterscheidet; ebenso falsch sind Formen wie chlik, chloewt. Bei der Durchführung des phonetischen Prinzips durften nicht Formen wie Treink, bei, dei, Weif, Haus u. a. geschrieben werden; a und e sind nur ganz flüchtige Vorschläge vor dem langen Vokal. Ferner ist ûe falsch; es ist ü mit nachgeschlagenem e; ferner war kleie (e blos Nachschlag für n) zu schreiben, da Trînk als deminitivum neutrum ist. Auch mâuk ist falsch; es ist hier deutlich der hochdeutsche Diphthong zu hören, ebenso wie in faut; ia êm = in ihrem ist völlig unverständlich (richtig: in êem). Die Schreibung j für ein weiches g im Anlaut (jands, jåa, jing) ist unzulässig; auch dies weiche g unterscheidet sich von dem Berlinischen j; disem mit langem i ist falsch; vorra Wilt statt vonna ist vielleicht Druckfehler; doch kommt der Wechsel der Liquidas öfters vor. Ein Bild der hinterpommerschen Volkssprache erhalten wir durch die Jahnsche Schreibart nicht.

Sollte die mit so viel Selbstbewusstsein auftretende Jahnsche Sammlung in einem neuen Verlage das Glück haben, in einer neuen Auflage zu erscheinen, so möchten wir unsererseits wünschen, dass diese neue Auflage wirklich eine neue und verbesserte wäre. Es gibt in Pommern noch so unendlich viel zu sammeln, dass weder Hr. Jahn noch der Unterzeichnete den Stoff jemals erschöpfen wird.

O. Knoop.

Zur Bücherkunde.

Vorbemerkung. Von den 20 Zeitschriften, mit welchen die Zeitschrift für Volkskunde im Austausch steht, wird fortan nur noch von denjenigen die Inhaltsangabe gegeben, welche gleichfalls von jeder Nummer der Zeitschrift für Volkskunde den Inhalt angeben oder sonst ausführlich über dieselbe berichten, von den übrigen aber nicht.

Die Herren Verleger, welche Bücher zur Besprechung einsenden, werden ersucht sich wegen näherer Anzeige mit Preisangabe des betreffenden Buches an den Verlag der Zeitschrift zu wenden, welche das Anzeigewesen in Verbindung mit der Zeitschrift besonders pflegen wird.

Edm. Veckenstedt.

Bis zum 12. Septbr. 1890 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23[b.]

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Die Schrödersche Bearbeitung des Hamlet und ein vermutlich in ihr enthaltenes Fragment Lessings. Von C. W. E. Brauns. Breslau. Verlag von L. Freund, 1890.

The Golden Bough. A Study In Comparative Religion. By J. G. Frazer, M. A. Fellow of Trinity College, Cambridge. In Two Volumes. Vol. 1. London, Macmillan and Co. And New York. 1890.

The Horse in Scottish Folk Lore. By Rev. Dr. Walter Gregor. Pitsligo. Banffshire Field Club 1890. Banff. 1890.

Das Sprichwort bei Chaucer. Zugleich ein Beitrag zur Vergleichenden Sprichwörterkunde von Willi Haeckel. (Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie. Herausgegeben von Hermann Varnhagen.) Erlangen und Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme) 1890.

Richard Wagner-Studien. Sieben Essays über Richard Wagners Kunst und seine Bedeutung im modernen Leben von Alois John. Bayreuth 1889. Kommissionsverlag von Carl Giessel.

Etudes traditionnistes. Par Andrew Lang. Volume VI. Collection Internationale. Paris 1890. J. Maisonneuve, Editeur.

Les Conelles et Synodes. Dans Leurs Rapports avec le Traditionnisme par Frédéric Ortoli. Volume V. Collection Internationale. Paris 1890. J. Maisonneuve, Editeur.

Über den Maler und Kunstgelehrten Manasse Unger von Dr. Albert Pick. Erfurt 1890.

The Testimony of Tradition. By David MacRitchie, Author of Ancient and Modern Britons. With Twenty Illustrations. London, Kegan Paul, Trench, Trübner et Co. Limited. 1890.

Die Suppe. Ein Stückchen Kulturgeschichte. Von Dr. Eduard Maria Schranka. 2. Aufl. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder, 1890.

Dr. Eduard Maria Schranka. Der neue Demokrit. 1. Bd. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder. 1890.

Der verwandelte König. Schauspiel in drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen übersetzt von Herman Varnhagen. Mit einem Vorworte des Dichters. Erlangen und Leipzig. Andr. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Bohme) 1889.

Un Fragment de Foucon de Candic par M. Willmotte. Bruxelles 1806.

Digitized by Google

Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktien-Gesellschaft. (Vormals J. F. Richter.) 1890.

Neue Bilder aus alter Zeit von Ernst Boetticher.

Deutsche Volkslieder in Schweden von Joh. Bolte. Einzelabzug aus der Zeitschrift fur Vergleichende Litteraturgeschichte etc. Berlin 1890.

Das Problem des Serapeums von Pozzuoli von Prof. Dr. D. Brauns. M. A. N. in Halle. Separat-Abdruck aus Leopoldina etc. Halle 1888.

Belletristisches Journal. Redakteur Dr. Julius Graebel. New-York, 6. Aug. 1890. Nr. 2001. Altgermanische Mythologie in einem englischen Begräbnis — Bräuche. Nach einer Abhandlung gelesen vor der Americain Philological Society von Dr. Julius Goebel — übersandt von A. Gatschet, Washington.

Ostpreussische Sagen. Mitgeteilt von H. Frischbier. Königsberg 1890.

Laibacher Wochenblatt. N. 526. 1890. Krainische Wanderungen von J. Schmidt.

Questionnaire de Folklore. Publié par la Société du Folklore Wallon. 1.ere Livraison. Liége 1890.

Publications Folk-Loriques de la Société Liégeoise de Littérature Wallone par M. Willmotte. (Extrait de la Revue des Langues Romanes. Montpellier) Oct.—Déc. 1889.

Extrait sur des Thèmes de Chanson. Par M. Wilmotte. Palermo 1890.

Bulletin de la Société Neuchateloise de Géographie. Tome V, 1889—1890. Neuchatel Société Neuchateloise d'Imprimerie 1890.

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'histoire et de philologie. Direction M. M. A. Marignan et M. Wilmotte. 3e Année. N. 6. Juin 1890. Sommaire: Comptes rendus. Blanchet (J. Adrien) Nouveau manuel de numismatique des M. A. et moderne (M. Prou) A. Jearnoy. De nostratibus medii aevi poetis qui primum lyrica Aquitaniae carmina imitati sint. (H. Binet.) Feestbundel, ter gelegenheid zyner veertig jarige ambtsbediening op den 28. Nov. 1889 aangeboden aan Matthias de Vries door zyne leerlingen (H. Logemann). Dr. J. Ulrich, Italienische Bibliothek u. s. w. 1. Band. Altere Novellen, herausgegeben mit Anmerkungen und Einleitung versehen (Stanislaus Prato). Th. Trède, Das Heidentum in der Römischen Kirche (A. Marignan). Périodiques: Allemagne, France, Roumanie et Etats-Unis d'Amérique, Philologie romane (W. Meyer-Lübke, A. Doutrepont, M. Wilmotte).

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Première Livraison. Juillet. Sommaire: Romans, et Nouvelles, par M. Firmin Boissin. — Comptes rendus. Théologie. — F. Dumortier. Jurisprudence. — G. Vadala-Papale. Sciences. — Tilman Pesch, A. Hamon et G. Bachot, H. de Parville. — Belles-Lettres. M. Bonnet, A. Regnier. — T. de Quincey. J. Grand Carteret etc. — Histoire. M. Fontane, F. A. Aulard etc. — Bulletin. Goudet, Rossillon etc. — Chronique. Nécrologie, Nouvelles, Publications nouvelles.

Revue des Traditions Populaires. 5. Année. Tome V. N. 6. 15. Juin 1890. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4. Quelques proverbes français du XVe siècle. R. Rosière. — Chant de moisson du Morvan. J. Tiersot. — Les Mollusques. P. Sébillot. — Extrait d'anciens articles anglais relatifs au. Folk-lore. II. Préface de Richard Price à l'histoire de la poésie anglaise de Warton. Brueyre. — Les villes disparues. I. Le temps, tradition poitevine. L. Pineau. — Allusions à des contes populaires. III. R. Basset et P. Sébillot. — Les Traditions populaires et les écrivains français. VI. Les Noels de la Monnoye. F. Fertiault. — Moeurs et coutumes de mariage. III. Chez les Permiens. L. Sichler. — Extraits et lectures. Le Samedi saint à Cuba. A. Certeux. Bibliographie.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Directions MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. VII. 4e Année (N. 40) Livraison de Juillet 1890. La Théorie de Dulaure en Mythologie. A. J. Dulaure. — Vieux Proverbes français, notés par J. Ray à la fin du XVII siècle. — Formulettes enfantines. V. H. Carnoy. — La Médecine au village. J. Gautier. — Les Anciens conteurs. VII. L'aveugle de Ferrare. De St. Prato. — Le Folklore Polonais. II. suite. M. de Zmigrodzki. — La Traditions dans Victor Hugo. — E. Blémont. — Contes populaires du Bocage Normand. I. V. Brunet. — Lou Dibeys. — Le Vendredi. — Poésie gasconne. — J. Salles. — Bibliographie. Livres Recommandés.

Digitized by Google

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 3e Jaargang. 6., 7., 8e Aflevering. Inhoud: Over de Studie van Het Volkslied door A. Gittée. Sprookjes: Jan de Rotter. Vragen en Aanteekeningen: Volksbenamingen van muntstukken. — Huwelijksopbruik. — Verklaringen van natuurverschijnselen. Toedesnken. — De Humor in de Taal, s. Schelmsche Antwoorden (Aug. Gittée). Onze Vlaamsche Componisten: Ofte Liedjeszangers, door Pol de Mont. III. Vervolg. — Boekbeoordelingen: De Humor in de Taal. I. Schelmsche Antwoorden (Vervolg.). Aug. Gittée. Sprookjesen Prijsboeken. A. De Cock. — Rond den Heerd. — Sprookjes voor Jong en Oud. (Aug. Gittée.) Vragen en Aanteekeningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8° Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 2. Jaargang 1890. 6., 7., 8. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Levende Spraakkunst. Over de Benaming „Pagnot." De Vogelen in het Volksgeloofen de Volksdichtveerdigheid. Vertelsels. Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. Nieuwskes. Boekbespreking. Inhoud van Tijdschriften. Door Joz. Cornelissen. J. B. Vervliet. Alf. Harou. — Levende Spraakkunst. Rivieren, Putten, Fonteinen, Bronnen, Ondiepten, enz. Liederen. Paspiliederen. Vertelsels, Boekbespreking. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften. Door Joz. Cornelissen. Alf. Harou. J. B. Vervliet. Guldenvlies. — De Vogelen in het Volksgeloofen de Volksdichtveerdigheid. Houden Clara. Volksgeloof. Sprookskes en Vertelsels. Kindergebedeken. Boekbespreking. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften. Door Alf. Harou. J. B. Vervliet. Joz. Cornelissen.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. 7e Année. Août 1890. N. 6.

An die Herren Mitglieder der Deutschen Gesellschaft fur Volkskunde.

Der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde hatte sich erlaubt, den folgenden Gelehrten und Forschern des Auslandes die Ehrenmitgliedschaft anzutragen:

Prof. H. Carnoy — Paris.
A. Gatschet — Washington, Am.
Prof. Gittée — Charleroi.
Prof. Dr. Kaarle Krohn — Helsingfors.
Prof. Dr. Lundell — Upsala.
Alfred (David) Nutt — London.
Antonio Machado y Alvarez — Madrid.
Prof. Mar. Menghini — Rom.
Paul Sébillot — Paris.
Prof. Wilmotte — Liége.

Die Herren haben die Güte gehabt, die Wahl freundlich dankend anzunehmen und der Deutschen Gesellschaft fur Volkskunde alles Glück zu wunschen, die Antworten von H. Carnoy und Madrid stehen noch aus.

An die Herren Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, die Herren Mitarbeiter und Leser der Zeitschrift für Volkskunde.

Entsprechend dem Ziele, welches die Zeitschrift zu erreichen sich vorgesteckt hat, in gemeinsamer Arbeit, bei Anerkennung eines jeden Stand-

Digitized by Google

punktes, welcher durch Hingabe an die Sache und treue Arbeit gewonnen ist, die Schätze unserer Volksüberlieferungen zu sammeln und den tieferen Gehalt derselben in wissenschaftlichen Arbeiten darzulegen, erlaubt sich der Unterzeichnete die allgemeine Aufmerksamkeit auf folgende Punkte zu richten:

Herr Gymnasialdirektor Dr. Legerlotz zu Salzwedel hat die Gute gehabt, die Arbeit zu übernehmen, uns die Abzählreime der Kinder zu erschliessen. Längere Krankheit hat ihn leider gehindert, die Arbeit bis jetzt auszuführen, aber sein letzter Brief sagt freundlichst zu, die Arbeit zu Ende führen zu wollen. Demnach würden die Herren Sammler neue Funde der berührten Art ihm zu senden Ursache nehmen können.

Da die Volkstänze noch nicht annähernd ihrer Bedeutung nach gewürdigt sind, so werden alle die Herren ersucht, welche sich mit diesem fesselnden Stoff beschäftigen, solchen Herrn Professor Ammann in Krummau (Böhmen) zugehen zu lassen, welcher denselben für die Zeitschrift bearbeiten wird, sofern sie nicht selbst auf diesem Gebiet abgeschlossene Arbeiten zu liefern die Neigung haben.

Da die Rosshäupter auf Giebeln nach einer von Jacob Grimm falsch erklärten Stelle des Tacitus durch unsere mechanischen Notizensammler zu Hauptbeweismitteln für ethnologische und mythologische Forschungen gestempelt sind, so ersucht der ergebenst Unterzeichnete, hierüber eingehende Beobachtungen zu machen, wo diese Rosshäupter sich finden, wo andere Giebelornamente, wo überhaupt keine Ornamente.

Endlich erlaubt sich der Unterzeichnete darauf hinzuweisen, dass von Heft 2 an Aufsätze des Herrn Bötticher, Kgl. Pr. Artillerie-Hauptmann a. D. uns, nachdem er in Klein-Asien geweilt hat, über den Zustand der dortigen Ausgrabungen und Funde berichten werden. Der Unterzeichnete glaubt auf diese Aufsätze um so mehr aufmerksam machen zu sollen, als bekanntlich Herr Prof. Virchow zwar eine Kundgebung gegen Bötticher unterzeichnet, dafür aber Herrn Schliemann, welchen er früher bei jeder Gelegenheit ungemein zu feiern wusste, auf der letzten Anthropologenversammlung sehr heftig angegriffen hat, ein Beweis, dass sich Herr Professor Virchow schwer geirrt haben muss in seinen früheren Behauptungen, wenn er jetzt also verfährt.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bitten zu beachten!

Mit Abschluss des 12. Heftes vom II. Jahrgange der Zeitschrift für Volkskunde ist dieselbe in den **Verlag der unterzeichneten Firma** übergegangen, welche mit dem Herausgeber derselben, Herrn **Dr. Veckenstedt** zu **Halle a. S.** einen mehrjährigen Kontrakt abgeschlossen hat. Bei Neubestellung bitten wir auf den **Wechsel des Verlages** Rücksicht zu nehmen.

Die Verbreitung der **Zeitschrift für Volkskunde** ermöglicht **uns**, dem vielfach an den Herausgeber herangetretenen Wunsch zu entsprechen und den Preis für das **Quartal** auf Mk. 3.—, für den **Jahrgang** auf Mk. 12.— zu ermässigen. Die Mitglieder der **Deutschen Gesellschaft für Volkskunde,** deren Organ die Zeitschrift für Volkskunde fortan ist, erhalten dieselbe für den **Vorzugspreis** von Mk. 10.— **nur** durch die Verlagshandlung.

Da die **unterzeichnete Verlagsbuchhandlung** durch Herabsetzung des Preises unter Gewährleistung aller der Eigenschaften, durch welche sich die **Zeitschrift für Volkskunde** ihren weiten Leserkreis erworben, unter der bewahrten Leitung des Herausgebers, und unter Mitwirkung einer Fülle von hervorragenden Mitarbeitern des In- und Auslandes den berechtigten Wünschen entgegengekommen ist, so glaubt dieselbe keinen Fehlgriff zu thun, wenn sie alle **Freunde der Volkskunde** wie der **Zeitschrift für Volkskunde** ersucht, der Zeitschrift ihre **Teilnahme zu bewahren** und derselben **neue Freunde zuführen zu wollen.**

Leipzig, im September 1890.

Frankenstein & Wagner,
Verlagsbuchhandlung.

Frankenstein & Wagner, Leipzig.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 2. HEFT.

LEIPZIG 1890.
DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene: Der pommersche Gauden und Vergodendêl von O. Knoop — Rogasen. 41

Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. Von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 49

Volksüberlieferungen aus Österreich von Franz Branky 57

Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 58

Troja oder Feuernekropole von Ernst Böttticher 61

Bücherbesprechungen von J. Pistor — Kassel.

Sagenkranz aus Hessen-Nassau und der Wartburg-Gegend von Carl Hessler. Kassel, Verlag von Gustav Klaunig, Hofbuchhandlung, 1889 75

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Hamburg 1890. Verlag von Gustav Fritzsche. Druck von L. Döll in Kassel 75

Mittheilungen 76

Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene:

Der pommersche Gauden und Vergodendêl.

Von

O. Knoop — Rogasen.

Ist Wodan Himmels- und Lichtgott, so liegt es nahe, ihn auch als Erntegott zu fassen, da durch Himmel und Licht der Ausfall der Ernte mitbedingt wird. Man hat sich denn auch bemuht, Beweise herbeizuschaffen, welche den höchsten Gott als einen Erntegott, der den Feldern Fruchtbarkeit und Segen verleiht und dafür ein Geschenk in Empfang nimmt, erweisen sollen. Diese Beweise lassen sich in vier Gruppen zerlegen. Zu der ersten Gruppe rechnen wir die Ausrufungswörter Waul, Wôl, Wôld und Wauden, die entweder für sich allein oder in Verbindung mit einem auf die Ernte bezüglichen oder auch gleichgiltigen Reim oder Vers, unter Anwendung gewisser Ceremonien, gerufen werden. Man hat in diesen jetzt nur noch als Interjektionen erscheinenden Wörtern Verstümmelungen des Wodansnamens gesehen und deshalb geschlossen, dass Wodan bei der Ernte angerufen worden sei. Aber der Zusammenhang mit Wodan liegt, wie es scheint, doch nicht so klar zu Tage, und die Namen „Waulroggen" und „Waulstab" finden ohne Zweifel ihre Erklärung in dem Rufe Waul und nicht in dem Namen Wodans.

Zur zweiten Gruppe gehören die Sprüche, in welchen „Wode" aufgefordert wird, die letzte Garbe seinem Rosse als Futter zu holen. Der älteste derartige Spruch wird von Nikolaus Gryse (1593) berichtet. In diesen Sprüchen, an die sich die entsprechenden Gebräuche, sowie die bayrischen Benennungen Waudlgaul, Wauunde, Waudlsmähe anschliessen, wird aber nicht der Gott als Empfänger der Gabe gedacht, sondern des Gottes Ross, das ohne triftigen Grund mit dem Gotte selbst nicht identifiziert werden darf.

Die dritte Gruppe bilden alle diejenigen Angaben, in welchen die letzte Garbe oder die mit Blumen und Bändern geschmückte Puppe als „der Alte" bezeichnet wird. Hr. Dr. Jahn hat, wenigstens meint er es, nachgewiesen, dass dieser Alte, der in feierlichem Zuge ins Herrenhaus getragen wird und dort einen Ehrenplatz erhält, nichts anderes ist als eine Opfergabe für den Gott Wodan selbst und dass „der Alte" ein Beiname dieses Gottes ist. Indessen bemerkt schon Adam von Bremen, dass Thor „serena et fruges gubernat"; Grimm sagt, dass nicht Wuotan ausschliesslich es war,

igitized by Google

der den Feldern Fruchtbarkeit verlieh, dass Donar und dessen Mutter, die Erde, in noch näherem Bezug zur Ernte stehen, und A. Kuhn hat in den Nordd. Sagen S. 514 (Anm. zu No. 104—106) den Alten auf Thor gedeutet. Die neuere Richtung, zu deren Vertretern Jahn gehört, hat dagegen Donar ganz beiseite geschoben. Erneute vorurteilslose Prüfung des einschlägigen Materials ist daher unerlässlich. Nicht ausser acht zu lassen ist auch, dass manche polnische Erntegebräuche, wie das Herumführen des Wolfes (wilk), so sehr mit den norddeutschen Gebräuchen übereinstimmen, dass man die Frage aufwerfen darf, ob nicht slavische Überbleibsel hier sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Zur vierten Gruppe endlich gehören das von Kuhn zuerst in der Mark aufgefundene und dann weiter nachgewiesene „Vergodendêl" und der vor einigen Jahren von Jahn entdeckte pommersche „Gauden", zwei Namen, in denen sich, nach der Meinung der Finder, der Name des Gottes Wodan noch erhalten hat und die deshalb den Charakter Wodans als eines Erntegottes zweifellos feststellen sollen.

Es ist nicht meine Absicht, hier eingehend zu untersuchen, ob und inwieweit nun Wodan wirklich als Erntegott zu betrachten ist: nur die Zeugnisse der vierten Gruppe will ich für heute zurückweisen, ehe noch das jüngste derselben, der pommersche Gauden, in die Wissenschaft eingefuhrt wird und dasselbe Unheil in der deutschen Mythologie anrichtet wie das Kuhn-Schwartzsche Vergodendêl, dem man — ohne Recht — bisher die höchste Beweiskraft beigemessen hat.

Jahn sagt S. 2 seiner Volkssagen aus Pommern und Rügen: In den Kreisen Grimmen und Demmin wird nach dem Ernteschmaus (Arenklatsch) den einzelnen Erntearbeitern eine Gabe an Fleisch, Wurst, Brot, Korn u. s. w. ins Haus geschickt. Man sagt dazu: „Das kriegt ihr auf Gauden Deil, auf Gauren Deil oder up't Gaur." Dieser Brauch stimmt zu der von Kuhn und Schwartz fur einen grossen Teil Norddeutschlands nachgewiesenen Sitte des Vergodendeel (= Frau (Frô) Goden Teil), und bedeutet somit jene merkwürdige Redensart auf hochdeutsch soviel als: „Ihr bekommt das auf Wuotans (Gaudens, Gaurens, Gôdens = Wôdens) Teil, auf Wuotan."

Wir halten diese Deutung hervorgegangen aus wenig sorgfältiger Prüfung der Redensart, aus mangelnder Kenntnis der plattdeutschen Sprache Pommerns und oberflächlicher Bekanntschaft mit dem Volksleben, verbunden mit dem Bestreben des Herausgebers, auch seinerseits aus Norddeutschland einen Beweis für den Erntegott Wodan beizubringen. Die Redensart hat eine ganz andere Bedeutung, als wie sie Jahn ihr unterlegt. Zunächst ist es interessant zu bemerken, dass in Pommern — nach der ersten Ausgabe der Jahnschen Volkssagen aus Pommern und Rügen — bis auf unsere Redensart nur die mit W anlautenden Namensformen gebräuchlich sind. Jahn hat folgende: Wode, Wôd, Wûid, Waud, Waur, Waul, Wôdke, Wôtk, Waurke, und all diese Namen bezeichnen immer dieselbe Gestalt, nämlich den wilden Jäger; dazu kommen noch in der sog. zweiten Auflage (S. 542) die Formen Wâur und Wâurke, und endlich aus dem Kreise Greifenhagen Frû Gôden, in welcher Hr. Jahn fälschlich den Gott Wodan sieht. Doch ist diese Namensform wohl erst aus der benachbarten Mark

gitized by Google

eingeführt. Von G-Formen bleibt also nur Gauden in der angeführten Redensart übrig. Schon das muss stutzig machen.

Auffallend ist weiter das fehlende s des Genitivs, denn nach der Deutung Jahns können Gauden und Gauren nur Genitive sein; es müsste daher volkstümlich lauten: up Gaudens (Gaurens) Deil oder up Gaude (Gauden) sine(n) Deil. Hat aber das Volk Gauden nicht mehr als Genitiv eines Namens gefühlt und gebraucht, so haben wir kein Recht, einen solchen daraus zu machen. Hr. Jahn hat auch, wie es scheint, den sprachlichen Mangel gemerkt, denn bei seiner Deutung gibt er nachher die Formen Gaudens, Gaurens, Godens, die aber bei dem Volke nicht vorhanden sind; er hat sie nicht gehört, sondern sich erst selbst gebildet.

Auch die wörtliche Bedeutung der Redensart hat Hr. Jahn nicht geprüft. Was soll das heissen, wenn der Überbringer des Geschenkes oder der Hofmeister etwa, der die Geschenke verteilt (denn ich glaube doch, dass die Leute sich diese Geschenke selbst abholen müssen), sagt: Dat krig' ji up Gauden Deil? Die allgemeine und ohne Zweifel richtige Annahme ist die, dass die stehenbleibende Garbe dem Erntegott zufällt als Opfergabe, sie wird ihm, um volkstümlich zu reden, gegeben up sine(n) Deil, er kriegt sie up sine(n) Deil. Diese Verbindung ist in Pommern ganz gewöhnlich bei Verteilungen, welche die Leute unter sich vornehmen; man sagt: dat kimmt up dine Deil, dat krig ji up juge Deil; man fragt: wat oder wovael hest du up dine Deil (auch Part) kraege? Und ebenso sagt man im Magdeburgischen: up jûen, juren Deil, up't Jûe. Die Redeweise hat immer reflexive Bedeutung, „und du kriggst dat up dine Deil" heisst: du bekommst das als deinen Anteil, das fällt dir als dein Anteil zu. Die Jahnsche Redensart aus Vorpommern hätte nur einen Sinn, wenn sie bedeutete: Ihr bekommt das als eine Gabe, die euch Wodan spendet, etwa als einen geringen Anteil an dem, was er dem Gutsherrn gespendet hat; aber das liegt nicht in den Worten. Die einzig mögliche Erklärung kann nur sein: Ihr bekommt die Gabe an Brot und Korn, an Wurst und Fleisch als Wodans Anteil d. h. für Wodan, als eine Gabe, die ihm zukommt, die ihm also als Opfergabe wieder dargebracht werden muss. Die Spende gehört ja aber den Erntearbeitern. Man sieht leicht, dass die Jahnsche Auffassung verkehrt ist, um so mehr, da die erwähnte Verbindung nur in reflexiver Bedeutung vorkommt.

Indessen ist doch die von Jahn entdeckte Redensart für jeden, der sehen will, klar und durchsichtig, und es ist mehr als drollig, dass Hr. Jahn wider Willen und unbewusst die richtige Erklärung selbst bringt, welche zugleich die Unhaltbarkeit und Vernichtung seiner Deutung in sich schliesst; denn up Gauden Deil, up Gauren Deil, wird nachher richtig erklärt durch: up't Gaur. — Freilich sieht Hr. Jahn auch in diesem neutralen Gaur den sonst immer nur männlich auftretenden Wodan, für uns aber ist Gaur weiter nichts als das Neutrum zum Adj. gaut = gut, und uns bedeutet die Redensart weiter nichts als: Das kriegt ihr aufs Gute, d. h. zum Geschenk, und dasselbe bedeutet up gauden, gauren Deil: Die Erntearbeiter erhalten die Gabe auf den guten Teil, als Geschenk von ihrem Gutsherrn.

Eie gaud, schêe (schöner), grot, ganz Deil sind in Pommern ganz gewöhnliche Verbindungen; man sagt z. B. dat gaff e gaud' Deil Tuffle,

Digitized by Google

dat is e gaud' Deil Fisch fär ne Grosche, d. h. genug fürs Geld, und entsprechend der Jahnschen Redeweise sagt man in Hinterpommern, wenn man etwas schenkt: Dat krig' ji te gaud', te gaur, als Geschenk. Ähnlich sagt man: Dat heww ik bi em noch te gaud' das habe ich noch zu gute, habe ich noch zu fordern.

Der von Jahn beigebrachte Gebrauch aus Vorpommern findet sich auch bei Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. S. 304: „Bei Erntefesten ist es im Lande sehr verschieden. Auf vielen Gütern bekommen die Dorfleute (Tagelöhner) Fleisch, Brot, Grütze u. s. w. Nach alter Weise, wie hier auf einigen Gütern noch jetzt, werden die sämtlichen Dorfleute mit den Hofleuten gemeinschaftlich auf dem Hofe gespeiset, wobei ein paar der Tagelöhnersfrauen das Kochen besorgen. Einer der Tagelöhner hat die Bier-, ein anderer die Branntweinschenke." Beide Gebräuche sind mir auch aus Hinterpommern bekannt, und aus dem Kreise Bütow teilt Hr. Lehrer Archut mit: „Jn Wusseken und Umgegend ist es Sitte, dass von der Gutsherrschaft nach beendeter Ernte unter die Arbeiter eine Tonne Hering, Brot, getrocknetes Obst u. s. w. verteilt wird, lediglich als Ausdruck des Wohlwollens, als Anerkennung des während des verflossenen Jahres bethätigten Fleisses und Aufmunterung zu neuem Eifer. Meistens erfolgt diese Beschenkung jedoch nur dann, wenn die Arbeiter dafür auf das Kranzbier, die Austkost, verzichten."

Diese Mitteilung ist wichtig, denn es ergibt sich daraus, dass jene Gabe wirklich gegeben wird und betrachtet wird als ein Geschenk, und zwar einmal zur Belohnung für den bewiesenen Fleiss, dann aber auch zugleich als Entschädigung für das Verzichtleisten auf das Kranzbier. Nun ist aber das Kranzbier, die Austkost, das Ursprüngliche ist das Fest, welches den Arbeitern zur Belohnung für ihren Fleiss nach der Ernte gegeben wird. Nach dem plattdeutschen Wörterbuch von Dähnert (Stralsund 1781) ist Arn-Kollaatsche der lustige Tag, der den Arbeitenden nach der Ernte gegeben wird; nach Jahn bezeichnet allerdings Arenklatsch nur den Ernteschmaus. Die Feier zerfällt nun in zwei Teile: den Ernteschmaus und eine darauffolgende Tanzbelustigung. Aber der Ernteschmaus ist, weil die Vorbereitungen zu demselben recht umständlich waren und deshalb lästig fallen mussten, in Hinterpommern gewöhnlich weggefallen; ich habe das von Bartsch beschriebene „Abspeisen" zwar als Knabe noch miterlebt, aber später blieb es fort, die Leute assen zu Hause und kamen dann am Nachmittage zum Tanz zusammen. Und so könnte man denn jene Gabe auch als Ersatz für den ausgebliebenen Ernteschmaus betrachten. Andrerseits vergegenwärtige man sich, dass es bei den oft bis an den hellen Morgen dauernden Tanzbelustigungen recht toll und lärmend herging, dass nicht selten, wenn die Köpfe vom Schnaps und Bier erhitzt waren, Schlägereien und Ausschreitungen anderer Art vorkamen, und man wird es begreiflich finden, dass die Geistlichkeit gegen den Unfug des Kranzbieres ankämpfte, und nicht selten mit Erfolg, da auch viele Gutsbesitzer dem tollen Treiben abhold sein oder werden mussten. Und auch die Schule mischte sich ein. Die Lehrer verboten den Schülern aufs ausdrücklichste, bei dem Kranzbier zuzusehen, und ich selbst habe einmal die Hiebe gefuhlt, die uns Neugierigen von dem Lehrer des Ortes am Tage nach dem

Digitized by Google

Feste verabfolgt wurden. In meinem Heimatsdorfe kamen denn auch die Erntefeste ganz ab, und an ihre Stelle traten die erwähnten Spenden, die aufhörten, als später wieder die Austkost mit Musik und Tanz gefeiert wurde. Und so war es an vielen andern Orten, und so war es jedenfalls auch dort, von wo Hr. Jahn berichtet. Welchen Ursprungs aber auch die Spenden sein mögen, so viel steht fest, dass sie ursprünglich nicht zur Austkost gehören, deren eigentliche Bestandteile nur Ernteschmaus und Tanz sind, wie durch alle sonstigen Mitteilungen dargethan wird; sie kennzeichnen sich vielmehr als junge Gebräuche, und daraus ergibt sich wieder, dass Wodans Name nicht hierher gehört.

Aber in einem hat Hr. Jahn doch recht, nämlich darin, dass seine Redensart identisch ist mit dem Kuhn-Schwartzschen „Vergodendêl“ [1]), dem Namen des Erntefestes in einem grossen Teile Norddeutschlands. Man wird nach den bisherigen Darlegungen zwar bereits wissen, wie der Name zu deuten ist; da indessen ein grosses Gewicht auf denselben gelegt ist, wollen wir etwas ausführlicher sein.

A. Kuhn berichtet in den märkischen Sagen S. 337 f.: „In der Gegend des ehemaligen Klosters Diesdorf hat man bei der Ernte diesen Gebrauch. Während der ganzen Roggenernte bleibt auf jedem Ackerstück ein Büschel Ähren stehen, welches der Vergodendeels Struuss heisst; wenn dann alles abgemäht ist, zieht man geschmückt und mit Musik aufs Feld und umbindet dies Büschel mit einem bunten Bande, darauf springt man darüber fort und tanzt herum. Zuletzt durchschneidet es der Vormäher mit der Sense und wirft es zu den übrigen Garben. So geht es von einem Ackerstück zum andern, und zuletzt zieht man unter dem Gesange: „Nun danket alle Gott“ wieder ins Dorf, und hier von Hof zu Hof, wo der unten folgende Erntespruch hergesagt wird. Abends ist dann Tanz und zwar alljährlich auf einem andern Hofe. — Der Name dieses Erntefestes ist Vergodendeel, den man als eine Vergütigung für die schwere Erntearbeit bezeichnet.“

Auf S. 341 wird dann noch ein Erntespruch aus Bonese angeführt:

Ich sage einen Erntekranz,
es ist aber ein Vergutenteilskranz u. s. w.

In den nordd. Sagen S. 394 f. wird weiteres Material beigebracht. Es heisst da: „Der Name Vergodendêl für den bei der Roggenernte stehenbleibenden Busch, sowie die mit demselben verbundenen, in den märkischen Sagen S. 337 ff. beschriebenen Gebräuche finden sich hauptsächlich nur in dem dort angegebenen Landstriche und kommen auch hier in neuerer Zeit immer mehr in Abnahme. Hin und wieder bricht jedoch der Name oder der erste der damit verbundenen Gebräuche noch

[1]) Habe ich bei uns nie gehört, vielleicht Kuhnsche Phantasie, resp. an ihm verübte Täuschung. Vergodendeels Struss! i. e. ein Symbol; för (jo-en, euren) gôden (gûden) deel, ein Bon (quasi) für euren Extra-Lohnteil.

Tritt man als Forscher speziell unseren civilisationsabholden Bauern entgegen, kann man gewiss sein angelogen zu werden, wie offenbar bei Kuhn geschehen. Mit „lüttje Vertellsels“ kommt man weiter. Die Landleute halten es geradezu für ein Verdienst, den Städter, den der Gelehrte nie verleugnen kann, etwas aufzubinden. v. Estorff.

Digitized by Google

in andern Gegenden hervor. Südlich findet sich derselbe bis in die Gegend von Brome, von Voitze etwa bis Barwede; an ersterem Orte wird der Roggen vormittags abgemäht, der Vergodendêlsstrûss bleibt dagegen bis zum Nachmittag stehen; nach Tische ziehen die Knechte und Mägde hinaus und tanzen um denselben, der Vormäher schneidet ihn darauf ab und er wird mit Jubel heimgebracht. In Mellin herrscht dabei noch die Sitte, dass alle über den Busch fortspringen müssen. In Jeimke, eine halbe Meile von Barwede, ist der Name Vergodendêl für die Ernte nicht mehr vorhanden, man zieht Ähren aus jeder Stiege und macht davon einen Strauss, der heimgetragen wird; ebenso in Vorsfelde. Noch südlicher auf den herrschaftlichen Gütern um Hehlingen liess man sonst, nachdem aller Roggen abgefahren war, einen Busch Roggen oder ein paar Stiegen stehen, die nachher mit Musik ins Dorf geholt wurden; der Name war und ist einfach de êren (Ernte). Im Osten bricht der Name noch einmal in Neuermark an der Elbe hervor, wo das Erntefest Vergodendêl heisst, dabei wird aber ein blosser Kranz mit Musik ins Dorf gebracht. Im Norden führt die Ernteköst noch an manchen Orten in der Umgegend von Arendsee den Namen Vergodendêl, aber weiter hinauf im Lenngau und im Hannöverschen ist der Name nicht mehr bekannt, im Westen begrenzt das hannöversche Land im allgemeinen das Gebiet des Gebrauchs, weiterhin ist der Name kaum noch gekannt, nur in Weyhausen bei Ülzen sagte ein Landmann, dass man im Wendlande das Erntefest so nenne. Weiter hinauf zwischen Ülzen, Lüneburg, Blekede ist Name und Gebrauch nicht mehr bekannt."

Dazu kommt noch aus den westfälischen Sagen II. S. 178: „In der Gegend zwischen Wittingen und Ülzen heisst das Erntefest fast überall noch Vergodendêl."[1])

Nach den märkischen Sagen, auf die sich Kuhn, Nordd. S. S. 394, beruft, und ebenso in den westf. Sagen heisst also das Erntefest Vergodendêl; demnach ist es falsch, wenn in den nordd. Sagen auch das Büschel Ähren, welches stehen bleibt und welches in den märkischen Sagen Vergodendeels Struuss genannt wird, und bald darauf die Ernte selbst Vergodendêl heisst. Wir haben daran festzuhalten, dass dieser Name nur das Erntefest bezeichnet, und zwar nur dasjenige Erntefest, welches unmittelbar nach dem Abmähen des Roggens folgt. Das eigentliche Erntefest wird erst am Schluss der gesamten Ernte, also gewöhnlich Anfangs November, nachdem die Kartoffeln eingebracht sind, gefeiert (Märk. Sagen S. 343).

Die Deutung Kuhns findet sich in den Märk. Sagen S. VII: „Der Name hat als Vergütigungsteil gar keinen Sinn, denn das Erntefest als eine Vergütigung für den sauren Schweiss des Schnitters zu fassen, wäre wohl ganz in der Ordnung, aber warum denn das „Teil" im letzten Gliede der Zusammensetzung? Ich denke, wir dürfen gar keinen Zweifel hegen, Vergodendeel als Frô Goden Deel aufzufassen, also der Teil, der Anteil des Herrn Wodan, und dieser Anteil ist eben der Erntebüschel,

[1]) Die Kuhnschen Angaben muss ich bestreiten, ich entstamme der Gegend und bin mit den Sitten, Gewohnheiten, sowie mit der Volkssprache auf das genaueste bekannt.
v. Estorff.

gitized by Google

den man dem Gott als Opfer stehen lässt und nach echt heidnischer Sitte unter Jubel und Musik umtanzt." Dieser Deutung hat sich auch J. Grimm angeschlossen, und er erklärt den Vergodendeelsstrûss als „Frau Godenteilsstrauss, der ihren Teil ausmacht." Und Hr. Jahn bemerkt in seinen deutschen Opfergebräuchen bei Ackerbau und Viehzucht, S. 167: „Kuhn hat mit Recht die volkstümliche Erklärung des „Vergodendeel" als Vergutigung für die schwere Erntearbeit verworfen und dafür seine eigene scharfsinnige Deutung dieses Wortes als „Frau Goden Teil" gesetzt, da „Ver" die übliche Schwächung von Frau ist. Dies Frau wäre dann wieder aus einem Missverständnis des alten Frô entstanden, die Sitte des „Vergodendeelsstrauss" also als das alte, dem Wuotan dargebrachte Ährenopfer anzusehen." Also Vergodendêl ist gleich Frô Goden Dêl d. h. Herrn Wuotans Anteil.

Bei dieser Deutungsweise ergeben sich jedoch Schwierigkeiten sprachlicher und sachlicher Natur, die von Kuhn, Grimm und Jahn übersehen worden sind. Auffallend ist, dass das Wort nirgends Verwodendeel lautet, da bei Wodans Namen doch sonst g und w wechseln und die mit w anlautenden Namensformen für den Gott häufiger sind. Zu beachten ist weiter, dass bei dem Namen des Gottes das s des Genitivs fehlt; es sollte richtig Vergodensdeel lauten. Angenommen ferner, „Ver" wäre hier wirklich Verstümmelung von Fru, warum muss gerade dieses Fru durch Missverständnis aus Frô (Herr) entstanden sein? Wir kennen eine Frû Frêke, eine Frû Harke, eine Frû Holle und andere Frauen, aber keinem Menschen ist es bisher eingefallen, hier Frû als Herr zu fassen; nur Frû Gode hat es sich müssen gefallen lassen, als männliche Gestalt aufgefasst zu werden, weil es darauf ankam, möglichst viele Zeugnisse für den Gott Wodan zusammenzubringen. Aber Frû Gode ist wirklich weibliche Gestalt und der Frau Holle identisch, wie wir später zeigen werden. Man hätte also höchstens zu einer Erntegöttin Frû Gode kommen dürfen, der Fru Gaue Niedersachsens (Jahn, S. 164). Dann wäre auch die Form Vergodendeel ohne s richtig. Aber auch mit der Göttin lässt sich hier nichts anfangen.

Es war schon oben darauf aufmerksam gemacht, dass Vergodendêl nur Name für das Erntefest ist, und dieser Name, richtig gedeutet, kann doch nur besagen, dass das Erntefest selbst der Teil, der Anteil des Herrn Wodan ist, die Opfergabe, welche ihm zu teil wird. Wie kommt Kuhn dazu, den stehenbleibenden Erntebüschel als den Anteil Wodans, als die Opfergabe auszugeben? In Wirklichkeit ist ja dieser Erntebüschel die Gabe für den Erntegott, aber müsste denn nicht der stehenbleibende Büschel Ähren oder die Garbe selbst den Namen Vergodendêl oder doch wenigstens Vergodenstruss heissen? Er heisst aber ausdrücklich Vergodendêlsstruss, und wenn Kuhn einmal in den nordd. Sagen eine andere Angabe macht, so ist dieselbe eben falsch. Wie will man nun diesen Namen deuten? Wenn Grimm ihn erklärt durch „Frau Godenteilsstrauss, der ihren Teil ausmacht", so ist das völlig unverständlich; die Gottheit soll ja nicht „Godenteil" heissen, sondern Goden d. i. Wodan. Und ebenso lässt der „Vergutenteilskranz" eine vernünftige Deutung nicht zu. Das Erntefest selbst aber, wie es das Wort besagen würde, als eine Opfergabe für den Gott aufzufassen, kann doch keinem Verständigen einfallen.

Digitized by Google

Lassen sich diese Schwierigkeiten in der Wörterklärung bei dem Festhalten an dem Namen Wodan nicht beseitigen, so werden wir genötigt sein, nach einer anderen Deutung zu suchen. Hr. Jahn hat das Verdienst, durch Auffindung der pommerschen Redensart, welche er aber nicht verstanden hat, „up gauden Deil" dieselbe, wenn nicht ermöglicht, so doch wesentlich erleichtert zu haben: Up gauden Deil ist sprachlich völlig gleich dem Vergodendêl, man schreibe es nur richtig: fär (= für) goden Deel, und alles ist klar. Jenes vorläufige Erntefest, welches den Namen Vergodendêl führt und unmittelbar nach Schluss der Roggenmahd stattfindet, ist von dem Besitzer wirklich gegeben fär (= up) goden Deel d. h. als Vergütigung für die schwere Erntearbeit, und diesmal hat das Volk mit seiner Etymologie doch recht, und die von Jahn als scharfsinnig gepriesene Deutung Kuhns ist zu verwerfen. Wer das Volksleben nicht nur oberflächlich kennt, wer nicht nur, wie die meisten Städter, aus der Ferne zugesehen hat, wenn der Roggen gemäht wurde, der wird eine solche Vergütigung, eine Erfrischung der von Arbeit und Hitze erschöpften Arbeiter sehr begreiflich finden.

Die ursprünglich adverbiale Redensart ist allmählich zum Substantiv geworden, was ja öfters zu geschehen pflegt, und so finden denn auch die Bezeichnungen Vergodendêlsstruss und Vergutenteilskranz eine einfache Erklärung: Erntefeststrauss und Erntefestkranz.

Die mythischen Könige der arischen Volkshelden-sage und Dichtung.

Von

EDM. VECKENSTEDT—HALLE A/S.

Fortsetzung.

II. Der mythische König der Letten.

Bevor wir uns mit den Sagen von dem mythischen König der Letten beschäftigen, sei darauf hingewiesen, dass die Letten mit den Lithauern, Žamaiten und den in das Deutschtum eingegangenen Preussen einen Sonderzweig des arischen Volksbaumes bilden, mithin zu den Slaven nicht etwa in einem besonders nahen Verhältnis stehen, wie man vielfach anzunehmen geneigt ist, sodann, dass vor meinem Aufenthalt in Kurland meines Wissens litterarisch nichts von dem mythischen König der Letten bekannt war. Dagegen wusste man mir in denjenigen Kreisen, in welchen man sich über das gewöhnliche Gespräch, das wir freilich auch in den Wendensagen bei Richard Andree gefunden, hätte erheben müssen, da man den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit gern in dem Munde führte, gar viel von den sogenannten kurischen Königen zu erzählen, welche man an die Stelle der mythischen Könige der Letten zu setzen geneigt war, da diese doch nur einige lettische Freidörfer in Kurland bewohnen.

Um in diese Ansichten Klarheit der Anschauung zu bringen, hielt ich in Riga im Jahre 1880 in dem lettisch-litterarischen Vereine einen Vortrag über den mythischen König der Wenden, in der Hoffnung, dass die Darlegung dieser Gestalt Herren veranlassen werde, nach ähnlichen Sagen zu forschen. Das Material des Vortrages war dasselbe, welches ich in meinem früher angeführten Vortrage über den Wendenkönig in Berlin der Kritik unterbreitet hatte, wie denn nach Beendigung meines Vortrages Herr Geheimrat Professor Dr. Virchow entgegen dem sonstigen Gebrauch die anwesenden Herren Professor Dr. Adalbert Kuhn und Professor Dr. Steinthal aufforderte, ihre Einwendungen, wenn sie solche zu machen wüssten, vorzubringen — beide Herren verneinten — wie solches sich in meinem 1880 erschienenen Wendenbuche befindet; über die von mir mit Hilfe besonders auch der wendischen Lehrer aufgefundenen Gestalten im allgemeinen und den Wendenkönig im besondern, enthält die sicherste Kritik der Casnik, die wendische Zeitung also, welche in Cottbus erscheint, in der ehrenvollen Anerkennung des Geleisteten, und zwar Jahrgang 1879,

Digitized by Google

von wendischen Lehrern, mithin den sichersten Kennern der Überlieferungen ihres Volkes, geschrieben, als ich Cottbus bereits verlassen hatte.

Dass sich den deutschen Lettenforschern in Kurland der mythische Lettenkönig bereits erschlossen hat, ist mir nicht bekannt geworden; so mag denn das von mir gesammelte Material nun folgen.

Es lautet nun aber die Sage von dem Lettenkönig, welche ich Herrn Wegner in Kurland verdanke, folgendermassen:

Eines Tages, als der Abend nahte, betrat ein fremder Mann im Alter von etwa 25 Jahren das Haus eines Bauern und bat diesen um Herberge. Der Bauer war ein reicher Mann, aber von harter Gesinnung. Er schlug die Bitte des Fremden ab und schalt diesen wegen seines Begehrens. Der Fremde ging zur Thüre hinaus, aber der Bauer war von dem Augenblick an, wo der Fremde die Schwelle wieder überschritten hatte, stumm und blieb es auch fortan auf immer.

Darauf ging der Fremde zu einem anderen Bauer und bat diesen um Herberge. Der Bauer war zwar arm, allein er nahm den Fremden so gut auf, als er vermochte und setzte ihm Speise und Trank vor. Nachdem der Fremde gegessen hatte, erzählte ihm der Bauer, dass er einen Sohn habe, welcher totkrank daniederliege. Der Fremde liess sich zu dem kranken Kinde führen, nahm dasselbe auf den Arm, hob es dreimal in die Höhe, dann legte er das Kind, welches gesund und munter war, wie vor seiner Krankheit, dem erfreuten Bauer in die Arme.

Am folgenden Tage verliess der Fremde das Gehöft des Bauern und zog weiter. Unterwegs traf er einen blinden Mann. Er führte denselben zu einem Quell und liess ihn sich darin die Augen waschen. Sobald der Blinde das gethan hatte, ward er wieder sehend. Darauf ging der Fremde weiter und kam auf ein Feld. Er traf dort einen Knaben, welcher heftig darüber weinte, dass ein Wolf in die Herde eingebrochen und eins von seinen Schafen zerfleischt habe; der Fremde machte das Schaf wieder lebendig.

Nachdem er das gethan hatte, ging der Fremde weiter und kam in ein Dorf, in welchem ein Haus in lichten Flammen stand. Das Feuer war unvermerkt ausgebrochen und hatte so schnell um sich gegriffen, dass sich die Bewohner desselben nicht hatten retten können; man hielt sie für verloren und klagte laut um die armen Leute. Inzwischen war der Fremde an die Leute herangetreten und sagte ihnen, sie hätten gar keinen Grund zum Jammer und zum Klagen, die Bewohner des Hauses seien gar nicht im Feuer umgekommen, sie sässen in der Stube und wären gesund und munter. Als die Umstehenden das hörten, wurden sie auf den Fremden böse und schickten sich an, auf denselben loszuschlagen, weil er sie verhöhne, aber dieser sprach: „Gebt acht, ich werde Euch sogleich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen.“ Alsobald zogen dunkle Wetterwolken am Himmel auf, ein heftiger Regen strömte hernieder, die Flammen erloschen und die Bewohner des Hauses, welche man für tot gehalten hatte, kamen unversehrt aus dem Hause zum Vorschein.

Als die Umstehenden das sahen, begannen viele von ihnen an die Macht des Fremdlings zu glauben und baten ihn, er möchte bei ihnen bleiben und über sie als ihr König herrschen.

Digitized by Google

Der Fremde war dazu bereit. Aber es gab auch Leute, welche ihn nicht als König anerkennen wollten, so dass sich ein Streit entspann, der in einen Kampf zwischen den Anhängern des Königs und seinen Gegnern ausartete. Da liess der König ein Gewitter am Himmel aufsteigen, die Blitze zuckten herab aus der Höhe der Gewitterwolken und zerschmetterten die Feinde des Königs.

Nach dem Kampf ward der König überall als solcher anerkannt; er regierte dreihundert Jahr in Ruh und Frieden über sein Volk. Als seine Zeit um war, führte er seine Krieger an einen Berg, welcher sich vor ihm aufthat. Darauf ging er mit denselben in den Berg hinein. Alsobald versanken die Lettenkrieger in einen tiefen Schlaf. Darauf verliess der König den Berg wieder, welcher sich hinter ihm schloss. Alsdann senkte sich eine Wolke vom Himmel hernieder und trug den König der Letten in den Himmel.

Aber der König der Letten ist nicht für immer von dieser Erde entrückt, sondern er wird einst wiederkehren. Der Tag seiner Wiederkehr hängt von der Erfüllung folgenden Vorganges ab.

In dem Berge, in welchem die Krieger des Lettenkönigs in Schlaf versunken sind, befindet sich ein Riese und ein Zwerg. Der Zwerg und der Riese kämpfen unausgesetzt miteinander. An dem Tage, an welchem der Zwerg den Riesen besiegt haben wird, werden die Krieger des Lettenkönigs aus ihrem Schlaf erwachen und den Berg verlassen. Dann wird der Lettenkönig wieder vom Himmel herniedersteigen, sich an die Spitze seiner Krieger stellen und mit denselben ein Lettenreich stiften, welches grösser und mächtiger sein wird, als das Reich war, über welches der König früher dreihundert Jahre hindurch geboten hat."

Eine andere Sage, deren Erzählerin mir in das Haus geführt wurde, berichtet:

„Nicht weit von Talsen liegt am Wege ein gewaltig grosser Stein. In dem Steine hält sich ein Schmied auf, welcher unausgesetzt an einem Schwerte arbeitet. Die Arbeit ist mühselig und der Schmied schafft ohne Ruh und Rast, aber es gelingt ihm nicht, das Schwert zu vollenden. Er muht sich so bei der Arbeit ab, dass seine Hände fast ganz weggearbeitet sind, so dass von denselben kaum noch etwas übrig ist; aber erst dann, wenn er seine Hände ganz aufgearbeitet hat, wird auch das Schwert vollendet sein. In dem Augenblicke wird aber der gewaltige Stein zerplatzen, dann wird der König der Letten kommen und das Schwert ergreifen; mit demselben wird er alle Feinde seines Volkes vernichten."

Eine andere Sage berichtet sodann Folgendes:

„Unfern von Medsen liegt ein Berg, welcher von den Bewohnern der Gegend der grosse Berg genannt wird. Mitten auf demselben befindet sich ein Erdspalt von unergründlicher Tiefe. Während sich jetzt rings um den Berg fruchtbare Ackerfelder befinden, soll früher dort fast nichts als Bruchwasser gewesen sein, so dass die Leute auf den schmalen Land- und Waldstreifen, welche aus dem Wasser aufragten, nur ein kümmerliches Dasein von den Wurzeln und Tieren des Waldes zu führen vermochten.

Da erschien einst ein Mann unter ihnen und zwar so plötzlich, als sei er vom Himmel herniedergefallen. Der Mann drängte das Wasser der

Digitized by Google

Felder in die Ostsee hinein. Dadurch wurde der Bruch trocken. Da baten die Bewohner der Gegend den Mann, er möge ihr König werden. Derselbe war dazu bereit. Er baute sich auf dem grossen Berge ein Schloss und herrschte daselbst als König der Letten.

Von diesem König haben die Letten gelernt, das Land zu bestellen und sich Häuser zu bauen. Dadurch sind die Letten sehr klug geworden. Sobald der König der Letten sich davon überzeugt hatte, dass sein Volk sich nun allein durch das Leben helfen könne, versank er mit seinem Schloss in die Tiefe der Spalte, welche sich in der Mitte des Berges befindet und in eine unergründliche Tiefe führt.

Der Spalt ist noch heute ein Beweis dafür, dass hier einst das Schloss des Königs der Letten gestanden hat und dort versunken ist."

III. Die Lithauer und Žamaiten.

Auch die Sagen von dem mythischen König der Lithauer und ihrer Brüder der Žamaiten war mir während meines länger als vierjährigen Aufenthalts in Russland zu erschliessen vergönnt. Dass dies nicht früher von anderer Seite geschehen ist, mag sehr wohl in den Verhältnissen dort seinen Grund haben. Wie bekannt, sind die Lithauer und Žamaiten eine Sprachfamilie für sich, waren aber der Herrschaft der Polen verfallen, von welcher sie Russland erst spät zu lösen gewusst hat, indem es dieselben vom Joch der Leibeigenschaft befreite (1. März 1863). So war denn auch die lithauische Forschung Russlands fast ausschliesslich in den Händen der Polen, bis Schleicher wenigstens bei den Deutschen in Lithauen den Bann gebrochen hat.

Es gehen nun aber die Forschungen der Polen über die Götterwelt Lithauens zunächst auf die Schrift zurück: Joh. Lasicii Poloni De Diis Samagitarum, welches mir in den beiden Ausgaben vorliegt: Lugd. Batavorum, Ex officina Elzeviriana Ao. 1642 und Riga 1868. Die Rigaer Ausgabe ist herausgegeben von W. Mannhardt, mit Nachträgen von A. Bielenstein. Da nach den neuesten Auslassungen von Karłowicz, Mannhardt und Bielenstein sich ausgezeichneter Hochachtung bei den Polen erfreuen, so sei an dieser Ausgabe hervorgehoben, dass bereits Gindely über diesen Urheber der Kenntnis der Polen von der lithauischen Götterwelt folgendes vernichtende Urteil fällt: „Sowohl das Talent als auch das sorgsame Studium gingen dem Lasitius ab. Dass bei dem Abgang dieser beiden Haupterfordernisse seine Arbeit einen sehr untergeordneten Wert besitzt, ist leicht begreiflich."

Aus den eingehenden Ausführungen Mannhardts führe ich noch an: „Ist auch der lateinische Text korrekt (von der benutzten Arbeit Laskowskis), so kann man sich vorstellen, wie sehr der des Lithauischen wohl ganz unkundige Pole Lasiczki die žemaitischen Formen in Namen und Redensarten durch seine Abschrift geschädigt hat."

Es liegt auf der Hand, dass aus dieser Quelle mehr als eine unrichtige Vorstellung durch die Polen auch in das Volk gedrungen sein kann.

Aber auch andere Verhältnisse mögen dazu beigetragen haben, dass die lithauische Forschung in Russland nicht in Fluss kam. Es ist für jeden,

der in Russland bekannt ist, ebenso für jeden, welcher sich in Deutschland die Mühe gibt, bei dem Verleger nachzufragen, welcher mit Russland in Beziehung steht, leicht zu erkunden, dass in Russland nur dasjenige lithauische Buch zugelassen wird, welches mit russischen oder wie die Bibel mit deutschen Lettern gedruckt ist. Dass die Behörde in Russland Bücher mit andern Lettern gedruckt zulassen kann, ist ebenso bekannt, wie die Thatsache nicht zu beseitigen ist, dass mir meine lithauischen Bücher von der Censur in Riga einbehalten waren; auf mein Gesuch um Auslieferung derselben, da ich sie ja selbstverständlich nur zu wissenschaftlichen Zwecken zu benutzen beabsichtige, wurde mir offiziell geantwortet von der Censur in Riga, dass man nicht wisse, ob die Bücher nach Deutschland zurückgesandt oder eingestampft wären, jedenfalls würde ich sie nicht erhalten.

Damit war mir die Möglichkeit abgeschnitten meinen sprachlichen Kenntnissen aus den Büchern deutscher Gelehrter die Gewähr der Sicherheit zu geben. Um nun aber nicht Vorwürfen ausgesetzt werden zu können, wie wir sie von dem Polen Lasitius gelesen haben, machte ich es mir zur Pflicht, auch nicht einen lithauischen Namen zu geben, welcher nicht von einem Lithauer aufgeschrieben oder in der aufgeschriebenen Fassung und angesetzten Herleitung von einem Lithauer anerkannt sei. Dass dies geschehen ist, dafür sind in verschiedenen Teilen Zeugen die Gemahlin des Herrn von Pfalgowsky, der Probst Rymkiewicz, die in meinem Werke erwähnten vier Schüler: darauf sandte ich das Namenmaterial mit Etymologie an Herrn Pastor Ketturakatt in Krottingen, an Herrn Hauptlehrer Eynars in Memel, und bat dann Herrn Professor Bezzenberger in Königsberg die Superrevision zu übernehmen, sowie die ihm nötig scheinenden sprachlichen Änderungen bei den Etymologien vorzunehmen. Herr Professor Bezzenberger war dazu durchaus bereit, mit Rücksicht darauf, dass, wie er schrieb, es ihm Freude mache mit mir in Beziehung zu treten, mit dessen Wendenwerke er sich so viel beschäftigt, — in seinen lithauischen Forschungen gehört ja auch das Werk zu den sehr häufig zitierten, dass er später gleichfalls meine Hilfe in Anspruch nehmen werde, da er vor Herausgabe seiner Sammlung durch mich festzustellen wünsche, was Volksgut sei, was nicht, da er nicht geübt genug sei, Volksgut von Eindringlingen aus der Litteratur zu unterscheiden; als dann seine lithauischen Forschungen erschienen, sandte er mir das Buch sofort, damit ich es in dem Ausland oder in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie bespräche; ob meine Besprechung im Ausland erschienen ist weiss ich nicht, nicht einmal ob mein Brief dort bei der Redaktion eintraf, da verschiedene meiner Briefe aus Russland ihren Bestimmungsort in Deutschland nicht erreicht haben. Wohl aber habe ich das Buch von Bezzenberger in einer Libauer Zeitung angezeigt, Herr Prof. Bezzenberger hat auch, wie er mir schrieb, die Anzeige gern entgegengenommen.

Später ist auch das Buch von Bezzenberger in Russland verboten worden.

Hat Herr Professor Bezzenberger über diese Verhältnisse andere Erklärungen abgegeben, so sind dieselben entweder nicht vollständig oder sie entsprechen nicht den Verhältnissen.

Doch ausser den berührten Schwierigkeiten mit den lithauischen Büchern erwuchsen mir andere auf meinen verschiedenen Reisen in Lithauen; darüber aber verweise ich auf die Polizeiakten in Krottingen, Libau u. s. w.

Es sind nun aber diese Verhältnisse hier von mir erwähnt, damit man sehe, wie es wohl zugegangen sein mag, dass die lithauische Volksheldensage, die Sage von dem mythischen König der Lithauer und der mythischen Königin der Žamaiten nicht früher bekannt geworden ist; sie zu finden waren die Polen die am wenigsten geeigneten Forscher, sodann bedingten die Verhältnisse Russlands, dass die Forschung nach der Volksheldensage der Lithauer nur dem sich erschliessen würde, der es wagte um der Wissenschaft willen allen Verhältnissen zu trotzen, sei es welcher Art sie seien.

Da jetzt nun aber einige Herren in Lithauen sammeln, und zwar geborne Landeskinder, so ist zu hoffen, dass die Lithauer und Žamaiten, welche den Polen einige ihrer ruhmvollsten Herrscher, ihrer gewaltigsten Helden, ihrer grössten Dichter und Schriftsteller verdankt haben, um dafür den Russen, ihren jetzigen Herren, wie erwähnt, die Befreiung von dem Joch der Leibeigenschaft verdanken zu müssen, sich nun auch geistig von den Polen lösen werden; wohl aber sollten die Polen ihre Ehrenpflicht darin erblicken, die früher von ihnen unterdrückten Völker, zumal solche, welche ihnen stammfremd sind, nun auf deren Wegen zu fördern, um ihrerseits die eigentliche polnische Wissenschaft um so reiner durcharbeiten zu können; entschliessen sie sich zur Lösung dieser ihrer eigentlichen Aufgabe, so werden wir ihnen um so dankbarer sein, je höher wir die ungetrübte slavische Volksüberlieferung zu schätzen gewohnt sind.

Wenn nun aber die Veröffentlichungen der gebornen Lithauer erfolgt sein werden, so ist zu hoffen, dass weitere Ausführungen und Bestätigungen meiner lithauischen Volksüberlieferungen gefunden sein werden, natürlich auch wohl diese oder jene Sagen und Gestalten wie Namen in schärferer Fassung als mein Buch sie bietet, da nicht jede dem Volksmunde entnommene Mitteilung zugleich auch in der schärfsten und richtigsten Fassung geboten wird, auch in dieser oder jener Variante die wichtigsten Erscheinungen zu Tage treten können.

Doch darüber noch weitere Bemerkungen zu machen, hiesse die Zeit jeden erfahrenen Sagenforschers unnütz in Anspruch nehmen, da er weiss, dass nicht die Fulle der Zeugnisse, sondern das Wesen der Überlieferung und ihre innere Einstimmung zu verwandten Erscheinungen den Wert der Überlieferung verbürgt.

Somit liegen die Königssagen der Lithauer und ihrer Brüder der Žamaiten in den von mir in Russland gesammelten Sagen und Mythen vor, und zwar in einer grossen Erzählung, von welcher Angelo de Gubernatis mir die Ehre der Zusammenfugung wie epischen Fassung zuschreibt, die aber in Wirklichkeit die Erzählung einer Bäuerin und ihrer beiden Söhne ist, welche sich als Grenzgänger einige Nächte in Krottingen aufhielten — doch darüber ist von mir wiederholt geschrieben worden, ebenso auch darüber, dass in dieser Sage Kern und Schale mit Parasiten zu scheiden sind — und in verschiedenen kleineren Volksüberlieferungen.

Digitized by Google

Das Material ist, wie bekannt, von mir veröffentlicht worden in meinem Werke: „Die Mythen, Sagen und Legenden der Żamaiten (Lithauer)“ 1883. Da es nicht möglich ist, die ganze Fülle dieser Überlieferungen abzudrucken, so entnehmen wir den Żamaitensagen nur den wesentlichsten Stoff zum Beweise der Einstimmung wie zur Ergänzung des früher von den Wenden und Letten gebotenen.

Die bevorstehende Ankunft des Königs der Żamaiten wird durch Vorgänge am Himmel angekündigt. Eines Tages donnert und blitzt es unaufhörlich, hoch am Himmel, trotzdem das schönste Wetter ist; eine wunderbar schöne Musik lässt sich vernehmen, dann öffnet sich der Himmel, ein Engel mit einer goldenen Krone auf dem Haupte reitet auf einem feurigen Rosse in den Wolken hin und her. Er ist von einer Schar von Engeln und Engelinnen gefolgt. Am Abend verschwindet die Erscheinung am Himmel, alsbald fuhrt aber der Luftengel Algis eine dichte Wolke zur Erde herab und dann wieder zum Himmel empor.

An demselben Abend betritt ein Fremder das Zimmer eines Hauses, in welchem mehrere Bauern versammelt sind. Der Hofhund, welcher ihn bei seinem Nahen angebellt hat, verstummt und bleibt stumm auf immer. Zwischen dem Fremdling und den Gästen des Hauses entspinnt sich ein Streit, da ihn dieselben verhöhnen; der Streit artet in Thätlichkeiten aus: der Fremde bleibt Sieger. Den Zurückbleibenden verwandelt der Fremde das Essen und Getränk bald in übelriechendes, bald in angenehm duftendes, bald in saures, bald in ungemein wohlschmeckendes. Darauf begibt sich der Fremde zur Ruhe. Das Zimmer, in welchem er schläft, ist so hell, als stände es in Flammen. Bei einem nächtlichen Mordanfall erweist sich der Fremde als unverwundbar, die Missethäter versinken in die sich vor ihnen öffnende Erde.

Mit Hilfe des Szweistiks befreit der Fremde die Żamaiten von der Mutter der Krankheiten. Er zerschlägt Steine mit der Faust, bahnt Wege, verrichtet Wunder und führt die alte Herrlichkeit wieder herauf, welcher die Żamaiten sich erfreut hatten unter der Herrlichkeit seiner Mutter, der Żamaite. So erstehen die drei Schlösser derselben wieder, und zwar das Schloss auf der Insel, der Palast aus Krystall zwischen Himmel und Erde, das Schloss tief unten im höchsten Berg der Erde und der goldene Wagen, von goldenen Adlern gezogen, thut wieder seine Dienste.

Darauf tritt der Fremde die Königsherrschaft an; er nennt sich fortan Dûngis. Seine Anerkennung als König überall zu erzwingen, erweckt er die Żamaitenkrieger aus ihrem Zauberschlafe im Berge. Mit denselben besiegt Dûngis die ihm feindlich gesinnten Männer in seinem Volke und nach einem Götterkampfe die Feinde der Żamaiten. Der König verfugt über eine Zaubertrommel, mittels welcher er auf Drachen reitende Riesen zur Hilfe im Kampf herbeiruft, die Riesen sind unverwundbar. Während eines anderen Kampfes erbittet Dûngis von Perkunas durch den Luftengel Algis Donner und Blitz, die Feinde damit zu vernichten. Andere Feinde besiegt Dûngis mit seinen Kriegern von einem Nebelwagen aus, welcher hoch in der Luft von einem goldenen vierfussigen Adler gezogen wird.

Ein anderer Feind wird durch Dûngis von den Luftgeistern des Algis besiegt, wieder ein anderer aus einem Schloss von Stein heraus, welches

sich mit ihm und seinen Kriegern in die Luft erhebt, oder indem ein Stein auf eine Beschwörung des Žamaitenkönigs in die Luft sich erhebt, dort zerbröckelt und so mit seinen Stücken die Feinde erschlägt. Auch die Zwerge wie die Geister und Herrscher des Feuers Ugniedokas und Ugniegawas helfen Dûngis die Feinde vernichten.

Der König erspäht die Stellung der Feinde, indem er sich in die Luft erhebt, er schlägt sie mit Blindheit, oder durch den Ton einer Pfeife sowie durch Ausstossung eines wilden Schreies mit Taubheit.

Nach den Kämpfen herrscht der König über sein Volk friedlich, belehrt dasselbe, schlichtet jeden Streit und verrichtet Wunder.

Die Seinen weiter zu belehren, führt Dûngis, nachdem er die Feuergeister bekämpft, dieselben in einen Berg, in welchem Gold und Silber lagert und die Erze geschmiedet werden, dann in die Tiefe der Erde hinab und darauf eine Leiter empor in die Wolken zu seinem Palast aus Krystall, in welchem die Jahreszeiten sich wechselweise aufhalten.

Darauf führte Dûngis seine Krieger wieder in den Berg, wo dieselben in Zauberschlaf versinken, er selbst steigt aber auf der Wolke wieder zum Himmel empor.

Aber der König wird einst wiederkehren, wenn die letzten Krieger der Žamaiten verwundet in ihrem Blute auf der Walstatt liegen und Szweistiks um Hilfe anrufen und zwar Dûngis mitsamt seiner Mutter, der Žamaite, die Herrlichkeit des Žamaitenreiches neu zu begründen.

Fortsetzung folgt.

Volksüberlieferungen aus Österreich.

Von

FRANZ BRANKY.

1. Der Hirsch mit dem Kruzifix.

In der Nähe von Klausen-Leopoldsdorf an der Schwechat ist ein Wahrzeichen, welches ein Kruzifix zwischen zwei Hirschgeweihen darstellt. Davon erzählen die Leute folgendes:

In Klausen-Leopoldsdorf lebte vor vielen vielen Jahren ein Wildschütze. Sogar am heiligen Christtage liess er das Wildern nicht und sagte zu seinem Weibe: „Während der Messe muss ich heute einen Hirsch erlegen, mag geschehen, wie es wolle!“ Das Weib erschrak über diese Worte, warnte ihn eindringlich und bat ihn um des Himmels willen nur heute, an dem heiligen Tage, seine Jagdlust zu bezähmen. Das alles war in den Wind gesprochen. „Einen Hirsch muss ich heute haben“, entgegnete der Wildschütze, „und wenn er auch ein Kruzifix zwischen den Geweihen trüge.“ Darauf ging er mit seinem Stutzen[1]) in den Wald und er ging nicht lange, so hörte er das Brechen und Knistern von Zweigen im nächsten Dickicht und hervorbrach ein Hirsch mit einem Kruzifix zwischen den Geweihen. Als der Wildschütze das sah, erschrak er dermassen, dass er einige Augenblicke wie angewurzelt auf dem Boden stand. Er gewann nicht Fassung und Mut, auf das Tier zu schiessen, sondern machte kehrtum, ging nach Hause, wo er erkrankte und nach einigen Tagen darauf starb.

2. Der Vöslauer Goldberg.

Das berühmte und liebliche Bad Vöslau liegt am Abhange des Vöslauerberges. Bei den Bewohnern der Umgegend ging einst die Sage, der Vöslauer Berg sei voll des herrlichsten Goldes. Aus diesem Grunde fing man an, nach diesem Metalle zu graben, und grub nicht lange, so stiess man auf mächtige Adern von Gold, was zur Folge hatte, dass die Vöslauer viele Dukaten ausschlagen liessen und immer weiter und immer weiter in die goldhaltige Tiefe vordrangen. Doch sieh! eines Tages strömte in solcher Menge und Stärke Wasser hervor, dass man das Graben nach Gold aufgeben musste. Wo man einst nach Gold grub, da bildete sich ein grosses Becken mit Wasser, das Vöslauer Bad. Die Vöslauer mögen sich darüber trösten: das Bad, welches Vöslau in sich birgt, die herrlichen Abhänge, wo die süsse Traube rankt und der gute Vöslauer reift, brachten ihnen die Zeit her mehr an Gewinn ein, als das reichste Goldbergwerk der Welt. Aber heutzutage behaupten noch die Leute, dass dort, wo jetzt die Vöslauer Kirche steht, ein Sumpf gewesen sein soll.

[1]) Stutzen = Gewehr, Flinte.

Fortsetzung folgt.

Wendische Sagen der Niederlausitz.

Gesammelt und mitgeteilt
von
EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Die Murawa.

I.

Wenn man öfter von der Murawa befallen wird, so muss man, wenn man von ihr bedrängt wird, sagen: „Komme morgen zum Frühstück." Dann muss sich die Person, welche die Murawa war, am folgenden Morgen zum Frühstück einstellen. Kann man aber die Zunge nicht rühren, mithin die Worte nicht aussprechen, so muss man Abends das Kleidungsstück, welches man am längsten getragen, an die Wand nageln, dann kommt die Murawa nicht wieder.

II.

Ein Mann, welcher seine Schlafstätte auf dem Boden hatte, war im Begriff einzuschlafen. Da hörte er, wie etwas die Treppe heraufstieg, die Thür öffnete und an sein Bett kam. Unmittelbar darauf ward seine Brust so beklemmt, dass er kaum zu atmen vermochte; also hatte ihn die Murawa unter.

Steinitz.

III.

Eine Frau wurde jede Nacht von der Murawa befallen. Da sie wusste, dass sich jemand in die Murawa verwandelt haben musste, um sie zu plagen, so lenkte sich ihr Verdacht auf eine alte Frau im Dorfe, von der man allerlei erzählte. Deshalb lud sie dieselbe eines Tages bei sich zum Frühstuck ein. Die Frau kam auch. Als sie aber die Schwelle der Gastgeberin überschritten hatte, ergriff diese einen Besen und trieb sie damit zur Thür hinaus. Seit der Zeit ist die Frau nie wieder von der Murawa befallen worden.

Branitz.

Anmerkung. Vgl. zur Murawa und zum Bludnik: Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebrauche, Graz 1880, S. 131—137 — und S. 206 - 213 — sowie Lithauische Forschungen. Beiträge zur Kenntnis der Sprache und des Volkstums der Lithauer von Adolf Bezzenberger, Göttingen 1882 und zwar S. 65, 66, 68, wo wie in den verschiedenen Teilen des Buches die entsprechenden wendischen Sagen aus Veckenstedt mit als Hauptbeweise zur Bewahr eitung der von Bezzenberger gebotenen lithauischen Sagen herangezogen werden — ausserdem — die polnischen Sagen von A. Treichel in Bd. II der Zeitschrift für Volkskunde, endlich Karl von Laistner, Das gelöste Rätsel der Sphinx u. s. w. E. V.

IV.

Ein Mädchen wurde viel von der Murawa geplagt und hatte dies oft ihrem Schatz geklagt. Nun war es einmal vorgekommen, dass sie in der Spinnstube sehr müde wurde, sich auf die Ofenbank legte und einschlief. Ihr Schatz merkte bald, dass die Murawa wieder seine Braut bedrücke, denn ihr Atem ging unruhig und ängstlich. Er hatte nun aber gehört, dass man die Murawa fassen könne, wenn sie einen Menschen bedränge, welche Gestalt sie auch angenommen habe. Deshalb griff er zu und erfasste, was auf der Brust des Mädchens lag; das aber war ein Stück Backobst. Der junge Bauer nahm einen Nagel und heftete dasselbe damit an die Wand. Es war aber noch keine Stunde vergangen, so hing plötzlich eine Frau an der Wand mit einem Nagel durch die Hände. Man erlöste nun zwar schnell die angenagelte Frau, allein am nächsten Morgen erfuhr man, die Nachbarin sei krank, bald darauf starb dieselbe.

Also hatte die Nachbarin als Murawa das Mädchen geplagt.

Mischen.

V.

Ein Bauer wurde oft, wenn er schlief, von der Murawa geplagt. Als er einem Bekannten das erzählte, riet ihm dieser, er solle, sobald er die Murawa wieder spüre, nach der Brust greifen und festhalten, was er fassen werde. In einer der folgenden Nächte kam richtig die Murawa wieder zu dem Bauer; der aber fasste, sobald er sie spürte, schnell nach der Brust und ergriff eine gebackene Pflaume. Sofort nagelte er diese an den Thürpfosten. Kaum aber schlug es zwölf, so verwandelte sich die Backpflaume und er sah nun, dass er seine Nachbarin angenagelt habe. Diese bat ihn dringend, er möge sie befreien. Der Bauer wollte erst nicht, als aber die Frau immerfort klagte und versprach nicht wieder zu kommen, zog er die Nägel aus dem Pfosten. Die Frau ging nun nach Haus, musste sich aber legen und starb bald darauf. Seit der Zeit blieb der Bauer von den Besuchen der Murawa befreit.

Branitz.

VI.

Wenn jemand, sei es ein Mann oder eine Frau, von der Murawa gedrückt wird, so braucht er nur den Namen der Person zu nennen, welche er früher hat heiraten wollen. Geschieht dies, so verlässt ihn die Murawa, denn diese ist eben die früher geliebte Person.

Leuthen.

Der Bludnik oder Bwudnik.

I.

Auf dem Wege vom Spreewalde nach Radusch wurde ein Mann von der Finsternis überrascht, so dass er den rechten Weg verfehlte. Da sah er in der Ferne ein Licht und ging darauf zu, aber dieses Licht blendete sehr und machte ihn ganz irre. Da sprach der Mann zu dem Licht, in welchem er einen Bludnik erkannte: „Führe mich nach Hause, ich will

Digitized by Google

dich dafür bezahlen.“ Der Bludnik ging darauf ein und brachte den Mann nach seiner Wohnung. Der Mann trat in sein Haus, machte die Thür zu und gab dem Bludnik kein Geld. Da klopfte es bald an diesen, bald an jenen Fensterladen und liess den Bewohnern keine Ruhe. Nun öffnete der Mann ein Fenster, nahm eine Holzkelle, legte einen Dreier darauf und reichte denselben zum Fenster hinaus. Als der Mann seine Kelle zurückzog und bei Lichte besah, war dieselbe ganz versengt. Der Dreier war in einen kleinen Holzhaufen gefallen, welcher vor dem Fenster lag. Da hörten denn die Leute, wie der Bludnik in diesem Haufen herumwühlte, bis er seinen Dreier gefunden hatte; dann verschwand er.

Radusch.

II.

In Kolkwitz hütete einst ein Bauer das Vieh und bemerkte dabei einen Bludnik, der leuchtete recht hell. Der Bauer begann den Bludnik zu necken und sagte: „Blud, Blud, Schweine....!“ Dieses Wort kann jedoch ein Bludnik nicht vertragen. Darum wurde der also Angeredete sehr zornig und begann den Bauer in alle Gräben zu führen, aus dem einen heraus, in den andern hinein, so dass dieser ganz nass und müde wurde. Da begann er den Bludnik zu bitten, er möchte ihn doch in Ruhe lassen; er versprach ihm auch, wenn er ihn in Ruhe lasse und nach Hause führe, so wolle er ihm einen Dreier geben. Darauf ging der Bludnik ein. Als der Bauer nach Hause kam, legte er sich alsbald ins Bett, gab aber den Dreier nicht. Aber der Bludnik lief so lange um das Gehöft, bis das Vieh im Stalle anfing unruhig zu werden: die Pferde wieherten und die Kühe brüllten. Die Frau des Bauers weckte ihren Mann, damit dieser in den Stall ginge und das wild gewordene Vieh beruhige und anbinde. Als der Mann vor die Hausthür trat, hatte ihn der Bludnik sogleich weg und führte ihn nochmals in die Sümpfe und Gräben. Nun bat der Bauer auf das inständigste und versprach heilig und teuer, er wolle dem Bludnik den Dreier geben, falls ihn dieser nach Hause bringe. Der Bludnik liess sich noch einmal erbitten. Als der Bauer endlich nach Hause kam, legte er einen Dreier auf eine hölzerne Schaufel und reichte ihn so dem Bludnik. Dieser nahm sein Geld, wie sich aber nachher fand, war die Schaufel ganz versengt.

Kolkwitz.

III.

Einem Mädchen begegnete einst in der Nacht ein Bludnik. Das Mädchen bat denselben, er möchte ihr das Geleit geben, damit es sich nach Hause finde. Diese Bitte erfüllte der Bludnik, das Mädchen aber versäumte, ihm als Lohn einen Dreier zu geben. Zwar ging der Bludnik ruhig fort, allein in der nächsten Nacht erhob sich am Hause ein Lärm, das Vieh wurde unruhig, zerriss die Ketten und brach aus dem Stall. Das hörte das Mädchen. Es stand auf und eilte in den Hof, um das Vieh zu beruhigen. Allein es ward irre gemacht, geriet in die tiefe Pfütze, welche auf dem Hofe war und ertrank darin. So hatte der Bludnik seine Rache genommen.

Kolkwitz.

Digitized b

IV.

Als einmal ein Mann sich von einem Bludnik für einen versprochenen Lohn hatte nach Hause führen lassen, war er so schlecht, dem Bludnik um den Lohn betrügen zu wollen. Der Bludnik ging auch ruhig, als er den bedungenen Lohn nicht erhielt, von der Wohnung fort, vergass jedoch die Wortbrüchigkeit des Mannes nicht, denn da dieser einmal desselben Weges kam, hat er ihn in einen Graben geworfen und da der Graben voll Wasser war, mehrere Male untergetaucht, dass der Mann ganz durchnässt nach Hause gekommen ist.

Ruben.

Troja oder Feuernekropole.

Von

ERNST BÖTTICHER.

I. Babylonische Feuernekropolen.

Wohl das wichtigste Ergebnis einer von der Kgl. Pr. Museenverwaltung mit pekuniärer Hilfe des Kommerzienrates L. Simon (Berlin) im September 1886 nach Babylonien entsandten Expedition war die Entdeckung und in den Hauptsachen abschliessende Untersuchung einer neuen Art von Totenkultstätten. Obwohl nun darüber der Leiter der Expedition, Architekt und Museumsbeamter Robert Koldewey in der „Zeitschrift für Assyriologie“ [1]) II, 4, (1887) S. 403—430 ausführlich berichtet hat, blieb doch die Sache (abgesehen von Ad. Ermans Anzeige in der Wochenschrift für klass. Philologie, 1888, S. 87—93) unbekannt oder unbeachtet.

Koldewey untersuchte die Schutthügel von Surghul und El Hibba im Lande der Chaldäer und fand, dass dies grosse Nekropolen der Feuerbestattung von einer der Wissenschaft neuen Art sind. Der Name Surghul rührt wohl unzweifelhaft von der uralten Königsstadt Sirgulla her, der Residenz des Patisi (Priesterkönigs) Gudi'a (etwa 3. Jahrtaus. v. Ch.), und vielleicht sind diese Nekropolen diejenigen des spurlos verschwundenen Sirgulla. Die Assyriologen waren, wie einer der hervorragendsten mir

[1]) Herausgeber Dr. Carl Bezold. Verl. O. Schulze, Leipzig.

Anmerkung. Die diesem Aufsatz beigegebenen Fussnoten sind für Diejenigen bestimmt, die sich durch Nachschlagen in den Werken des Dr. H. Schliemann von der merkwürdigen Übereinstimmung der babylonischen Feuernekropolen mit Schliemanns Ausgrabungen in Hissarlik selbständig überzeugen wollen.

Digitized by Google

sagte, nicht wenig enttäuscht, als aus den Hügeln, in denen sie Paläste und Tempel vermuteten, nur Nekropolen zum Vorschein kamen Dennoch ist ihre Aufdeckung von höchster Bedeutung. Ihr Erforscher berichtet: „Etwa 7 Stunden nordöstlich von Schatra gelegen, sind diese Ruinen die umfangreichsten und jedenfalls auch ältesten Reste in dem grossen Dreieck zwischen Euphrat, Tigris und Schatt-el-Haï. Die Hügel von Surghul lassen sich in drei Hauptgruppen zusammenfassen. Diese sind: Der eigentliche Surghul (15 m über dem Wüstenboden[1]) mit seinen niedrigen Ausläufern und Parallelzügen, dann südwestlich davon eine ähnliche aber weit niedrigere Gruppe, die man „Abla" nennt, und im Nordwesten ein Komplex von unregelmässigen, ebenfalls der Höhe nach unbedeutenden Erhebungen. Auch das Feld um diese Hügelgruppen umher ist eine grosse Ruinenstätte voll von Gebäuderesten. Zwar den Boden überragt keine Spur von einer Mauer... nur die unteren Schichten der aus ungebrannten Ziegeln errichteten Mauern ruhen noch wohlerhalten im Boden, und nach einem der seltenen Regentage oder dem Tau einer feuchten Nacht erscheinen heut die Umrisse dieser Gebäude wie eine geometrische Zeichnung."

„Surghul wird mit ca. 66 Hektaren Fläche durch das 10 Kilometer weiter nördlich gelegene El Hibba wohl an Ausdehnung übertroffen; die ca. 480 Hektaren grosse, lang von SW. nach NO. gestreckte Fläche des letzteren erreicht aber in keinem ihrer zahlreichen Hügel die Höhe des Haupthügels von Surghul. Doch überragt auch hier ein grosser Hügel im mittleren Teile des Gebietes alle anderen. Dieser bildet mit einem nordöstlichen und mehreren östlichen eine zentrale und zugleich die interessanteste Gruppe, an welche sich nach Süden zu eine vielgestaltige Kette geringer Erhebungen und nach Nordosten zu eine ebensolche anschliesst, die wiederum in dem nicht unbeträchtlichen „Nordhügel" endigt. Auch hier liegt um diese Hügelgruppen her eine grosse Trümmerstätte, in der sich die Häuserreste in förmlichen Strassen vier Kilometer lang hinziehen."[2])

„Welcher Art sind nun diese Ruinen? Was waren diese Hügel? Wer bewohnte die Häuser dieser Städte? Diese Fragen wurden der Hauptsache nach beantwortet durch die Ausgrabungen, die in Surghul v. 4. Jan. bis 26. Febr., in El Hibba v. 29. März bis 11. Mai (1887) dauerten. Beide Stätten sind Nekropolen, die Häuser Wohnungen für die Toten, die Hügel eine gemeinsame Ruhestätte für die Reste im Feuer verbrannter Leichen."

Dieser Ortsbeschreibung mag nun die der Bauten und der übrigen Funde folgen, wobei ich, soweit der Raum und die Übersichtlichkeit gestatten, wiederum stets Herrn Koldewey selbst reden lasse.

a. Die Terrassenbauten.

„Die Terrassenbauten hatten ursprünglich nur den Zweck, einem gemeinsamen Hügel gelegentlich einer besonders feierlichen Verbrennung

[1]) Der Ruinenhügel Hissarlik in der Troas hat 16 Meter über dem Urboden und annähernd 10 Meter über dem Kulturboden von heute.

[2]) Eine ähnliche Trümmerstätte dürfte den Hügel Hissarlik umgeben, wo Schliemann und seine Zeugen eine „Unterstadt" suchen. Thatsächlich ist der Boden dort weit und breit mit Scherben bedeckt und reich an Gräbern.

gitized by Googl

wieder eine regelmässige Form zu geben. Das einfachste Beispiel derselben liefert der grosse Surghulhügel, der in gewisser Höhe in seiner ganzen Ausdehnung einmal sauber mittels einer starken Thonschicht planiert worden ist.[1]) Ein Aschengrab von ungewöhnlich stattlicher Beschaffenheit, das sich gerade in der Mitte dieses künstlichen Plateaus gefunden hat, umschliesst vermutlich die Reste des Mannes, für dessen Leichenfeier diese Abglättung vorgenommen worden ist. — Ausgebildeter ist die zu demselben Zwecke hergestellte Zurichtung des „zweiten Hügels" von El Hibba. Die Masse desselben besteht ganz analog der des Surghul aus Aschengräbern, deren spätere jedesmal die darunter liegenden älteren zum Teil vernichteten, so dass ein Konglomerat von Thon, Asche und Scherben entstand, in welchem nur einzelne Gefässe oder Brunnen unverletzt blieben. Da der Hügel durch dieses allmähliche Anwachsen natürlich unregelmässig und von allen Seiten her zugänglich wurde, so hat man ihn einmal bei einer hervorragenden Verbrennung durch Böschungsmauern eingefasst,[2]) die ihn zu einer rechteckigen Plattform umgestaltet haben. Die Böschungsmauern bestehen aus Luftziegeln, die an der einen, nach Süden blickenden Front mit einer Schicht gebrannter Ziegel verbrämt sind. Die Front ist 34 m lang. Etwa in ihrer Mitte vermittelt eine 1,30 m breite Treppe den Aufgang zum Plateau. Von einem Gebäude, das auf demselben stand, (es mochte ein Totenhaus sein) sind nur einige Mauerzüge aus gebrannten Ziegeln unvollkommen erhalten. — Trotz der Anlage dieser künstlichen Terrasse[3]) blieb das Wachstum dieses Hügels nicht stehen. Die Verbrennungsprodukte der Leichenbegängnisse, welche auf seiner Plattform auch fernerhin stattfanden, wehten hinunter und fingen an, die Böschungsmauern zu verschütten;[4]) Aschengräber wurden in diese von oben stammenden Aschen- und Kohlenschichten eingebettet und erhöhten das Terrain, und schliesslich würde, wenn diese Nekropole noch lange genug bestanden hätte, die ganze Terrasse einmal wieder verschwunden sein. — Wiederum eine reichere Bestattung wird es gewesen sein, für die später das Plateau durch östlich angebaute Böschungsmauern erweitert wurde.[5]) Das mit dieser Erweiterung zusammenhängende Gebäude ist etwas besser erhalten, als das obengenannte. Die Dicke seiner Umfassungsmauern beträgt jetzt 87 bis 93 cm. Betritt man das Haus von Westen, also vom Hauptplateau aus, so gelangt man

[1]) Ähnliche Planierungen im Hügel Hissarlik siehe in Schliemanns „Trojanische Altertümer" (F. A. Brockhaus, Leipzig 1874), S. 274, 309 (die durch den grössten Teil des Hügels ziehende Schlackenschicht), in seinem „Ilios" (F. A. Brockhaus, Leipzig 1881), S. 302 unten, 345 Z. 6 v. o.; 354 Z. 15 v. o.; 656 Z. 21 v. o.; ferner in seinem „Troja" (F. A. Brockhaus, Leipzig 1884), S. 60, Z. 9—26 v. o.; 216 unten. — In dem 6½ Kilom. von Hissarlik entfernten Hügel Hanai-Tepeh, ebenfalls eine Feuernekropole, findet sich gleiche Planierung. S. Ilios, S. 791, Z. 7. v. u.

[2]) Vgl. Ilios, S. 29, Z. 4 v. u.; 48, Z. 12 v. o.; 299 unten; 580, Z. 13—20 v. o. (lauter Futtermauern).

[3]) Vgl. Troja, S. 60, Z. 11 v. u. Trojan. Altertümer, S. 274: Anschüttung eines Plateaus, wo hinauf eine Rampe in das dortstehende Gebäude führte.

[4]) Vgl. Ilios, S. 47, Z. 6 v. u. bis 48, Z. 2 v. o.

[5]) Vgl. Troja, S. 62, Z. 5 v. o., auch 16 v. u. Ferner S. 210—211. auch vorher S. 22, Z. 15 v. u. und Dörpfelds jüngste Berichte in den Mitteilungen d. K. D. Archäol. Instituts, Athenische Abteil. XV, 2. S. 226 ff., denen gemäss die „Pergamôs" nach Süd zweimal durch vorgeschobene Böschungsmauern erweitert worden ist.

Digitized by Google

durch eine Thür von 92 cm Breite in einen langgestreckten Raum von 5,38 m Länge, an dessen Schmalseite (2,10 m) südlich ein auch von aussen direkt zugänglicher Raum von 1,84 m im Quadrat anstösst, nördlich führt eine Thür von 1,10 m Breite in einen länglichen Raum, der nur zum Teil erhalten ist. Östlich erhält man durch eine Mittelthür Zutritt zu einem grösseren Raum, der die Mitte des Gebäudes in Anspruch zu nehmen scheint und südlich und nördlich mit weiteren kleinen Gemächern in Verbindung steht. Vor der Südfront liegen in dem neueren Plateau eine Reihe von Aschengräbern. Das Haus selbst steht auf solchen und ist unter dem Fussboden durch Asche und Kohlenschichten ausgefüllt.[1]) — Terrassenmauern, die einen ähnlichen Zweck hatten, wie die hier beschriebenen, finden sich auch an anderen Stellen von El Hibba." —

Dies ist wörtlich, was Koldewey über die unmittelbar dem Totenkult gewidmeten Terrassenbauten berichtet. Diese geben nur älteren Schutthügeln einen Abschluss. Ausserdem wurde ein ganz aus Luftziegelschichten bestehender Terrassenbau aufgedeckt, der kreisförmig ist und 125 m Durchmesser hat, in 4 m Höhe über Terrain sich auf 96 m Durchmesser verjüngt, und wahrscheinlich noch eine dritte Plattform bildete, denn die höchste Spitze ist 7,30 m hoch. Der obere Absatz ist mit gebrannten und in Asphalt verlegten Backsteinen ummantelt und hat flache Strebefeiler. Der Zweck dieses Baues lässt sich nur mutmassen; es dürfte darin der Unterbau eines Grabes von hervorragender Bedeutung zu erkennen sein, wie Koldewey meint, doch darf man nicht übersehen, dass die ganze Anlage den von Rawlinson, Loftus, Taylor u. s. w. beschriebenen Stufentempeln gleicht, nur die Kreisform ist neu. Oben fand sich noch ein Rest von einem Gebäude. An den Terrassenböschungen wachsen auch hier spätere Aschengräber empor.

b. Die Totenhäuser.

Koldewey nennt die auf und neben den Terrassen angetroffenen Gebäude „Totenhäuser", weil nach Ausweis des Befundes die Toten darin verbrannt und häufig auch darin bestattet worden sind.[2]) Diese „Häuser" sind in den tiefer gelegenen Teilen der Nekropole besser als auf den Terrassenhöhen erhalten, aber ebenfalls „nur in den unteren Partien, zum Teil

---

[1]) „Aschengräber im Hügel Hissarlik" siehe Ilios, S. 46, Z. 9 v. u. bis 47, Z. 18 v. o.; 258, Z. 7 v. u.; 364, Z. 4 v. u.; 365, Z. 20—37 v. o. Trojan. Altertümer, S. XI. 33. 62. 63. 64. 84. 112. 169. 232. „Häuser erbaut und versunken im Brandschutt", siehe Ilios, S. 37, Z. 7 v. u. bis 38; 44, Z. 22 v. u.; 310—311; 351, Z. 13—16 v. o., 24—28 v. o.; S. 353, Z. 14 v. u. bis 354; 358—359, 367—369, sowie Troja, S. 59, 60, 95—96, 97 (Glut), und Trojan. Altertümer, S 11, 41, 125, 244—48 u. a. m.

[2]) Vgl. Anmerkung 1. — Sodann: „Haus mit 8 oder 9 Zimmern, neben dem Hause und in den grösseren Zimmern desselben zahlreiche Menschenknochen, aber nur zwei ganze Skelette" (in der „verbrannten" 3. Stadt) Ilios, S. 36; „Haus mit Skelett in 6—7 Fuss gelber oder bräunlicher Holzasche" Ilios, S. 307. Das Buch Troja hat diese Angaben ebenso wie die Funde der Aschenurnen unterdrückt und bekundet schon dadurch, dass es tendenziös ist. Unverhüllter noch als in Ilios sind diese Angaben in den Trojanischen Altertümern, wo S. 117, 168, namentlich aber in der Schilderung S. 244—48 das Bild der Koldeweyschen Totenhäuser recht deutlich hervortritt.

nur in den Fundamenten vorhanden. Die Verbrennung fand zwar überall, aber doch vorzugsweise (wie schon des Luftzuges wegen wünschenswert sein musste) auf den Terrassen statt, während die Bestattung vorwiegend in den unteren Totenhäusern, die deshalb von Koldewey „eigentliche" genannt werden, vorgenommen wurde. Ein südwestlich vom grossen Hügel von El Hibba gelegener Komplex derselben wird von ihm wie folgt beschrieben: „Es ist zunächst ein kleines Haus, dessen aufgedeckte drei Gemächer nicht den ganzen Grundriss repräsentieren, die Mauern setzen sich vielmehr an drei Ecken noch weiter fort. Der eine Raum von 3,20 zu 1,80 m an der Nordostecke ist mit Backsteinen abgepflastert und eingefasst; dies Pflaster zeigte sich bei der Ausgrabung mit einer dicken Aschenschicht bedeckt. Mit diesem Raume ist ein zweiter, ebenso breiter, aber etwa 5 m langer durch eine Thür verbunden; er enthält zwei Aschengräber. Das östlich an beide anstossende Zimmer enthält ein Kindergrab (Skelett). Die 85 cm dicken Umfassungsmauern dieses Totenhauses bestehen aus ungebrannten Ziegeln, sind aussen mit Thon, dem wenig Schilfstroh beigemischt ist, verputzt und wenig geböscht. Das Ganze steht auf einer dichten Schicht von Schilfkohle und Asche,[1]) vielleicht den Verbrennungsresten derjenigen Leiche, für welche das Haus einst gebaut wurde, während später andere Verbrennungen in demselben vorgenommen wurden.... Der Arme aber ruhte draussen auf der Strasse, denn nördlich von unserem Gebäude liegt auf der Strasse eines von den armseligen Leichengräbern aus der jüngsten Epoche der Nekropole".... (Ein anderer Grundriss) „bildet ein Rechteck von 22,10 zu 15,50 m, das durch zwei Längsmauern in drei Teile geteilt wird, die ihrerseits wieder in 14 kleinere und grössere Räumlichkeiten zerfallen.[2]) Einer dieser Räume enthält das Grab einer Frau. Bemerkenswert ist die Gliederung der westlichen Aussenseite durch 86 bis 89 cm Breite, 12 cm vorspringende Pfeiler.... Interessant wegen ihrer unregelmässigen Anlage[3]) sind zwei unmittelbar aneinanderstossende Häuser, von denen das eine ein unregelmässiges Rechteck von 17,20 m Länge bildet, dessen östliche Seite 12,10 m, dessen westliche 11,10 m misst. Der Hauptraum liegt in der Nordwest-Ecke und ist 9,70 zu 6,30 m gross; an ihn grenzen, durch Thüren mit ihm, aber nicht unter einander verbunden, vier kleinere Gemächer.... Der Ruin dieser Häusermassen muss übrigens sehr früh stattgefunden haben, denn im Nordwesten gehen die Mauern eines späteren Totenhauses darüber hinweg,[4]) und ein Brunnen des letzteren ist dabei gerade in die Mauer des älteren Hauses angelegt.... Die Strassen, welche die Nekropole in langen Zügen durchkreuzen, sind auffallend eng und selten über einen Meter breit.[5]) Sie zeichnen sich heute von dem übrigen Terrain meist durch dunklere Färbung ab. Die Asche, welche bei den Verbrennungen in den Häusern entstand, wurde offenbar auf die

[1]) Vgl. „Häuser erbaut auf und versunken in Brandschutt" Anmerkung 1, S. 68.

[2]) Vgl. ausser Plan I in Ilios u. Plan VII in Troja auch Trojan. Altertümer, Taf. 214 u. 215.

[3]) Ilios, Plan I; Troja, S. 206, Z. 7 v. u.

[4]) Ilios, S. 44, Z. 11 v. u.; 369, Z. 2 v. u., auch Trojan. Altertüm.

[5]) Vgl. Ilios, S. 65, Z. 5 v. o.: 758, Z. 21 v. o. „enge (wenig über 1 m breite) Strassen."

Digitized by Google

Strassen geworfen und häufte sich hier an. Scherben zerbrochener Gefässe mischten sich damit, und das Ganze bildet jetzt einen leichten Staub, in welchem der Fuss tief einsinkt."

c. Die Verbrennung.

Der Akt der Verbrennung begann mit der Ebenung des Platzes, bei welcher die Reste der vorhergegangenen Verbrennungen zur Seite geschoben wurden. Dann schritt man zur Errichtung einer Art von Ofen, indem man das Feuer durch eine Einhegung mittels Luftziegelmauern konzentrierte. „Die geringe Stärke der letzteren lässt vermuten, dass dieselben nicht höher als etwa einen Meter aufgeführt wurden, indessen genügte diese Höhe, um die Hitze derart zu steigern, dass die Innenseiten dieser Öfen verschlackten.[1]) Diese Schlacken sind nicht der Verwitterung ausgesetzt und überdauerten alles andere: so kommt es, dass gerade von ihnen sehr viele den Boden bedecken, obgleich solche Einhegungen als Ausnahmefälle anzusehen sind. Im ganzen scheint es übrigens, als ob in der ältesten Zeit die gänzliche Einäscherung unter offenem Feuer besonders üblich gewesen sei, während später auch die Einhegung des Feuers in den genannten Öfen, sowie die oberflächliche Verbrennung, die zum Teil zu einer Art Symbolik herabsank, häufiger wurde."

Eine Fortentwicklung dieser einfachen Einhegungen sind die zahllosen, sowohl auf wie neben den Terrassen stehenden Totenhäuser, die ebenfalls nur niedere Mauern aufweisen und nicht allein als Öfen, sondern auch als Grabkammern und Opferstätten dienten, also zugleich die Wohnung der Verstorbenen vorstellen. Unter diesen Häusern liegen grosse, oft 10 bis 20 cm dicke Aschenschichten.[2]) „Kleine Teile dieser Asche bewahren noch die Textur und sind danach als von Schilf herrührend zu erkennen.... In der That sind Holzreste verschwindend gegen die des wirklichen Brennmaterials, das in Schilf mit Asphalt bestand." Gegen diese Auffassung spricht aber der Umstand, dass Schilf nicht recht als „Brennmaterial" verwendbar ist, mag ihm auch Asphalt zugesetzt werden. Die Anwesenheit von Schilfresten in der Asche erklärt sich sehr einfach aus dem allgemeinen antiken Brauche, den von Holz errichteten Scheiterhaufen mit Schilf und Asphalt zu durchsetzen, damit er schneller brenne. In Babylonien wird es wohl ähnlich gemacht worden sein. Das Ergebnis der Verbrennung war meistens die Verwandlung der Leiche in Asche. „Aschengräber bilden weitaus die Regel in Surghul sowohl wie in El Hibba."... Es kommen aber auch „sowohl in Surghul wie in El Hibba Fälle vor, in denen die Leiche nicht ganz eingeäschert oder nur zum Teil verkohlt worden ist.[3]) Fälle, in denen Brandspuren an den gefundenen Leichenresten überhaupt nicht zu konstatieren waren, sind selten. Es sind besonders einige Skelette, die gut erhalten in den oberen (jüngeren) Schichten von

[1]) Vgl. Ilios, S. 305, Z. 19 v. o.; 354, Z. 8—27 v. o.; 358, Z. 13 v. u. — 359: Schilderung der Verschlackung der Böden und Wände in Hissarlik.
[2]) Vgl. Anmerkung 1, S. 68.
[3]) Vgl. Ilios, S. 46, Z. 1 v. u.; 307 oben; 571; Trojan. Altert., S. 168 u. 232.

Digitized by Google

El Hibba gefunden wurden, und selbst da stellt die Analogie mit anderen in ganz gleicher Lage getroffenen und mit denselben Beigaben ausgestatteten Skeletten, welche halbverbrannte Knochen aufweisen, die Verbrennung, die freilich nur äusserst unvollkommen gewesen sein kann, kaum in Frage."[1] — Die Verbrennungsweise, welche Koldewey erkannt zu haben glaubt, ist eine höchst eigentümliche. Koldewey sah Gräber, welche die Reste der Leiche unberührt noch am Orte ihrer Verbrennung aufweisen. „Deutlich sieht man hier im Querschnitt, wie die Leiche mit feuchtem Thon eingehüllt wurde, wie die obere dünne Thondecke vom Feuer hart gebrannt, die Leiche bis zur Unkenntlichkeit vernichtet und selbst die unteren Thonschichten noch gerötet wurden. Die dünne obere Decke stürzte dann nach dem Ausbrennen der Leiche auf diese nieder und bedeckt jetzt in Scherben die Asche.... Ein gutes Beispiel ist in einem der in El Hibba ausgegrabenen Totenhäuser in dem Grabe eines Kindes erhalten. Das Kind lag mit gekrümmten Ellenbogen und eingezogenen Knieen auf der rechten Seite und war in der erwähnten Weise rings mit Thon bedeckt, der oben vom Feuer gerötet war. Nach Beendigung der Verbrennung hatte man offenbar die Asche des Brennmaterials zur Seite geschoben, den Brandhügel am Kopfende geöffnet und diese Öffnung, nachdem sich die Leiche vom Feuer kaum beschädigt gezeigt hatte, mit feuchtem, grünfarbigem Thon wieder zugeklebt. Endlich war der Hügel mit Schichten frischer Thonziegel überdeckt worden, und die Brandstätte bildete auf diese Weise zugleich das Grab des Kindes.[2] In einem anderen Falle hatte man die Überdeckung der Leiche, welche sie vor unmittelbarer Berührung durch das Feuer schützte, nach dem Abbrennen des Scheiterhaufens bis auf die unteren Teile ganz abgeräumt und durch ein darüber gestülptes, länglich rundes Gefäss ersetzt,... das seiner Form nach den Keim zu späteren Leichensärgen enthielt." Aus diesen Beobachtungen zieht nun Koldewey den allgemeinen Schluss, dass die Leiche auf den Boden gelegt und mit einer Schicht aus weichem Thon oder mit roh geformten Thonziegeln rundum bedeckt wurde, worauf der Brennstoff (Schilf mit Asphalt) darüber aufgeschichtet worden sei. Mithin wäre die Leiche der Glut unter vollständigem Luftabschluss ausgesetzt worden. Dies würde nun zwar die Fälle von unvollkommener Verbrennung und gar von Unversehrtheit der Skelette vollauf erklären, aber diese bilden doch nur die Minderzahl; meist war die Verbrennung so vollkommen, dass Asche und Knochenreste in Urnen übertragen und beigesetzt wurden. Kann dies wirklich das Ergebnis der Methode sein, welche Koldewey beschreibt? (Er erwähnt Fälle, welche „die in Asche verwandelte Leiche" noch am Orte der von ihm beschriebenen Verbrennung zeigten.) Unter allen Umständen kommt hier etwas in Betracht, was Herrn Koldewey offenbar unbekannt war, denn er erwähnt „ein über die Reste des verbrannten Körpers gestülptes, länglich rundes

[1] Vgl. Ilios S. 36, Z. 16 v. u. — Trojan. Altert., S 244—248, wo auch mitgeteilt ist, dass diese Knochen und Skelette in gelber Holzasche lagen.

[2] In einem anderen Falle fand Koldewey das Skelett eines offenbar nicht verbrannten Kindes in einem pithosartigen Ksug mit engem Hals. Vgl. hiermit die Funde von Embryonen-Skeletten Ilios, S. 259 u. 364—365 und die Stelle Juvenal XV, 139, 140: terra clauditur infans et minor igne rogi.

ized by Google

Gefäss, das seiner Form nach den Keim zu späteren Leichensärgen enthielt," ohne der Thonsärge zu gedenken, die schon längst in babylonischen bezw. assyrischen Nekropolen für Erdbestattung gefunden und in assyriologischen Werken beschrieben und abgebildet worden sind, „shaped like a dish-cover." Darin ruht der Leichnam nebst Beigaben auf einer Lehmziegel-Plattform oder einer thönernen Platte (Schüssel) von 2—2,3 m Länge unter einem 2 m langen, 1 m breiten und 0,60 m hohen thönernen Deckel aus einem Stück, der im ersteren Fall oben Öffnungen (Luftlöcher) hat.[1]) Gewiss lag nichts näher, als bei der Feuerbestattung solchen Thonsarg auf oder in den Scheiterhaufen zu stellen, mit dessen Abbrennen er allmählich zu Boden sank. Im Falle dann die Verbrennung mislungen war, mochte man den Deckel, wenn er noch ganz war, sonst einen andern, wieder über die Gebeine decken, und solche Deckel sind offenbar Koldeweys länglichrunde Gefässe „mit dem Keim zu späteren Leichensärgen" und wahrscheinlich auch jene Thonumhüllungen, die „in den oberen Teilen ganz dünn, in der Nähe des Bodens aber dicker" waren und den Leichnam bedeckten. Man sollte sagen, andernfalls hätten sie, frisch und weich wie sie (nach Koldewey) waren, unter der Last des Brennmaterials zusammenbrechen müssen. Immerhin bleibt es ein zu Versuchen auffordernder wichtiger Punkt, festzustellen, ob eine Glut, die Thon- oder Lehmböden verglast, also Weissglut, einen auf solchem Boden unter dem Brennmaterial liegenden Leichnam nicht nur verkohlt, sondern sogar einäschert.

Mancherlei Gegenstände sind mit dem Toten verbrannt worden, wie dies auch antike Sitte war. „Der Frau verblieb ihr Schmuck,[2]) dem Manne sein Gerät kriegerischer oder friedlicher Thätigkeit,[3]) dem Kinde sein Spielzeug[4])... Schmuck aus vergänglichen Stoffen ist natürlich meist vernichtet, und selbst Bronzegegenstände sind zu unförmlichen Klumpen zerschmolzen.[5]) Erhalten haben sich indessen einzelne durchbohrte Muscheln (— mehrfach Mitra papalis —), unregelmässig geformte durchlochte Steine,[6]) sowie Spinnwiertel[7]) von gebranntem Thon in verschiedenen Formen. An Waffen finden sich Steinäxte[8]) und Pfeilspitzen von Feuerstein, die teilweise die Spuren des Brandes zeigen. Die Pfeilspitzen von trapezförmigem Querschnitt sind zu scharfer oder sägezähniger Schneide durch

[1]) Vgl. Rawlinson, Ancient Monarchies I, 110—111. Loftus, Travels p. 201. Taylor, Notes on the ruins of Muqueyer (Journal of the R. Asiatic Society XV). F. Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens I, 210.

Es bleibt festzustellen, ob die kreisförmigen Lehmböden in Hissalik und Hanaï (Troja, S. 90 u. Ilios, S. 792) Seitenstücke dieser babylonischen Lehmziegel-Plattformen sind. Ebenso bleiben die riesigen, an die babylonischen erinnernden Thonplatten (Schüsseln) cf. Troja, S. 166 (von mehr als 1 m Durchmesser) noch zu erklären.

[2]) Vgl. Ilios, S. 307—8. Trojan. Altertümer, S. 117, 168.

[3]) Ebend. S. 36, Z. 17—4 v. u. Trojan. Altertümer, S. 244—48.

[4]) Ebend. S. 454. 596. Das sogenannte Kinderspielzeug ist nichts anderes als verkleinerte Totenmitgabe für Kinder.

[5]) Über die später in Abrede gestellten und als kalte Oxydation erklärten Schmelzungen von Bronze und Gold in Hissarlik vgl. Ilios, S. 530, 531, 538, 542—43, 550.

[6]) In Hissarlik sehr gewöhnlich. Vgl. Ilios, Nr. 641—43, S. 503, Nr. 679 etc.

[7]) 22 000 in Hissarlik! Vgl. Ilios, S. 879 u. Troja, S. 350 (Sachregister).

[8]) Vgl. Ilios, Sachregister S. 829. Beispiele abgebildet Nr. 91 u. 620, 663.

Digitized by G

Absprengen zugeschärft.[1]) Auch die gefundenen Bronzenägel[2]) und Meissel[3]) sind als Gebrauchsgegenstände des Verstorbenen aufzufassen.... Oft erhalten sind Steine, die zum Schleifen und Polieren gedient haben dürften. (Oder zum Zerreiben des Getreides? — Erman.) Sie sind meist rundlich oder cylinderförmig, in die Hand passend und zeigen nur an einer Schmalseite die durch den Gebrauch geschliffene Fläche.[4]) Selbstverständlich behielt der Tote auch seine Siegel,[5]) welche das Feuer freilich mit wenigen Ausnahmen vernichtet hat.... Dass auch Opfer gebracht wurden, sei es im Leichenfeuer, sei es vor oder nach der Verbrennung, dafür spricht das Vorkommen von verkohlten Dattelkernen und von mehr oder weniger verbrannten Knochen von jungen Stieren und Schafen, von Vögeln und Fischen.[6]) Auch Räucheropfer wurden vorgenommen, bei denen die Essenz in thönernen Behältern verschlossen war, während einige Durchbohrungen den bei der Verbrennung sich bildenden Dämpfen den Ausgang gestatteten.[7]) Alle diese mit der Leiche zusammen verbrannten Dinge sind übrigens wohl zu unterscheiden von den unten zu erwähnenden, welche erst nach der Verbrennung dem Toten für seine zukünftige höhere Existenz geweiht und an seinem Grabe beziehungsweise in seiner Todeswohnung sauber niedergelegt wurden."

d. Die Bestattung.

Die Bestattung erfolgte, wie aus dem Vorstehenden bereits ersichtlich, auf dreierlei Art. Entweder blieben die Reste des Verbrannten unberührt liegen, oder die Asche desselben wurde auf der Brandstätte selbst beigesetzt, oder sie wurde an einen dritten Ort übertragen. Das ist also, wonach auch der Römer bustum und ustrinum unterschied; bustum hiess der Verbrennungsplatz, der nachher auch als Grabstätte diente, dagegen ustrinum, der nur den Scheiterhaufen aufnahm. Koldewey nennt die Brandstätten, auf denen die Reste unberührt liegen geblieben sind, Leichengräber (was übrigens missverstanden werden kann), dagegen die Gräber, in denen die in Gefässen gesammelten Reste beigesetzt wurden, sei es auf der Brandstätte oder am dritten Orte, Aschengräber. Diese Beisetzung war sehr einfach und verzichtete auf eine Grabkammer. „Öfters wurde die Asche nur zu einem Häufchen zusammengeschoben und mit einem kesselförmigen Thongefäss überdeckt. Oder man barg in einem bauchigen Gefäss, welches mit der durch eine Schilfmatte verschlossenen Öffnung nach unten in die Erde

[1]) Sägeartige Feuersteinspitzen siehe Ilios, Nr. 94—98.

[2]) Bronze- und Kupfernägel in Hissarlik siehe Troj. Altert., S. 41, 199. Ilios unter den Abbildungen S. 283, 564, 630, 653, Nr. 981. Troja, S. 98, 100, 185.

[3]) Vgl. Ilios, Nr. 806—810, 828. Troja, Nr. 32, 80, 81.

[4]) Ebend. Nr. 79, 82, 1284.

[5]) Ebend. Nr. 492—99, 1212—13, 1337.

[6]) In Hissarlik Weizen, Bohnen und Erven, vgl. Ilios, S. 361—63, und Rind, Schaf, Vögel und Fische sowie Muscheln, Ilios, S. 359—60 (Virchow), S. 364 (Moss). Opfervase mit Gräten eines Fisches, Trojan. Altert., S. 172. Grosse Aschenabschübe mit den Resten der Opfertiere vgl. Trojan. Altert., S. 194.

[7]) Räuchervasen waren in Hissarlik die siebartig durchlochten Vasen, welche Virchow als Käseseiher (!) erklärt, vgl. Ilios, Nr. 1190—96 oder Troja, Nr. 149.

versenkt wurde, sowohl die Reste der verbrannten menschlichen wie tierischen Gebeine, samt den mitverbrannten Datteln. Häufig nahm ein offenes Gefäss ‚in Schalen- oder Kelchform[1]) die mit einem Scherben bedeckten Leichenreste auf, in welches dann noch ein zweites ähnliches Gefäss, die Reste der Opfertiere enthaltend, eingesetzt wurde[2])... In El Hibba dienen besonders pithosartige Flaschen häufig als Aschenurnen: der länglich eiförmige Gefässkörper derselben ist mit einem kurzen am Rande verdickten Halse versehen und wurde schräg, mit der Öffnung etwas nach oben, in die Erde gelegt[3])... Die Sammlung der Aschenreste war durchaus nicht immer subtil; die Gefässe, welche zu ihrer Aufnahme dienten, waren meist viel zu klein, als dass sie die gesamten Verbrennungsprodukte einer Leiche hätten aufnehmen können. Die Verbrennung war wohl immer die praktische Hauptsache, die Sammlung der Asche mehr ein nebensächlicher Akt der Pietät."[4]) Dass Aschengräber, sowohl in Surghul, wo sie den grossen Hügel bilden, als auch in El Hibba, wo sie teils ebenfalls einen grossen Hügel bilden, teils in den Totenhäusern liegen, weitaus die Regel sind, wurde bereits erwähnt.

Einen sehr wichtigen Teil der Bestattung machen bekanntlich die Totenmitgaben aus. In erster Linie stehen die Totenspeisen. „Die Nahrungsmittel wurden in besonderen Gefässen neben dem Grabe aufgestellt. Ein kesselförmiges Gefäss in El Hibba enthielt auf seinem Grunde die Spuren frischer Datteln. (Eindrücke im erhärteten Thonstaub, die mit Wachs ausgegossen, die Form und sogar die feine Basthaut der Dattelkerne erkennen liessen.) Charakteristisch ist, dass dieses Aufbewahrungsgefäss unten durchlocht ist von einer ca. 8 cm grossen Öffnung; — das thut man nicht bei Aufbewahrungsgefässen von Lebensmitteln für Lebendige. Die entsprechenden Gefässe in Surghul sind frei geformte Henkeltöpfe, deren Boden nicht senkrecht zur Achse des rundlichen Gefässkörpers, sondern schräg zu derselben gearbeitet ist, so dass es den Eindruck macht, als lägen die Gefässe teilweise im Boden. Der sie ausfüllende Thonstaub ist mit zahllosen kleinen Höhlungen durchsetzt, wie sie weggefaultes Getreide nicht näher bestimmbarer Art zurückgelassen hat.[5]) Die verschiedenartig geformten Thonflaschen mögen Öl, Wein, oder dergl. enthalten haben.[6]) Zur Beschaffung des Trinkwassers wurden dem Toten

---

[1]) Dies zeigt, wie wenig man irgend eine Form speziell als Aschenurnen bezeichnen kann. —

[2]) Das Gleiche in Hissarlik! „In Troj. Altert. erwähnt Sch. S. 172 eine hübsche, glänzend rothe 25 cm hohe Vase, die er „mit den Gräten eines Meerfisches angefüllt in einer grossen, leider ganz zerbrochenen Urne fand" . . . („Urne" ist bei Schl stets Leichenurne).

[3]) In Hissarlik kamen häufig Vasen mit Gold- u. Silbergerät und weisslichem Pulver, ohne Zweifel Aschenurnen, vor, die nach Ilios, S. 62, Z. 21 u. 34 v. o. „schräg" im Boden lagen.

[4]) Wenn in Hissarlik ähnlich verfahren worden ist, so begreift sich, dass Schliemann so manche Aschenurne, z. B. wenn sie mit der Öffnung nach unten lag, nicht als solche erkannt hat, obgleich er, wie er Troj Altert., S. 232 sagt, täglich Leichenurnen fand.

[5]) Auch in Hissarlik ist in Gefässen (Pithoi) Getreide gefund n worden. Vgl. Ilios, S. 425 u. Protokoll der Untersuchung v. Hissarlik v. 30 März 1890.

[6]) Sind in Hissarlik ebenfalls massenhaft in den „Häusern" gefunden worden. Vgl. Ilios, Abbildungen S. 436, 442, 446, 448—49, 604, 606, 646 (auch in der Form babyl.-assyrischen gleich).

Digitized by Goog

Becher und Brunnen gewidmet, und zwar ward jedem Gestorbenen sein eigner Brunnen beigegeben, soweit dies irgendwie der Wohlstand der Hinterbliebenen erlaubt zu haben scheint. Diese Brunnen, die unter den Ruinen in wahrhaft ungeheurer Anzahl auftreten, sind gebildet aus ca. 50 cm im Durchmesser haltenden Thontrommeln, welche, die eine auf die andere gesetzt, in den Schacht gesenkt wurden.... Die Brunnen reichen in das Erdreich hinab bis tief unter die Sohle der Wüstenebene. Bis zu vollständiger Tiefe ist von uns nur einer in El Hibba ausgegraben. Er liegt an sich schon an einer tiefen Stelle, ist 4 m tief und besteht aus 13 Trommeln.... Die Brunnen stehen meist in den Räumen der Totenhäuser und zwar oft zu mehreren (bis zu vier) in einem und demselben Raume und bis zu neun in einem und demselben Hause. Auch Zwillingsbrunnen von zwei unmittelbar nebeneinander stehenden Trommelschachten kommen vor. Übrigens ist auch der Surghulhugel, der doch nur aus Aschengräbern besteht und keine Spur eines Gebäudes aufweist, mit ihnen durchsetzt."

Diese Röhren darf man nicht ohne weiteres als Brunnen auffassen. Koldewey ist es offenbar unbekannt, dass dieselben längst erforschte und in den Werken der Assyriologie beschriebene Drainirungsanlagen sind, die sich auch in den Erdbestattungsnekropolen finden (vgl. Rawlinson, Ancient Monarchies I, 113 u. a.). Die Entwässerung und Trockenhaltung der Hügel in folge jener Einrichtung hat uns trotz des vielfach und gerade dort sehr sumpfigen Bodens der Flussebene die ehemaligen Terrassen- und Häuserbauten aus Lehmziegeln verhältnismässig gut erhalten. Koldeweys Beschreibung seiner Brunnen stimmt völlig überein mit derjenigen, welche die englischen Forscher von diesen trommelweise aufgebauten Röhren geben. Diese geschickte Anwendung des Gesetzes der Kapillarität zur Abhaltung des Grundwassers wirft ein helles Streiflicht auf jene uralte Kultur. Unsere Architekten könnten davon lernen. Übrigens geht aus der engen Nachbarschaft und geringen Weite (50 cm) der zahlreichen und bis über 15 m tiefen „Brunnen" augenscheinlich hervor, dass sie nicht, wie Koldewey meint, gegraben, sondern mit den Schutthügeln allmählich und trommelweise in die Höhe gewachsen sind.[1])

---

[1]) Will man die Möglichkeit nicht abweisen, dass diese Drainirungsröhren zugleich „Totenbrunnen" waren, so bietet sich in den zahlreichen „Grossen Krügen" (Pithoi) von Hissarlik eine überraschende Parallele Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Pithoi zweierlei Zwecken dienten und teils Verbrennungsurnen (wie ganz unabweisbare Anzeichen darthun), teils Behälter für Totenopfer waren, und als letztere also Getreide enthielten oder die Stelle von Brunnen (Cisternen) vertraten. Merkwürdigerweise ist Schliemann von demselben Gedanken schon 1872 beherrscht gewesen, denn in seinem Tagebuche der Ausgrabungen (siehe Trojan. Altert., S. 33 62, 63, 64 84, 112) schwankt er beständig in der Benennung dieser Pithoi, die ihm bald „Graburnen" bald „Grab- oder Wasserurnen", „Leichenurnen und grosse Wasser- oder Weinbehälter", „Wasser- oder Leichenurnen" und „Leichen- oder Weinurnen" sind. War diese Wahrnehmung für mich, der ich erst jetzt auf den Einfall geriet, die ursprünglichen Berichte Schliemanns (in den „Troj. Altert.") zu prüfen, eine höchst überraschende, so wird sie dies nicht minder für Andere sein. Was veranlasste Schliemanns Bezeichnung der Pithoi als Grab- und Leichenurnen? Er muss doch Dinge und Umstände bemerkt haben, die diese Anschauung hervorriefen, erwähnt dieselben hier aber nicht, sagt auch nicht, warum er jene Riesenurnen schliesslich nur noch „Weinbehälter" nennt. Erst in Ilios,

Digitized by Google

Neben den Beigaben an Essen und Trinken, an Geräten und Schmuck, die der Tote bei der Verbrennung und der Bestattung mit sich nahm, finden sich noch symbolische bezw. religiöse Gegenstände, nämlich Idole,[1]) menschliche und tierische Bilder von Thon, Bilder von Vogeleiern aus ungebranntem Thon, und in drei Hauptformen mit zahlreichen Übergängen der Phallus,[2]) 1. krass naturalistisch, meist der Länge nach durchbohrt, 2. in Form eines langgestreckten Stiftes oder Nagels, der aber den charakteristischen Öffnungseindruck an der Spitze beibehält, und 3. in Form des sogenannten Nagelcylinders, der jenen Eindruck an der Spitze aufgibt und der Gestalt des Nagels bestimmteren Ausdruck gibt. „Er ist meist beschrieben, kommt aber in El Hibba auch unbeschrieben vor mit sehr verschieden gebildeten Köpfen. Über die Art seiner Verwendung belehrte ein Fund am grossen Hügel von El Hibba, wo der unbeschriebene Nagelcylinder wie ein richtiger Nagel in einer Wand aus ungebrannten Ziegeln sass, aus welcher er mit dem Kopfe etwas schräg nach oben hervorsah.[3]) Man kann übrigens nicht behaupten, dass diese drei Formen sich in historischer Reihenfolge aus einander entwickelt haben.... Neben beschriebenen Nagelcylindern mögen noch naturalistische Phallen verwendet worden sein, sicherlich aber sind Phallus und Nagelcylinder der Idee nach identisch.“ Die Wirtelfunde wurden schon oben erwähnt. Ihre Symbolik ergänzt die der Phallen.

Schliesslich noch ein Wort über die Keramik. „Mit wenigen Ausnahmen zeigen sämtliche Gefässe die Kennzeichen ihrer Herstellung auf der Töpferscheibe.“[4]) (Ausnahmen sind z. B. die länglichen kesselförmigen Gefässe, die in umgestürzter Lage als Aschengräber dienten.) Diese Herstellung ist „teils flüchtig und unregelmässig, teils glatt und sauber“.... „Die Formen ordnen sich fast alle unter die uns geläufigen Begriffe von Kessel, Schale, Kelch, Becher, Flasche und Kanne.“[5]) Besonders zahlreich sind die Schalen. Sie lassen sich auf drei einfache Grundformen zurückführen, „je nachdem der Querschnitt durch ihre Seitenwand geradlinig, nach innen oder nach aussen geschweift erscheint.“ So bilden sie die bald niedrige, bald höhere Zwischenstufe zwischen flachen Tellern und Kelchen bezw. Bechern. Kelche und Becher sind ebenfalls sehr zahlreich und erreichen

S. 46 bemerkt er, die zahlreichen grossen „Leichenurnen“, welche er in der 3. u. 4. „Stadt“ gefunden, hätten „menschliche Aschenüberreste“ enthalten, lässt aber nun unerwähnt, dass diese Leichenurnen identisch sind mit seinen Pithoi (!), behauptet sogar Ilios, S. 425, diese seien meist leer gewesen (!!!).

[1]) Die zahllosen Idole in Hissarlik verzeichnet das Sachregister in Ilios, S. 848. Sie wurden, wie in Babylonien, meistens in den Totenhäusern gefunden.

[2]) Der Phallus kommt auch in Hissarlik sowohl in rein naturalistischer wie in Stift- und Nagelform vor (cf. Trojan Altert., S. 24, 41, 113) und zwar nach Ilios, S. 312 „häufig“ und nach S. 652 „in allen fünf vorgeschichtl. Städten“. S. 315 ist seine Verwendung im Grabkult erwähnt (Mitt. d. Prof. Sayce).

[3]) Vgl. die Bronzenägel in den Wänden der Grabkammer des Atreus, sowie die antike Sitte, Phallusskulpturen auf Bausteinen anzubringen. In Hissarlik steckten grosse viereckige Kupfernägel vertikal in verkohlten Holzbalken und in gebranntem Lehm (Troja, S. 100), einmal auch in einer Wand (Schliemanns Berichte 1882).

[4]) In Hissarlik sind die Gefässe teils mit der Hand, teils auf der Töpferscheibe gefertigt. Ihre Herstellung ist bald sehr sauber, bald roh und flüchtig.

[5]) Ebenso in Hissarlik. Vgl. Trojan. Altertüm., Ilios u. Troja die zahlr. Abbild., wo uns auch vielfache Verwandtschaft mit babyl.-assyr. Typen entgegentritt.

mannigfaltige in ihrer Einfachheit schöne, altertümliche Formen. Auch Übergangsformen kommen vor, die den nach innen geschweiften Querschnitt des Kelches mit dem nach aussen geschweiften vereinen." Die Kelche entwickeln sich zu Exemplaren von 1 m Höhe.[1]) „Mannigfaltig sind auch die Flaschenformen. Viele der kleineren Exemplare haben die Gestalt eines Kelchbechers, der oben zu einer kleinen Öffnung zusammengezogen ist.... Die Kannen sind alle bauchig, meist mit einem einzelnen Handgriff oder durchlochten Ansätzen, um sie an Schnüren zu tragen; beide Henkelformen kommen auch vereinigt vor.[2]) Der Ausguss ist seltener durch Zusammendrücken des Randes hergestellt, meist setzt eine konische, etwas nach unten gebogene Tülle am Schulterstück an. Das Material ist immer ein fein geschlemmter, wenig gebrannter Thon von weisslicher oder rötlicher Färbung. Selten sind Schalen oder kugelförmige Flaschen von Alabaster, Serpentin und ähnlichem Material. Auch beschriebene Gefässfragmente, und zwar sowohl steinerne als thönerne, kommen, wenn auch selten vor.[3]) Eine eigentliche Ornamentik der Gefässe ist verhältnismässig selten. Einfache Linien in schwarzer Farbe, die eine Art Umflechtung darstellen,[4]) zieren ein Gefäss in El Hibba" (dessen Rand ägyptisch profiliert ist, ägypt. Hohlkehle mit Rundstab darunter). „Im Übrigen sind die Ornamente durch aneinander gereihte Eindrücke mit dem Modellierholz oder mit dem Fingernagel hergestellt, oder es sind sich überkreuzende Linien beim Drehen eingeritzt."[5])

Die einzigen Reste bildnerischer Darstellungen aus Stein, Statuenreste, wurden an den beiden grössten Hügeln von El Hibba gefunden, nämlich ein Stück von einem Flügel, Fragmente eines Schemels, und die in üblicher Weise in einander geschlagenen Hände einer Statue, zum Teil aus demselben grünen Stein, aus welchem die meisten der Figuren von Tello bestehen. Über die Aufstellung dieser Statuen war nichts zu ermitteln. Ihre Zertrümmerung und Verschleppung mag auf Durchwühlung der Ruinen in alter Zeit deuten.

Das Alter dieser Nekropolen ist nicht genau bestimmbar, da die in den Ecken der Terrassenmauern gesuchten Bauurkunden nicht gefunden wurden. Aus der Keramik zieht Koldewey den Schluss, dass die Ruinen einer Zeit angehören, die älter ist als die der ältesten uns bis jetzt bekannten Kulturen (?), und schliesst seinen Bericht mit den Worten: „So vielerlei Fragen auch unerledigt geblieben sind, so liegt doch die eine Thatsache klar vor, dass wir in Surghul und El Hibba die Ruinen von altbabylonischen Feuernekropolen zu erblicken haben. Die Leichen, die hier verbrannt sind, stammen offenbar von anderen Orten her. An anderen Orten ist die Zugehörigkeit einer Stadt der Toten zu einer der Lebendigen

---

[1]) Vgl. die in Hissarlik doppelt gehenkelten Spitzbecher (Kelche) Ilios, Nr. 179, 319—23 u. s. w. Troja, S. 183 („der grösste kann 10 Flaschen Wein aufnehmen").

[2]) Vgl. Ilios, Nr. 256, 272, 1009, 1011 bauchige Gefässe mit 2 Henkeln u. 2 durchlochten Ansätzen.

[3]) Ilios, Nr. 173, 305, 1010, 1338 u. 1339. Vgl. auch S. 766—81.

[4]) Vgl. Ilios, Nr. 308, 387, 1017. Troja, Nr. 61.

[5]) Ebend. Nr. 28—35, 156, 175 u. a. m. Die Linien sind dort „eingeschnitten".

Digitized by Google

klar zu erkennen. Aus welchen Gründen sich gerade an diesen beiden Plätzen ein so grossartiger Totenkultus entwickeln konnte, lässt sich bisher nicht ersehen."

Der Name „Feuernekropole", von mir gebildet, erscheint zum erstenmal in meinem Essay „Schliemanns Troja eine urzeitliche Feuernekropole" („Ausland" 1883, Nr. 51 u. 52) und ist jetzt allgemein angenommen. Vorher sprach die Wissenschaft wohl von „Gräberfeldern mit Leichenbrand" (namentlich im Norden) und unterschied in der asiatischen und in der antiken Welt „Nekropolen" (mit Erd-, Felsen-, Mumien- oder Aschengräbern), ohne jedoch besondere Baulichkeiten für die Verbrennung und eine Organisation der Bestattung und des Toten- oder Seelenkultus darin zu kennen. Ja, noch heute herrscht meist die Vorstellung, in den dichtbevölkerten und wohlgeordneten Staatswesen des alten Italien, Hellas und Asien habe ein jeder, wo er Lust hatte, seine Toten verbrennen dürfen, im Garten, auf dem Felde oder gar auf städtischen Plätzen. Dem gegenüber zeigte ich, dass es für die Masse des Volkes, von den Ehrenrechten Einzelner abgesehen, besondere Bauten der Feuerbestattung gegeben haben müsse, deren Grundzüge in dem von Schliemann ausgegrabenen und für Troja gehaltenen Ruinenhügel Hissarlik in Kleinasien erkennbar seien. Diese Bauten nannte ich „Feuernekropolen" und wies von vornherein, gestützt auf die ältere assyriologische Forschung auf die Wahrscheinlichkeit hin, dass in Babylonien ähnliche Feuernekropolen, die vielleicht identisch mit dem feurigen Ofen des Nebukadnezar seien, gefunden werden würden.[1]) Koldewey hat sie dann in der That gefunden und beschrieben. Derselbe hat meine Schriften gekannt, wie er brieflich und dann in der Zeitschrift für Assyriologie III, 3 (1888) zugab, sie aber nicht mit einem Worte erwähnt, obwohl aus seinem Bericht deutlich erkennbar ist, wie dieselben ihn „aus den Funden" das Bild von Toten-Öfen und Totenopfer-Stätten erkennen und diese Orte babylonische Feuernekropolen nennen liessen. Seine „auf den Augenschein gestützte" Darstellung beweist die Richtigkeit meiner Kombinationen oder wie Professor Virchow sie nennt „vagen Spekulationen." Die Empirie hat also lediglich die Spekulation bestätigt.[2]) Vielleicht will Professor Virchow die Aufdeckung noch einiger Dutzend dieser Totenkultstätten abwarten, bevor er sich entschliesst, überhaupt nur Notiz von ihnen zu nehmen. Es wäre in der That wünschenswert, dass noch recht viele dieser natürlich sehr zahlreichen Nekropolen erforscht würden. Eine jede würde weitere Beweise für die Hinfälligkeit der Virchowschen vorgeschichtlichen Theorien bringen, die auch den Wirrwarr der Schliemannschen Funddeutungen wesentlich verschulden.

[1]) Vgl. die Jahrgänge 1883—86 des „Ausland" (Cotta, Stuttgart) und 1884—85 der „Zeitschrift für Museologie" (Baensch, Dresden).

[2]) Neuerdings bestreitet Koldewey, nachdem ich ihn interpelliert, die Übereinstimmung seiner Feuernekropolen mit Hissarlik und will sie auch künftig nicht mehr Feuernekropolen nennen; so sehen wir denn einer neuen merkwürdigen Namens-Taufe entgegen für eine Sache, welche denn doch an sich ganz klar ist.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Sagenkranz aus Hessen-Nassau und der Wartburg-Gegend von Carl Hessler. Kassel, Verlag von Gustav Klaunig, Hofbuchhandlung, 1889.

Vorliegende Sammlung, welche 116 Nummern aus Hessen, 41 aus Nassau und 26 aus der Wartburggegend aufweisst, macht keinerlei Anspruch auf wissenschaftlichen Wert, sie will nur die Teilnahme für diese Art volkstümliche Überlieferung in weiteren Kreisen wecken, und hierfür ist sie in der That durch meist sorgfältige Auswahl des reichhaltigen Stoffes recht geeignet. Manches, was mitgeteilt wird, gehört freilich nicht in das Buch, weil es entweder die auf dem Titel angegebenen Grenzen überschreitet oder überhaupt nicht dem Gebiete der Sage zugerechnet werden kann; auch ist im ganzen zu wenig Gewicht auf unverfälschte und von allerlei späteren Zuthaten reine Wiedergabe der Volkssage gelegt. Indes sind dies in Rücksicht auf die Zwecke der Sammlung nur geringfügige Mängel.

J. Pistor — Kassel.

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Hamburg 1890. Verlag von Gustav Fritzsche. Druck von L. Döll in Kassel.

Es ist eine höchst verdienstvolle Arbeit, die Lewalter mit vorliegender Sammlung unternommen hat. Das erste vor kurzem erschienene Heft enthält 35 Lieder und legt Zeugnis ab von dem Verständnis, das der Sammler seiner Aufgabe entgegenbringt, wie auch von grosser Sorgfalt und Genauigkeit, die sich überall und besonders in den litterarischen Nachweisungen und geschichtlichen Anmerkungen kundgibt. Lewalter sammelte seit dem Jahre 1889 und schöpfte, wie er selbst sagt, frisch von der Quelle, belauschte Burschen und Mädchen, Soldaten und Kinder beim Singen und schrieb Wort und Weisen der schönen Lieder genau so nieder, wie er sie gehört, ohne etwas wegzulsssen oder zuzusetzen. Mit Recht wird von dem Herausgeber hohes Gewicht auf die Wiedergabe der Weisen gelegt, denn diese bilden einen wesentlichen Bestandteil der volkstümlichen Dichtung. — Der Inhalt des ersten Heftes lässt uns mit Spannung der Fortsetzung der Sammlung entgegensehen, auf die wir später noch eingehend zurückkommen werden.

J. Pistor — Kassel.

Digitized by Google

Mitteilungen.

Vorbemerkung. Wie der Unterzeichnete die Mélusine-Nummer angezeigt hatte, welche den Schmähartikel von Gaidoz über Carnoy, Nikolaïdes, Brauns und ihn gebracht, so erlaubt sich derselbe auf die letzte Nummer der Mélusine hinzuweisen, in welcher der polackische Nothelfer des Herrn Franzosen sein Handwerk gegen den Unterzeichneten fortsetzt.

Zunächst sei nun aber bemerkt, dass Herr Gaidoz selbst weder den von dem Unterzeichneten gegen ihn geführten Beweis unsauberer Geschäftsmanipulation sowie Kenntnislosigkeit selbst der heimischen französischen Forschung zu widerlegen, noch weniger die Berechtigung zu seinem elenden Spott über deutsche Gelehrte und die unglaubliche Verächtlichmachung der Gelehrten der französischen Akademie zu begründen vermocht hat.

Der Artikel seines polackischen Nothelfers weist die Zeichen des Geistes des Herrn Gaidoz auf.

Es wäre Verschwendung von Druckerschwärze und Papier, alle Einzelheiten des Schmähartikels in ihr Nichts aufzulösen; deshalb heben wir nur soviel daraus hervor, als genügt, um Kenntnislosigkeit, Unwahrheit, Verleumdungssucht des Herrn Polacken zu erweisen.

Es ist nicht die Gewohnheit des Unterzeichneten, auf jeden Angriff zu antworten, für jede Anerkennung zu danken; es hätte z. B. der Unterzeichnete sonst nach Veröffentlichung seines Wenden- und Lithauerwerkes wie seiner Geschichte der griechischen Farbenlehre etwa 10—12 Kritiken zum Teil zurechtweisen, 80—100 anerkennenden Besprechungen seinen Dank sagen müssen: dass dies nicht geschehen, weiss niemand besser als der polackische Schreiber des Schmähartikels, da derselbe schon seit Jahren gegen den Unterzeichneten seine armseligen Artikel schreibt, ohne dass ihm dieser darauf öffentlich zu antworten für nötig gehalten hat.

So hat denn auch der Unterzeichnete dem Herrn Pastor aus den russischen Ostseeprovinzen auf dessen letzten Angriff gegen ihn nicht geantwortet, da sich jeder Freund der Wahrheit durch Vergleichung des Artikels des Unterzeichneten über Bielensteins imaginäre Lettenburgen sofort überzeugen konnte, dass der Herr Pastor in Bezug auf den Unterzeichneten die Unwahrheit geschrieben hat.

Der Herr Polack verdreht eben die Thätigkeit des Unterzeichneten in jeder Weise: hat derselbe Dr. Pitrè einen hochverdienten Forscher genannt, — allerdings die weitere Anzeige von dessen Zeitschrift versagt, weil Herr Dr. Pitrè der evangelischen Kirche unglaubliche Unduldsamkeit, der hohen evangelischen Geistlichkeit soperchieria — hier sträubt sich die Feder, die ungeheure Beleidigung deutsch wiederzugeben — vorgeworfen, nach seiner Karte an den Unterzeichneten dazu veranlasst durch Mitteilungen der Freunde des Herrn Polacken, Carstens und Krauss — und der Grund zu dieser ungeheuerlichen Anschuldigung ist grobe Unwahrheit — hat der Unterzeichnete Mannhardt verteidigt eben vor den Angriffen der Freunde des Herrn Gaidoz — so verwandelt der Herr Polack Anerkennung und Verteidigung — in Angriff.

Der Herr Polack stellt ein Scherbengericht von einigen seiner früheren Schüler über deren Mitschüler an — ohne die Namen der letzteren zu nennen — so dass die namenlosen Gerichteten nicht einmal antworten können, wenn Jemand dergleichen Verleumdungen zu widerlegen für nötig halten sollte, was allerdings nicht der Fall sein dürfte.

Der Herr Polack sucht ein hässliches Licht auf die Glaubwürdigkeit der Juden zu werfen, teilt aber nicht mit, dass er sich in deutscher Zunge von einem Mitgliede dieser Glaubensgenossenschaft verherrlichen lässt, wie die Mélusine gleichen Geschickes sich erfreut; sind nun die Juden als solche unglaubwürdig, so ist die Anpreisung der Bedeutung von dem Herrn Polack und der Mélusine — eben ohne Bedeutung, da sie der Glaubwürdigkeit entbehrt, das muss in diesem Fall der Herr Polack ja selbst sagen — aber der Unterzeichnete verwahrt sich gegen Anerkennung des Satzes des Herrn Polacken von der Unglaubwürdigkeit der Juden als solchen.

Aber einige Beispiele will nun der Unterzeichnete doch von der Unglaubwürdigkeit der Freunde des Herrn Polacken geben. Gaidoz zeigt an, dass er die Mélusine auch in Jahren herausgegeben hat, wo dieselbe gar nicht erschienen ist; U. Jahn schreibt eine Vorrede für eine 2. Auflage seiner Sagen, wo dieselbe höchstens eine zweite Ausgabe genannt werden kann; Krauss führt auf dem Deckblatt seines Orlović 7 von seinen Sachen als vergriffen an, um dann öffentlich eingestehen zu müssen, dass dies nur die paar Separatabzüge betrifft; für seine kleine Kebes-Arbeit schreibt er ein Vorwort zu einer zweiten Auflage, während in Wirklichkeit die erste Auflage als 2. in die Welt gesandt wird.

Aber der Herr Polack treibt es schlimmer in seiner unglaublichen Leichtfertigkeit, in seinem wilden Hass gegen den Unterzeichneten, dem er sich früher in Briefen unterwürfigsten Inhaltes zu nähern versucht, um sich dessen Zeitschrift dienstbar zu machen: verdampft er doch den früheren Schüler und jetzigen Freund des Unterzeichneten, Herrn Fiedorowicz—Weder in eine freie Erfindung des Unterzeichneten, während er doch in Libau, Charkow, Moskau, Rakiczki jeden beliebigen Beweis von dessen realer Existenz finden konnte.

Der Herr Polack stellt geschichtliche Verhältnisse und die Natur des Landes in einem falschen Lichte dar, um des Unterzeichneten Angaben darüber zu diskreditieren: vergeblich.

Der Herr Polack wirft einen ängstlichen Blick auf die Freundschaft der Russen und Franzosen, weil die französische Politik sich den Polen ab-, den Russen zuwendet; nur erklärt sich der Unterzeichnete für unschuldig an diesem Wandel, wogegen er es allerdings sehr natürlich findet, dass Frankreich von seiner früher so unglücklichen, weil abenteuernden Polenpolitik sich abgewendet hat; aber zu verzagen hat der Herr Polack ja noch nicht, da er, wenn auch nicht den brav' Général, so doch den brav' Doyen des Folkloristes français zu seinen Freunden zählt, denn einen solchen Doyen hat sich der Franzose dem Unterzeichneten gegenüber selbst genannt.

Der Herr Polack führt verschiedene Sagengestalten auf, zu denen der Unterzeichnete keine Sagen oder Mythen geboten hat; da er demselben sonst freies Erfindungsvermögen zuschreibt, sogar in Bezug auf Menschen, welche dieser unserer Welt angehören, so will er ihm damit entweder sein eigenes Rezept einhändigen, wie er Sagen machen würde: d. h. also bekannte Namen hernehmen und sie dann mit Sagen umgeben, oder er straft sich selbst Lügen, indem er mittelbar zugibt, der Unterzeichnete hat die Gestalten seines Buches nicht den Büchern, sondern dem Volke entnommen, da er von jenen Gestalten nichts hat; denn selbst die Namen derselben zu erfinden wäre dem Unterzeichneten unmöglich gewesen, da er angeblich kein Wort lithauisch weiss.

Der Herr Polack versucht verschiedene Gestalten aus dem Buche des Unterzeichneten zu verdächtigen nach Wesen, Schreibweise und Etymologie.

Der Unterzeichnete will dem Herrn Polacken sehr gern die Ehre lassen, bessere Sagen und Mythen über dieselben mitzuteilen, auch Schreibung und Etymologie schärfer zu geben, als ihm vergönnt war, unter den Verhältnissen, unter welchen er dort gelebt hat, zumal die Etymologie in der That der schwächste Teil in der mythologischen Wissenschaft ist, aber er erlaubt sich doch noch darauf hinzuweisen, dass dem Herrn Polacken bis jetzt dazu Gewissenhaftigkeit, Kenntnis wie Fähigkeit abzugehen scheinen.

So schreibt der Herr Polack Žemaite.

Nun hat aber kein Geringerer als Prof. Bezzenberger in seinen lithauischen Forschungen S. 38 folgendes: Vens Žamaitis u. s. w. Demnach ist hiermit die Schreibweise des Unterzeichneten Ža und nicht Že mittelbar gerechtfertigt von einem der hervorragendsten lithauischen Sprachforscher, durch dessen lithauische Mitteilungen.

Dass das Wort die Žamaitin heisst ist ebenso klar, wie die Etymologie doch auch durch Z'emaitis Niederunger, wie Nesselmann hat, nicht von humilis, humus, humi, *χαμαί*, *χθών* u. s. w. geschieden werden kann.

Das anzuerkennen fehlt demnach dem Herrn Polacken die nötige Sprachkenntnis oder der Sinn für Wahrheit.

Sucht der Herr Polack Pijokas, also den Dämon der Kulturgetränke zu verdampfen, so bedauert der Unterzeichnete, dass dann Herr Professor Bezzenberger schwer geirrt haben muss, als derselbe dem Unterzeichneten, da dieser ihm seine Ganymedesabhandlung zusandte, seine Anerkennung darüber schriftlich mitteilte, dass der Pijokas, der Ganymedes der Slavo-Lithauer darin seine Würdigung gefunden.

Gelangt der Herr Polack bei seiner Erklärung des Wesens des Perdoytus zu der Etymologie *πέρδω* — nein Herr Polack, der Grieche zog den Gebrauch des Mediums demjenigen des Aktivs vor — so will ihm der Unterzeichnete die Ehre dieser Etymologie gegenüber derjenigen von Hartknoch, Frenzel, Schwenck gern überlassen; der Herr Polack beweist damit

eben nur, dass wie der Mensch denkt und sich zu äussern pflegt, er so auch seine Genossenschaft sich wählt, seine Dämonen und Götter sich vorstellt und ihr Wesen erklärt — aber nötig hatte er gerade nicht, durch diese Etymologie die Niedrigkeit seiner Gesinnung und Lebensweise zu erhärten, wir hätten ihm auch so schon höhere Auffassung reiner Verhältnisse nicht zugetraut.

Es ist selbstverständlich, dass dem Unterzeichneten jede ernsthaft und ehrlich gemeinte Belehrung willkommen ist — mit dem Schmutz des Herrn Polacken und seines französischen Nothelfers sowie ihrer Kolporteure hat er nichts zu thun — und darum hier über jene Menschen das letzte Wort.

Edm. Veckenstedt.

An die Herren Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, die Herren Mitarbeiter und Leser der Zeitschrift für Volkskunde.

Der erste Aufsatz des Herrn E. Bötticher — Berlin gibt dem Unterzeichneten Anlass zu der Bemerkung, dass er sich gleichfalls an Herrn Dr. Dörpfeld in Athen gewandt, mit der Aufforderung, dass er nach Abschluss der Arbeiten des Herrn Bötticher seine Ansichten über Troja und die Schliemannschen Ausgrabungen auf dem Hügel Hissarlik in der Zeitschrift für Volkskunde darlegt, da es auch in diesem Fall unser Ziel ist, strengste Objectivität zu erweisen, aus dem Austausch entgegenstehender Meinungen zur Wahrheit zu gelangen.

Sodann erlaubt sich der Unterzeichnete die Aufmerksamkeit auf folgende Punkte zu lenken.

Wie seine Erweise in der Juni-Nummer der Tradition, in erhöhtem Masse die Aufsätze des Herrn O. Knoop — Rogasen darlegen (vgl. Jahrgang II, Heft 12, Jahrgang III, Heft 2), sind einige Sagen- und Märchensammlungen überhaupt erst dann als Quellen für die eigentliche Forschung zu verwerten, wenn dieselben erneuter kritischer Sichtung unterzogen werden.

Wird es nun auch kaum weiter in der Welt vorgekommen sein, dass viele Jahre hindurch in Redensarten wie Pfui Dick (Dich) an, Fär goden Deel, als wissenschaftliche Beweise für das Dasein der Namen und Wirksamkeit von Göttern und Göttinnen, also in diesem Fall Frigg und Wodan, in dem Bewusstsein unseres Volkes aufgeführt werden konnten, ohne dass unsere Germanisten diese Sprachdeutungen als gänzlich verkehrte aufwiesen, — dass man die Leute zu Pfingsten um einen Baum hat tanzen lassen, in einem Dorfe, wo dies nie geschehen, zu einem Pfingstumzug mit einem Busch das Einsammeln von Eiern und Wurst von Seiten der jungen Burschen mit einem Sträusschen vor der Brust am Tage der Lichtmessfeier hat umwandeln können, so zeigen doch diese Vorkommnisse auch — und sie sind deshalb absichtlich den Büchern von Kuhn und Schwartz ent-

nommen, weil diese Forscher von vielen Seiten als die wahren und eigentlichen Fortsetzer des Werkes der Brüder Grimm aufgestellt werden — 1. dass es unendlich schwerer ist, sicheren Stoff zur Verwertung für wissenschaftliche Zwecke dem Volke zu entnehmen, als wir bisher geglaubt haben, 2. dass wir unsere Sagen- und Märchenwerke zum Behufe wissenschaftlicher Verwertung erneuter Durchsicht in bezug auf die Urquellen zu unterziehen haben, 3. dass wir diese Arbeit in ruhiger Gemeinsamkeit vorzunehmen haben, mithin Polemik nur da zuzulassen, wo dieselbe herausgefordert wird; wo die Polemik aber geboten wird durch unredliche Manipulationen der Gegner, werden wir zur Stelle sein.

Da nun zunächst durch die berührten Darlegungen erwiesen ist, dass die Bücher von Kuhn, Schwartz und Ulrich Jahn höchst unzuverlässig sind und eine Fülle schwerer sachlicher wie sprachlicher Fehler bergen, — das werden ja auch die späteren Darlegungen von O. Knoop noch in höherem Masse erweisen, als dies jetzt schon geschehen, und es mehren sich leider die Stimmen, welche gegen die Zuverlässigkeit der berührten Bücher sprechen — so bittet der Unterzeichnete, um seinerseits den Schein von Parteilichkeit zu meiden, um alle die Angaben, welche dazu dienen, Irrungen in dem Werke des Herrn O. Knoop, sowie seines Wenden- und Lithauerwerkes klar zu legen. Schon fast vor Jahresfrist hat der Unterzeichnete zu diesem Zweck Herrn Ed. Wolter in St. Petersburg darum ersucht, da ihm mitgeteilt war, dass derselbe gegen ihn geschrieben, an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen, wie ihm denn der Unterzeichnete verschiedene Ortschaften mitgeteilt, wo er jeweilig in Lithauen auf seinen Reisen geweilt hat. Da Korrespondenzen ohne Nachforschung an Ort und Stelle leicht zu grossen Irrtumern Anlass werden können, wenn dieselben von Leuten ausgehen, welche mit der Sache nicht durch längere Beschäftigung vertraut sind, so haben dieselben allerdings nur dann Wert, wenn diese Grundbedingung erfüllt ist.

Vor einigen Wochen hat sich der Unterzeichnete wiederum zu diesem Zweck an Herrn Wolter gewandt; er wird eintretenden Falls jede Berichtigung sofort veröffentlichen, von welcher der Beweis geführt ist, dass wir sie als solche betrachten können.

Herr Knoop wünscht, zum Erweise, dass es in der Forschung sich nicht um Polemik, sondern allein um Darlegung der Wahrheit handelt, gestützt auf Mitteilungen des Herrn Gadde, seine Darlegung über die sonderbare Fassung der Jahnschen Nachricht, dass die Schwalben auf dem Grunde des Wassers im Winterschlaf lägen, dahin berichtigt zu sehen, dass sich in Hinterpommern eine entsprechende Vorstellung findet, die sich aber nur auf solche Schwalben bezieht, welche aus Schwäche den Zug nach dem Süden nicht haben mitmachen können.

Mehrfachen Anfragen zu Folge erlaubt sich der Unterzeichnete sodann mitzuteilen, dass von ihm zunächst eine Geschichte der griechischen und römischen Mythendeutung in Angriff genommen ist; nach Veröffentlichung dieses Werkes wird ja dann wohl klarer als bisher hervortreten, welchen Standpunkt der Unterzeichnete in der Sagenerklärung vertritt, wo dieser nicht schon längst klar erkannt ist.

Endlich macht es ihm Vergnügen, mitteilen zu können, dass Herr Professor Carnoy in Paris mit freundlichem Dank seine Ernennung zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde angenommen hat und unserer Gesellschaft seine Glückwünsche darbringt.

Sodann sei Herrn P. Sébillot in Paris im Namen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde der beste Dank ausgesprochen, dass derselbe der Bibliothek der Gesellschaft verschiedene Werke geschenkt hat, deren Titel wir im nächsten Hefte anführen werden.

Es sei aber auch den Herren gedankt, welche für Ausbreitung der Gesellschaft thätig gewesen sind; hoffen wir, dass sie auch ferner in derselben Weise der Gesellschaft ihre Teilnahme beweisen werden.

Und zum Schluss sei bemerkt, dass Herr Gadde in Gloddow (Prov. Pommern) sehr bemerkenswerte Parallelen zu den Sagen vom Wendenkönig eingesandt hat, ebenso Herr Knoop in Aussicht stellt, welche später ihre Veröffentlichung finden werden.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

welch letzteren Leistungen unser supponierter Miniaturcyklon nur selten stark genug sein dürfte. In den Sagen, welche das Nichtgebundensein an Tages-, Nacht- und Jahreszeit betonen, dürfte meist ein Sturm als Agens zur Sagenbildung resp. Abänderung zu Grunde liegen, da, wie mehrfach erwähnt, der Cyklon hauptsächlich an die Zeit des Äquinoctiums gebunden ist. Also könnte der Helljäger auch mittags erscheinen, und faktisch gesteht dies eine Harzsage vom Jäger und dem Waldweibchen zu. Dazu stimmt, dass andere ländliche Beobachter durchaus keine Gestalten gesehen haben, und deren hätte ihre exaltierte Phantasie wie ihr Aberglaube bei dem geringsten Anlasse ihnen sicherlich eine grosse Anzahl vorgetauscht. Ebenso wollen einige die charakteristischen Hornstösse nicht vernommen haben.

Sämtliche Laute oder Unlaute, welche das aufgeregte Gehör gegebenen, naturlich prägnanten Falles vernimmt, bestimmten Urhebern zuzuweisen, durfte zu den Unmöglichkeiten gehören Vielleicht kommt man der Sache naher, wenn nach dem Gesichtspunkte, ob artikulierter Laut und Ton, oder Geräusch, Schall und Knall nach den Berichten gehört worden ist, gesondert wird. Die schon beregte Jahreszeit weist uns zunächst auf Zugvögel hin. Es ziehen um diese Zeit:

1. Der Kranich (grus cinerea).
2. Der Wildschwan (cygnus olor).
3. Die Wildgans (anser segetum).

Bekanntlich stossen die Zugvögel beim Ziehen Laute aus, die nach der grösseren oder geringeren Flughöhe eine ganz verschiedene Klangfarbe haben. Bekannt sind die Trompetentöne des Kranichs, die Wildgans stösst einen krächzenden Schrei aus, ähnlich dem gejagter zahmer Gänse, während der Wildschwan, den viele zum Stummsein verdammen, ein heiseres Geschnarr von sich gibt, was ich selbst gehört habe. Aber damit ist das Höllenkonzert noch nicht zur Hälfte erklärt. Es darf wohl angenommen werden, dass das Phänomen denselben beklemmenden Eindruck, wie auf den Menschen, auch auf verschiedene Stand- und Strichvögel macht, und dem ist wirklich so. Die Käuzchen (strix noctua) erheben ihr klagendes Geschrei und streichen ab, so rasch es ihr ungeschickter aber charakteristischer Flug erlaubt, wobei sie fortwährend das bekannte ku-î oder hu-î hören lassen. Ob der Sperber (astur nisus) und der Ziegenmelker mitwirken, vermag ich nicht zu sagen, vermeine jedoch die Schreie des ersteren vernommen zu haben. Vielleicht wird es irgendwoher nachträglich noch bestätigt. Da der Ziegenmelker (hirundo noctua) ab und an als Nachtmâr auftritt, und die fehlt eigentlich in keiner einigermassen ausgebildeten Wôdesage im Gefolge des Helljägers, so dürfte seine Teilnahme anzunehmen sein. Faktisch ist mir aus Laibach-Krain durch freundliche Vermittelung des Herrn Dr. Veckenstedt von Herrn Oberlehrer Jul. Schmidt, einem verdienten Sagenforscher, die Notiz zugegangen, dass gerade dort dem Ziegenmelker hervorragender Fleiss und Geschick, wuste Töne auszustossen, zugesprochen werden. Vor allem sei dies der Fall beim Daherbrausen des Nachtgejaids. Seine Mitwirkung selber zu konstatieren ist mir bei der Kurze der Erscheinung nicht möglich gewesen. Ferner sind mit ziemlicher

Digitized by Google

Gewissheit wildernde Katzen (felis domestica nicht catus) als Urheber der verschiedensten Gräueltöne anzusprechen, während die vör-ûl (Leiteule, bei der Seltenheit von strix bubo vielleicht strix otus) wohl das bekannte wû hu oder wô erzeugt. Sehen wir uns diese Reihe höllischer Musikanten einmal auf ihre Leistungen hin näher an, so dürfte eine Erklärung gefunden sein für:

1. Die Horntöne.
2. Das Treibergeschrei.
3. Das Knarren der Treibenden.
4. Das Hetzen hui.
5. Das wû resp. wô.

Für alles andere artikulierte Getöse sind der Sperber und Ziegenmelker, und vor allem die Katzen verantwortlich, und letzteren wird jeder, der je gehört, welch infernalische Töne die Kehle eines liebenden Katers birgt, gutwillig die Hauptrolle zuerteilen. Das Peitschengeknall lässt sich unschwer durch Zerbrechen dürrer Äste nachahmen, thatsächlich ist, wo der wôde vorüberzog, der Boden mit grossen Mengen trockenen Reisigs bedeckt. Eine andere Erklärung, die aber die prägnanteste Form des Phänomens voraussetzt, will, dass das Knallen entstehe, wenn Äste resp. Bäume vom Cyklon um ihre Längsachse gedreht in die naturliche Lage zurückfedern, wobei meistens ein Riss entsteht; dieses Reissen geschieht unter betäubendem Krachen. Auch die sogenannten Winter- oder Eisrisse der Bäume spalten bei grosser Kälte krachend weiter. In der Dölauer Heide bei Halle a/S. hat ein Cyklon die mächtigste Fichte vertikal bis zur Wurzel gespalten. Was das teuflische Pfeifen und Heulen anbetrifft, so rührt dieses vielleicht von dem Vorbeistreifen des Luftzuges an Ast- oder Spechtlöchern her, es entsteht also auf dieselbe Weise, wie man einem Dornschlussel Pfeiftöne entlockt. Es fehlt nun noch das Hundegebell zu erklären. Denn als gerechter Weidmann fuhrt der Helljäger auch Hunde, mit denen er sein Wild hetzt. Gewöhnlich hat er drei, einen weissen, schwarzen und falben Rüden. Einige Sagen berichten von kopflosen Hunden, andere wieder lassen sie lang, glatthaarig, sehr dürr, mit gluhendem Rachen und Augen sein. Sie sind vielleicht eine Personifikation der langen, schnell dahin eilenden, sturmgepeitschten Wolkensträhne, welche der Sturm vor sich herjagt. Diese Hunde stossen fortwährend ein Gebleffze aus, wie ein gerechter heller Hund, auf frische Fährte gesetzt, thun soll. Es klingt mir wie jiff! giff! Nach Bericht eben des Herrn Schmidt — Laibach hat ein krainischer Bauer jei! gei! vernommen, und dazu bemerkt, das seien die Hunde, aber ein Hund belle doch gewöhnlich anders. Dieses jiff! giff! ist dem eifernden Jagdlaut der Hunde sehr ähnlich, nur etwas dumpfer. Das nächste wäre an Hunde in den Nachbardörfern zu denken, deren Gebell wohl 2 Stunden weit zu hören ist. Eine schottische Bezeichnung für 5 bis 6 miles ist „ein Hundsblaff weit." Also wäre anzunehmen, dass die Hunde das Phänomen anbellten. Aber die Erklärung fallt in sich zusammen. Bei dem rasenden Winde wird das ferne Gebell sicher verschlungen, während das jiff! giff! scharf und deutlich aus dem gewaltigen Tosen vernehmbar ist. Diese Laute dürfte der Häher oder Heger (corvus glandarius) ausstossen, denn er ist unbestritten der grösste Virtuose im Nachahmen be-

Digitized by Google

liebiger Tierstimmen im ganzen deutschen Walde. Von jung gefangenen Hähern habe ich gerade das Gebell der Hunde mit überraschender Treue nachahmen hören. Ob es nun Angstlaute sind, oder ob Meister Marcolf hier mit derselben Frechheit laut wird, wie er in das losbrechende Gewitter hineinkräht, dürfte bei der Seltenheit des (prägnanten) Phänomens sehr schwer zu entscheiden sein. —

Das gespenstische Wild des Helljägers sind vom niederen Wilde die Hasen, und zwar sind sie kopflos. Ob in diesem Sagenzuge die Schreckhaftigkeit des Hasen markiert oder der gespenstische Eindruck erhöht werden soll, dürfte irrelevant sein, jedenfalls hat Meister Lampe nächst seinen altbekannten komischen auch einige stark diabolisch-mystische Züge in der Sagen- wie in der Jägerwelt. Thatsächlich bedarf es selbst am hellichten Tage eines geübten Jägerauges, um auf etwa 30 m den Kopf eines in voller Flucht befindlichen Hasen mit angelegten Löffeln vom Rumpfe zu unterscheiden. Ein weit vornehmeres, gleichsam des wilden Jägers Hochwild sind die schröttel. Sie sind die Geister verstorbener Todsünder, deren Sünden nicht gerächt sind auf Erden. Den Hauptstamm dieses edlen Galgenfutters bilden Zauberer, Meineidige, Grenzsteinverrücker, Heiligtumsschänder u. s. w. In eiligster Hast stürzen sie dahin, die grauenhaft verzerrten Gesichter nach rückwärts gedreht, mit brennenden Haaren. Das rückwärts schauende Antlitz deutet vielleicht auf die Thatsache hin, dass jedes Wild seine Flucht von Zeit zu Zeit unterbricht und zurückspäht und augt, ob der verfolgende Jäger etwa von der Hetze abstand. Das Brennen des Haupthaares erklärt sich wohl zwanglos aus dem schon berührten Vorhandensein elektrischer Spannung und dem konstanten Ausgleich derselben gegen die Elektrizität der konträr influenzierten Erde. Solche konstanten Ausgleichungen sind das Elmsfeuer und das Erstrahlen der Fingerspitzen der erhobenen Hand auf hohen Bergen bei Nähe eines Gewitters.

Nun hat es sowohl in wissenschaftlichen wie in Laienkreisen nie an Stimmen gefehlt, die das ganze Phänomen leugnen zu müssen glaubten, andere waren der Ansicht, man habe es in der wôd-Sage mit dem Überrest eines Götterglaubens zu thun; letztere haben den wôd und seine Begleiter aus etymologischen Gründen oder auch dem Charakter ihrer Erscheinung nach zu altgermanischen Gottheiten gestempelt. Dass solche Versuche an der Hand unsrer ziemlich neu konstruierten Mythologie nicht allzugluecklich ausgefallen sind, liegt auf der Hand. Ebensowenig scheint Frau Fortuna den Etymologen gelächelt zu haben, darum ist hier der Versuch gemacht, solche Gelehrsamkeit über Bord zu werfen, um nach Luthers Rezept dem Volk aufs Maul zu schauen, wie es spricht, d. h. aus Zunft- und Dialektausdrücken Aufklärung zu suchen. Dass hierin noch wenige gearbeitet und ausschliesslich den bequemen Weg der Studierstubenetymologie eingeschlagen haben, dürfte einzig und allein an dem Verkennen der Eigentumlichkeiten des Volkscharakters liegen. So ist es auch weiland Prof. Kuhn gegangen, der auch in meiner Heimat gesammelt hat. De mortuis nil nisi bene, aber in das Volk und sein Seelenleben eingedrungen ist er nicht: wer das Volk und seine Erzählungen kennt und damit das Buch von Kuhn vergleicht, muss zugeben, dass Herr Prof. Kuhn sich entweder sehr häufig etwas hat vorreden lassen oder — dass der Anlass zu diesen Täu-

Digitized by Google

schungen seine Art der Fragestellung geworden ist. Will man hören, wie das Volk spricht, dann ziehe man die bûrjack an, und man läuft keine Gefahr aus Vergodendêl einen Wuotansanteil zu konstruieren. Überhaupt sind Charaktere, wie Herr Kuhn war, einfach untähig, ländlich zu denken, weil sie nicht voll und ganz auf die materiellen Interessen des Landmannes einzugehen vermögen, mit denen de facto noch ein gut Teil Götterglaube verknüpft ist. Wer aber das nicht versteht, den wird der echte stolze Sassenbauer nie würdigen einen Einblick in seine Geisteswelt zu thun, und so werden die Reste eines untergehenden Götterglaubens, die noch in manchem harten Sassenschädel spuken, für Herrn Kuhns Genossen und Nachfolger ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Diese Herren von der symptomatischen Schule (sit venia verbo), die aus einem unbedeutenden Sagenzuge oder Brauche mit grosser Geschicklichkeit einen ganzen Kult konstruieren, haben denn auch glücklich in ihrer Studierstube das Kuckucksei ausgebrütet, der wilde Jäger sei Wuotan. Das ist der grösste Unfug, der je mit dem sinnenden runengewaltigen Gott in Walhall getrieben worden ist.

Der wôd, alias wilder Jäger, alias Helljäger, hat nichts mit wuotan zu thun. Man hat ihn vielleicht wôd genannt nach seinem Jagdruf wû — wô, wie die Rohrdommel nach ihrem Rufe, der wie rōōo—dump oder prump klingt, von unseren Bauern de rôdump genannt wird. Derartige onomatopoetische Nomenklaturen sind nicht selten. Im altbayrischen nennt man einen buabn, der recht viel beissende Schnadahüpferln verbricht, nach den gejodelten Schlusstakten seiner Melodie einen hallodri. Eine andere Erklärung, die wôd als korrumpiert aus woiwod fasst, ist schon deshalb annehmbar, weil der wôd in der Vorstellung des Volkes faktisch ein Fürst ist. Bestärkt wird diese Hypothese noch dadurch, dass der Name wôde hauptsächlich dort im Schwange ist, wo slavische Urelemente den siegreichen germanischen Volksstämmen beigemischt sind oder waren. In England ist neben dem Jagdruf tally-ho das whôô im Schwange, ein Warnruf der Parforcejäger, den man auch auf Londons Strassen in der Bedeutung mind! take care! vernehmen kann. Als Kuriosum sei hier noch erwähnt, dass der Name Wode resp. Wohde als Familiennamen im Lande Hannover nicht gerade selten ist.

Demselben Schicksal wie wôd ist auch das Wort helljäger verfallen. Urgelehrte, etymologische jeux d'esprit, führen auf Wurzel hel, hal, mhd. helle, nhd. hölle zurück und übersetzen Höllenjäger. Das stimmt in gewissen Beziehungen mit dem Volke überein, ist aber doch unwahrscheinlich insofern, als der Name Helljäger wohl weit älter ist als die Vorstellung einer Hölle im christlichen Sinne. Niemandem aber wird es einfallen einen irdischen Genossen des wôde, einen gerechten Waidmann zu fragen: „was heisst helljäger?“ Wohl treibt die Zunft- und Volksetymologie mitunter die seltsamsten Blüten, und das mahnt zu kritischer Reserve, wo sich aber eine so zwangslose Erklärung wie in diesem Falle abgeben lässt, dürfte es unrichtig sein, von derselben keine Notiz zu nehmen. Für einen waid- und hirschgerechten Jäger kann helljäger nichts anderes bedeuten als lauter, lärmender Jäger, denn in der Zunftsprache der Waidmänner heisst hell

Digitized by Google

nichts als lauttönend; also heisst helljäger nichts anderes als Treib- oder Parforcejäger im Gegensatz zum Anstands- und Pürschjäger (Courjäger).

Es steht aber auch dem die Zukunft ergrübelnden Gott, dem ernsten Ersinner kräftiger Bannsprüche und zauberischer Runen nicht an, als Spuk durch den Wald zu toben. Man thut dadurch seinem Charakter einen Zwang an.

Das Volk denkt, der wilde Jäger sei der Böse, der Gottseibeiuns, der Hölle Fürst (cf. woiwod) mit seinem wilden Heer. Das deutet auf eine kulturelle Beeinflussung des Volkes, wie denn eine Abänderung eines Sagenzuges, sei sie materieller oder moralischer Art, stets auf ein neues Kulturmoment hinweist, da sowohl bei neuen dinglichen wie geistigen Einflüssen die Denkart sich ändert. In unserem Falle dürfte es das Eindringen christlicher Ideen gewesen sein, denn ein ausgesprochen böses Prinzip hat der germanische Heide wohl kaum mehr gekannt — und doch tobte zu seiner Zeit die wilde Jagd ebenso — wozu auch ein Teufel, er hatte ja seine Sturm- und Frostriesen.

Mag der Gelehrte auch bei seinem wôd = wuotan beharren, der Charakter sowie das Treiben des Helljägers hat nicht einen Zug gemein mit dem reinen, lichten Gott der späteren Vorstellung, die allein noch lebendig geblieben ist. Unser Helljäger ist ein Unheilspender und Rächer böser Thaten, er entführt, wie wir gesehen, Aas und stiehlt Wäsche; das alles macht ihn eher zu einer Windgottheit, welche nicht nur bei den Germanen ihr Wesen getrieben hat. Ein Zug, der bei der wendischen Jagdgottheit Dziewica wiederkehrt, ist der Warnruf (cf. Veckenstedt, Wendische Sagen und Märchen u. s. w., S. 108) falls man das wû resp. wô für einen solchen nehmen will. Jedenfalls warnt der wode in manchen Sagen durch den Ruf: „Dal!“ oder „Midden in'n Weg.“ Letzterer Ruf ist bedeutsam, wie wir später sehen werden.

In derselben Zwangslage wie der Wode befindet sich seine schöne Begleiterin Frau Bertha. In unserer Mythologie ist freilich bertha längst sicher mit frigg bez. freya identifiziert. Aber ebensowenig wie der wôde = Wuotan ist diese bertha = freya bez. frigg. Dem widerspricht schon die Schilderung ihres Aussehens. Sie trägt eine Wildschur, hat reiches schwarzes Haar, gelblichen Teint und korallrote Lippen; ein ausgesprochen slavischer Typus. Vielleicht versteckt die schon oben erwähnte Dziewica, eine Schwester der Mittags- und Erntegottheit Pšezpolnica (cf. Veckenstedt a. a. O.) sich hinter unserer Frau Bertha.

Was die schröttel betrifft, so ist ihr Wesen als feuriger Gespenster weiter oben geschildert worden. Trotzdem mich Herr O. Knoop — Rogasen in einem Briefe auf die Ableitung schrettel = skrzat (polnisch) = Zwerg aufmerksam machen lässt, möchte ich mich seiner Auslegung nicht anschliessen, sondern gerade wegen des Begriffes „brennen“, den schon einmal eingeschlagenen Weg einer Deutung aus Provinzialismen vorziehen. Ein westfälisches v. provinziale ist schräuen = versengen, welches um Höxter a/W. allgemein gebräuchlich ist. So z. B. versengt die Magd die Wäsche beim Plätten nicht, sondern verschräut sie. Im Hannoverischen wendet man den Ausdruck: die Milch schröttelt an, wenn soeben abgesottene Milch zusammenfällt oder frische Milch infolge grosser Hitze und elek-

Digitized by Google

trischer Spannung der Luft koaguliert. Zwanglos erklärt sich hiernach schröttel als der Verbrannte, Versengte, was mit der Tradition im Einklange steht. Bringt man vb. schroten mit schröttel in Verbindung, so würde dies auf das Abdrehen der Zweige zu deuten sein, wobei schroten die Vorstellung einer drehenden Bewegung wohl festzuhalten erlaubt. Wackernagel bringt mit scrat = schrettel = Waldteufel, Kobold, das vb. schraejen oder straejen = stieben, lodern zusammen. Panzer berichtet, dass ein Wirbelwind in der Gegend von Eggenfelden in Niederbayern, schrátl genannt wird. Es steht nun aber über den schröttel ein so reiches Material zu Gebote, dass es nicht wohl in den Rahmen dieses Aufsatzes passt, vielmehr behält sich der Verfasser vor, in einer anderen Arbeit auf demselben Wege über den schröttel, seine Art und seine Beziehungen zu Sage und Natur, ein Mehreres zu berichten.

Über den zweiten Begleiter des wilden Jägers, der in den Sagen ebenso oft fehlt wie mitreitet, den Ritter Hâkelberg, Hâkelberend, Derneborger, Dalritter und welche Namen er sonst noch führen mag, darf kurz hinweggegangen werden, da diese Gestalt, wie deutlich ersichtlich, ein späteres Einschiebsel ist. Der Hass der Bauern, die sich durch die wilden Parforcejagden des jeweiligen Landschads und Stegreifritters um ihrer Mühe Erntelohn betrogen sahen, und bei den barbarischen Jagdgesetzen weder Hilfe fanden noch sich selber schaffen durften, hat diesen zum ewigen Begleiter des wôd verdammt. Interessant ist nur der Name Derneborger insofern als er die Theorie hâkelberend = Mantelträger umwirft, wie sich später zeigen wird. In anderen Sagen übernimmt der Ritter selbst die Rolle des wilden Jägers, so z. B. in dem von Jul. Wolff poetisch behandelten Harzer Sagenzyklus vom wilden Jäger. Nach seinem Tode muss die verfluchte Seele des Hâkelberend, der sich durch einen Schuss auf das Kruzifix einen Freibolz machen wollte, ewig jagen gehen. Daraus hat Wolff das Epos geschaffen. Stellenweise ist auch Frau Venus seine Begleiterin, und damit wäre ein Anschluss an die thüringischen Sagen, die sich um Wartburg und Hörselberg krystallisierten, gefunden, der aber zu weit führen würde.

Im Verlaufe unseres Versuches hat sich also folgendes klargestellt:

Das agens zur Bildung der Mythe vom wilden Jäger ist ursprünglich ein lokaler Cyklon, in zweiter Linie ein Sturm, daher die Differenzen in sonst gleichlautenden Sagen. Die Töne sind teils Tieren zuzuschreiben und meist Zug- und Nachtvögeln als deren Zuglaute (Signale) oder Angstlaute, teils sind es Zufallstöne. Die schröttel sind eine Personification der elektrischen Kräfte und Lichterscheinungen, die Hunde die der sturmgetriebenen Wolken. Wôde bedeutet nicht wuotan, ebensowenig hängt helljäger mit Hölle zusammen, sondern bedeutet Parforcejäger. Der wôd ist nicht wuotan seinem Charakter und dem Mythus nach, sondern an Stelle einer wahrscheinlich germanoslavischen Windgottheit getreten, die das Christentum zum Teufel degradiert hat. Ebenso ist Frau Bertha nicht Freya bez. Frigg, wegen des slavischen Typus; etymologisch dürften die schröttein als die Brennenden, vielleicht als die Drehenden zu erklären sein — doch darüber später. Zum Schluss ist festzustellen, dass der begleitende Ritter eine spätere Interpolation ist.

Vorher ist der Frau Venus Erwähnung gethan, deren Begleiter der Tannhäuser ist, dessen Namen in der Brochüre Dr. Veckenstedts: La Musique et la Danse etc. als qui se cache dans la forêt — qui a son séjour dans les arbres de la montagne erläutert wird, und das ist Odhin, der Wind- und Waldgott. Man könnte die Kette wôde, — Tannhäuser — Odhin (wuotan) aufstellen, aber diese Zusammenstellung fällt von vornherein in sich zusammen, da der wôd, wie gezeigt ist, nichts mit Wuotan gemein hat. Denn der Name vom ohlen wöden wird nur mit Respekt gemurmelt, während auf dem wôde, trotz der Angst, die er einjagt, doch ein gewisses odium und Verachtung ruht, was durch die Redensart: „Du driffst di umme as'n wôd", die man auf luderliche Herumstreicher anwendet treffend charakterisiert wird. Wahrscheinlich ist die Haidjersage vom wôde eine Verquickung von Sagen und Charakterzugen einer slavischen und einer germanischen Windgottheit. Bezeichnend für diese Hypothese ist, dass gerade in den Gegenden, wo ein germano-slavisches Mischvolk haust, die Sage zugleich die meisten prägnantesten und heterogensten Züge aufweist.

Es erübrigt nun noch, für die einzelnen Hypothesen Belege aus unserer Sagenwelt zu bringen, woraus erhellt, dass erstere nicht rein deduktiv entstanden sind, sondern ihr Gewähr aus der Denkart des Volkes selber finden. Naturlich können die Sagen und Zitate nur gekürzt unter Hervorhebung der Hauptzüge angefuhrt werden. Es kann auch hier weniger von einem direkten Beweis die Rede sein, als von Anklängen und Berichten, die das Ganze höchst wahrscheinlich machen.

Nach der jetzt giltigen Theorie der Cyklone drehen sich die nahezu perpendikulären Luftströmungen um ein luftverdunntes Zentrum und bewegen sich meistens auf einer gekrümmten Bahn fort.

Der Bericht des Plinius (2, 57): Tertio vero consulatu Marii ab Amerinis Tuderlibus spectata arma coelestia ab ortu occasuque inter se concurrentes, pulsisque quae ab occasu erant enthält nicht ein Wort, welches verbietet, einen Cyklon anzunehmen. Es frappiert nur die ziemlich richtige Angabe der Himmelsgegenden. Die Luftströme wirbeln von O. heran, indem sie sich im Sinne S. O. N. W. um ihr Zentrum drehen, bewegen sie sich auf einer nach W. sich erstreckenden Bahn fort und überwinden den Luftwiderstand in W., d. h. pulsisque quae ab occasu erant. In Dr. Veckenstedts oft zitierten Werken finden sich wertvolle Momente, die uns auf das Vorhandensein elektrischer Kräfte zu schliessen erlauben, ein Beweis, in. wie hohem Grade es ihm gelungen ist, die Volksvorstellungen zu belauschen und treu wiederzugeben, denn wie dem Verfasser sich aus seinen Gesprächen mit Dr. Veckenstedt ergab, war ihm der Grund der Feuererscheinungen in den von ihm mitgeteilten wendischen und lithauischen Sagen selbst unbekannt. Bei Grimm finden sich Irrlichter im Gefolge des wôde. In Dr. Veckenstedts Buch: Die Mythen etc. der Žamaiten (Tom. I, 9. pg. 131. sqq. Nr. 5, 11, 19) sind die Sagen von Pasutis Raitoris, dem wilden Reiter, zusammengestellt. Dort sitzt Pasutis Raitoris auf einem schwarzen Rosse, aus dessen Nüstern Funken sprühen, der Schlag des Hufes macht die Funken stieben, in seinem Geleite finden sich Feuerhühner u. s. w.

Hier finden wir auch einen Bericht über das Abdrehen der Zweige, dessen oben Erwähnung geschah (ibid, 11). Die Sage meldet: „Wenn der

Digitized by Google

wilde Reiter in einem Walde dahinstürmt, reisst er mitunter Blätter und Zweige von den Bäumen.“ Also ist es nicht stets ein reiner lokaler Cyklon, sondern auch ein Sturm wird durch den Pasutis Raitoris personifiziert, darauf deutet das „mitunter.“ Auch beugen sich die stärksten Bäume vor ihm.

Der Warnruf nun des wôd: „Midden in'n Weg“ ist nichts als eine Umkleidung des Erfahrungssatzes, dass der Cyklon seine gefahrlichste Wirkung in der Peripherie entwickelt, während im Zentrum Windstille herrscht. Wie erwähnt spürt man eine Art Lungenchok, der sich so erklären lässt: Indem man die Peripherie des Cyklons diametral durchschneidet, wird durch den gewaltigen Wirbel das Atmen erschwert, die Lungen sind bis auf die Stauluft geleert: tritt man nun in das Zentrum, so sturzt die sehr verdunnte Luft in demselben in die Lungen und erzeugt so den beregten Choc, den die Sage als Ohrfeige für frevlen Spott fasst (cf. Laistner, Das gelöste Rätsel der Sphinx).

Für solche und ähnliche höhnende Rufe rächt sich der Helljäger auch dadurch, dass er den Frevler mit Teilen seiner Jagdbeute beschenkt, die erst dem kräftigsten Exorzismus weichen. Ein plattdeutscher Bericht findet sich bei Grimm II, XXXI, pg. 776. Derselbe lautet folgendermassen: mine mudder vertelle, dat de helljäger dorch de luft ejaget herre un jimmer eraupen ha! ha! tejif tejaf tejaf! — De knechte tau Hohne ut'n gansen dörpe keimen eins avens tohope un brochen all de hunne ut'n dörpe mid, umme dat se den helljäger wat brüen (necken, uzen) wollen. Da kummt he ok dorch de Luft hen ejaget, un wie hei ropt ha ha! sau raupet dei knechte ok haha, un wie dei hunne in'r luf jilpert, sau jilpert un blefft de hunne ut'n dörpe ok alle, do smitt de helljäger öhn (ihnen) wat herunner un schriet: will ji mit jagen so könn ji ok mit gnagen. Ans se den annern morrn tau sein dant wat öhn de helljäger henne smetten herre, dor is't 'n ollen pêrschinken. — Die Sage stammt von einer Magd zu Delligsen bei Alfeld im hilmischen Deister (bei Hildesheim).

Dieser Bericht zeigt schon eine gewisse Abschwächung des Cyklon-charakters, was aber Dr. Veckenstedt (I. 9. 9, 13, 14 a. a. O.) erzählt, weist nun auch die zweite Natur des wilden Jägers auf, denn es erlaubt nicht mehr an einen Kreiselwind zu denken. Der wilde Jäger drückt die Scheiben ein, löscht das Licht aus und treibt sonstigen Unfug: es ist hier nicht einmal mehr der Sturm, sondern ein starker Luftzug. Ferner gibt uns Sage Nr. 13 und 14 den Beleg für das Mitführen von Aas und die Diebsnatur des Pasutis, der Wäsche von der Hecke stiehlt und fortführt. Ganz unbestreitbar liegt der Sage in Nr. 18 ein Gewittersturm zu Grunde.

In betreff der Zuglaute und Signale der Zugvögel bietet die Sage wenig oder gar nichts. Nur Grimm zitiert Nilsson, skandin. fauna 2, 106 wo ein an November- und Dezemberabenden vielleicht von Seevögeln verursachtes Geräusch gehört wird, was auf Schonen Odensjagd genannt wird. Bei Holtzmann findet sich eine Stelle aus dem Lex. mythologicum p. 647. Sveciae vulgus putat, Odinum — ducere — venatorum catervas. Cum edere solent aves certae maritimae meridionalia climata eo tempore petentes, sonum quendam venatico ululatui non absimilem, plebeji illa

ilized by Google

opinione adducti, hoc phaenomenon nominant Odins Jagt. Hingegen betreffs des Wildes weist beinahe jede Sage genaue Schilderungen auf, so dass es kaum möglich ist, eine einheitliche Vorstellung daraus hervorzuschalen. Feurige Hunde, Hasen, Hühner erwähnt Dr. Veckenstedt (II. 9. 16). Von dem kleinlauten Gegiff der Hunde berichtet Grimm XXXI, pg. 769. Das am meisten erwähnte Wild sind die Hasen. Grimm zitiert a a. O.) einen Bericht des Joach. Camerarius, der soweit nötig hier Platz finden mag: diabolum exercere ... varia ludibria ... praesertim in venatione leporum ... nonnunquam claudicantes tripedes et igneis oculis. —

Fur die Namendeutungen hat mein Suchen in den Sagen nennenswerte Erfolge nicht gehabt Ich bin also gezwungen Grimm und Holtzmann zu zitieren. Holtzmann schreibt pg. 179: srat = pilosus, satyrus auch waltschrat schrettel. Demnach wären diese Gestalten Waldgötter. Grimm fasst die schrate als Alpteufel in Satyrgestalt auf (II, XXXIV pg. 889), während Laistner zwischen beiden steht. Eine Auffassung des schrettel als männlicher Hamadryad, als Baumseele, widerstreitet meiner Erklärung als Brennender nicht im geringsten, wenn man auch an die Thatsache des Phosphoreszierens alter Bäume denkt.

Hingegen lassen uns die Quellen nicht im Stich bei der Frage, wer der wôde sei, resp. wofür man ihn hielt. Aufschluss gibt schon das oben mitgeteilte Zitat Grimms diabolum exercere etc. — Holtzmann zitiert in einer Anmerkung pg. 56 Olav. Worm 164, z. pg. 55, woraus sehr deutlich die Einwirkung des Christentums in Island hervorgeht. Islandis quin etiam Odin pro diabolo jam capitur ut in imprecandi formulis: Oden eigi þig — far þu til Odens. — Überhaupt sind nach Grimm II, XXXIV, 835 Sturm und Windsbraut Naturerscheinungen, die der spätere Volksglaube Riesen oder Teufeln zuschrieb. Dass diese Ansicht einmal allgemein war, geht aus den Versen H. v. Veldecke's hervor (Eneit 3239):

Sie bliesen unde gullen....
Alse der tufel da jagete.

Auch in Lithauen scheint noch heute dieselbe Vorstellung gang und gäbe zu sein. In Dr. Veckenstedts oft zitiertem Werke (I, 203. 45. 8, 9) findet sich in dem Abschnitt über die Winddämonen, Windmann und Windfrau, die Vorstellung vom Teufel. Es ist die christliche Theorie alle Naturmächte, ob schadend ob nützend, sobald sie Gegenstand heidnischer Verehrung waren, als Teufel hinzustellen. Wenn ein Wirbelwind in Lithauen alles mit sich fortträgt, was er erfasst, so sagt man, der Teufel halte Hochzeit. Ebenso muss man, wenn man einen Wirbelwind sieht, in der Stube bleiben, denn im Wirbelwinde fährt der Teufel tanzend um.

Über die Frau Bertha hat sich auf Grund vorhandenen Materials keine Klarheit schaffen lassen. An dem begleitenden Ritter ist nur der Name Derneborger interessant. In Grimms Versuchen, den Namen Hakelberend zu erklären, wird angegeben, der wilde Jäger fatsche (?) gern im Hakel, einem Waldgebirge zwischen Halberstadt und Derenburg (XXXI, pg. 768). Da dort der Hakel, kleine Wald also, sich befindet, so sind durch Wald und Ortschaft die Namen eben deutlich erklärt. Förster oder Fuhrleute werden den Namen Derneborger in die Lüneburger Heide getragen haben.

Digitized by Google

Auch erwähne ich die einfache Erklärung des Namens nur, um etwaigen Deutungen desselben als zschorne bog von vornherein den Boden zu entziehen.

Während der Fertigstellung dieses Essays ging mir über den Jagdruf des wôd „hui-assa", dessen ich in einem privaten Schriftstück Erwähnung gethan, eine Erklärung zu, die einen neuen Namen für den wilden Jäger bringt. Ein Ascherslebener, der bei Wernigerode die Wirkungen eines Windbruches sah, sagte im Anblick desselben zu Herrn Dr. Veckenstedt: „Hier muss aber der Hassenfritz schön gehaust haben." Ein komisches Zusammentreffen ist, dass der Name Hasskarl ebenso wie Wode in Hannover häufig vorkommt — denn das „fritz" ist wohl ohne Belang — und wechselt der Name augenscheinlich nach der Gegend: der Hassenfritz gehört somit zum Hassjäger, dessen Name dem Ausruf assa, hass u. s. w. in derselben Weise seine Entstehung verdankt, wie der des Helljägers auf den Jagdlärm zurückfuhrt. Dasselbe mag der Fall sein mit dem wôd, welchem überdies die geeignete Anknüpfung auf früher slavischem Boden durch die von mir supponierte Bezeichnung Woiwod zu finden vergönnt war. —

Sollte dieses Essay verschiedene Fragen beantwortet, andere mehr präzisiert, kurz etwas zur Aufklärung des Phänomens beigetragen haben, so durfte damit meine Aufgabe einer befriedigenden Erklärung des Phänomens und somit der Sage erfüllt sein.

Die mythischen Könige der arischen Volkshelden-sage und Dichtung.

Von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Fortsetzung.

Ist nach der grossen Sage die Mutter des Žamaitenkönigs die Žamaite, werden in derselben als seine Väter Perkunas, Auksztis und Szweistiks genannt, so finden sich doch nach meinem Werke in den kleineren Überlieferungen auch andere Familienverbindungen, welche darauf hinweisen, dass in das Wesen des Žamaitenkönigs die vielfachsten Beziehungen eingegangen sind.

So ist nach einer dieser Sagen der König der Lithauer der Sohn des schönsten Mädchens im Lande, welcher Laima, die Göttin des Glückes, die bedeutungsvolle Zukunft verkündet hat, und des Engels, welcher der Herr über Gesang, Musik und Tanz ist. Für die Gunst der Liebe hat der Engel die Mutter des späteren Königs der Žamaiten Musik, Gesang und Tanz gelehrt, von welcher dann das Volk die schönen Künste gelernt hat. Eine andere Sage berichtet, dass die Žamaiten von Dúngis selbst die Tonwerkzeuge haben, welche er auf seiner Hochzeitsfeier mit der Žamaite einem jungen Hirten dafür schenkt, dass er ihn als würdigsten Gemahl für die schönste Jungfrau im Himmel bezeichnet hat. Den jungen Hirten hat der Adler des Auksztis in den Himmel emporgetragen.

Aber der künftige König der Žamaiten wird auch als ein Kind schlafend im Walde gefunden, und zwar im Schnee des Winters, von Feuer umloht.

Sehr zu bemerken ist, dass als Vater des Königs der Žamaiten auch ein Fischer angegeben wird, und es berichtet eine Sage, dass der König der Žamaiten nie eines Ruders bedurfte, wenn er in seinem Nachen das Wasser befuhr, denn der Kahn trug ihn stets dahin, wohin er zu kommen wünschte.

Eine andere Sage berichtet, dass in dem Wasser, welches das Schloss des Königs der Žamaiten umwogte, sich drei Fische aufhielten, welche das Schloss des Königs bewachten, so dass niemand demselben zu nahen vermochte.

Dann wird auch von dem Schloss des Königs der Žamaiten berichtet, dass dasselbe von tiefen Sümpfen umgeben gewesen sei, und dass von dort zum festen Lande eine Brücke, die sich von selbst aufrollte, aus Leder, Zeug, Samt oder Elfenbein geführt habe.

Zu bemerken ist, dass das Reitgetier des Königs der Żamaiten nicht nur ein geflugeltes Ross, sondern auch ein Adler ist, sowie, dass der Wagen desselben nicht nur von Adlern, sondern auch von Feuerrossen gezogen wird oder von Luftrossen.

Von dem Schwerte des Dungis wird berichtet, dass dasselbe eine Schlange gewesen sei.

Unsichtbar weiss sich der König der Żamaiten durch seinen Mantel zu machen, wenn er in die Wolken auf seinem Luftrosse emporsteigen will, die Stellung der Feinde zu erspähen.

Dem Zauberstab des Königs entquillt in der Schlacht Donner und Blitz, welche den Feind niederschmettern, seine Krieger ruft ein Adler zur Schlacht herbei, oder er schafft solche in Weise des Wendenkönigs.

Auch die Trommel des Wendenkönigs finden wir in den Königssagen der Żamaiten wieder, nur in wilderer Gestaltung: die Trommel ist nämlich aus dem Schädel des Königs hergestellt, die Schlägel aus seinen Armknochen. Wird die Trommel gerührt, so fliehen die Feinde, und als sie zerspringt, ist es aus mit den Siegen der Żamaiten.

Seinen Tod findet der König durch eine Schlange im Palast oder er stirbt aus Gram uber eine Niederlage, welche er erlitten, oder er versinkt in die Erde, oder aber er verschwindet mit seinen Kriegern in eine Sandwüste, oder er wird in einen Berg verwunscht. Der König wird aber wiederkommen und zwar dann, wenn in dem Berge bei Krottingen ein Zwerg ein Schwert aus Stein fur ihn gefertigt oder der Bart den im Berg schlafenden König das zweite hundert Mal umwachsen oder ein kleiner Vogel im Berge mit seinem Schnabel eine Öffnung in den Berg gewetzt haben wird: alsdann wird der König sein Volk zu neuer Herrlichkeit führen.

In der Johannesnacht fährt der König der Żamaiten in einer weissen Wolke alljährlich zum Himmel empor, während eine andere Sage berichtet, dass der König sich hoch oben in der Luft mit seinen Kriegern am Kampfspiel ergötzt.

Sagen von dem Schatz des Żamaitenkönigs werden an verschiedenen Orten Lithauens erzählt.

IV. Der König der Zigeuner.

Über den Fundort der folgenden Zigeunersage habe ich mich bereits an anderem Orte ausgesprochen: deshalb sei hier nur noch bemerkt, dass die aufgezeichnetén Zahlen und verschiedene Worte dieser Zigeuner mit denen von Herrn von Dawainis—Silvestraitis in dem Journal of the Gypsy-Lore-Society (S. 256) gegebenen in Übereinstimmung sich befinden, so dass wir sie in derselben Weise zu bestimmen haben werden, wie dies der vorgenannte Herr gethan.

Es lautet aber die Sage folgendermassen: In alten Zeiten hatten alle Völker einen Bund geschlossen, die Zigeuner zu vernichten. Sie zogen gegen dieselben aus. Um diese Zeit waren die Zigeuner noch ohne jede Bildung, sie lebten dahin wie die Wilden, ja schlechter als diese, denn selbst die Kenntnis und der Gebrauch der Waffen waren ihnen unbekannt. Da sie weder einen König noch einen Richter hatten, so herrschte unter ihnen grosse Uneinigkeit.

Als nun die verbündeten Völker gegen die Zigeuner ausgezogen waren, ging es denselben gar schlecht, denn sie vermochten den Waffen ihrer Feinde keinen Widerstand entgegen zu setzen, ja die Zigeuner wurden dem völligen Verderben nahe gebracht, denn ihre Feinde hatten sie an ein grosses Meer gedrängt: da war ihnen der Tod sicher durch Ertrinken im Meere oder durch die Waffen ihrer Feinde. In dieser ihrer Not beteten die Zigeuner zu Gott. Da sahen sie plötzlich vom Himmel einen schönen Zigeunerjüngling herniedersteigen, und zugleich entstieg dem Meer ein Zigeunermädchen von grosser Schönheit. Der Jüngling und die Jungfrau gesellten sich zu den Zigeunern. Da der Jüngling der Zauberkunst mächtig war, so zauberte er allen Zigeunern Rosse, für sich und die Jungfrau aber je ein Ross aus Silber.

Auch die Jungfrau war der Zauberei kundig und so zauberte sie den Zigeunern Waffen.

Nun führten der Jüngling und die Jungfrau die Zigeuner gegen ihre Feinde; bald hatten sie dieselben besiegt. Als darauf Friede geschlossen war, blieben der Jüngling und die Jungfrau bei den Zigeunern, sie vermahlten sich und regierten ihr Volk als König und Königin der Zigeuner.

Die Zeit dieser Königsherrschaft war die glücklichste, welche es je für die Zigeuner gegeben hat: keinem Volke auf Erden ist es je so gut ergangen als den Zigeunern, da der König und die Königin ihrer walteten. Von dem König und ihrer Königin lernten die Zigeuner alles, was dazu dient, das Leben schön und angenehm zu machen, ja selbst die Wahrsage- und Zauberkunst. Aber auch sonst waren der König und die Königin im Besitz aller Künste und alles Wissens, denn sie entstammten zwar einem Zigeunermädchen, aber der Vater des Königs war ein Luftgeist, der Vater der Königin ein Wassergeist. Da sie bei ihren Vätern aufgezogen waren, so hatten der König und die Königin von denselben ihr Wissen und alle Künste gelernt.

Das junge Königspaar schuf sich drei Schlösser: ein goldenes auf der Erde, einen Krystallpalast auf dem Meere und ein Schloss aus Stein hoch in der Luft. Diese drei Schlösser waren durch seidene Brücken miteinander verbunden; das Gelände derselben bestand aus Perlmutter. Der Wagen, in welchem der König und die Königin über diese Brücken von einem Schloss zum andern fuhren, war von Bernstein gebaut: zwei fünfköpfige und zehnfüssige Adler zogen denselben.

Aber auch sonst war alles gar herrlich bei dem jungen Königspaar. So befand sich rings um das goldene Schloss auf der Erde ein wunderschöner Garten; Quellen und Bäche voll wohlschmeckender Getränke durchflossen denselben, Pflanzen und Tiere von allen Arten, wie es dergleichen auf Erden keine mehr gibt, belebten den Garten.

Bedient wurde das junge Königspaar von Geistern der Luft, des Wassers, des Feuers und der Erde.

Da der König und die Königin geheimes Wissen besassen, so vermochten sie nicht nur jede Gefahr von ihrem Volke abzuwenden, sondern ihnen auch ein Leben voll Herrlichkeit und Wonne zu schaffen

Einst geschah es, dass der König und die Königin von Gott zu einem Festmahle in den Himmel geladen wurden. Dort weilen sie noch heute;

hundert Jahre im Himmel an der Festtafel bei Gott scheint ihnen so kurz zu sein, wie eine Minute auf Erden.

Als der König und die Königin der Zigeuner zu Gott geladen waren, da versank das goldene Schloss und der Krystallpalast, das Schloss in der Luft stieg aber zur Erde herab und ward zu einem grossen Stein. Auch sonst verschwand alles, was an den König und die Königin gemahnen konnte.

Von da an begann für die Zigeuner eine schlimme Zeit. Unglück aller Art suchte sie heim, die Völker bekämpften und bedrängten sie, also dass sie nirgends Ruhe und Rast fanden. Und noch heute sind die Zigeuner nicht an das Ende ihrer Leiden gelangt; ja es wird ihnen noch einmal viel schlechter gehen als damals, als sie den Tod im Meere oder von den Waffen des Feindes vor Augen sahen. In dem Augenblick aber, in welchem die Not der Zigeuner auf das Höchste gestiegen ist, wird auch das Ende aller ihrer Leiden nahe sein; dann werden der König und die Königin wieder auf Erden zu ihrem Volke zurückkehren, die Schlösser und der Garten werden wieder erstehen, und es wird für die Zigeuner ein Leben beginnen, so herrlich, wie sie es selbst damals nicht führten, da der König und die Königin zuerst ihrer gewaltet haben. —

Und nun behandeln wir zunächst die römisch-griechische und die indisch-persische Königssage, denn wie wir das Wesen der vergleichenden Mythologie nie dahin bestimmen werden, dass dasselbe uns zu den Veden und in urarische Zeiten zurückführen muss, wenn eine Sage oder Sagengestalt erklärt werden soll, so erkennen wir doch gern Wert und Bedeutung der Vergleichung darin, dass dieselbe uns zu klarerer Anschauung verhelfen kann, wenn dieses oder jenes Volk eine Sage oder einen Sagenzug in solcher Schärfe der Ausprägung enthält, dass die Forschung aus der daraus gewonnenen Anschauung die Klarheit erringt, nun auch verhülltere Formen in verwandter Ausprägung schärfer bestimmen zu können. Dann aber erhebt sich die Vergleichung auch erst zu ihrer vollen Bedeutung, wenn sie den Beweis liefert, dass unter gleichen Verhältnissen die verschiedenen Völker, besonders die stammverwandten, zu gleichen Schöpfungen gelangen mussten, wenn anders ihr Geistesleben zu voller Kraft sich zu entfalten Gelegenheit gefunden; eben die vergleichende Mythologie hatte in richtiger Auffassung ihrer Aufgabe den Beweis zu führen, dass entweder der indisch-eranischen, der römisch-griechischen wie germanischen Volksheldensage eine solche der Slaven und Lithauer zu entsprechen hatte — oder dass allein Kunstdichter unabhängig von einander Phantasiekönige geschaffen in Indien wie in Persien, in Griechenland, wie in Deutschland — was anzunehmen Rom und die Wissenschaft von der Volkskunde fortan unmöglich machen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Wendische Sagen der Niederlausitz.

Gesammelt und mitgeteilt
von
EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Das Irrlicht. (Blud, Bludnik und Bwudnik.)

Ein Bauer aus Glinzig verirrte sich einmal in der Nacht; endlich sah er in der Ferne ein Licht schimmern. Er ging nun auf das Licht zu, das aber führte ihn dreimal im Kreise herum, dann aber schwebte es dem Dorfe zu, wohin ihm der Bauer folgte. Als Licht und Bauer vor dem Dorfe waren, begann plötzlich ein Hund zu bellen; sofort war das Licht verschwunden. Glinzig.

Die myas god Zeit.

I.

Die myas god Zeit währt vom 25. Dezember bis zum 1. Januar. In dieser Zeit geht die Murawa um. Branitz.

II.

In der myas god Zeit, sowie des Sonnabends dürfen die Frauen nicht spinnen.

Nun waren einmal die jungen Mädchen eines Dorfes des Sonnabends versammelt. Das eine von ihnen spann trotz aller Warnungen. Da reichte plötzlich eine Hand zum Kamin herein dem Mädchen eine Mulde voll Spindeln hin. Eine Stimme forderte das Mädchen auf, die Spindeln bis zwölf Uhr voll zu spinnen. Da das Mädchen diese Aufgabe nicht lösen konnte, so kam der Teufel um zwölf Uhr den Kamin herabgefahren, erfasste das Mädchen und drehte ihm das Genick um. Branitz.

Der Nachtjäger, nozny jagar.

I.

Der Nachtjäger reitet gewöhnlich quer über das Feld: er reitet einen pechschwarzen Hengst, aus dessen Hufen und Nüstern Feuerfunken sprühen. Wenn er durch den Wald reitet, so beugen sich alle Bäume vor ihm bis auf die Erde, so dass er über die Gipfel der Bäume dahinreitet.

Ströbitz.

Anmerkung. Zum Umgehen der Murawa und den Bräuchen der myas god Zeit vgl. Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Graz 1880, S. 131 und S. 435, 36, zu den Sagen vom Nachtjäger ausser dem vorstehenden Aufsatz des Herrn von Estorff die Wendischen Sagen u. s. w. S. 35—52.

Digitized by Google

II.

Ein Fleischer ging einmal des Nachts auf dem Querwege von Sylow nach Ströbitz. Da sah er plötzlich, wie auf einem pechschwarzen Rappen, aus dessen Hufen und Nüstern Feuer sprühte, ein schauerlich anzusehender Mann daher gesprengt kam. Der Fleischer entsetzte sich zwar bei diesem Anblick, allein da er ein gutes Gewissen hatte, so rief er den Reiter an: alsobald war derselbe verschwunden.

Am andern Morgen ging der Fleischer an Ort und Stelle, wo er den furchtbaren Reiter gesehen hatte, aber kein Zeichen liess sich finden, welches bewiesen hätte, dass hier jemand geritten. Ströbitz.

III.

Ein alter Schäfer in Blieschendorf erzählt, dass im Sommer in jeder Woche einmal der Nachtjäger in der Heide gehaust habe. Die Bäume der Heide hätten sich dann oft mit den Kronen bis zur Erde gebogen; jedesmal wären dann die Schafe in einen grossen Haufen zusammen gelaufen. Blieschendorf.

IV.

An den Teichen des Dorfes Sese bei Lübbenau ging einst ein Mann in der Nacht nach Hause. Da hörte er ein Jagen und das Geschrei wie von einer grossen Jagd. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, begann auch er zu schreien und rief so laut er nur konnte. Als er darauf nach Hause gekommen war und sich zur Ruhe gelegt hatte, ward ihm ein Hintervierte1 von einem Pferde auf den Tisch geworfen und dabei gesagt: „Hier hast Du etwas für Dein Jagen.“ Der Mann erschrak über die Massen, stand auf und wollte das Pferdeviertel wieder entfernen. Aber das ging leider nicht an. Einigemal warf er es mit Hilfe seiner Hausgenossen auf den Hof, aber jedesmal, wenn sie in die Stube zurückkehrten, lag es wieder auf dem Tische. Sie wussten endlich keinen Ausweg, als den Geistlichen zu holen: der segnete das Haus, und nun erst konnten sie das Pferdefleisch entfernen. Papitz.

Digitized by Google

Volksüberlieferungen aus Österreich.

Von

FRANZ BRANKY — WIEN.

3. Der heilige Christophorus in der Salvatorgasse in Wien.

Die alte Kaiserstadt Wien besitzt viele Wahrzeichen, um welche der Volksgeist reizende Zauberfäden in Form von schlichten Volkssagen gesponnen hat. Viele dieser Volksüberlieferungen sind weit und breit bekannt, wie beispielsweise die Sagen über den Dombau zu St. Stephan, über den Ursprung und das allmähliche Werden des Stocks im Eisen, über die Errichtung des Denkmals auf dem Wienerberge, der Spinnerin am Kreuz. Die Stadt Wien hat auch ein Wahrzeichen, welches weniger bekannt ist, als die oben angedeuteten: es ist das Standbild des hl. Christophorus in der Salvatorgasse, dem Eingang des alten Magistratsgebäudes gegenüber. Wenige Wiener wissen, dass dieser kräftige Mann mit dem Stocke in der Hand den hl. Christoph vorstellen soll; viele halten diese Statue für das Bild eines schlichten Bauern. Wie der hl. Christophorus gerade an diese Stelle kam, an die Ecke eines dem Wiener Magistratsgebäude gegenüberstehenden Hauses, und warum er von seinem erhöhten Standpunkt aus, scharfen Auges, als wollte er die Ein- und Ausgehenden einer strengen Musterung unterziehen, herunterblickt, darüber scherzen alte Wiener heutzutage noch folgendermassen:

Der heilige Christophorus und die Eselin, welche Christus den Herrn bei dem Einzuge in Jerusalem getragen hatte, gingen einst in die weite, weite Welt, um sich am Reisen zu erfreuen. Der Zufall wollte, dass beide in Wien in einem Gasthause auf der Mariahilferstrasse, wo Einheimische wie Fremde gute Speise und guten Trank erhielten, zusammenkamen. Die Freude des unverhofften Wiedersehens in Wien war gross, und beide erzählten einander woher sie kamen, wohin sie wollten und was ihnen auf der Reise alles begegnet sei. Und so gab ein Wort das andere, und leider, wie es schon in der Welt zu geschehen pflegt, kamen beide in Streit hinsichtlich der Frage, wessen Verdienst das grössere sei, das des hl. Christophorus, der den Herrn als Jesukindlein getragen, oder das der Eselin, die Christum als Lehrmeister der Menschheit nach Jerusalem gebracht hat. Sie konnten sich nicht einigen, jedes behauptete das grössere Verdienst für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, und weil keins nachgab und durchaus nicht nachgab, so wurde der Wortwechsel schärfer und derber: ein spitzes Wort um das andere flog bald hinüber bald herüber, so dass endlich dem hl. Christophorus der Geduldfaden riss; flugs holte er mit der Hand aus und gab der Eselin einen Schlag ans Ohr, dass sie unter den Tisch fiel. Sie

Digitized by Google

raffte sich aber schnell auf, warf einen zornwütigen Blick auf den Heiligen und sagte: „So, jetzt verklage ich dich bei dem Stadtrat“ — und lief nun, was sie laufen konnte, schnurstracks in die innere Stadt in den Magistrat. Der hl. Christophorus zögerte auch nicht, sondern lief der Eselin nach, und als er sah, dass sie in ein Haus in der Salvatorgasse rannte, so stellte er sich diesem Hause gegenüber auf und wartete, bis die Eselin wieder herauskäme. Und so steht denn der hl. Christophorus noch immer an dieser Stelle und wartet der Eselin, doch diese hat bis heute noch nicht das Magistratsgebäude der Stadt Wien verlassen.

4. Die Übernamen der Heanzen.

Wer kennt nicht in Wien die Heanzen! Sie bringen aus Ungarn nach Niederösterreich Hühner, Gänse, Enten ins Haus und auf den Markt, tragen Äpfel, Birnen, Weintrauben und Nüsse zu, verdingen sich zur Schnittzeit in Österreich wie im tieferen Ungarn als Schnitter und Drescher, auf den Gerüsten der grossen Bauten in Wien und in Pest erblickt man die Heanzen als Bauleute. Dieses rührige deutsche Völklein haust im Wieselburger, Ödenburger und Eisenburger Komitat, und wer sich für die genauere Abgrenzung dieses Volksstammes des weiteren interessiert, der nehme M. A. Beckers „Verstreute Blätter“ zur Hand, wo er I. S. 75—91 das Nähere findet, denn uns interessieren an dieser Stelle bloss die Übernamen, die die Heanzen von ihren Nachbarn im Osten und Westen erhalten haben:

Spiegelheanzen heissen die einen, weil sie die Ärmel ihrer Jacken als Nastücher verwenden.

Kotzenheanzen nennt man diejenigen, welche neue Kotzen zerschneiden, um damit die alten ausbessern zu können.

Die Heuheanzen kamen durch den stellungspflichtigen Michel zu ihrem Übernamen. Michel wollte nämlich der Wehrpflicht dadurch entgehen, dass er in einen Heuschober kroch und sich da versteckte; als ihn aber die Wächter des Gesetzes suchten und einer darunter, dem Michels Aufenthaltsort verraten worden war, in den Heuschober rief: „Michel, meld di!“ scholl es daraus hervor: „Warum nit gar! ös wolts mi ja fanga!“ —

Die Begriffstützigen sind unter diesem Völklein die Heu- und Strohhanzen, denen man beim Militär, damit sie sich rechtsum! und linksum! besser merkten, an den rechten Fuss ein Büschchen Heu und an den linken ein Büschchen Stroh band, wonach dann anstatt rechtsum! linksum! — Heu um! Stroh um! kommandiert wurde.

„Hiasel! schau zu da Arbeit“, sagte der Vater bei der Feldbestellung zum Sohn, „wän ma fruah firti wern, kriagn ma, wans Gott will, Knödln.“ — „A na, Voda, d' Muada muass a wölln, sunst kriagn ma kani Knödln.“ Wo also die Heanzin das Regiment im Hause führt, diese Heanzen sind die Knödlheanzen.

Die Herrgottsheanzen sandten zwei aus ihrer Mitte in die Stadt, um bei einem Maler ein Christusbild anfertigen zu lassen. Als sie der Künstler fragte, ob er den Heiland tot oder lebendig am Kreuze darstellen solle, antworteten die Abgeordneten nach langer Beratung: Jedenfalls lebend, denn, wenn sie ihn tot haben wollen, werden sie ihn schon selbst tot machen.

Eine Bäuerin kochte einmal Hirsebrei und als dieser siedend wurde und zu „schnadern" anfing, rief sie voll Angst ihren Mann herbei, er möge helfen, denn der Brei sei wütend geworden: und der Mann griff schnell zur Flinte und zertrümmerte mit einem Schusse den Breihafen. Diese Begebenheit brachte den Namen Breiheanzen in Schwang.

Die Mirbischer am Neusiedlersee tragen den Spitznamen Hechtenstutzer: Als es im Neusiedlersee noch viel Wasser gab, da gingen die Mirbischer eines Tages fischen, und weil der See zu dieser Zeit sehr fischreich war, so fingen sie viele Fische, unter anderen auch einen riesengrossen Hecht. Weil aber dieser sehr schwer war, und die Mirbischer durch das anhaltende Fischen schon sehr ermüdet waren, so konnten sie das Tier nicht von Ort und Stelle bringen. Den Hecht wieder freigeben und in den See werfen wollten sie auch nicht, denn sie dachten: lassen wir ihn los, wer weiss, ob wir ein andermal so glücklich sind und ihn wieder in unser Netz bekommen: und so sannen sie hin und her, bis ein kluger Kopf herausbrachte, das beste sei, man stutze dem Tiere, damit man es beim nächsten Fischen gleich erkenne, den Schwanz ab und werfe es in den See. Dieser Vorschlag wurde augenblicklich ausgeführt, und seit dieser Zeit heissen die Mirbischer Hechtenstutzer.

Die Wolfsheanzen wollten einmal einen Wolf fangen, um dessen Leber zu braten und dann zu essen, weil sie meinten, dadurch stich- und schussfest zu werden. Abends erlegten sie im dunkeln Walde den Wolf, nahmen ihm die Leber heraus, bereiteten sie in vorgeschriebener Weise und erfuhren erst am Morgen, dass sie statt eines Wolfes den grossen Hund des Pfarrers getötet hatten.

So gäbe es noch Schnurren von den Wasser-, Mord-, Bum-, Lerchen-, Eichel-, Pelz-, Klee- und wällischen Heanzen, wie sie so vor Jahren — wahrscheinlich einer der Ihrigen — in dem damalig in Wien erschienenen Wochenblättchen (Das freie Volksblatt v. 24. Juni 1876) in weiter und breiter Weise geschildert hat.

5. Die Rettung durch eine Kreuzspinne.

Zu den unglücklichsten Zeiten, die je über die Bewohner Österreichs gekommen sind, gehören die schlimmen Tage des Jahres 1683, die Tage der Türkennot, der Türkengefahr. In mächtigen Heerhaufen zogen damals die Türken über Ungarn nach Österreich, um Wien zu Falle zu bringen. Als in dem bedrängten Lande der Ruf erscholl: die Türken kommen! die Türken sind da! ergriff die armen Bewohner der Dörfer, Märkte und Städte Furcht und Schrecken.

Ganze Schwärme und Scharen dieser schrecklichen Feinde kamen damals auch nach Vöslau und Gainfarn und verübten dort Greuel und Grausamkeiten in ihrer bekannten Weise. Die Bewohner dieser Orte hatten von dem wilden Volke viel zu leiden und zu erdulden. Viele Menschen verloren ihr Hab und Gut, andere gingen jämmerlich zu Grunde, noch andere suchten ihr Heil in der Flucht und begaben sich in die umliegenden Berge und Wälder. In der Nähe von Vöslau ist eine grosse, weit in die Tiefe reichende Erdhöhle. Auch hier suchten manche Flüchtlinge

Digitized by Google

Schutz vor den Türken und krochen in diese Höhlen und blieben, man weiss nicht wie lang, darinnen. Wiewohl viele Türken da vorüberkamen, so betrat doch keiner das Versteck. Weil eine Kreuzspinne über den Eingang der Höhle ein dichtes Gespinst gesponnen hatte, so vermuteten die Feinde nicht, dass innerhalb des Spinnengewebes Menschen sein könnten. Der Arbeit der Kreuzspinne dankten die in dieser Höhle Verborgenen, dass sie den Nachstellungen der Türken glücklich entgangen sind.

In Österreich schätzt man auch die Kreuzspinne. Es gilt da der Glaube: Katzen und Kreuzspinnen soll man nicht töten, denn sie bedeuten Glück.

(Von Mohammed erzählt man auch, dass sein Leben durch eine Spinne und ein Taubennest gerettet worden sei. Die Kreuzspinne nennt man in Tirol Muttergottestierlein; sie bringen Glück. [J. v. Zingerle, Sitten, Gebräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, S. 89.] — Im Altenburgischen wird vorzüglich die Kreuzspinne als Glück bringendes Tier betrachtet. Zeitschrift für Volkskunde. II. 358.)

6. Die graue Frau.

Burgen und Schlösser haben meistens ihre weisse Frau, die als Hausgeist sich zeigt und umgeht. Vöslau besitzt eine graue Frau, die sich auf dem alten Friedhofe, wo jetzt der Turnplatz ist, von Zeit zu Zeit sehen lässt.

7. Über die Entstehung des Namens Gainfarn.

„Gainfahrn, 1187 Goinvarin, 1206 Gunvarn (Öst.), zum Personennamen Gawin, Goin(?), und faro? oder fahren? oder von ahd. gawi, Gau?“ — so ist der Name im geog. Namenbuch (Wien, Hölder, 1886, S. 66) erklärt! Die Bauern dieses Dorfes deuten sich ihren Namen folgendermassen: goin bedeutet Weinberg, Weingebirge, und der zweite Teil des Wortes weist auf Weg, Strasse, also auf den Fahrweg, der über den Weinberg, über die Goin führt. Die Schreibung Gainfarn ist neuesten Datums, denn erst vor einigen Jahren beschlossen die Gemeindemitglieder fortan Gainfarn und nicht Gainfahrn zu schreiben.

8. Pestsage.

Niederösterreich litt im Jahre 1713 ungemein viel durch die Pest. In Vöslau und Gainfarn soll die Seuche fürchterlich gewütet haben. Fast alle Bewohner starben dahin, nur ihrer sieben blieben von dem Übel verschont.

9. Das Buschenentgegentragen.

Alljährlich um Ägydi (1. September) geht eine Prozession von Gainfarn zu dem Marien-Gnadenbilde in Gutenstein, um für das, was der Sommer bereits gespendet und beschert hat, der Gottes Mutter zu danken. Wenn die Wallfahrer zurückkommen, geht ihnen alles, was zu Hause ge-

Digitized by

blieben ist, bis vor die Ortschaft entgegen, jung und alt, Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, und jedes bringt dem Ankömmling, den es erwartet, einen schönen Blumenstrauss, einen sogenannten Buschen entgegen, mit dem der Waller dann seinen Einzug in Dorf und Kirche hält.

Der Ursprung dieser Prozession und der Gebrauch, den von Gutenstein Heimkommenden Blumensträusse entgegen zu tragen, rührt nach der Meinung des Volkes von folgendem Ereignisse her.

Vor vielen vielen Jahren, als wieder der Frühling nahte, die Sonne immer höher und höher mit jedem Tage stieg und die linden Lüfte wehten, fing dennoch keine Wiese zu grünen an, kein Halm sprosste aus der Erde hervor, und auch die Bäume zeigten weder Laub noch Blüte. Es verging Tag um Tag, Woche um Woche, aber es blieb alles wie zuvor, kahl und dürr; der Mai kam, doch brachte er weder Gras noch Blume. Die Erde schien ihre Keimkraft und Fruchtbarkeit verloren zu haben. Als nichts wuchs und nichts wuchs erfüllte die Bewohner Gainfarns grosse Angst und Traurigkeit. Endlich beschloss man, eine Wallfahrt nach Gutenstein zu unternehmen, um bei der Gottes Mutter Schutz und Hilfe zu erflehen. Während die Wallfahrer in Gutenstein weilten, bemerkten die Zurückgebliebenen zu ihrer grössten Überraschung, dass sich, sozusagen wie mit einem Male, die ganze Gegend veränderte. Über Nacht sprosste auf Wiesen und Anger das Gras hervor, das Getreide schoss in Halme und fing zu blühen an, die Bäume standen im Laub und Blütenschmuck da, und Felder und Gärten entfalteten eine Blumenpracht, wie man in Gainfarn nie zuvor gesehen hatte. Wie froh waren die Bewohner, als sie den wunderbaren Wechsel des Schicksals erblickten. Eilig pflückten die im Dorfe Zurückgebliebenen Blumen, wanden sie zu Sträussen (Buschen) und liefen damit ihren Angehörigen, die vom Gnadenorte zurückkehrten, entgegen und zeigten ihnen, indem sie die Sträusse überreichten, von welch guten Folgen die Wallfahrt begleitet gewesen ist. Das sagt man, sei Ursache des Buschenentgegentragens, eines Brauches, der heutzutage noch üblich ist.

Südlich von Gainfarn am Fusse eines Weinberges stehen drei Linden und eine Kapelle mit dem Muttergottesbilde. Da hält der vom Wallfahrtsort heimkommende Zug Rast. Die Mädchen, welche sich an dieser Wallfahrt beteiligt haben, lösen an dieser Stätte ihr Haar auf, kämmen es und ziehen dann mit hängendem Haar in das Dorf ein.

Digitized by Google

Der Dreisskerl.

Eine Reihe mythischer Volksdichtungen

von

THEODOR VERNALEKEN — GRAZ.

(Vergl. Jahrgang II, Heft 7, 10. Jahrgang III, Heft 1.)

Es lebte einst ein Bauer, der dreissig Söhne hatte, von denen der jüngste gewöhnlich der „Dreisskerl" genannt wurde. Als auch dieser schon zu einem kräftigen Jünglinge herangewachsen war, zogen alle dreissig auf den Rat ihres Vaters in die Fremde, um daselbst ihr Glück zu versuchen. Der Bauer gab jedem ein Pferd nebst wenigem Gelde mit auf die Wanderschaft. Nachdem sie schon ein ziemliches Stück Wegs zurückgelegt hatten, beschlossen sie, dass einer aus ihrer Mitte Anführer werde, und zwar sollte das Los bestimmen, und dieses fiel dem „Dreisskerl" zu. Da er aber der jüngste und zugleich der kleinste war, so wollte er die Führerschaft nicht annehmen, da er befürchtete, seine Brüder würden ihm nicht gehorchen. Erst als sie ihm Gehorsam versprachen, trat „Dreisskerl" seinen Ehrenposten an. Nachdem sie schon lange Zeit ihren Weg fortgesetzt hatten, ohne an einen Ort oder auch nur zu einem Haus zu kommen, erblickten sie endlich in weiter Ferne ein Licht, und sie ritten darauf zu. Zu ihrem Schrecken fanden sie ein Haus, welches mit lauter Menschenknochen und Menschenschädeln gedeckt war. Ohne sich jedoch hiervon abhalten zu lassen klopften sie heftig an die Thür des Hauses. Diese wurde sogleich von einem alten hässlichen Weibe von ungewöhnlicher Grösse geöffnet. Der „Dreisskerl" bat das Mütterchen um Nachtherberge für sich und seine Brüder. Die Alte schlug ihm die Bitte zwar nicht ab, machte sie jedoch aufmerksam, dass ihr Mann ein Menschenfresser sei, und dass sie daher wohl auf der Hut sein möchten. Als jedoch alle dreissig erklärten, sich vor ihm nicht zu fürchten, so wies

Anmerkung. Vorstehendes ist mir erzählt von einem Knechte in Türnitz (Nieder-Österreich). Hier sind uralte Nachklänge, die zu altnordischen Überlieferungen stimmen. Der Riese ist Hymir, Dreisskerl ist Thôr, bekanntlich der grösste Riesenfeind unter den Asen, dessen Fürst er ist (Simrock, M. 251). Vgl. auch Thôrkell (Grimm, M. 170), ferner Wolf, Beiträge 1, 95 ff. Die Riesenfrau erinnert an des Teufels Grossmutter in den Märchen. Ein Variante aus Kirchberg (Nieder-Österreich) soll im folgenden Hefte mitgeteilt werden. Thôrs Vettern treten im Volksmunde unter den verschiedensten Namen auf. (V. Der listige Roll, Seitenstück zu IV).

Digitized by Google

ihnen die Alte einen Stall an. Gleich bei ihrem Eintritte in diesen erblickten sie zu ihrem grossen Erstaunen gerade dreissig Mädchen, welche die Töchter des Menschenfressers waren. Die Töchter legten sich in den hinteren Teil des Stalles, während sich die Burschen in dem vordern Teil ein Lager aus Stroh bereiteten, die Pferde aber vor der Scheuer an die Bäume banden. Um die Mitternachtsstunde kam der Menschenfresser nach Hause, und da er fremdes Menschenfleisch roch, so fragte er sein Weib, wer im Hause sich aufhalte. Diese versicherte jedoch, es sei niemand fremdes im Hause und der Geruch rühre wohl nur von angebrannten Erdäpfeln her, welche sie heute gekocht habe. Der Menschenfresser traute aber nicht den Worten seines Weibes, sondern hing sich das Schwert um und ging auf den Stall zu und kundschaftete hin und her. Dreisskerl, welcher durch das Geräusch des Menschenfressers geweckt war, bemerkte den grossen, gewaffneten Mann und weckte schnell seine Brüder und auch die dreissig Mädchen. Diese letzteren bat er nun, sich in den vorderen Teil des Stalles zu legen, und als diese ihm die Bitte gewährten, zog er sich mit seinen Brüdern in den hinteren Teil zurück. Als nun der Menschenfresser in den Stall kam, schwang er sein Schwert über die Häupter der Mädchen und hieb einer nach der andern den Kopf ab. Dreisskerl glaubte schon, es werde ihm und den Seinigen auch nicht besser gehen und war mit sich uneins, ob er sich wehren oder verstecken solle. Da verliess der Menschenfresser wieder den Stall; er meinte die dreissig Burschen aus der Welt geschafft zu haben. Des andern Morgens in aller Früh suchten die dreissig Brüder das Haus zu verlassen und mussten, um nicht gesehen zu werden, ihren Weg durch ein sehr kleines Stallfensterchen nehmen. Der Dreisskerl sah sich hierauf noch das ganze Haus von aussen an und schrieb auf das Thor folgenden Vers:

Lustig wohlan, lustig wohlan,
Das hat der „Dreisskerl" gethan.

Hierauf zogen alle froh weiter fort. Sie hatten schon ein Stück Weges zurückgelegt, ohne ein Ziel zu erreichen, als sie spät abends ein schönes Schloss bemerkten, welches dem Könige des Landes gehörte. Der Dreisskerl fragte sich, ob er und seine Brüder wohl hier übernachten dürften. Als der König, der sich eben in diesem seinem Lieblingsschlosse aufhielt, von der Ankunft der dreissig Brüder hörte, fragte er sie, da er gerade so viele Diener brauchte, ob sie nicht in seinen Dienst treten wollten. Diesen Antrag nahm Dreisskerl im Namen seiner Brüder ohne weiteres an. Als nun einmal jener Riese an dem Schlosse des Königs auf einem stattlichen Pferde vorbeiritt, gefiel das Pferd dem Könige so sehr, dass er sich äusserte, er würde gern ein Drittel seines Königreiches für dieses Pferd geben, wenn er es haben könnte. Dreisskerl meinte, um diesen Preis wolle er ihm das gewünschte schon besorgen, und bald machte er sich wieder auf den Weg zum Riesen. Er kam gerade zur Mittagszeit an und bat die Riesin, sie möchte ihm etwas zu essen geben. Diese fand sich hierzu bereit, wenn er ihr den Rossstall ordentlich ausputze und den Schimmel ihres Herrn wasche und reinige. Dieses Begehren kam dem Dreisskerl eben erwünscht, und da sonst niemand als die Riesin im Hause

war, so sattelte er den Schimmel, nachdem er wieder dieselben Worte wie das erste Mal an das Stallthor geschrieben hatte und ritt mit dem Schimmel davon. Unterdessen waren die Brüder des Dreisskerl um diesen sehr besorgt und fürchteten, es möchte ihm übles zugestossen sein. Wie gross war daher ihre Freude, als sie den Dreisskerl auf dem Schimmel des Riesen stolz einherreiten sahen. Nachdem Dreisskerl das Schloss erreicht hatte, begab er sich sogleich zu dem Könige, führte diesen in den Rossstall und zeigte ihm den Schimmel. Dieser hielt nun auch sein Wort und gab dem Dreisskerl seinen versprochenen Lohn.

Der Riese besass aber ausser seinem Pferde auch einen Vogel, der sehr schön war und so laut sang, dass er den König, trotzdem das Schloss sehr weit von der Wohnung des Riesen entfernt war, doch jeden Morgen durch seinen lieblichen Gesang erweckte. Für den Besitz dieses Vogels wollte nun der König sehr gerne noch ein zweites Drittel seines Königreiches geben. Er liess daher den Dreisskerl zu sich kommen und versprach ihm auch das zweite Drittel des Landes, wenn er ihm den Vogel des Riesen bringe. Unser Dreisskerl machte sich sogleich am nächsten Tage auf den Weg nach des Riesen Behausung. Diesmal aber ging es ihm nicht so gut. Als er nämlich die Frau Riesin um einen Unterstand bat, gewährte diese ihm die Bitte, liess ihn dann aber von ihrem Manne in den Hühnerstall sperren. Sie fütterte ihn alle Tage sehr gut, da sie ihn später in Gemeinschaft mit ihrem Manne und Schwager verspeisen wollte. Als nach einiger Zeit Dreisskerl schon hübsch fett geworden war, wurde von der Riesin der Kessel geheizt, und ihr Mann ging fort, um seinen Bruder zu holen. Indessen war der Riesin das kleine Holz ausgegangen, und da sie zu dick war und daher keins hacken konnte, befahl sie dem Dreisskerl diese Arbeit zu thun. Der war dabei sehr flink, wusste aber auch einen Augenblick, in dem sich die Riesin umsah, dazu zu benützen, derselben mit der Hacke einen solchen Schlag zu versetzen, dass sie tot zu Boden stürzte. Er nahm nun das Vogelhaus samt dessen Inwohner von der Mauer herab und rannte damit zum Könige, von welchem er dafür auch das zweite Drittel des Landes erhielt.

Mit diesen zwei Stücken noch nicht zufrieden, wollte nun der König auch den Riesen selbst in seinem Besitze haben. Daher rief er abermals den Dreisskerl zu sich und versprach ihm den Rest seines Königreiches, wenn er ihm den Riesen bringe. Dreisskerl sammelte seine Brüder um sich und trug ihnen auf, ihm am nächsten Tage mit Hacken und Beilen bewaffnet in den Wald des Riesen zu folgen. Daselbst befahl ihnen Dreisskerl eine grosse Eiche zu fällen. Diese getrauten es sich anfangs nicht, da die Eiche dem Riesen gehörte, aber Dreisskerl erinnerte sie an ihr Versprechen, ihm stets zu folgen, und sogleich waren sie an der Arbeit. Da kam zu ihrem grössten Schrecken der Riese daher, welcher sie erzürnt fragte, was sie da machten. Dreisskerl aber antwortete gelassen: „Wir haben eine Totentruhe für einen Mann zu verfertigen, der eben so gross ist wie du, und wir bitten dich zugleich, später herzukommen und dich darein zu legen, damit wir wissen, ob die Truhe die gehörige Grösse hat". Der Riese versprach die Bitte des Dreisskerl zu erfüllen. Als daher die dreissig Burschen mit ihrer Arbeit fertig waren, holte Dreisskerl den Riesen

Digitized by Google

herbei, und dieser legte sich in die Truhe. Als er aber heraussteigen wollte, wurde schnell der Deckel auf die Truhe gelegt, und so war der Riese gefangen, und all sein Herumschlagen half ihm nichts. Dreisskerl holte schnell einen Wagen herbei und führte die Last vor das Schloss des Königs. Dieser aber liess den Riesen töten. Dreisskerl erhielt auch diesmal die versprochene Belohnung.

Nun ist aber die Geschichte noch nicht aus.

Die dreissig Mädchen, welche der Riese in der Nacht, als die dreissig Bruder bei ihm übernachteten, erschlug, waren nicht seine Töchter, sondern die Töchter des Königs, und darum wollte er den Riesen in seiner Gewalt haben, um ihn zu töten. Erst als dies geschehen, waren die dreissig Prinzessinnen wieder erlöst und kamen in ihres Vaters Schloss. Dieser gab die schönste davon dem Dreisskerl zur Frau, die andern neunundzwanzig vermählten sich mit den Brüdern. Dreisskerl regierte nun als König, gab seinen Brüdern hohe Stellen und nahm später auch seinen armen Vater zu sich.

Digitized by Google

Volkslieder aus Hinterpommern.

Mitgeteilt von

O. KNOOP — ROGASEN.

I. Beim Feinsliebchen.

Ich kann nicht sitzen, ich kann nicht stehn,
Ich muss bei mein Feinsliebchen gehn;
Bei mein Feinsliebchen muss ich gehn
Und sollt ich gleich am Fenster stehn.

„Wer ist da draussen und klopfet an,
Der mich so leis' erwecken kann?"
„Es ist der Schatz allerliebster dein.
Steh auf, mein Kind und lass mich rein!"

„Ich kann dich ja nicht lassen herein,
Bis Vater und Mutter schlafen ein.
Der Vater sitzt beim kühlen Wein,
Die Mutter wird bald schlafen ein."

„Ich kann nicht länger draussen stehn,
Die Morgenröte thut aufgehn,
Die Morgenröt', zwei helle Stern';
Bei mein Feinsliebchen schlaf ich gern."

Da stand sie auf und liess ihn rein
Und hiess ihn gleich willkommen sein;
Sie reicht ihm ihre schneeweisse Hand
Und fing gleich an zu weinen an.

„Weine nicht, weine nicht, fein's Liebelein,
Aut's Jahr sollst du mein Eigen sein;
Meine eigne sollst du werden,
So lang' ich leb' auf Erden."

Digitized by Google

2. Die Verlassene. [1])

Ach, wie bin ich so verlassen
Auf der Welt von jedermann!
Freund' und Feinde thun mich hassen,
Niemand nimmt sich meiner an.

Einen Vater, den ich hatte,
Den ich oftmals Vater nannt',
Eine Mutter, die mich liebte,
Die hat mir der Tod entwandt.

Beide sind dahin geschieden,
Beide sind in guter Ruh;
Sie geniessen Himmelsfrieden,
Und ich bring' hier im Kerker zu.

Ach, wie düster sind die Mauern,
Ach, wie sind die Ketten schwer!
Und wie lange wird's noch dauern?
Ist denn keine Rettung mehr?

Holder Jüngling, meinst du's redlich,
Oder treibst nur mit mir Scherz?
Ach bedenk, es ist gefährlich,
Zu verführ'n ein Mädchenherz.

Holder Jüngling, mein Verlangen,
Höre, was dein Mädchen spricht:
„Lass mich küssen deine Wangen!
Komm her zu mir, ich liebe dich!"

3. Die zwei Schwestern.

Des Morgens, wenn ich früh aufsteh,
Thu ich meine Haare kämmen;
Dann geh ich in die Hausthür stehn
Und sieh wohl in die Fremde.

Es waren einst zwei Schwesterlein,
Die gingen einmal spazieren,
Die eine, die war Freuden voll,
Die andre, die war traurig.

„Ach Schwester, Herzensschwester mein,
Warum bist du so traurig?"
„Wir beide haben ein'n Knaben lieb,
Wer weiss, wer den wird kriegen."

Der Knab' wohl unter der Linde stand
Und hört' des Mädchens Sprache,
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — [2])

„Wend ich mich zu der Armen hin,
So thut die Reiche weinen.
Wend ich mich zu der Reichen hin,
So thut die Arme desgleichen.

[1]) Dies Lied wurde in meiner Jugendzeit sehr viel gesungen.
[2]) Hier fehlen zwei Zeilen. Es gelang mir nicht, das vor mehreren Jahren aufgezeichnete Lied zu vervollständigen.

Digitized by Google

Und wenn die Reiche ein'n Thaler hat,
So thut sie ihn mir verbergen,
Und wenn die Arm' einen Groschen hat,
So thut sie ihn mit mir teilen."

4. Aufforderung zum Tanz.

Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht,
Der Fuchs tanzt auf dem Moore:
Mädchen, zieh die Schuhe an,
Wir tanzen beid' auf dem Flure.

5. Hochzeitslied.[1])

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Kîkt di schmucke Brut mâl an
Un den drellen Brüdgamsmann,
Wat se sich so herzig schnütern
Un mit Fuerogen klütern!
Brutlüd mütten hitzig sinn,
Juchhei! Juchheidideldei! Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Hei wat de Trumpeten schall'n
Un de Pulwerbüssen knall'n!
Alle Klocken treckt de Köster,
Jngesegnet hett de Prester
Hans un Greten bi de Tru
Hans un Gret' sinn Mann un Fru.
Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Schlag! se breng'n uns all herbi
Den kaptâlen Hersebri,
Stîf met Sandel aewerzuckert,
Dat dat Herz im Liwe puckert,
Ut di Muler piperlings
Leppt dat Wâter rechts un links.
Juchhei!

[1]) Vgl. Frischbier, Preussische Volkslieder S. 44 ff. In der ersten Strophe muss eine Zeile fehlen.

Digitized by Google

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Klüte mehr as fustedick,
Up den Mann woll twintig Stück;
Backenbaeren, Schwinebraden,
Fleisch mit sure Supp gesaden;
Kokenwark ward op gepackt,
Dat de Tafel pîpt un knackt:
Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Beier un Brannwin rundümher
Liggt in Tonnen an de Eer.
Wo de Kreigge ledig waren,
Bruckt et goar kein Mulopsparen;
Met dem Deckel man geklappt,
Frisch ward wedder voll getappt.
Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Vör dat Fraeten Napp an Napp
Js to sein dat Deschdauk knapp.
Wer kann woll in einen Mägen
All de Hochtitsgâben schlagen!
Doch wenn wi gemütlich klau'n[1])
Lett siek schon wat rinner schlau'n.[2])
Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Hört doch dei Brutmutter an,
Sei will sich entschuld'gen man,
Dat dei grote Botterfladen
Nich to Dank er is geraden.
Wêr de Bärm wat nutze drin,
Âwer handhoch müsst hei sinn.
Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Met dem Bass un Vigelin
Stell'n sich de Muskanten in.
Platz gemacht! Nu well'n wi danzen
Un de Derens rümkoranzen;
Heissa! hopsa! sall dat gan,
Dat de Röcke aewerschlan.
Juchhei!

[1]) klau'n = klönen, plaudern.
[2]) schlau'n = schlagen.

Digitized by Google

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Alle Hagel, Schultens Knecht,
De versteht dat Stürsche recht!
An den Achter mit den Hacken
Knallt hei, dat de Bücksen knacken;
Anneliese mutt hüt ran,
Dat se kum noch spügen kann
Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Blix, de Nacht is all verrunn'n,
Upgân deht de leiwe Sunn!
Nochmâl düchtig sael ju stöten,
Spaellüd, in de Larmtrumpeten.
Afgedanzt ward nu de Kranz,
Spält uns den Grotvâterdanz!
Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Nu packt ju to'm Huse rut,
Denn tau Bede mutt de Brut,
Un de Brüdgam drifft un prachert,
Dat dat Herz em ma so jachert,
Enen Schluck gaewt schwind noch her.
Up en lustig Kindelbeer.
Juchhei! Juchheidideldei! Juchhei!

Juchhei, Hochtit! Hochtit is hüt!
Wat sich nich verdelgen lett,
Naem wi vör de Krabben met.
Ganze Packen von dat Beste
Dröggt Fru Pastern sich to Neste;
Vierzehn Dag' hett sei to Hus
Dran genaug met Mann un Mus.
Juchhei!

Bücherbesprechungen.

Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin bearbeitet von A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal und Dr. J. Bechhold. 1. Lieferung. Verlagsbuchhandlung H. Bechhold, Frankfurt a. M.

Das Programm des neuen Werkes macht uns mit der Aufgabe desselben bekannt, welche dahin geht, in verständlicher Form über sämtliche Gegenstände und Ausdrücke, die dem Gesamtgebiet der Naturwissenschaft und Medizin angehören, Auskunft zu erteilen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser Vorsatz bei richtiger Ausführung zu den weittragendsten Folgen für unsere Anschauung und Bildung führen muss.

Lieferung 1 entspricht der Ankündigung, da sie Darstellungen bezw. Erklärungen aus dem Gebiet der Chemie, Physik (Elektricität), Zoologie, Botanik, Geologie u. s. w. enthält.

Es ist nun aber die Kenntnis dieser Gebiete des menschlichen Geistes nicht nur für jeden Gebildeten ein erstrebenswertes Ziel, sondern auch für jeden Freund der Volkskunde, da eben eine grosse Zahl der Schöpfungen des Volksgeistes auf dem Boden der Natur ihren Ursprung gesucht und gefunden, sowie auch wohl in der lebhaft erregten Stimmung des Gemütes: dem Sagenforscher stellt sich aber gar häufig die Aufgabe, aus dem Gewordenen auf die Ursache zurückzuschliessen, der Schluss wird aber zumeist nur dann sich als ein richtiger erweisen, wenn die Kenntnis der Verhältnisse dazu den Boden geebnet hat. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend haben wir das Unternehmen auf das beste zu empfehlen.

Edm. Veckenstedt.

Collection Internationale de la Tradition: Directeurs M. M. Emile Blémont et H. Carnoy.

Les Conciles et Synodes dans leurs Rapports avec le Traditionisme par Frédéric Ortoli. Vol. V.

Études traditionnistes par Andrew Lang, Président de Folklore Society; Paris. Vol. VI. J. Maisonneuve, Éditeur. 1889.

Die Ankündigung des unmittelbaren Bevorstehens der Ausgabe von Band VII, in welcher uns der geistvolle Franzose E. Blémont mit einer Arbeit erfreuen wird, gemahnt uns an unsere Pflicht, der vorliegenden Bände zu gedenken. Wir thun dies um so lieber, als uns die Schrift von Fr. Ortoli in der That als eine höchst erwünschte und liebenswürdige

Digitized by Google

Gabe erscheint. In wohlgeordneter Darstellung ziehen vor unseren geistigen Augen die mannigfachen Beziehungen vorüber, welche Kirche und Heidentum zu einander haben, sich suchend oder bekämpfend. Der Forscher lernt hier die Beglaubigung für gar manchen Brauch, gar manche Anschauung kennen, welche ihm erwünschte Beweise zu liefern vermag für Altes oder Vergangenes, in Anschauungen, deren Ursprung er nachzugehen sich bemüht, zur Erkenntnis der Wahrheit.

Die Schrift von Andrew Lang wird Freunde und Feinde in der Beurteilung finden, je nachdem dieselbe einen in Vorurteilen befangenen Leser trifft, oder einen vorurteilslosen Freund der Wahrheit. Andrew Lang gehört zu den mutigen Forschern, welche die Wissenschaft in neue Bahnen gewiesen haben. Ist es doch nun einmal nicht zu leugnen, dass wenn als das höchste Ziel der Sagenforschung die Deutung der Sage zu setzen ist, dieses höchste Ziel nirgends öfter verfehlt ist, als von den Sprachforschern in Deutschland und England. In der vergleichenden Sachforschung aber vertritt Andrew Lang die Schule, deren wenn nicht Schöpfer, so doch Führer er zu nennen ist, welche zunächst von Erfolg zu Erfolg geschritten. Aber hier liegt auch die Gefahr seiner Forschungen, wiederum einer gewissen Einseitigkeit zu verfallen, in der Überspannung des Principes.

In Deutschland heissen wir eine Schrift herzlich willkommen, welche, wenn sie uns nicht überall überzeugt, so doch sicher anregt und zur Weiterspinnung gar manches ihrer fruchtbaren Gedanken führen wird.

Edm. Veckenstedt.

Die Gesta Romanorum nach der Innsbrucker Handschrift v. J. 1342 und zwei Münchener Handschriften. Inaugural-Dissertation von Wilhelm Dick. Erlangen 1890.

Die Gesta Romanorum. Nach der Innsbrucker Handschrift vom Jahre 1342 und vier Münchener Handschriften. Herausgegeben von Wilhelm Dick. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuch. Nachf. (Georg Böhme) 1890. (Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie, herausgegeben von Hermann Varnhagen, VII. Heft.)

Die Erlanger Beiträge sind dazu bestimmt, eine sehr hervorragende Rolle sowohl in der Wissenschaft im allgemeinen, als in der Volkskunde im besonderen zu spielen, und so werden wir denn wiederholt Gelegenheit finden, auf dieselben zurückzukommen. Unter Einführung von Seiten des Herrn Professor Varnhagen in die Wissenschaft werden die Kräfte der jüngeren Vertreter der Wissenschaft dahin gestählt, dass mit der Ausgabe der Inaugural-Dissertation sich die Vollbehandlung oder Vollausgabe des betreffenden Werkes verbindet, welchem die erste Arbeit gewidmet war.

So enthält nun die Vollausgabe der Gesta Romanorum ausser dem Verzeichnis der Erzählungen eine Einleitung, aus welcher wir ersehen, dass die Ausgabe von Oesterley (1872) eine nicht richtige Anschauung von dem Texte der Handschriften geboten, so dass nach Hervortreten der Wichtigkeit von der Innsbrucker Handschrift eben die neue Ausgabe von Dick ihre Berechtigung in dieser Thatsache sucht und findet.

Digitized by Google

Zur Frage nach Herkunft und Heimat des Compilators oder Verfassers des Werkes gibt der Herausgeber sodann weitere wohl zu beachtende Fingerzeige. An den Text schliesst sich sodann der Anhang De quinque ministeriis, Lesarten der Handschriften C. D., Kap. 94 der Gesta, ein sehr willkommenes Verzeichnis der Eigennamen, wie ein weiteres der Erzählungen.

Über den Wert und die Bedeutung dieses Werkes ein Wort zu verlieren ist um so weniger angebracht, als wir uns täglich mehr davon zu überzeugen haben, dass nur die wissenschaftliche Arbeit Wert hat, welche den besten Quellen eingehendstes Studium widmet: die Gesta Romanorum sind und bleiben aber ein Quellenwerk von der höchsten Bedeutung, weshalb wir die beste Ausgabe derselben — und das ist jetzt die Erlanger, — nur dringend empfehlen können.

Edm. Veckenstedt.

Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Caesarius von Heisterbach, ausgewählt, übersetzt und erläutert von Alexander Kaufmann. 1. Teil. Köln 1888. J. et W. Boisserée's Buchhandlung. (Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln.)

Hat bereits Karl Simrock den Dialogus Miraculorum des Caesarius von Heisterbach als eines von denjenigen Quellenwerken bezeichnet, auf welches er sich neben Gesta Romanorum und Legenda aurea gar häufig in seiner Mythologie bezieht, so ist damit der Wert des vorliegenden Buches mittelbar gekennzeichnet — d. h. auch das vorliegende Werk ist als unentbehrlich zu bezeichnen für die eindringende Forschung. Besonderen Wert gewinnt aber das Material des Buches durch die Art der Behandlung, welche es von Alexander Kaufmann erfahren hat, jenem Forscher, welcher in seinen Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen und seinen Mainsagen (Köln 1862) sowie durch die „Nachträge zu den Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen" (Annalen XIX 37—60) sich den Ruf eines der gewissenhaftesten Quellenforscher erworben hat, welcher auch mit Glück Ausfluge in das Gebiet der Sagendeutung gewagt: und so findet sich denn manch treffliche Bemerkung zu den Mitteilungen des Caesarius, geschichtlichen wie sagenwissenschaftlichen oder psychologischen Gehaltes, denn des Caesarius Bedeutung ist für die Culturgeschichte gewaltig, hervorragend für diejenige Forschung, welche in der Vision einen Grund der Mythenschöpfung erkennt, wohl zu beachten für den, welcher im Teufelswerk die Thätigkeit altheidnischer Unholde zu erkennen sich bemüht.

Edm. Veckenstedt.

The Fables of Aesop at first printed by William Caxton in 1484 with those of Avian, Alfonso and Poggio, now again edited and induced by Joseph Jacobs. I. History of the Aesopic Fable. London. Published by David Nutt in the Strand. 1889.

Über den hohen Wert der Ausgaben des gelehrten Engländers haben wir uns bereits bei Anzeige und Beurteilung seiner Ausgabe der Bidpai-

Digitized by Google

Fabeln ausgesprochen, welche wir um so höher zu stellen uns veranlasst sahen, als dieselbe an Stelle der von vielen Gelehrten aus Bequemlichkeit im Denken nachgesprochenen Benfeyschen Theorie die scharfe Darlegung der Thatsachen gebracht hatte, nach welcher an einen buddhistischen Ursprung aller unserer Märchen und Fabeln nicht wohl zu denken ist.

Was der gelehrte Engländer mit Zahlen bewiesen, wird der Unterzeichnete demnächst aus der Sache selbst erhärten.

Auch die Aesopfabeln sind eine höchst wichtige Veröffentlichung: einfach, klar, gründlich; immerhin sei aber gesagt, dass die deutsche Philologie sich ernster mit der Sache beschäftigt hat, als Herr J. Jacobs glaubt, wie er sich sofort überzeugen wird, wenn er Bernhardy und Dressel einsieht, doch aber wollen wir die Entschuldigung einsetzen, dass er vielleicht die deutschen Philologen deshalb nicht genug beachtet hat, weil er angenommen, es sei aus ihrem Formalismus für seine Forschung nichts zu holen: unsere Philologen sind nun ja auch in der That zum Teil Formalisten, doch aber auch zum Teil fleissige Litteratoren. Doch dies beiläufig.

Im Übrigen haben wir die Ansicht, dass sich niemand, welcher sich mit der Fabelforschung beschäftigt, die Bücher des gelehrten Engländers entgehen lassen wird.

Edm. Veckenstedt.

Berlin in der Volksdichtung. Von Johannes Bolte. Berlin 1890.

Wie bei früherer Besprechung der Bolte'schen Arbeiten Herr Dr. Fränkel bemerkte, dass es ein Vergnügen sei, dieselben anzuzeigen, so können wir das Wort hier nur wiederholen: die Lieder: Lob der Stadt Berlin, Soldatenabschied, Abschied von Berlin, Trennungsweh, Berliner Linden-Lied u. s. w. zeigen uns das gesangs- und dichtungsfrohe Volk von Berlin, und es werfen diese Lieder bezeichnende Schlaglichter auf die Anschauungen und Kulturverhältnisse der jetzigen Hauptstadt unseres Landes.

Edm. Veckenstedt.

Neueste Litteratur des Egerlandes von Alois John. Eger 1889.

Dritter Litterarischer Jahresbericht. Begründet und herausgegeben von Alois John. Eger 1890.

Die beiden Schriften suchen das gesamte geistige Leben des Egerlandes nach den verschiedensten Seiten hin zu umfassen, von der Anthropologie und Geologie an beginnend, bis zur Zeitschrift und zur Sociologie. So findet denn auch das Volkslied in der ersten der Schriften seine Behandlung.

Die Skizzen sind frisch und lebhaft geschrieben und wir hoffen, dass der neue Jahresbericht des weiteren Freunde findet, da sicher der Herausgeber es sich zur Aufgabe machen wird, auch die Schärfe der Kritik seinen Ausarbeitungen angedeihen zu lassen.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Zur Bücherkunde.

Bis zum 12. Novbr. 1890 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Geschenke des Herrn **P. Sébillot,** Direktor der Revue des Traditions, 4 rue de l'Odéon, Paris, an die Bibliothek der **Deutschen Gesellschaft für Volkskunde:**

von **P. Sébillot:**

Le Blason Libre de la France, Paris 1884.
Questionnaire des Croyances, Légendes et Superstitions de la Mer, Paris 1885.
Notes sur les Traditions et les Superstitions de la Haute-Bretagne.
Études Maritimes. Légendes Locales de la Haute-Bretagne. Les Margot la Fée. Paris 1887.
Instructions et Questionnaire, Paris 1887.
L'Imagerie Populaire en Haute et Basse-Bretagne. Paris 1888. 2 Expl.

Schriften des Herrn **Ernst Böttticher:**

Offenes Sendschreiben an den 20. Anthropologen-Kongress. Wien.
Wie urteilen Gelehrte, die nicht pro domo sprechen? Zweites Sendschreiben im Sinne einer persönlichen Bemerkung an den Anthropologischen Kongress in Wien.
Drittes Sendschreiben über Troja.
Viertes Sendschreiben im Kampf um Ilion.
Hissarlik. Wie es ist. Fünftes Sendschreiben über Schliemanns Troja von Ernst Bötticher. Auf Grund der Untersuchungen vom 1.—6. Dezbr. 1889 und im Frühjahr und Sommer 1890. Nebst Protokoll der Zeugen. Berlin. T. Trautwein 1870.
La Troie de Schliemann. Une Nécropole à l'Incinération à la Manière Assyro-Babylonienne, par le Capitaine Ernest Bötticher, avec Prétace par C. de Harlez. Leipzig, Karl W. Hiersemann 1889.
Hissarlik als Feuernekropole von E. Bötticher. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst. Septbr. 1890.
Neue Preussische (Kreuz-Zeitung) vom 7./9. 90. Hissarlik wie es ist. E. Bötticher.
Desgl. vom 14./9. 90. Öffentliche Erklärung. Steffen, Major und Abteilungs-Kommandeur im Nassauischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 27.
Desgl. vom 19./9. 90. Öffentliche Gegenerklärung. E. Bötticher.

Mohammedanische Studien von Ignaz Goldzieher. 2. Teil. Halle a/S. Max Niemeyer. 1890.
Die Knechtschaft in Böhmen. Eine Streitfrage der böhmischen Sozialgeschichte. Gegen Herrn Julius Lippert von J. Peisker. Prag 1890.
Die Quellen von William Moris' Dichtung The Earthly Paradise von Julius Riegel (Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie. Herausgegeben von Hermann Varnhagen). Erlangen und Leipzig. Andr. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme.) 1890.
Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums von Dr. Chr. Rogge, Progymnasial-Rektor. Schlawe 1890. Verlag Fock. Leipzig.

Digitized by Google

Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie im Verein mit Th. Birt, O. Crusius u. s. w., herausgegeben von W. H. Roscher. Mit zahlreichen Abbildungen. 18. Lieferung. Jache—Indigitamenta. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1890.

Über Selene und Verwandtes von Wilh. Heinr. Roscher. Mit einem Anhang von N. G. Politis, über die bei den Neugriechen vorhandenen Vorstellungen vom Monde und fünf Bildertafeln. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1890.

Shakespeares Einfluss auf Goethe in Leben und Dichtung von Dr. Bruno Wagner. 1. Teil. Halle a/S. Max Niemeyer 1890.

Mittellungen der Lithauischen litterarischen Gesellschaft. 15. Heft (III. 3). Heidelberg. C. Winters Universitätsbuchhandlung 1890.

Protokolle der russischen anthropologischen Gesellschaft der Kaiserl. St. Petersburger Universität vom Jahre 1889, veröffentlicht vom Sekretär der Gesellschaft. H. Danillo. St. Petersburg 1890 (russisch).

Altgermanische Mythologie in einem englischen Begräbnis-Brauche. Nach einer Abhandlung, gelesen vor der American Philological Society von Dr. Julius Goebel. In: Belletristisches Journal. New-York. August 1890.

Litauische Legenden. Von E. Wolter. (Russisch). S. u. Anmerkung.

Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte der angewandten Naturwissenschaften, herausgegeben von Dr. Otto N. Witt. Verlag von Rudolf Mückenberger, Berlin, Dessauerstrasse 13. Nr. 56, 57. Enthält u. a. Über die Gewerbthatigkeit der Japaner. Von Professor Dr. D. Brauns, Halle.

Schmaräkeln und Platzen, zwei eigenartige Kegelspiele in der Grafschaft Mansfeld Die Mansfelder Mundart, ihre Grenzen, innere Gliederung und Abkunft. Zweite Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung. Von Prof. Dr. H. Grossler in Eisleben. Sonderabdruck aus den Mansfelder Blättern. IV. Eisleben 1890.

Folklore. A Quarterly Review of Myth, Tradition, Institution and Custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal.) Vol. 1, Nr. 3. September 1890. Contents: English and Scotch Fairy Tales. — Collected by Andrey Lang. — The Collection of English Folk-Lore. Miss C. Burne. Magic Songs of the Finns. H. Hrn. J. Abercromby. — The Riddles of Solomon in Rabbinic Literature. — S. Schechter. — Notes on Chinese Folk-Lore. — J. H. Stewart Lockhart — Report on the Campbell M. S S. at Edinburgh Alfred Nutt. — Recent Research in Comparative Religion. Joseph Jacobs. — Report of the Annual Meeting of the Folk-Lore Society. Correspondences. Notes and News. Miscellanea: A. Jataka in Pausanias. W. H. D. Rouse. Bibliography: Books and Journals. June-August. 1890. Supplement. London. David Nutt, 270 Strand.

The Journal of American Folk-Lore. Editor William Wells Newell. Vol. III. July—September 1890. N. X. Contents: Above and Below. Horatio Hale. — Customs of the Chinese in America. Stewart Culin — Notes on Negro Folk-Lore and Witchcraft in the South. L. Pendleton. — The Symbolism of Backgammon. W. W. Newell. Notes on Apache Mythology. John G. Bourke. — Wa-ba-ba-nal, or Northern Lights. Mrs. W. Wallau Brown. The Omaha Buffalo Medicine. — Men. Francis La Flesche, Gombay, a Festal Rite of Bermudian Negroes. H. Carrington Bolton. The Gentile System of the Silety Tribes. J. Owen Dorsey. Folk-Lore Scrap-Book. Notes and Queries. Bibliographical Notes.

Litterarische Blätter. Besprechungen von Litteratur-Erscheinungen nebst Proben aus vorzüglichen Werken. Herausgegeben von Gustav Moldenhauer in Elbing. Mit den Beilagen: Poetische Blätter und Pädagogische Blätter. Nr. 1. 1890.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Première Livraison. Septembre 1890. Sommaire: Sciences Medicales, par M. le docteur A. Ferrand. Géographie et Voyages, par M. le Comte de Bigemont. — Comptes rendus. Théologie, Jurisprudence, Sciences et Arts,

Anmerkung. Enthält wie die Schrift: Patarles ir Dainos von Meczius v. Davainis-Silvestraitis lithauische Volksüberlieferungen, welche mithin zu des Unterzeichneten Buch: Die Mythen, Sagen und Legenden der Żamaiten (Lithauer) zum Teil höchst bemerkenswerte Parallelen bieten. Es sei auf diese Publikation um so mehr hingewiesen, als dieselben von einem Lithauer und Letten herrühren. **E. V.**

Digitized by Goog

Belles-Lettres, Histoire, Bulletin, Chronique, Questions et Réponses. — Octobre. Sommaire: Romans, Contes et Nouvelles, par M. Firmin Boissin. Comptes Rendus, Théologie, Jurisprudence, Sciences et Arts, Belles-Lettres, Histoire, Bulletin, Chronique.

Revue des Traditions Populaires. 5. Année. Tome V. N. 9. 15. Sept. 1890. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4. Astrologie des Annamites. G. Dumoutier. — Les Mines et les Mineurs. P. Sébillot. — Le Rossignol messager, versions du Morvan. Jul. Tiersot. — Superstitions auvergnates. Cantal. Antoinette Bon. — Les chants héroiques du peuple russe. Michel de Crouskoff. — Les Sociétés des Traditions populaires, Société allemande. P. S. — La Chanson de Bricou I. René Basset. — II. Biquette, randounée poitevine. Léon Pineau. — III. Biquette, ronde normande. L. de la Sicotière. — Les Calandriers des illettrés. V. Calendrier Oreton. A. Certeux. — Les Crustacées. P. Sébillot. — Une Fable de Florian et le Mythe d'Orion III. René Basset. — La Boulangerie et le pain. Questionnaire. P. S. — Le long Hiver III. Version poitevine. Léon Pineau. — Les Haricots. F. Fertiault. — Traditions et Superstitions de la Sarthe II. Mme. Destriché. — Saint Blaise III. V. Bogisic. — Le joli Meunier, chanson de la Haute-Bretagne. Mme. P. Sébillot. — Transformations des Légendes, des Anecdotes etc. A. Desroussaux. — Les Oiseaux en Poitou. Léon Pineau. Nécrologie etc. — N. 10. 15. Oct. 1890. Les Pendus. Paul Sébillot. — La chanson du Géant. Jul. Tiersot. — La chanson de Bricou. René Basset. — Làmhòigin, conte irlandais de la Saint-Martin. Notes sur quelques origines de la Tradition celtique. David Fitsgerald. — Moeurs et coutumes de mariage. Léon Sichler. — L'imagerie populaire. V. Basse-Bretagne. F. M. Luzel. — Deuxième Congrès des Traditions populaires. — La Bêtise des gens, conte de Champagne. Louis Morin. — Le peuple et l'Histoire. — V. Buckingham dans l'île de Ré. Daniel Bellet. Extraits et lectures. Le dieu Canon. A. Certeux. — Bibliographie. Périodiques et Journaux.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. VIII. 4e Année (N. 41) Livraison d' Août 1890. Les Noces du Soleil, récit populaire bulgare. Mme L. Schischmanova. — Remarques sur le conte. Michel Dragomanov. — Esthétique de la Tradition. H. Carnoy. — Le Folklore de la Belgique. A. Harou. — Chansons populaires de la Carniole A. Grün. — Moyen de retrouver le corps d'un Noyé. René Stiebel. — Moise, Saint-Jean-Baptiste et Hyzyr. Légende turque. Jean Nicolaïdes. — Devinettes et Enigmes populaires. Vicomte de Colleville. — Les petites fleurs et les sapins. Apologue chinois. P. Hugounet. — Nains et Pygmées. E. Blémont. — Le Folklore au Canada. R. P. Burtin. — La Pluie d' oreillettes et des Fèves rôties. Dr. Bérenger-Féraud. — Chansons populaires de la Bourgogne. J. Surga. — Traditions de la Beauce. Mme de Nittis. — Les Russes chez eux. Armand Sinval. — Glanes Traditionnistes. C. D. Warloy. Le mouvement Traditioniste. H. C. — N. 42—43. Livraison de Sept.-Oct. 1890. 4e Année. N. IX—X. Formules initiales et finales des Contes populaires Grecs avec les Références des Contes Néo-Latins. Dr. St Prato. — Chansons de Wallonie. O. Colson. — L'Ane dans les Proverbes provençaux. H. J. Brunet. — Les Usages de Prélibation et des Coutumes de Mariage en France II. Joannès Plantadis. — Le Monastère de L'Antouy. Fr. Chevallier. — Les Animaux Métamorphosés dans les Traditions de la Chine. Ch. Frémine. — Le Petit Poulet en Belgique. Ed. Parmentier. — Contes populaires du Bocage Normand. III. V. Brunet. — Bielche Cante. — Vieille Chanson. J. Salles. — Les Amours populaires en Wallonie. Jul. Lemoine. — Le Fleurs sont jalouses des Femmes. — Je vais au bois. — Au Printemps. Vicomte de Colleville. — Le Monde enchanté I. B. Bekker. — Le Folk-Lore Polonais. III. M. de Zmigrodzki. — La Légende du Moustier de Juneville. Dr. H. de Launay. — Une Légende belge des Nutons. H. van Elven. — Poésies semi-populaires. A. L. Ortoli. — Les sept dormants (Suite). Hadji Démétrius. Le culte des Eaux. A. J. Dulaure.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 3e Jaargang. 9e Aflevering. Inhoud: De Stoet der Reuzen te Brussel, door Pol de Mont. — Vertelsels. Sagen: De gezonkene Klok De Ridder van Keverenberg. Boekbeoordelingen. Christian Bartsch. door Pol de Mont. Vragen en Aanteekeningen. — 10e Afl. Volkshumor in Geestelijke Zaken, door Aug. Gittée. Onze Vlaamsche Componisten: Ofte Liedjeszangers, door Pol de Mont. III. Vervolg. Vertelsels: 6. Van het Haasken. Vragen en Aanteekeningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8° Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 2. Jaargang 1890. 9. u. 10. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Rivieren, Putten, Fonteinen, Bronnen, Ondiepten. Kinderrijmen. Sagen. Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. Radsels. Nieuwskes. Boekbespreking. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften. Von den Herren Alf. Harou, Jani Vlunius, A. J. Coquelicot, Joz. Cornelissen, Hendr. Gysen, J. B. Vervliet, A. H. Rivieren, Putten, Fonteinen, Bronnen, Ondiepten enz. III. Sagen. Geschiedkundige Overleveringen. Vertelsels. Dierens prookskes. Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. Liederen. Boekbespreking. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften. Von den Herren Alf. Harou, Joz. Cornelissen, Merten Corthoor, J. B. Vervliet, Dr. A. L. P.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Begründet von Julius Zacher, herausgegeben von Hugo Gering und Oskar Erdmann. 23. Bd. Heft II und III. Halle a/S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1890. Inhalt: Ertha Hludana. Von Hugo Jaekel. Der Einfluss des Nibelungenliedes auf die Gudrun. Von E. Kettner. Volkstümliches zum Armen Heinrich. Von H. v. Wlislocki. Zu Minnesangs Frühling, 30, 28. Von F. Ahlgrimm. Ältere deutsche Dramen in Kopenhagen. Von J. Paludan. Die Menschenwelt in Volksrätseln aus den Provinzen Ost- und Westpreussen. Von H. Frischbier. Wortspaltungen auf dem Gebiete der neuhochdeutschen Schrift- und Verkehrssprache. Von K. G. Andresen. Die Braut der Hölle. Von G. Ellinger. Zu Goethes Faust. Von F. Boonner. Zum deutschen Wörterbuche. Von G. Kouverau. Noch mals thät in Bedingungssätzen bei Luther. Von demselben. Litteratur und Miscellen.

Harzer Monatshefte. Zeitschrift für die Kunde der Vergangenheit und die Interessen der Gegenwart im Harze. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen. Lfd. Nr. 12, 13 und 14. Sept., Okt., Nov. 1890.

Mélusine. Revue de Mythologie, Littérature populaire, Traditions et Usages. Dirigée par H. Gaidoz. Tome V. No. 6. Nov.—Déc. 1890.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. 7e Année. Septembre—Octobre 1890. N. 7—8. Novembre 1890. N. 9.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von **H. Bechhold**, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon

der

Naturwissenschaften und Medizin

bearbeitet von

A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal

und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca. **10 Lieferungen** à **80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrücke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:

Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften, **Rohstoffe, technische Erzeugnisse**

und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklärung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berücksichtigt.

Digitized by

43 10

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 4 HEFT.

F. & W.
18 80

LEIPZIG 1891

DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. Von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 121

Der Traum von dem Schatz auf der Brücke. Von Václav Tille-Prag 132

Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 137

Volksüberlieferungen aus Österreich von Franz Branky — Wien . 139

Mythische Volksdichtungen von Theodor Vernaleken-Graz. . . 141

Albanesische Lieder. Von E. Mitkos — Beni-Suef (†). Deutsch von J. U. Jarnik — Prag. 143

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Wigand Lauzes hessischer Chronik. Von J. Pistor — Kassel 146

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. Gesammelt von O. Knoop — Rogasen 148

Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt, mit Anmerkungen und Erläuterungen, nebst einem Anhange: Das Leiden Christi; Spiel aus dem Gerkthale in Kärnten, herausgegeben von Dr. Anton Schlossar, Custos an der k. k. Universitätsbibliothek in Graz. 2 Bde. Halle, Max Niemeyer, 1891 151

Der verwandelte König. Schauspiel in Drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen übersetzt von Hermann Varnhagen. Mit einem Vorwort des Dichters. Erlangen und Leipzig. Andr. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1889 152

Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania. Von D. Paulus Cassel. Guben — Berlin. Sallis'sche Verlagsbuchhandlung 1890 153

Studien zur Griechischen Mythologie und Kulturgeschichte vom vergleichenden Standpunkte. Von Wilhelm Heinrich Roscher. Viertes Heft Über Selene und Verwandtes von W. H. Roscher. Mit einem Anhange von N. G. Politis uber die bei den Neugriechen vorhandenen Vorstellungen vom Monde. Mit funf Bildertafeln. Leipzig, Druck und Verlag von B G. Teubner. 1890. 153

Ausfuhrliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie im Verein mit Th. Birt, O. Crusius u. s. w. herausgegeben von W. H. Roscher. Mit zahlreichen Abbildungen. Achtzehnte Lieferung. Jache—Indigitamenta. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1890 154

Bücherbesprechungen von Branky — Wien.

Die Volksnamen der niederösterreichischen Pflanzen. Gesammelt und erklärt von F. Höfer und Dr. M. Kronenfeld. Im Verlage des Vereines fur Landeskunde von Niederösterreich. 1889. 8°. S. 195 155

Bücherbesprechungen von v. Estorff — Teyendorf.

The horse in Scottish Folk-Lore. by Rev. Dr. Walter Gregor — Pitsligo. Banffshire Field Club. 1890. Banff: Printed at the Banffshire Journal office. 1890 155

The testimony of tradition. by D. MacRitchie London. Kegan Paul, Trench, Trübner & Cie. 1890. 156

Zur Bücherkunde 158

Digitized by Google

FEB 10 1891
LIBRARY.

Die mythischen Könige der arischen Volkshelden-sage und Dichtung.

Von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Fortsetzung.

V. Römer und Griechen, Perser und Inder.

Die mythischen Könige der Römer und Griechen, der Perser und Inder in voller Zahl der in Betracht zu ziehenden Gestalten, sowie in voller Ausdehnung der vorhandenen Berichte zu behandeln, erweist sich als eine Aufgabe, deren Lösung nicht nur die Grenzen einer Abhandlung überschreitet, sondern vor allem durch die Fülle des zu Bietenden eher Verwirrung als Klarheit hervorzurufen bestimmt sein dürfte, da bei ausführlicher Behandlung des Stoffes nicht eine Arbeit auf dem Gebiet der Sagenforschung, sondern Mythologien zu liefern wären. Immerhin aber dürfen wir hoffen, dass uns die Hauptvertreter dieses bekannten, wenn auch oft mit wechselndem Erfolg behandelten Gestaltenkreises in die Eigenheit ihres Wesens einzudringen erlauben, sowie die Möglichkeit gewähren werden, dass wir klarer darin zu sehen vermögen, welche Vorstellungen bei Wenden, Letten, Lithauern und Žamaiten sowie den Zigeunern im russischen Lithauen Eingang in die Volksheldensage genommen. Endlich werden wir auch darüber zu urteilen haben, welchen Einfluss epische Behandlung der Volkssage auf eine Gestalt auszuüben vermag, denn wenn Griechen, Perser und Inder Volksepen geschaffen wie die Deutschen, so sind entsprechende Schöpfungen weder bei den Wenden zu erweisen, noch auch bei den Letten, Lithauern, Žamaiten und Zigeunern — aber allerdings auch nicht bei den Völkern latinischer Zunge.

Beginnen wir mit dem Sagenschatz der latinischen Völker.

Wissen wir seit Vico und Montesquieu, seit Niebuhr und Mommsen, dass die römischen Könige nicht Gestalten der Wirklichkeit sind, so sind doch die Versuche, den mythischen Gehalt der Sagen zu deuten zumeist nicht eben als besonders glückliche zu bezeichnen. Bereits Forchhammer sagt uns in seiner Gründung Roms, dass Mars als die Sonne zu erkennen ist, Rhea-Vesta als der Schnee: schmilzt der Schnee auf dem Albanergebirge, so eilen die Zwillingsbäche zu Thal — das wäre also ein Frühlingsmythus — Schwartz aber setzt in seiner Abhandlung: Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms (S. 43) die Scenerie an den Himmel,

Digitized by Google

„wo himmlische Jungfrauen (die Morgenröten) des Morgens das leuchtende reine Himmelsfeuer zu entzünden und zu huten und selbst in steter Keuschheit zu strahlen scheinen, wo aber doch gelegentlich im Gewitter wunderbare Buhlschaft hereinbrach, so dass auch der Charakter der betreffenden weiblichen Wesen stets zwischen Jungfräulichem und Mütterlichem zu schwanken schien. Von einem solchen wurde der feurige Sonnensohn geboren, Caeculus, oder die Zwillinge, die zu Gründern, dann auch indirekt zu Laren und Penaten wurden."

Das wäre also, wie Schwartz in derselben Abhandlung ausspricht, Rhea als Sonnenjungfrau, Vesta wie Mater Matuta als Morgenröte, Mars als Sonnengott, sowohl als himmlischer Streiter wie auch als dort „oben waltendes Naturwesen" gedacht, Romulus und Remus wie Caeculus als Stammheroen, Laren und Penaten.

Sowohl Fruhlingsmythus wie wunderbare Gewitterbuhlschaft thun der Überlieferung Zwang an oder geben Deutungen nach Willkür, so dass sie ernster Widerlegung nicht bedürfen wie kaum ernster Beachtung, da ihre Urheber die reiche Welt der Mythen nach subjektivem Ermessen zu behandeln pflegen und so auch die Stammsagen der latinischen Völker; von Schwegler wollen wir uns aber sagen lassen, dass der Ursprung von Staaten und Städtegründern nicht nur auf eine Herdpriesterin zurückgefuhrt wird, sondern geradezu auf den Hausherd selbst, auf den Gott der Herdflamme. So ist Caeculus, der Gründer von Praeneste, von einem Funken des Hausherdes mit einer Jungfrau gezeugt, der Mutter des Servius, des zweiten Romulus, zeigt sich ein Phallus in der Flamme des Hausherdes.

Damit wären wir denn durch Schwegler bei dem Herd, dem irdischen Feuer auf dieser unserer Erde angelangt, und in der That werden wir auch nach dieser Darlegung noch immer genug des Wunderbaren den Königssagen eingewebt finden, um denselben den Boden der Wirklichkeit entziehen zu müssen.

Dass die Königssage Italiens aus der Göttersage entsprossen ist, würde allein durch Saturnus und Janus als erwiesen zu betrachten sein, wenn nicht ausserdem andere Beweisstücke vorzubringen wären, aber bemerkenswert ist immerhin, dass Saturnus als Gottheit nicht dem Himmel, sondern der Erde zu überweisen ist. Kann es doch nicht wohl bezweifelt werden, dass alle die Beziehungen auf den Ackerbau, welche Namen und Sagen ergeben, ihn eben als Kulturgott kennzeichnen, welcher zu einem Kulturdämon wird, wenn von Saturnus berichtet ist, dass er Janus das Münzen und den Schiffsbau gelehrt hat. Verknüpft sich mit seinem Namen das Fest der siebentägigen Saturnalien — auch die entsprechende mjas god oder mjas godami-Zeit der Wenden währt 7 Tage, das Fest der Dienstboten und Kinder, und es ist demnach grundfalsch, auch von den zwölf heiligen Nächten bei den Wenden zu sprechen, der Übung der Zwölfen bei uns Deutschen zuliebe, wie ich das früher erwiesen habe in einem Vortrage der Berliner anthropologischen Gesellschaft (16. März 1878) — mithin der Vorstellung einer goldenen Zeit der Vergangenheit, so wird man diesen Zug als heimischen zu bezeichnen nicht umhin können, wie andererseits das Nahen des Saturnus auf der Tiber doch wohl nur auf die Thatsache hinweisen kann, dass die römische Kultur der Fremde wenn nicht Ursprung,

Digitized by Google

so doch höhere Entwicklung verdankt. Und hier ist eben die Strasse gezeigt, auf welcher der Kulturdämon als König in die Stadt einzieht.

Ist die Beziehung des Namens des Janus auf die Lichtbezeichnung nach der bekannten Wurzel di, div noch immer unter den Versuchen, das Wort etymologisch klar zu legen, eine nicht recht abzuweisende Wahrscheinlichkeit, so würde eben Janus vom König zum Kulturdämon zurückführen — in allen wesentlichen Beziehungen eine Nachbildung des Saturnus, wenn wir nicht vorziehen anzunehmen, dass Janus ursprünglicher ist als Saturnus und die Belehrung des Janus durch den Saturnus in bezug auf Münze und Schiffsbau, die Übertragung der Kultur aus der Fremde eben auf die altrömische Gestaltung des Janus übertragen ist — vom Kulturdämon auf den Gott des Anfangs, des Lichtes, auch nach M. Mayer der Sonne.

Belehren uns die Sabiner, dass des Sancus Sohn, Sabus Gott, König und erster Winzer gewesen ist, so haben wir dieselbe Vorstellungsart wie in den Sagen von Saturnus und Janus in diesem Bericht zu erkennen und der Laurenter Stammtafel Saturnus, Picus, Faunus, Latinus lässt in Latinus den Namensheros, wie in Faunus den gütigen Flurdämon nicht verkennen, welchen zum König herab-, zum Gott emporzuheben die Volkssage nicht versäumt.

Fester gefügt in den Rahmen des Heros, Städtegrunders und Königs sind die Namen des Caeculus und Romulus, es gesellen sich in verschiedenen Beziehungen Tullus und Servius.

Zergliedern wir die Praeneste-Sage von Caeculus, so ist der Stadtgründer, der Sohn des Vulkan, gezeugt von einem Funken des Hausherdes mit einer Jungfrau, durch seine Verknüpfung mit dem Gott des irdischen Feuers wie des irdischen Herdes nach meiner Auffassung eben aus der Vorstellung erwachsen, dass der Herd der Mittelpunkt der Siedlung ist, des städtischen Gemeinwesens, der höheren Bildung und Kultur, wie Caeculus in seinem Jugendleben die Schicksale des Romulus, des Kyros, des thebanischen Herakles wiederspiegelnd die Idealisierung von Sitte und Brauch nicht verkennen lässt, welche gegenüber dem höheren Leben der sesshaften Stadtkultur Vergang nimmt und findet.

Des Romulus Vater Mars hat vielfache Deutung gefunden. Halten Bergk und Roscher Mars für die Gestaltung der Sonne, wie Usener, welcher aus dieser Vorstellung des weiteren diejenige des Jahresgottes herleitet, so verknüpfen ihn Kuhn und L. Meyer mit dem Begriff des Sturmes durch das indische marut. Nicht an mar in der Bedeutung glänzen, leuchten, schimmern, nicht an marsh benetzen, befeuchten, erzeugen, varsh stark sein und marut, und somit die Götter der Winde, sondern an mar, mas männliche Kraft denkt Preller und gelangt so bekanntlich zu dem Gott der männlichen und zeugerischen Kraft, der belebenden Erregung, der Befruchtung, auch des ehelichen Bundes, der tapferen That, des Heldentums.

Auch aus dieser Aufstellung ergibt sich wieder, wie wenig gesichert das Ergebnis ist, welches der etymologischen Deutung entnommen wird. Dagegen werden wir kaum zu bezweifeln haben, dass Romulus deshalb diesem Vater entstammt, weil das Wesen desselben dem Vorstellungskreise sich einfügt, welchem der Gott, Mars, entstammt: demnach aber ist uns

Digitized by Google

Romulus der König geschaffen nach dem Wesen des Gottes der männlichen Kraft, der tapferen That, des Heldentumes, in die irdischen Vorstellungen umgesetzt des Führers der Jugendgenossen, des Ordners der Sitten, des Begründers des ehelichen Bundes, welchem der Gewitterstrahl aus der Höhe das jähe Ende bereitet.

Weist die Tullus-Sage gar manchen der wesentlichsten Züge der Romulusüberlieferungen auf, so dass dieselbe besondere Behandlung an diesem Orte nicht zu beanspruchen hat, so wollen wir nur noch an die grosse Ähnlichkeit erinnern, welche die Empfängnis des Servius, des Neugründers von Rom, dessen Mutter sich ein Phallus in der Flamme des Hausherdes zeigt, mit derjenigen des Caeculus aufweist, damit aber auch wieder an die Deutung, aus welcher wir jenen sagenhaften Vorgang werden erwachsen lassen, der Wohligkeit am behaglichen Herd.

Stellen wir nun jene Beziehungen zusammen, in welchen die Königssage von verschiedenen der italischen Völker ihren Vorstellungen Ausdruck gegeben, so sehen wir mit Saturnus und Faunus Ackerbau, Münze und Schiffsbau verknüpft, die Picus-Sage berichtet von der Belehrung in der Düngung, Pilumnus von derselben in der Verwendung des Getreides zum Backen, des Pilumnus Verbindung mit der Pomona zieht auch die Baumzucht in den Kreis dieser Sagen, Sabus erschien uns als der erste Winzer. Caeculus und Servius wurden die Vertreter der Gesittung durch die festen Begriffe des häuslichen Herdes und damit der höheren Ordnung in der kulturellen Ausgestaltung des städtischen Lebens, Romulus und Tullus als Begriffe der Bändigung wilder Sitten, des römischen Sinnes für Tapferkeit und Heldentum, welcher dazu geführt hat, die Welt zu erobern.

Die nicht von dem Glanz der Poesie verklärte Volksheldensage der Römer ist für unsere Untersuchung deshalb von der grössten Wichtigkeit, weil sie den Beweis liefert, dass die Sage des Volkes eben Anschauungen in ihren Vorstellungskreis zu ziehen liebt, welche die Dichtung nicht wohl zu verwerten vermag oder in einer Weise wandelt, dass dieselben bis zur Unkenntlichkeit umgeschmolzen werden: aber auch den Gewinn vermögen wir der Königssage der italischen Völker zu entnehmen, dass die Volksheldensage der Wenden, Letten, der Lithauer und Žamaiten, sowie der Zigeuner in Russland in gar vielen Beziehungen sich aus entsprechenden Anschauungen erwachsen erweist: gerade nun aber wird die Ähnlichkeit dieser Beziehungen unter einander zu einem Hauptbeweise, dass wir uns bisher mit Münzen vollwichtigen Gepräges zu beschäftigen vermocht. —

Aus der Fülle der Überlieferungen des griechischen Volkes heben wir nun eine Gestalt hervor, welche den vollen Zauber der poetischen Verklärung aufweist, doch aber erlaubt, die ursprüngliche Vorstellung, aus welcher sie erwachsen, zu deuten, ohne dass wir bei dieser Deutung den Boden sicherer Forschung zu verlassen genötigt sind.

Erscheint uns Achilleus in der homerischen Dichtung als der erste der Helden, der schönste der Männer, der gewaltigste der Achäer, so werden wir doch nicht bezweifeln können, dass der Idealheld der Griechen niemals der Wirklichkeit angehört hat.

Wird Achilleus als eine Gestaltung der Sonne gedeutet, oder als ein Blitzheros von unserem grossen Mythologen und Sagenforscher E. H. Meyer,

so hat doch schon der grosse französische Philologe J. C. Scaliger die Verknüpfung von Achilleus mit dem Acheloos gesucht, und Forscher wie Welcker, Müllenhoff und andere sehen in ihm die Gestaltung des Bergstromes. Gleiches zu erweisen habe ich in meiner Schrift: La Musique et la Danse dans les Traditions des Lithuaniens, Allemands et Grecs (Paris 1889) versucht, welche Darlegungen ich nach ihren Grundzügen wiederhole, um neue Beweisstücke hinzuzufügen, in der Ansicht, dass jede Gestalt der Mythologie nach der Deutung zu sicherer Klarheit zu erheben der Forschung erstrebenswertestes Ziel ist.

Es führt uns nun aber bereits die Mutter des Achilleus, die meerentsprossene Nereustochter Thetis zum Wasser. Machen es unsere Sprachforscher mehr als wahrscheinlich, dass des Okeanos Gemahlin Tethys ursprünglich nichts anderes ist, als eben die Thetis, die Mutter des Achilleus, so ist das Wesen derselben nur um so sicherer zu bestimmen.

Es fuhrt nun aber die Mutter des Helden, die Empfängnis, der Erzieher Cheiron, der Sturmunhold, zu dem Gipfel des Pelion, zu den Quellen des Gebirgsstromes also, welcher in wilden Sprüngen dem Thale zueilt.

Schwingt Achilleus seine wunderbare Lanze, wie andere Helden dies gleichfalls thun im anstürmenden Kampfe, so wird der Sagenzug, dass diese Lanze in die Hand des Helden zurückkehrt, oder wie die Ilias berichtet, ihm von der Athene zurückgebracht wird, mit Vorliebe dahin gedeutet, dass aus den Erscheinungen des Gewitters mit zurückzuckendem Blitze die Natur der Helden als Blitzheros zu erweisen sei. Mir scheint mit Unrecht. Wäre dieser Sagenzug nur bei Achilleus zu erweisen, wäre derselbe nur ein Ausfluss der Gewittererscheinung, so scheint mir doch, als wurden wir dann zu Achilleus als einem Herrn über den Blitz geführt, nicht zu einem Blitzheros, sondern zu einem Blitz- oder Gewittergott. Nun haben wir aber unbedingt mit jener Forschung zu rechnen, welche Brauch und Sitte in Sage und Mythologie eingegangen sein lässt. Haben wir das zu thun, so werden wir auch nicht umhin können anzuerkennen, dass nicht nur die Australneger den Bumarang, eine Waffe mithin benutzten, welche zu dem Aussender zurückkehrte. Demnach haben wir das Recht anzunehmen, dass die Lanze die idealisierten Eigenschaften einer Wurfwaffe anderer Art bewahrt hat. Sodann ist darauf hinzuweisen, dass die Waffe des Achilleus ursprünglich ein Geschenk des Cheiron an Peleus ist oder ein von Peleus selbstgefertigtes Waffenstück, welches als Erbstück gar nicht die ursprüngliche Vorstellung des Wesens seines zweiten Besitzers ergeben kann, wohl aber mittelbar den Schluss erlaubt, dass es altväterische Eigenschaften bewahrt hat.

Nun ist aber wieder Achilleus durch einen höchst bemerkenswerten Sagenzug ausgezeichnet; ist er doch der einzige Held im Lager der Griechen, welcher das Spiel der Phorminx übt, ja die nachhomerische Sage weiss zu berichten, dass — wie der Lithauer Parkenas auf einer von Musik umtönten Insel weilt, so Achilleus auch nach seinem Tode auf der Pontosinsel sich an Musik ergötzt: Erfinder und Ausüber aber der Musik sind Götter oder Dämonen des Windes wie des Wassers.

Wohl sind die Thaten im Kampfe in allen wesentlichen Beziehungen freie Erfindungen des Dichters, aber immerhin wird doch der Dichter

Digitized by Google

auch die Art des Kampfes seines Helden nicht völlig von dessen ursprünglichen Eigenschaften zu lösen vermögen, wie derselbe aus den Urvorstellungen sich gebildet. Ist das anzunehmen aber berechtigt, so werden wir nicht umhin können zuzugeben, dass auch in den Achilleuskämpfen dieser oder jener Vorgang dichterische Verklärung gefunden, welcher tiefere Bezüge anzunehmen erlaubt als der augenblickliche Einfall des Dichters gestalten würde.

Weilt nun so Achilleus in grollender Ruhe fern vom Kampfe, so vergleicht sich dieses Gehaben der murrenden Rast des Waldbaches im beengten Felsenkessel, über dessen zerklüfteten Rand er dann gegebenen Falles hinausrauscht in die Gelände des Thales, selbst den breiten Strom der Ebene in seinem Bett bedrängend, wie Achilleus in die Scharen des Feindes einstürmt, ja selbst in die Fluten des Skamandros, welchen die Ilias in jener Kampfschilderung Xanthos nennt.

Aber nicht nur Geburt, Erzieher, musikalische Neigung, Art des Kampfes, auch der Tod weist auf den Ursprung des Achilleus hin als eine Dämonisierung des brausenden Bergstromes.

Hat die Sonne des Frühlings den Schnee auf der Höhe des Gebirges weggeschmolzen, so versiegen die Quellen und mit ihnen die Gewässer des Bergstromes: derselbe hat ein frühes Ende gefunden, wie in schöner Jugendzeit Achilleus dahin sinkt, getroffen von dem Pfeile des Apollo, des Sonnengottes in der Gestalt des Paris.

Um den Tod des Achilleus trauert die meergeborne Mutter, trauern die Nymphen des Meeres wie der Musen wehklagende Schar, denn Sippe hält zu Sippe in Freud' und Leid, und es entstammen die Musen dem Wasser, wie Achilleus, wie Thetis und die Nymphen des Meeres.

Wie aber Gesang und Musik Urheber des Tanzes sind, so ist Neoptolemos, der Sohn des Achilleus, der Urheber des Waffentanzes, des Pyrrhiche.

Ward bereits von dem französischen Philologen J. C. Scaliger auch die sprachliche Verknüpfung des Namens des Achilleus mit dem Wasser versucht, so hat dieselbe gar manchen Gelehrten als Verteidiger gefunden, und die Einsprache von G. Curtius richtet sich eigentlich nur gegen die volle sprachliche Sicherheit dieser Behauptung. Aber wie mir scheint, lässt sich auch diese Sicherheit gewinnen. Sehen wir uns nach den Worten um, welche zur Bezeichnung des Wassers dienen, so haben wir da ὕδωρ, udakam, udam, Wasser, Wasserwoge, unda, palus (?) vatô, wazar u. s. w. sowie gotisch ahva, althochdeutsch aha — in Ache, Urach, Eisack, und affa, erhalten in Aschaffenburg, Affenthal, Saalaffe — denn die in Halle bekannte Sage vom Saalaffen hat zwar trotz unserer Germanisten hier, soviel mir bekannt, das Wort nicht zu erschliessen Gelegenheit gegeben, wohl aber ist sie Anlass geworden, irgend ein Fratzengesicht dem Provinzialmuseum als solchen einzuverleiben.

Da nun diese Worte mit einem k und einem p Laute im Deutschen nebeneinander hergehen, so haben wir das Recht, da wir im Gotischen in ahva die Vereinigung beider Laute haben, auf ein urindogermanisches ákwã zu schliessen. Aus diesem ákwã sind aber auch wie im Deutschen bei den Griechen und Römern parallele Bildungen entstanden, denn wir haben dort

aqua und amnis, *Μεσσάπιος* und *Ἀχελῷος*. Und nun können wir den Schritt weitergehen und in *Ἀχελῷος* aus der Verwendung der Griechen selbst zu der Bedeutung nicht nur von Fluss, sondern auch von Wasser gelangen, denn Euripides setzt das Wort nicht nur für den vom Pindus herabrauschenden Strom, auch Athenaeus hat für diese Bedeutung einen Beleg, wie Ephoros, dem wir die Nachricht verdanken, dass in den Dodonäischen Gebeten, Orakeln und Eiden Acheloos für Wasser steht: und wenn der Scholiast zu Ilias 24. 616 bemerkt, dass der Name des phrygischen Acheloos, welcher vom Sipylos in die Ebene hinabrauschet, von den Späteren *Ἀχέλης* genannt wird, — eben Wasser bedeutet, so sehe ich nicht ein, weshalb wir dem *Ἀχελῷος* wie Acheles die Bedeutung Wasser absprechen wollen — Lautgesetzen zuliebe, die doch wohl nur nicht recht erkannt waren. Geben wir aber den Griechen das Recht, Laut und Vorstellung oder Materie in dieser oder jener Bedeutung zu verbinden — so werden wir ihnen auch das weitere Recht nicht absprechen können zu behaupten, dass dieses oder jenes Wort diese oder jene Bedeutung hat: in unserem Falle aber setzen wir nun *ὕδωρ* Wasser als Stoff, Ache, amnis als schnellströmendes Wasser, und wir erlauben uns nun dieses aha in *Ἀχέλης Ἀχελῷος* wiederzuerkennen wie in Achilleus, dem auch die Bedeutung des Namens den Ursprung aus dem schnellströmenden Bergwasser damit sichert.

Aus dieser Achilleusuntersuchung ersehen wir, dass eine von der Poesie verherrlichte Gestaltung der Volkssage wohl erlauben mag, dass wir sie auf ihren Ursprung zurückführen, dass aber im übrigen des Dichters Kunst doch in einer Weise die Volkssage ihren Zwecken dienstbar gemacht hat, dass verschiedene der Einzelzüge der poetischen Überlieferung klare mythologische Unterlage nicht wohl erkennen lassen. Damit ist aber auch das Ergebnis erschlossen, dass wir die Fülle des wirklichen Lebens in der Sage und im Mythos verklärt sicherer in der Prosaüberlieferung erkennen werden, als im Heldenlied, selbst des Sängers aus dem Volke.

In der That geben denn auch in Griechenland die Sagen und Mythen von den Landesheroen den Stoff zum Teil in grösserer Übereinstimmung mit den behandelten Volkssagen, als die Gestalten, welche in das Epos Eingang gefunden, wie wir an Achilleus gesehen. —

Die persischen und indischen Königssagen liegen uns in dem Kunstepos des Firdusi vor, welcher allerdings der Volkssage möglichst treu geblieben ist, sowie in dem Volksepos Mahâbhârata, dann aber finden sich auch bedeutsame Beiträge zu denselben in den heiligen Schriften der Bewohner von Eran und der indischen Halbinsel.

Hat durch Heinrich Leo's Aufsatz: „Die altarische Grnndlage des Nibelungenliedes“ (Zeitschrift fur Deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausgegeben von J. W. Wolf 1. Bd.) der Inder Karṇa um seines goldenen, angewachsenen, undurchdringlichen Panzers willen — seiner Kräfte verleihenden Ohrringe, seines Traumgesichtes, seines durch einen Pfeilschuss im Rücken herbeigefuhrten Todes, seines Verhältnisses zu den Pâṇḍavas, des Hasses von Ardshuna, seines Verhältnisses zur Draupodi wegen, es sich müssen gefallen lassen, als dieselbe Gestalt wie Sigfrit angesprochen zu werden, so stellt E. H. Meyer wie bemerkt Achilleus als Blitzheros zu den Blitzheroen Indra und Ferîdûn.

Digitized by Google

Gehen wir zunächst auf die Kühnheit Leo'scher Beweisführung ein, so fragen wir nun, wie vermag der Panzer und die Hornhaut etwas anderes zu sein, als der Ausdruck jener Tapferkeit, welche der Tod zu meiden scheint, wie ein Wallenstein für kugelfest galt, aber auch Friedrich der Grosse und doch auch wohl der grosse Corse — und wenn Karṇa's Ohrringe Kräfte verleihen, Sigfrit's Tarnkappe aber unsichtbar macht, wer möchte hier ernsthaft noch eine Gleichsetzung vorzunehmen wagen? — Träumt Karṇa, so stellt sich das Traumgesicht bei Chrimhilt ein: wird Achilleus durch einen Pfeilschuss in die Ferse, Karṇa durch einen solchen im Rücken, Siegfrit durch einen Speerwurf am Brunnen des Waldes zu Tode getroffen — aber nach nordischer Quelle im Bett liegend erschlagen oder auf dem Ritt zur Volksversammlung ermordet — so ergeben eben diese verschiedenen Todesarten alles andere ausser der Möglichkeit einer Gleichsetzung in jener Anschauung, welche den Idealheld des Volkes und Dichters nicht auf gewöhnlichem Wege den Tod finden zu lassen vermag und deshalb verschiedene Mittel zur Erreichung ihres Zweckes wählt.

Mit diesen Darlegungen sind wir aber, denke ich, der Aufgabe enthoben, die weiteren Kühnheiten Leo's auf ihren eigentlichen Wert für die Forschung zurückzuführen, aber selbst denjenigen, welche sich gewöhnt haben, ungemessene Wagnisse als Beweise sicherer Leistung in der Kraftäusserung des vergleichenden Geistes zu bestimmen, mag gesagt sein, dass in diesem Falle weder Kühnheit noch Wagnis zu dem ersehnten Ziele urarischer Gleichheit in der Ursprünglichkeit zu fuhren vermögen, da die Karṇa-Sagen, wenn nicht überhaupt ursprünglich nur assyrischen, so doch zum grossen Teil dieses Gepräges sind.

Von H. Leo wenden wir uns zu E. H. Meyer, durch dessen Ausführungen in seiner Achilleis wir gezwungen sein würden, wenn dieselben als massgebende anzuerkennen wären, Indra und Ferîdûn als Blitzheroen zu bestimmen. Die Gründe, welche E. H. Meyer fur seine Ansicht massgebend sind, stützt derselbe auf den Kampf, sodann auf Freduns Geschick.

Nach unserer Art zu denken wird uns der Kampf, selbst wenn er aus denselben Vorstellungen entsprungen wäre, noch nicht als Beweis der Einheit gelten können, da einem Heros, Dämon oder Gott selbst ein Kampfmythos angefügt sein kann, welcher ursprünglich seinem Sagenkreise fremd war. Denn wie die Götter, Heroen und Dämonen, welche kämpfen, verschiedener Gestaltung sind, so sind dies auch die Ursachen, die ursprünglichen Vorstellungen, welche zu den Kämpfen geführt haben. So mag es in der That sehr wohl der Fall sein, dass mit den Erscheinungen des Gewitters sich Vorstellungen von einem Kampf verbunden haben, aus welchen dämonische Gestaltungen, Heroen und kämpfende Götter erwachsen sind. Aber selbst in diesem Falle kann doch nur Gewitter gegen Gewitter ausziehen — und das würde auf beiden Seiten wesensgleiche Götter oder Dämonen ergeben — oder Gewitter gegen Mond und Sterne, letzteres aber in seltenem Falle, da nächtliche Gewitter nicht eben häufige Erscheinungen sind — oder gegen die Sonne, und dann würde der siegende Held ein Sonnen- oder Lichtheros sein, der Blitzheros aber ein düsterer Wolkenheld, ein Drache, eine Schlange, ein Adler.

Digitized by G

Neben diesen Gewitterkämpfen oder Licht- und Wolkenkämpfen werden aber auch andere Vorgänge in der Natur zu den Vorstellungen kämpfender Götter, Heroen oder Dämonen, Drachen, Schlangen und anderen Getieres geführt haben, so die Wirbelwinde, wenn sie, elektrische Erscheinungen im Gefolge, die Bäume des Waldes entwurzeln oder die Sandtrombe auftürmen, die Sturmwinde, wenn sie das Meer aufwühlen, oder die Kuppe der Felsen umbrausen, die Fluten des empörten Stromes, die sich ballenden Nebel im Thal des Gebirges, das Beben der Erde.

So hat die Zurückweisung jener behaupteten Gleichheit des Indra- und Thraetaonakampfes bereits von mir in den Kosmogonien der Arier stattgefunden (vgl. Zeitschrift für Volkskunde Bd. II. S. 54—57: den Achilleuskampf mit Hektor hier besonders zu behandeln enthebt uns die Thatsache, dass Achilleus sich als eine Gestaltung des Bergstromes erwiesen hat) und auch Spiegel vergleicht in seinem Werke: (Die arische Periode und ihre Zustände, Leipzig 1887) den Kampf des Indra mit der grossen Schlange mit demjenigen des Tishtrya oder Veretraghna mit Apaoš'a, den Thraetaona- und Dahakakampf aber mit dem schweren Kampf des Zeus mit Typhon.

Und nun haben wir hier die höchst bedeutsame Thatsache zu verzeichnen, dass auch die griechische Mythologie den Zeus- und Typhoeuskampf auf die Erscheinungen des Wirbel- und Glutwindes zurückzuführen erlaubt, denn M. Mayer spricht in seinem Werke: „Die Giganten und Titanen" (Berlin 1887) den Typhoeus als den in Riesengestalt personifizierten πρηστήρ an, den Repräsentanten der feurigen Glut- und Wirbelwinde. Somit ist in diesem Falle, da von mir in den Kosmogonien der Thraetaona-Kampf aus entsprechenden Naturerscheinungen entwickelt war, einander enstprechendes Ergebnis erzielt in dem Gedankengange von Spiegel, Mayer und mir, sicher denn doch, da wir unter allen Umständen unsere Anschauungen ganz unabhängig von einander gewonnen und ausgesprochen haben, ein erfreulicher Beweis dafür, dass auch die Sagendeutung nicht ein leeres Spiel des Witzes ist, zu dem sie allerdings der unklare Vedismus, die Sonnen- und Gewitter-Theoretiker herabgewürdigt hatten, — wenn dieselbe aus dem Wesen der Dinge selbst gewonnen wird.

Aber auch die Jugend des Ferîdûn vergleicht sich nicht derjenigen des Achilleus. Wir geben dieselbe nach E. H. Meyer selbst. Es wäre nun aber nach diesen Auseinandersetzungen Freduns Vater seinem Namen nach ein Wassermann und demnach ein Wolkengeist — da die Gewässer, Seen und Brunnen nach der altindogermanischen Himmelsscenerie auf die breite Wolkenmasse zurückzuführen sein würden. Der Vater Ferîdûns wird von Azhi Dahâka, dem bösen Wolkendrachen, der in der Heldensage zu einem König von Bawri (Babylonien (?)) wird und aus dessen Schultern mit Pferde- und Menschenfleisch gefütterte Schlangen wachsen, ermordet.

Nach seines Vaters Tode war Fredun zuerst von seiner Mutter zu einem Hirten, dessen Kuh ihn säugt, dann zu einem Weisen auf das Albursgebirge gerettet. Als Zohak auch diese tötet, enthüllt die Mutter ihrem Sohne das Schicksal seines Vaters. Nun aber entbrennt er vor Rachgier zu Zohak, verbindet sich mit dem Eisenschmied Kawe, die

Digitized by Google

Schmiede fertigen ihm eine wunderbare Keule (die altiranische Nationalwaffe) und Serosh lehrt ihn Zauberkünste zur Besiegung seines Feindes. Fredun befreit dessen Frauen aus der Gefangenschaft und schmettert ihn, als derselbe mit seinem Dämonenheer herannaht, von Kawe und Serosh unterstützt, mit seiner Keule nieder.

Darauf wird Zohak an den Demawend gekettet. Wahrscheinlich gerät in diesem Kampf Thraetaona (Fredun) einmal in grosse Not. Er ruft den Vifranavaça zu Hülfe und fliegt zu Ardviçura, sie möge ihn lebend zur Erde gelangen lassen und wirklich hebt sie ihn im Arm gesund und unverletzt auf die Erde

Wir vermögen auch aus diesen Anführungen zu einer Gleichsetzung der Geschichte Ferîdûns und des Achilleus nicht zu gelangen.

Und das Wesen des Indra?

Nach den Darlegungen von A. Ludwig ist Indra als ein Gott des Himmels zu bezeichnen, in dessen Hut und Leitung einerseits die Sonne und die Gestirne stehen, andererseits aber auch die Gewittererscheinungen. Da nun die Träger dieser letzteren eigentlich die Maruts sind, die Söhne Rudra's und der Prçni, da die Zusammengehörigkeit und Bundesgenossenschaft Indra's und der Maruts nicht eine ursprüngliche Vorstellung ist, so folgt eben daraus, dass Indra ursprünglich nicht eine Zwischenstufe zwischen einem Gott und Dämon, ein Heros mit dem Blitz bewaffnet, bezeichnet haben kann.

Aber auch ein Urarier kann Indra nicht einmal genannt werden, denn Pischel und Geldner belehren uns in ihren vedischen Studien, dass Indra das Haupt eines jüngeren Göttergeschlechtes ist, der Varuna, den alten Götterkönig erst nach und nach verdrängt hat und auch zu den andern Göttern, zu den Açvins, den Maruts, den Uŝas, den Devâs im allgemeinen in feindliche Berührung getreten. Es beweisen aber solche Züge, nach unseren Gelehrten, dass sein Kult erst allmählich aufgekommen und die andern überflügelt hat.

Und hiermit ist für uns die Frage der Gleichsetzung von Achilleus und Sigfrit, von Achilleus, Thraetaona und Indra erledigt, aber in verneinendem Sinne.

Schien uns die breitere Behandlung dieser Frage notwendig, weil die vorschreitende Forschung sowohl nicht berechtigte Annahmen zu beseitigen als mit Aufstellung derjenigen Ergebnisse hervorzutreten hat, welche sich ihr als die massgebenden erwiesen nach der Art ihrer Entwicklung, so suchen wir nun festzustellen, welchen Vorstellungen die Königssage der Perser und Inder Gestaltung gegeben.

Es wird nun aber Yima der Perser als derjenige König bezeichnet, welcher das Schmieden des Eisens, der Waffen gelehrt, welcher die Einteilung der Stände herbeigeführt habe, Yama der Inder aber ist Geber des Wassers und Entdecker des verborgenen Agni, mithin Erfinder des Feuers, da Agni ursprünglich auf das Feuer als solches, keineswegs auf den Blitz hinweist. Unter Yima und Yama war die goldene Zeit der Völker.

Ist der Inder Manu Vater der Menschen oder eigentlich der Arier, wird auf ihn gleichfalls das Feuer zurückgeführt, so hat Manushcitra der

Perser, ein Nachkomme des eranischen Manu, die erste Festung gebaut, also Schutz geboten den Bewohnern des Geländes von Eran.

Tritt bei dem Inder Kriçaçva das kriegerische seines Wesens hervor, so ist der Perser Keresâspâ der stärkste der Männer: er kämpft mit Schlangen und Ungeheuern und wird zu spätem Erwachen in Schlaf versenkt, wie der mythische König der Lithauer und Žamaiten.

Den Perser Erekhs'a lernen wir als den besten der Bogenschützen kennen, den Inder Kavya Uçaras, den Lehrer des Asuras, als den weisesten, dessen Schwiegersohn Yayâti lebendig in den Himmel emporsteigt, der aber wegen seines Hochmutes wieder auf die Erde herabgeworfen wird, während der Perser Kava Usa oder Usadhan — im Königsbuch Kaikâus, sich Dämonen dienstbar macht, kostbare Schlösser erbaut und wunderbare Gärten anlegt. Auf seinem Throne sitzend wird er von vier Adlern in die Luft emporgetragen. Wir haben nicht zu bezweifeln, dass Spiegel auch mit Recht den Schmied Kâwe als ursprünglich hierher gehörend bezeichnet. Auch hier erinnern wir uns der entsprechenden Sagen vom mythischen König der Lithauer und der Thaten der Žamaite, der mythischen Stammmutter und Königin ihres Volkes.

Haben in Indien wie in den Geländen Erans Männer der Wirklichkeit Religionen gestiftet oder vorhandene gewandelt, so ist doch nicht zu bezweifeln, dass das Leben des Zarathustra wie des Çâkyamuni die Fülle des Mythischen birgt. Wiederum Spiegel stellt die Ansichten der Buddhisten wie Parsen von ihrem Religionsstifter dahin zusammen, dass derselbe aus königlichem Geschlecht, dass die Geburt von wunderbaren Ereignissen begleitet zu sein hat, dass vor dem Beginn der Lehrthätigkeit sich der Beginn der Studienzeit wie der eingetretenen Reife bemerklich macht, aber erst im 30. Jahre die eigentliche Thätigkeit beginnt.

Somit vergleicht sich auch hier Zarathustra wie Çâkyamuni mit Pompilius, Dûngis, dem König der Zigeuner, Letten, Lithauer und Wenden.

Und nun wenden wir uns zu den mythischen Königen der Germanen, um dann den Abschluss der Arbeit zu suchen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Traum von dem Schatz auf der Brücke.

Von

VÁCLAV TILLE — PRAG.

Unter diesem Titel wurde in J. Grimms Kleineren Schriften (III, 414) ein Vortrag veröffentlicht, welchen er in der Akademie der Wissenschaften am 6. XII. 1860 gehalten hatte. Er besprach darin einen anscheinend ganz unbedeutenden Stoff der Volkslitteratur, etwa folgenden Inhaltes:

Ein armer Mann träumt, er solle auf eine näher bezeichnete Brücke gehen, wo er einen grossen Schatz finden werde. Er achtet nicht darauf; nachdem sich aber der Traum mehrmals wiederholt hatte, begab er sich auf die Brücke, suchte jedoch vergebens. Ärgerlich darüber wollte der Mann schon nach Hause zurückkehren, als er einem reichen Herrn begegnete, der ihn fragte, was er auf der Brücke suche. Er erzählte ihm seinen Traum, wurde aber von dem Herrn seiner Thorheit wegen ausgelacht. „Ich träumte auch" fugte der reiche Herr hinzu, „ich soll in den und den Ort gehen und werde dort unter dem und dem Baume einen Schatz finden. Ich glaube aber nicht daran, denn Träume sind Lugen." Der arme Mann war verwundert, denn es war eben sein Heimatsort und sein eigener Baum, den der fremde Herr bezeichnete. Er kehrte nach Hause zuruck und fand unter dem bezeichneten Baume wirklich einen grossen Schatz.

Diesen Stoff fand J. Grimm in West-Europa reichlich verbreitet und F. Liebrecht vervollständigte noch sein Verzeichnis in seinen Anmerkungen zu einer Sammlung Sizilianischer Volkslieder (Zur Volkskunde p. 93, N. 2). Die neueren Sammlungen der Volkslitteratur weisen demnach die grösste Zahl der Versionen in Deutschland auf. Die Geschichte wird aber auch in England und Schottland nicht selten erzählt und in Sizilien wurde auch eine italienische Erzählung dieser Art aufgezeichnet. Geschichtlich lässt sich unser Stoff in den Schriften des Abraham de Sta Clara (und zwar aus einer niederländischen Quelle) und in den Sprichwörtern des Agricola aufweisen, ja man findet sie sogar am Anfange des XIII. Jahrhunderts in dem Karlmeinet, und zwar in einer umfangreicheren Form. Es werden dort zwei glückliche Finder genannt, die dann nach Paris gehen und dort die Neigung des Pipin gewinnen, so dass er ihnen am Sterbebette den kleinen Karl zur Fürsorge empfiehlt. Diese Form zeigt nur noch das italienische Lied, wo von einem Thunfischhändler, der später zum Vizekönig in Sizilien gemacht wird, und von dem spanischen Könige erzählt wird.

Digitized by Google

Aus der *westslavischen* Litteratur kennt J. Grimm nur eine mährische Erzählung, von der er mit einer ungenauen Angabe der Quelle einen kurzen Inhalt wiedergibt. Da ich zufällig noch andere Erzählungen dieser Art in der čechischen[1]) Volkslitteratur gefunden habe, erlaube ich mir, sie den bereits von J. Grimm und F. Liebrecht gesammelten Versionen hier anzureihen.

Es finden sich ihrer im ganzen fünf, obwohl es gewiss ist, dass, besonders aus Böhmen, mehrere vorhanden wären, wenn wir genauere und vollständigere Sammlungen der Volkslitteratur besässen.

a. Eine von Menšík (IV. 13. II, p. 221—222) in der Umgebung von Benetic in Mähren aufgezeichnete Erzählung stimmt mit der deutschen fast ganz überein. Ein armer Mann träumt, er soll auf eine gewisse Brücke gehen; dort erfährt er von einem Soldaten, der auf der Brücke Wache steht, dass sich in seinem eigenen Hause unter dem Baume am Hofe ein Schatz befindet. Es wird hier zwar, wie es in allen deutschen Versionen vorkommt, keine gewisse Brücke genannt und auch der Ratgeber ist ein anderer, es wird aber später aus einer Version beim Kulda ersichtlich, dass es sich hier um die Prager Karlsbrücke handelt, und dass die Verwechslung des reichen Herrn mit dem Soldaten nur lokalen Ursprungs ist.

Andere zwei Stücke zeigen zwar in Einzelheiten und in der Ausschmückung des Stoffes von den deutschen Versionen beträchtliche Unterschiede, in den hauptsächlichen Teilen aber stimmen sie mit ihnen überein.

b. Das erste zeichnete Menšík in einer aus der Umgebung von Jemnic in Mähren stammenden Märchensammlung auf (Nr. 43, p. 138—140). Der arme Mann ist Schneider in Wien und hat viele Kinder. Er soll auf die Prager Brücke gehen, wo er sein Glück finden wird. Drei Tage geht er dort umsonst herum, bis er am vierten Tage hört, wie sich zwei Bettler Träume erzählen. Der eine hat geträumt, er wäre in Wien gewesen, und habe unter einer Statue, etwa 20 Schritt von der Eingangs-Halle im Belveder, Dukaten gefunden u. s. w. — Die Bearbeitung des Stoffes stammt augenscheinlich aus irgend einem modernen Volksbuche, die zu Tausenden in billigen und schlechten Ausgaben für das Volk gedruckt werden und in denen schon so manches Märchen auf die unnatürlichste Weise verstümmelt wurde. Demnach ist es nicht nötig, sich mit der abgeänderten Scenerie in dieser Erzählung weiter zu befassen.

c. Das zweite Stück findet sich in einer der zahlreichen, aber leider auch sehr unverlässlichen Sammlungen des Herrn Hraše (Povídky našeho lidu Nr. 5, p. 69—85), welcher angibt, es stamme aus der Umgebung von Bechynè in Süd-Böhmen. Es ist zwar nicht nötig, seine Angaben für un-

[1]) In Böhmen, Mähren und in der Slowakei leben die Čechoslaven; die in Böhmen ansässigen werden entweder Čechen (Čechové) oder Böhmen genannt, obwohl dieses letztere auch einen in Böhmen ansässigen Deutschen bezeichnen könnte. Die in Mähren vorkommenden Slaven nennen sich zwar „Moravci", es werden jedoch nach den verschiedenen Dialekten, Trachten u. s. w. mehrere Gruppen unter ihnen unterschieden und zwar besonders die Walachen (Valaši), Hanaken (Hanáci) und Slowaken (Slováci). Die in der ungarischen Slowakei wohnenden Slaven werden Slowaken genannt, obwohl auch sie mehrere dialektische u. a. Unterschiede aufweisen. Die Litteratur der Čechoslaven wird von den Čechen manchmal nur die čechische genannt, obwohl sich dagegen in Mähren und besonders in der Slowakei einige Stimmen wehren.

Digitized by Google

richtig zu halten, es wird aber doch ratsam sein, alles Abweichende, was das Gepräge der modernen Zusätze an sich trägt und in den anderen Versionen sich nicht wiederfindet, unbeachtet zu lassen. Der arme Mann lebt in einem Dorfe in Sud-Böhmen, welches Radètice heisst. Im Traume erscheint ihm seine verstorbene Tante, die ihm rät, nach Prag in das alte Gerichtshaus zu gehen Er setzt auf den Traum in die Lotterie und geht nach Prag, wo er von einer Hökerin vor dem alten Gerichtshause erfährt er habe gewonnen. Dieselbe erzählt ihm auch, dass ihr im Traume geraten wurde, nach Radètic zu gehen, es sei dort in Nr. 3 unter einer alten Eiche im Garten ein Schatz vergraben u. s. w. Der arme Mann kauft sich dann eine Herrschaft. —

In diesen drei Erzählungen finden sich also unter allerlei Zusätzen und Veränderungen dieselben Züge wieder, wie in den deutschen u. a. Versionen. Für die breitere Form, wie sie im Karlmeinet und in dem sizilianischen Volksliede erhalten ist, kann man bis jetzt kein Beispiel aufweisen, obwohl man in der Erzählung bei Hraše einige Anklänge vermuten könnte. Wie im Karlmeinet ein Zwerg, so rät auch hier die verstorbene Tante im Traume und es wird zuletzt beigefügt, der Arme habe sich eine Herrschaft (panstvi) gekauft. An Beispielen fehlt es uns jedoch gänzlich. Wir haben dagegen eine andere Variante in zwei, in der mährischen Walachei aufgezeichneten Versionen.

d. Die kurzere Version findet sich in der Märchensammlung von Kulda (II, Nr. 89, p. 104—106). Es wird die Prager Karlsbrucke genannt. Das Weib sucht den Träumer von seiner Reise abzuhalten, indem es sagt: „Wer an die Träume glaubt, der jagt nach dem Schatten und schnappt nach dem Winde.“ Der Mann geht aber doch, nachdem sich der Traum mehrmals wiederholt hatte. Er wird von einem an der Brücke Wache haltenden Soldaten ausgefragt, was er suche, derselbe erzählt ihm dann, er habe geträumt, in dem und dem Dorfe, in der und der Hütte sei im Ofen ein grosser Schatz vergraben. Es war das eben des armen Mannes Dorf und Hutte. Er geht nach Hause; das Weib weint schon vor Hunger und glaubt, als der Mann den Ofen zu zertrümmern beginnt, er sei verrückt geworden. Indessen findet er wirklich den Schatz. — Es finden sich hier besonders zwei Verschiedenheiten gegen die bisher erzählten Versionen. Anstatt des ratenden Herrn wird von einem Wache haltenden Soldaten erzählt, und der Schatz ist anstatt unter einem Baume im Ofen verborgen. Was die Verwechslung des Herrn mit dem Soldaten betrifft, die schon in der früher erwähnten Erzählung bei Menšik vorgekommen ist, so lässt sie sich leicht aus den lokalen Verhältnissen erklären. Es ist hier von der seit Jahrhunderten berühmten, jetzt leider zerstörten Karlsbrücke die Rede, auf welcher noch Ende vorigen Jahrhunderts wirklich eine Wachtstube stand. Auf dieser Brücke wird alljährlich am 16. Mai eine Andacht zu Ehren des Johann von Nepomuk veranstaltet, zu welcher aus allen Gegenden von Böhmen, Mähren und der Slowakei die Dorfleute scharenweise pilgern. Diese kannten sehr gut die auf der Brücke stehende Wache und es ist nicht zu verwundern, dass sie die Geschichte von der, wie es noch im vorigen Jahrhundert galt, schönsten und gewaltigsten Brücke Europas erzählten und zugleich dann an Stelle des unbekannten Herrn den Soldaten

setzten, den sie auf der Brücke den ganzen Tag stehen sahen. Anders verhält es sich aber mit der zweiten Abweichung, dass der Schatz nicht unter einem Baume, sondern im Ofen verborgen liegt. Man könnte es zwar auch nur für eine Verstümmelung der älteren Fassung halten, wenn nicht die zweite Version vorhanden wäre. Sie findet sich bei Bayer aufgezeichnet (I, Nr. 8, p. 28—30).

e. Ein Schuster träumt dreimal nacheinander, er soll auf die Brücke von Brunn gehen, da dort seiner ein Schatz wartet. Er sucht auf der Brücke drei Tage vergeblich, bis er einem Herrn begegnet. Der erzählt ihm, er habe geträumt, dass in Bukov (das war eben das Dorf, wo der Schuster wohnte), in Nr. 220 ein grosser Schatz verborgen liege. Der Schuster kehrt schweigend nach Hause zurück, denn es ist das eben sein eigenes Haus. Sobald er zurückgekehrt, zertrümmert er gegen den Willen seines Weibes den Ofen, findet den Schatz und wird reich. Einmal kauft bei ihm ein polnischer Kaufmann Stiefel und sieht in der Stube den flachen Stein (es war das ein Schieferstein), womit das gefundene Geld im Ofen zugedeckt war. Er besieht sich ihn und sagt dem Schuster, es sei darauf geschrieben: „Je tiefer du graben wirst, um so mehr wirst du finden." Sobald der Kaufmann fort ist, zertrümmert der Schuster den Ofen von neuem und nachdem er tiefer gegraben, findet er einen noch grösseren Schatz.

Nach diesem Zusatze von einem zweiten Schatze ist es leicht ersichtlich, dass wir es hier mit einer von der ersten abweichenden Variante zu thun haben.

Es ergeben sich somit für Europa einige Varianten des besprochenen Stoffes. Die breiteste Form, wie sie im Karlmeinet erhalten, die kürzere von dem den Träumer auslachenden Herrn und von dem Schatze unter dem Baume und endlich die dritte von dem den Mann zurückhaltenden Weibe und dem Schatze im Ofen. Was die Verbreitung anbelangt, so ist die mittlere Form die am meisten verbreitete, wie geschichtlich so auch topographisch, dann kommt die erste mit einer alten deutschen und einer neuen italienischen Version, und zuletzt die dritte, die nur zweimal und zwar in der mährischen Walachei zum Vorschein kommt.

Damit ist aber die Zahl der Versionen noch nicht erschöpft. J. Grimm und F. Liebrecht fanden auch in Asien verwandte Erzählungen. Und zwar Grimm in einem Auszuge aus dem Gedichte Mesnewi des persischen Dichters Dschelaledin Rumi, den Hammer-Purgstall in den Berichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, Jahrgang VII, aus einem türkischen Kommentar des XVII. Jahrhunderts veröffentlicht hatte und Liebrecht in der Erzählung „Die vierzig Veziere." Der Inhalt dieser Erzählung ist mir leider nicht bekannt; der Auszug, welcher Grimm zur Verfugung stand, gibt keinen klaren Inhalt der Erzählung wieder (l. c. Nr. 87—89, p. 829). Es ist auch nicht ersichtlich, ob unsere Erzählung in dem Gedichte oder bloss in dem turkischen Kommentar enthalten ist. Es findet sich aber, soweit man aus dem bruchstückigen Inhalte schliessen kann, fast genau dieselbe Version in der neuesten deutschen Ausgabe der Sammlung 1001 Nacht (ed. Weil J. 1890, IV, p. 46—47), wo sie klar und bündig etwa wie folgt erzählt wird:

Digitized by Google

Ein sehr begüterter Mann aus Bagdad verlor sein ganzes Vermögen. Eines Nachts erschien ihm im Traume jemand, der ihm sagte: „Du wirst deinen Lebensunterhalt in Kahirah finden, reise dahin.“ Der Mann trat seine Reise nach Kahirah an. Da er des Abends daselbst ankam, ging er in eine Moschee und schlief darin. In derselben Nacht drangen Diebe von der Moschee aus in ein daran stossendes Haus, um es zu bestehlen. Die Polizei kam aber herbei und die Diebe entflohen wieder durch die Moschee. Als der Polizeioberste in die Moschee kam und den Mann aus Bagdad fand, den er für einen der Diebe hielt, ergiff er ihn, liess ihn fast tot prügeln und ins Gefängnis werfen. Nach drei Tagen ward er vom Polizeiobersten ausgefragt; nachdem er alles erzählt hatte, lachte der Polizeioberste herzlich und sagte: „Du dreifach unverständiger Mensch, mir ist jemand im Traume erschienen, der mir sagte: In dem Stadtviertel N. N. in Bagdad ist ein Haus, das so und so aussieht, in dessen Hof ist ein Gärtchen mit einem Pistazienbaume; dort ist Geld begraben, das von einem Verbrechen herrührt, geh' hin und nimm es! Und doch bin ich hier geblieben, und du thörichter Mensch machst eine solche Reise wegen eines eitlen Traumes.“ Er gab ihm dann einige Drachmen. Der Mann kehrte nach Bagdad zurück, ging in sein Haus, welches kein anderes war, als das vom Polizeiobersten von Kahirah beschriebene, liess unter dem Baume aufgraben und fand soviel Geld darunter, dass er wieder reicher war, als zuvor.

In dieser Erzählung zeigen sich zwar gegen die europäischen Versionen einige Verschiedenheiten, es kann aber im ganzen keinem Zweifel unterliegen, dass wir es hier mit demselben Stoffe zu thun haben. Es fehlt zwar die Brücke, die in allen europäischen Versionen immer wiederkehrt, das andere gleicht sich aber auffallend, so dass die europäischen wie die asiatischen Erzählungen unbedingt denselben Vorlagen entspringen mussten, welche weit vor das XIII. Jahrhundert zu setzen sind. Durch Vergleichung können wir die ursprüngliche Form beiläufig bestimmen.

Im Traume rät jemand einem armen Manne, an einen näher bestimmten Ort zu gehen, wo ein Schatz seiner wartet. Der Träumer wird dort ausgelacht und kriegt Prügel, erfährt aber vom Schatze in seinem eigenen Hause, unter einem Baume.

So viel konnte von dem, was die verschiedenen Versionen enthalten, in der ursprünglichen Vorlage vorhanden sein. Wo aber die ursprüngliche Erzählung und in welcher Zeit entstand, kann man nicht sagen. Sie taucht auf manchen Stellen Europas und Asiens vom XIII. Jahrhundert an in verschiedenen Formen auf, ihre Quelle ist uns aber, wie es bei der Mehrzahl der Stoffe der Volkslitteratur der Fall ist, spurlos verschwunden und es lässt sich nur vermuten, dass der Weg, den sie zurückgelegt haben nach Asien zurückfuhren mag.

Digitized by

Wendische Sagen der Niederlausitz.

Gesammelt und mitgeteilt
von
EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Der Nachtjäger, nozny jagar.

V.

In Döbrick hörte jemand öfter des Abends vor dem Dorfe ein Pfeifen, welches er sich nicht zu erklären vermochte. Eines Abends, als sich dieses Pfeifen wieder vernehmen liess, begann er in derselben Weise nachzupfeifen, wie er gehört. Als aber das Pfeifen immer näher kam und stets lauter wurde, erfasste ihn doch die Furcht und er lief eiligst nach Hause, das Pfeifen aber liess sich immer dicht hinter ihm hören, bis er sein Gehöft erreicht hatte, dann verstummte es. Zu seinem Schrecken bemerkte jetzt der Bauer vor der Stubenthür das Viertel eines Rindes liegen. Er nahm das Fleisch und vergrub es, fand dasselbe aber am andern Morgen wieder vor der Thür liegen.

Und so geschah es stets, dass das Fleisch des Morgens wieder vor der Thür lag, so oft der Bauer es auch beiseite gebracht hatte. In seiner Not ging er endlich zum Pastor und erzählte ihm alles; der riet ihm, er solle den nächsten Abend wieder vor das Dorf gehen und wenn er den Nachtjäger pfeifen höre, solle er wieder mitpfeifen. Komme der Nachtjäger näher, so solle er sagen: „Fleisch hast du mir gegeben, aber kein Salz dazu; bringe mir nun auch Salz.“ Der Bauer that also, wie ihm der Pastor gesagt hatte. Als er darauf nach Hause kam, war das Viertel des Rindes verschwunden.

Branitz.

VI.

Die Teilnehmer einer Spinnte machten sich das Vergnügen, dem Nachtjäger, welcher alle Nächte an dem Hause vorbeikam, er selbst, wie sein Pferd, ohne Kopf, oder den Kopf des Pferdes unter dem Arm haltend, zuzurufen, er sollte ihnen doch etwas mitbringen. Das riefen sie wieder einmal in der Nacht: da warf ihnen der Nachtjäger eine Pferdekeule in die Stube. So viel sie sich nun auch Mühe gaben, die Keule war nicht aus der Stube zu entfernen. Da riet ein alter Mann, welcher wusste, dass der Nachtjäger alles bringen kann, nur kein Salz, den Leuten, sie sollten in der folgenden Nacht den Nachtjäger um Salz bitten. Das geschah. Sofort flog die Pferdekeule zum Fenster hinaus, der Nachtjäger ergriff sie und sauste mit ihr davon.

Krischow.

Digitized by Google

Dopolnica und Wotpolnica. [1])

Früher hat sich auf den Feldern den Wenden nicht nur die Pšezpolnica gezeigt, sondern auch die Dopolnica oder die Wotpolnica und zwar die erstere, wie ihr Name sagt, des Vormittags, die andere aber in den Nachmittagsstunden. Sie hatten dasselbe Wesen wie die Pšezpolnica.

Der Werwolf, Welkoras. [2])

Der Werwolf pflegte sich unter der Schwelle des Hauses ein Loch zu kratzen und darin zu lauern, bis sich jemand der Schwelle näherte: geschah dies, so sprang er auf denselben zu und tötete ihn. Kam aber niemand, so drang er in das Haus selbst ein und mordete alle Leute, welche sich im Hause befanden.

Sylow.

Der Nix oder Wassergeist, Nyks und Nykoss. [3])

I.

Die Nixen, welche in dem Wasser um Burg früher sehr zahlreich waren, pflegten die Kinder zu rauben, sie mit in die Fluten zu nehmen und dann zu essen.

Sylow.

II.

Der Nix, welcher sich im Rohrteich bei Gross-Döbern aufhielt, ist öfter gesehen worden, wie er Kleidungsstücke ausbesserte; man hörte ihn bei dieser Arbeit oft sagen: „Hier ein Läppchen, da ein Läppchen."

Gross-Döbern.

III.

Einst kam der Nix aus den Stradower Teichen nach Gross-Bukow, um einen dort liegenden grossen Stein und die grosse Glocke des Dorfes zu zerschlagen. Die Leute, welche ihn gesehen, erzählen, er sei von kleiner Gestalt, sein Kopf aber sehr gross gewesen; er habe lange Arme und auffallend grosse Fäuste gehabt.

Hähnchen.

IV.

In dem Teiche, welcher dicht an der Neumühle bei Bagenz liegt, hielt sich früher ein Nix auf. Hatte er lange Zeit hindurch keinen Menschen zu rauben vermocht, so hielt er die Räder der Mühle fest. Geschah dies, so warf man ihm ein Ferkel in den Teich. Alsbald drehten sich die Räder wieder.

Gross-Döbern.

Anmerkungen. [1]) Mitteilungen der Frau Pastor Thiele, einer geborenen Wendin. Vgl. zu [2]) Werwolf und [3]) Nix: Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche, S. 395—400, 185—200.

Digitized by Google

Volksüberlieferungen aus Österreich.

Von

FRANZ BRANKY — WIEN.

10. Warum die Gainfarner Kresse von der Wiener Verzehrungssteuer verschont geblieben ist.

Von der Brunnenkresse erzählen sich die Bewohner von Gainfarn, in deren Ortsbann dieses Kraut in vorzüglicher Güte gedeiht, folgendes:

Der gute Kaiser Josef II. war einmal sehr magenleidend, und keine der Arzeneien, welche ihm seine Leibärzte verschrieben hatten, brachte weder Heilung noch Linderung des Übels. Da gab man endlich dem Kaiser den Rat, er möge es mit der Kresse von Gainfarn versuchen, denn dieses Kraut sei sehr heilsam. Der Kaiser befolgte den Rat und ass Kresse aus Gainfarn, und richtig, die Schmerzen liessen nach, und das Leiden wurde vollständig behoben.

Seit dieser Zeit her wird die Kresse von Gainfarn in Wien der Verzehrungssteuer nicht unterworfen.

11. Stanersbrunn.

In der Nähe von Gainfarn liegt im Süden ein Brunnen, den die Leute Stanersbrunn nennen. Heute will man noch erkennen, dass es einst ein Springbrunnen gewesen sei. Vom Wasser dieses Quells wird behauptet, es sei im höchsten Sommer eiskalt und im Winter wieder so warm, dass man sich darin die Hände wärmen könne. Der Wasserspiegel bleibt jahraus jahrein gleich hoch. In der Nähe dieses Brunnens soll einstmals eine Stadt mit einer Kirche gestanden haben, das alte Gainfarn, das aber eines Tages in die Erde versank. Beim Pflügen der Äcker wollen die Bauersleute heutzutage noch auf die Grundfesten dieser Stadt stossen, welche ehemals ein Dreiviertel-Kreisgericht war. Man zeigt noch die Stelle, wo der Galgen stand, und rühmt zugleich, dass niemand aus Gainfarn gehängt wurde und nur einem Einzigen der Galgen ins Gesicht gebrannt werden musste.

12. Der älteste Weinstock in Österreich.

In Liederbrünn bei Enzesfeld nächst Leobersdorf stossen die Landleute bei dem Bebauen der Äcker und Felder auf die Grundmauern alter Ansiedelungen, die noch von den Römern herstammen sollen. Im nahen

Digitized by Google

Walde zeigen sie auch einen Weinstock, von dem sie sagen, der sei bereits zu den Zeiten der Römer an dieser Stelle gestanden und trage jetzt, weil er schon so alt sei, keine Trauben mehr.

13. Wie das Schloss Merkenstein zu seinem Namen kam.

Wie lächelt man nicht über die launige und mitunter drollige Volksetymologie! Und doch ist es eine grosse Freude, dass der deutsche Volksgeist auch in dieser Richtung thätig und rege ist, mit Lauten und Namen spielt und auf solche Weise nach dem Grunde des Seins vordringen will, dabei aber aus Ähnlichem gewagte Schlüsse zieht und so zu unrichtigen Ergebnissen gelangt, ein Prozess, der sinnige Gemüter, und das sind doch mehr oder weniger alle Freunde der Volkskunde, erfreuen und erheitern muss.

Merkenstein ist ein Schloss, welches zwei Wegstunden westlich von Vöslau liegt. Über die Herkunft des Namens Merkenstein fabelt das Volk allerlei.

a.

Es waren einmal drei Brüder, die gingen in die weite Welt, ihr Glück zu versuchen. Dort, wo jetzt die Mauern Merkensteins hoch in die Lüfte ragen, lag einst ein grosser Stein, bei dem die Brüder Abschied nahmen, indem einer zum andern sagte: Bruder, merk den Stein! Heutzutage wollen die Leute diesen Stein noch sehen, und sie sagen, es sei der, welcher bei der riesigen Buche liegt, die in der Wegmarkierung „zur Buche am Stein“ bezeichnet wird.

b.

„Merkt den Stein!“ rief eines Tages die Schlossfrau dem ganzen Gesinde und allen Leuten der Umgebung zu, als sie ihrem Lieblingshund, der verendet war, ein feierliches Leichenbegängnis ausrichtete und ihn unter einem grossen Steine bestatten liess. — Wer sich also den Stein merkte, der wusste auch, „wo der Hund begraben liegt“.

c.

Im Jahre 1683 kamen die Türken in das Schloss Merkenstein. Als sie erhalten hatten, was sie verlangten, rüsteten sie sich zum Abzuge, doch die Köchin des Schlosses — oder wie andere wollen, die Schlossfrau selbst — zeigte den abziehenden Türken zu Schimpf und Schande durch eines der Schlossfenster das entblösste Gesäss, worüber die wilden Horden dermassen ergrimmten, dass sie nichts eiligeres zu thun hatten, als Kehrtum zu machen, in das Schloss einzudringen, um alles, was da Leben hatte, niederzumachen. Nur eine Wäscherin, die am Waschtrog mit dem Reinigen der Wäsche beschäftigt war, entging dadurch dem grausamen Tode, dass sie schnell, als sie die Gefahr merkte, den Trog umstürzte und sich darunter verbarg. Am übelsten erging es der Frevlerin, welche den nackten Hintern gezeigt hatte. Auf einem grossen Steine wurde sie in Stücke gehauen, wobei die rohen Krieger immerfort riefen: „Merk den Stein! Merk den Stein! Merk den Stein!“

Digitized by Google

14. Die Wahrzeichen Wiener Neustadt's.

Wiener Neustadt hat die höchste Brücke, welche von dem Glockenhause des einen Turmes zu dem des andern führt, dann ein Haus ohne Nagel und einen unnützen Turm, in dem nie geläutet wird.[1])

Mythische Volksdichtungen

von

THEODOR VERNALEKEN — GRAZ.

(Vergl. Jahrgang II, Heft 7, 10. Jahrgang III, Heft 1, 3.)

V. Der listige Roll.

Es war einmal ein Mann, der hatte sieben Söhne. Der jüngste von ihnen hiess Roll. Die wanderten in die Welt hinaus und kamen zu der Hütte eines Riesen, wo sie niemanden zu Hause fanden, als das Weib des Riesen. Die Knaben baten um Herberge über Nacht, worauf die Riesin antwortete: „Ich werde sehen obs möglich ist, wenn Vater Riese heimkommt." Nach einer Weile kam Vater Riese. Er genehmigte die Bitte der Knaben, indem er spöttisch hinzufügte: „Nun haben wir doch Bräutigame für unsere sieben Töchter."

Abends, als sich alles niedergelegt hatte, kroch Roll in einen Winkel, horchte auf das Gespräch des Riesen und der Riesin. Sie überlegten, wie sie die Knaben töten wollten, wenn sie schliefen. Um sie im Dunkeln von ihren eigenen Kindern unterscheiden zu können, hatte die Riesin den Knaben Mützen und den Mädchen Hauben aufgesetzt. Roll aber schlich aus dem Winkel hervor und setzte die Mützen den Riesenkindern und die Hauben seinen Brüdern auf.

[1]) Das erzählte ein altes Mütterchen aus Gainfarn. Ferd. Carl Böheims Chronik von Wiener Neustadt, II. 149 nennt fünf derartige Wahrzeichen: 1. Die höchste Brücke (zwischen den beiden Türmen der Domkirche). — 2. Das Haus ohne Nagel (das steinerne Schleussenhäuschen am Stadtgraben vor dem Wiener Thore von 1489). — 3. Erdäpfel und Salat auf Bäumen wachsend (in den Gemüsegärten vor der Stadt, wo man wegen der Sümpfe Bäume, Faschinen, in den Grund legen musste). — 4. Ein hoch aufgeladener Heuwagen kann unter einer Kirche durchfahren (unter der Burgkirche, die auf dem grossen äusseren Burgthore erbaut ist). — 5. Zwei Flüsse durchkreuzen sich in ihrem Laufe (der Neustädter Kanal und die Leitha; indem ersterer unweit dem sogenannten Bazenhäusel über letztere in einem künstlichen Bette quer abläuft.

Anmerkung. Noch ein Märchen aus dem Hornerwalde im Viertel ober Manhartsberg in Nieder-Österreich; es ist wieder eine Variante zu „Dreisskerl" und zum „listigen Roll" und erzählt von 31 Bauernsöhnen. Die Hauptrolle spielt der jüngste Bruder: der „Einunddreissiger." Die dichterische Volksphantasie ist vor Zeiten unerschöpflich gewesen. Uralte Überlieferungen sind aber so verblasst, dass der mythische Kern oft schwer herauszufinden ist. Thôrs Begegnung mit den Riesen hat viele Spuren hinterlassen; an Thôr-Hans reihet sich Siegfried-Hans.

Digitized by Google

Als nun nachts der Riese aufstand, um die Knaben tot zu schlagen, tötete er statt deren seine eigenen Kinder. Roll aber weckte seine Brüder und sagte: „Nun habe ich euch das Leben gerettet, macht, dass wir fortkommen.“ Hierauf suchte er den Stock des Riesen, mit dem man über jedes Wasser gehen konnte, und so entflohen die Geretteten.

Als Roll und seine sieben Brüder lange umhergewandert waren, kamen sie zu einem Königshof. Der König nahm sie gütig auf und sprach sogar zu Roll: „Wenn du mir die goldene Decke des Riesen schaffst, so bekommst du meine Tochter zur Frau. Roll sagte, er wolle es versuchen, nur müsse man ihm ein Seil geben. Mit diesem begab er sich zu der Hütte des Riesen. Er kletterte auf das Dach, liess das Seil durch eine Öffnung herab, und wand so die schöne goldene Decke herauf. Als aber der Riese merkte, dass seine goldene Decke fort war, rief er: „Das war gewiss der kleine Roll: wenn ich ihn in meine Klauen bekomme, so lasse ich ihn in meinem Backofen braten.“ Roll kam indes glücklich zum Könige, und überreichte die kostbare Decke, wie er versprochen hatte.

Der König sprach nun zu Roll: „Jetzt musst du mir noch die Weihnachtsgans des Riesen verschaffen.“ Roll versprach, es zu versuchen. Er nahm einen Eimer, legte Saubeeren hinein und lockte damit die Gans zum Könige.

Der Riese ward darüber schrecklich böse und verdoppelte jetzt seine Wachsamkeit, um den Roll zu fangen. Wiederum sagte der König zu Roll: „Du musst mir auch das leuchtende Holz des Riesen verschaffen, welches über sieben Königreiche leuchtet.“ Roll versprach, sein Bestes zu thun und begab sich zum Riesen. Nachts kam die Riesin heraus, um die Kuh zu melken und stellte das leuchtende Holz neben sich. Da war Roll gleich bei der Hand, nahm das Holz und wollte fort über den Fluss eilen, aber der Riese setzte ihm nach und ergriff Roll und das leuchtende Holz. Nun war Roll in seiner Gewalt und sollte getötet werden. Da kam sein Nachbar, auch ein Riese, und lud ihn zu einem Schmause ein. Der Riese entschuldigte sich anfangs, denn er habe etwas anderes zu thun, allein er liess sich überreden und ging. Die Riesin blieb daheim und heizte den Ofen siebenmal heisser als gewöhnlich, um Roll zu braten. Als nun der Ofen warm war, sagte der Knabe: „Liebe Mutter! siehst du die sieben Sterne im Ofen?“ Die Riesin guckte hinein, in demselben Augenblicke schob sie aber der Knabe in den Ofen und warf ihr ein Bund Stroh nach.

Roll begab sich nun eiligst auf den See hinaus. Da eilte der Riese mit seinem Nachbar herbei und als sie ihn auf keine andere Weise erreichen konnten, versuchten sie den See auszutrinken. Schon beim Anbruch des Tages war wenig Wasser mehr übrig. Da zeigte Roll auf die aufgehende Sonne und sagte: „Seht ihr die schöne Jungfrau dort?“ Der Riese und sein Nachbar guckten hinauf und barsten beide entzwei. Roll bekam nun die Königstochter und es ging ihm samt seinen Brüdern wohl bis an ihr Ende.

Digitized by

Albanesische Lieder.

Von

E. MITKOS—BENI-SUEF. (†)

Deutsch von J. U. JARNIK—PRAG.

Ura e Nartes.

„Puna mbār, ō mieśterí!“
„„Mbāre patś, 'ðe mīr se arðe.

Tś te-mbāre na pē te kemi?
Kēmi tre viet ke punójeme
e ure do t mē s ndertójeme,

mbe kembe s munt t a kendrójeme.“ “

„T ju ðem un, ō mieśterí,
t a beni me besa-besen,
gravet te mos u rēfeni:
kurbán ńē ng ató te beni,
ne ðemelít t a mbuloni,
ure te beni ndē doni.“ —

‚Špiere buk, ime kunate,
se kam dúarte me brume.‘
Pō ajó i ða se-vógeles:
‚Etse ti, se me kan diali.‘ —
Škoi e-vógela me buken:

‚Puna mbāre me ju kofte!“
„Mbāre patś edé mīr s arðe.‘ ‘

‚Tś kē ke kan, ō burī im?“

„Me rā unaza ne gropet.‘ ‘
‚Mos u-tremp, pa t a ǵeń une.‘

Die Brücke von Artos.[1])

I.

„Glückliche Arbeit, o Maurer!“
„ „Glück mögest du haben und gut, dass du gekommen.
Welch ein Glück sahst du uns haben?
Es sind drei Jahre, dass wir arbeiten
und die Brücke werden wir nicht mehr aufbauen,
auf die Füsse können wir sie nicht stellen.“ “
„Ich will euch sagen, o Maurer,
schwöret es auf euer Ehrenwort,
den Frauen gestehet es nicht:
zum Opfer eine von ihnen machet,
in den Grund leget sie,
die Brücke stellet her, wenn ihr wollt.“ —

‚Trage das Essen, meine Schwägerin,
denn ich habe die Hände mit Teig.‘
aber diese sagt zu der jungen:
‚Geh du, denn mir weint das Kind.‘
Es ging die junge Frau mit dem Essen:
‚Glück möge mit euch sein!‘
„Glück mögest du haben und gut, dass du kamst.‘ ‘
‚Was hast du, dass du weinst, o mein Mann?‘
„Es fiel mir der Ring in die Grube.‘ ‘
‚Erschrick nicht, denn ich finde ihn dir.‘

[1]) Dieses Bruchstück behandelt dieselbe Legende wie dieselbe im Rumänischen vom Meister Manoli und Curtea de Argeș vorliegt.

Digitized by Google

II.

Ńē bur̄ε ḱε patśε, m'a muar̄ε nizám;	Einen Mann, den ich hatte, nahm man mir als Soldaten,
mε škruan ńē kartε, mε dεrgón seľám;	er schreibt mir einen Brief, er sendet mir Grüsse;
moj, aü po ϑotε, se pεr tē po jam:	ach, der sagt, dass ich für ihn da bin:
unε ja faľa mbretit, j u-bεftε kurbán.	ich schenkte ihn dem Sultan, ihm möge er zum Opfer werden.

III.

Dēľ nε pendžere po mε šukón, (šamīa, ḱε skuḱón)!	Kommt ans Fenster und sieht mich an (wie sie das Seidentuch rötete!)
me sū̄ mε šeh, s mε kuvεndón....	mit den Augen sieht sie mich an, spricht mich nicht an, ...
tε kiša krahε tε fľuturóń....	hätte ich Flügel, dass ich fliegen möge,....
se zūri maľi po na ǵeϑón....	denn der Berg begann sich zu belauben,....
se zūri fuša po ǵeľbεrón....	denn das Feld begann zu grünen,....
zūri bašteja trεndafiľón....	der Garten begann Rosen zu haben,...
zūri biľbiľi e po kεndón...	die Nachtigall begann zu singen.....

IV.

Nε buzεt tε puϑa tε-εmblε posi miaľtε,	Auf die Lippen küsste ich dich suss wie Honig
(sī ľumϑi jot-εmε, sī ľumϑi jütatε!)	(wie glücklich deine Mutter, wie glücklich dein Vater!)
várurε ǵerδani nε gušεt me r̄aϑε...	Als du, die Halskette um den Hals ordentlich gehängt,
kūr mε dēľ te dera, e-barδe sī patε....	aus der Thüre tratst, weiss wie eine Gans,
mē s mε hiḱet méndεja me dit e me natε,	ging es mir Tag und Nacht nicht aus dem Sinn.
mbε gostí tε ϑir̄a pεr darkε ńē natε,	Zum Essen rief ich dich, zum Nachtmahl eine Nacht,
moj gostija jote vétεmε r̄uš tε-ϑatε.	aber du, dein Essen waren nur trokkene Trauben.

V.

Nd' ató pendžere t' εrǵεnda	In jenen silbernen Fenstern
pāšε ńē tε-bukur brεnda,	sah ich eine Schöne drinnen,
bēra krah e ľart u-ǵεnda	ich machte mir Flügel und befand mich oben,
ǵetš até, ḱε mε kiš εnda;	ich fand jene, nach der ich Sehnsucht gefühlt;
mε δa buk e miaľt e hεngra,	sie gab mir Brot und Honig und ich ass,

Digitize

pa mɛ štroj e rāš e fjeta.	dann bereitete sie mir das Nachtlager und ich fiel nieder und schlief,
kūr u-ngritšɛ, ǵɛ̄ mɛ̄ s ǵeta:	als ich aufwachte, fand ich nichts mehr;
mora ánɛnɛ tɛ dētit,	ich wandte mich dem Meere zu,
ǵetšɛ tɛ-bījɛn e mbɛretit;	fand die Tochter des Sultans,
mora ánɛnɛ tɛ ľumit,	ich wandte mich dem Flusse zu,
ǵetšɛ gušɛn e pɛlumbit.	fand den Hals der Taube.

VI.

Tɛ martói nɛnótseja dümbɛðietɛ vjetš,	Es verheiratete dich die Mutter mit zwölf Jahren,
vɛϑɛ tɛ-florińta mɛ mbāńɛ ndɛ veš,	goldene Ohrgehänge stecktest du (mir) in die Ohren,
ľúľetɛ tɛ verɛs m' i kiše ndɛ džep,	Blumen des Sommers hattest du (mir) in der Tasche,
fort e-bukur s iše, pō kiše ľezét;	sehr schön warst du nicht, aber Geschmack hattest du,
dü kunata ḱētɛ, dúhešit si mótɛra,	zwei Schwägerinnen waret ihr, liebtet euch wie Schwestern,
fáḱetɛ tɛ-kuḱe ju a puϑnin bota,	die roten Wangen küssten euch die Leute,
dü kunata ḱētɛ, r̄īnit pɛr karšī,	zwei Schwägerinnen waret ihr, wohntet euch gegenüber
e ńɛra me tjétɛrɛn kíšitɛ zilī.	und eine auf die andere hattet ihr Eifersucht.

Digitized by Google

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Wigand Lauzes hessischer Chronik.

Von

J. PISTOR—KASSEL.

Unterzieht man sich der Mühe, unsere gedruckten und ungedruckten hessischen Chroniken des 15. und 16. Jahrhunderts nach alten Sagen, Volksliedern, Sprichwörtern, Sitten und andern volkstümlichen Überlieferungen zu durchsuchen, so fällt das Ergebnis sehr wenig befriedigend aus. Zwar liegt nicht der geringste Vorzug der humanistischen Geschichtsschreibung, wie sie sich im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts entwickelt hatte, in der starken Betonung des nationalen Momentes, in dem Eifer, mit dem man die vaterländische Vergangenheit bis zu den Urzeiten hinauf aufzustellen suchte, indessen waren die Mittel, die man anwandte, die Wege, die eingeschlagen wurden, zum grossen Teile nicht die richtigen. Man legte das Hauptgewicht auf etymologische Deutung der Orts-, Volks- und Personennamen und verfiel dabei, weil damals von einer sprachwissenschaftlichen Forschung überhaupt noch nicht die Rede sein konnte, lediglich in unnütze Spielerei; nicht besser, vielleicht noch ärger sah es mit den mythologischen Deutungsversuchen aus: von den alten germanischen Gottheiten wusste man nichts oder nur sehr wenig, um so mehr aber pflegte man von einem Kastor, Krodo, Stuffo, Jupiter Ammonius u. s. w. und deren Verehrung im Hessenlande zu erzählen. Über welch wertvolles und reichhaltiges Material könnten wir heute verfügen, wenn sich unsere Chroniken von diesen etymologischen und mythologischen Deuteleien und gelehrten Phantastereien ferngehalten und es vorgezogen hätten, aus dem damals noch reichlich und rein fliessenden Quell volkstümlicher Überlieferung zu schöpfen. In den meisten Fällen trägt nicht einmal ihre Sprache den Charakter der Urwüchsigkeit, Kraft und Derbheit an sich: um nur ein Beispiel anzuführen, lässt sich in der ganzen sehr umfangreichen Chronik des Wigand Gerstenberg aus Frankenberg kein einziges Sprichwort nachweisen! Verhältnismässig reicheren Stoff bieten die historischen Arbeiten seines Zeitgenossen, des Johannes Nuhn von Hersfeld, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts geboren wurde, und des um etwa fünfzig Jahre jüngeren Wigand Lauze aus Homberg. Aus dem ersten, noch ungedruckten Bande der von letzterem verfassten Chronik teilen wir hier ohne weiteren Kommentar eine Anzahl von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, die uns der Aufzeichnung wert schienen, in der Sprache und Orthographie der in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel befindlichen Originalhandschrift mit.

Digitized by Google

Wie man in dem gemeinen sprichwort saget: wer derjenigen sprache nicht verstehet, mit denen er handelet oder redet, der nimmet bissweilen ein kaw fur ein pferdt.

Wie man auch im gemeinen sprichwort sagt: niemand kon lenger fried und gemach haben, denn sein nehester nachbar haben will.

Wie man saget: das meer verschlinget die kleinen wasser endtlich alle.

On schaden und fhar wol gelt, wie man zu sagen pfleget, auf einem stecken dorfen uber feld tragen und offentlich furen.

... das wol nicht aller dinge unrecht im gemeinen sprichwort gesagt wirdt, die lender seien niemands den dessen allein, der sie mit gewalt verteidigen konne.

Auch ists one das kein vorradt, da man einen leffel will aufheben und ein schussel dorunther zertreten.

Des segens nicht erwarten wollen.

Einen ins hornisch bringen.

Einen auf die fleischbank lifern.

Nihe kein wasser betrubet haben wollen.

Einem ein gebiss ins maul legen.

Das maul waschen und ganz unschuldig an einer that sein.

Den wolf under dem schaefpelz wol kennen.

Einem spinnenfeind sein.

Seine horner zuvil hoffertiglich wider etwas aufrichten.

Einen im schweissbode sitzen lossen.

Die elstern lossen das hupfen nicht.

Das tauss ins es werfen, das niemands verstehen kan.

Unter dem hütlein des krieges etwas thun.

In saure holzäpfel beissen mussen.

Singen, wie es einer haben wil.

Einer sachen gerne eine farbe anstrichen.

Seiner schanze warnemen.

Merken, wieviel es geschlagen hot.

Ein gewonnen spiel haben.

Noch empfangenem schaden wird man witziger.

Digitized by Google

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

Gesammelt von

O. KNOOP — ROGASEN.

1. Wenn ein junger Mann in ein Haus geht, um sich um die Hand der Tochter zu bewerben, und es begegnet ihm ein Weib mit leeren Eimern oder ein Schwein wendet ihm den Rücken zu, so wird er einen schlechten Erfolg haben (polnisch).

2. Wenn man einen Apfel abschält und es gelingt, die Schale ganz zu erhalten, so soll man dieselbe über den Kopf werfen; die Schale bildet dann einen Buchstaben, gewöhnlich E oder J, und das ist der Anfangsbuchstabe von dem Vornamen des zukünftigen Bräutigams oder der zukunftigen Braut (scheint in Gnesen allgemein bekannt zu sein).

3. Wenn man vor der Mahlzeit einem Fräulein Löffel oder Messer hinzulegen vergisst, so wird es bald heiraten (polnisch).

4. Wenn ein Fräulein ein zweiblättriges Kleeblatt findet, so wird es sich im nächsten Jahre verheiraten (polnisch).

5. In einigen Dörfern des Kreises Gnesen ist es Sitte, dass sich die Brautleute mit einem zierlichen Bande aus weissem Stoffe, welches eine Anverwandte gefertigt hat und das in das Blut eines geschlachteten Hahnes eingetaucht ist, je eine Hand zusammenbinden. Das soll ein Zeichen der unauflösbaren Ehe sein. Dies Band wird aufbewahrt, und wenn das erste Kind ein Sohn ist, wird ihm mit demselben über die rechte Backe gestrichen, zum Zeichen der Treue gegen die Eltern (Kr. Gnesen. polnisch).

6. Anderwärts ist es Sitte, dass sich die Brautleute vor der Trauung gegenseitig einige Haare abschneiden; dann ritzen sie sich in den Arm, die Haare werden in das hervorquellende Blut eingetaucht und zwischen Braut und Bräutigam gewechselt. Es soll auch das ein Zeichen der unzertrennlichen Ehe sein (Kr. Gnesen, polnisch).

7. Vor der Hochzeit begiebt sich das junge Paar, der Sitte gemäss, schwarz gekleidet in die Kirche, hört dort die Seelenmesse für seine verstorbenen Ahnen und bittet an den Gräbern derselben um Segen (bei Gnesen).

8. Wenn am Hochzeitstage gutes Wetter ist, so bedeutet das Glück in der Ehe; regnet es aber[1]), so soll das Unglück in der Ehe bezeichnen. Andere aber sagen: Der Tag der Hochzeit war nicht schön, aber das Leben wird glücklich sein (Kr. Gnesen, polnisch).

[1]) Vgl. Jhrgang I, S. 95.

9. Wenn der Bräutigam und die Braut auf dem Wagen sitzen, um zur Kirche zur Trauung zu fahren, dann kommt die Mutter der Braut mit einem Teller, welcher mit geweihtem Wasser gefullt ist, und besprengt die Insassen des Wagens. Darauf werden drei Pistolenschüsse abgefeuert und die Musik fängt zu spielen an. Unter Musik fahren die Brautleute in die Kirche (Jankowo bei Gnesen).

10. Hat das Brautpaar auf dem Wege zur Trauung Unglück, so hat es das auch im ganzen späteren Leben (Tarnowo, deutsch).

11. Wenn die Brautleute zur Kirche fahren und der Bräutigam hat vergessen, Geld mit sich zu nehmen, so bedeutet das ein Unglück in der Ehe (Kr. Gnesen, polnisch).

12. Wenn Brautleute auf dem Wege zur Trauung etwas vergessen haben, so sollen die Eheleute nachher nicht glücklich leben (deutsch: Gościejewo, Kr. Obornik).

13 Wenn die Braut zur Trauung geht, muss man ihr in die Brauttasche Salz, Brot und Geld[1]) hineinstecken, zum Zeichen, dass dies niemals im Hause ausgehen soll (Gnesen).

14. Will die junge Frau immer Geld haben, so muss sie vor der Trauung sich das Geld zum Opfer[2]) vom Bräutigam geben lassen (aus Kadewitz).

15. Vor der Trauung muss sich die Braut von dem Bräutigam etwas Geld geben lassen, damit sie immer mit Geld versorgt ist oder damit ihr das Portemonnaie des Mannes immer offen steht (deutsch und polnisch, Gnesen).

16. Vor der Trauung muss sich die Braut vom Bräutigam die Schlussel geben lassen, damit sie immer die Möbel und deren Inhalt unter sich hat (Gnesen).

17. Wenn die Brautleute bei der Trauung am Altar niederknieen, so sucht die Braut auf den Rock des Bräutigams zu knieen, weil sie meint, sie wird dann die Oberherrschaft[3]) im Hause haben (Kr. Gnesen; deutsch und polnisch).

18. Wenn die Braut zur Kirche geht, um sich trauen zu lassen, dann muss sie sehen, dass sie zuerst die Schwelle der Kirche betritt, so wird sie das Regiment im Hause haben (aus Gnesen).

19. Wenn sich die Brautleute bei der Trauung die Hand reichen, so legt die Braut ihre Hand nicht in, sondern über die Hand des Bräutigams, weil sie meint, dass sie dann die Oberherrschaft im Hause haben wird (Kr. Gnesen, polnisch).

20. Wenn während der Trauung zufällig ein Licht ausgeht, so bedeutet das ein Unglück in der Ehe (Kr. Gnesen, polnisch).

21. Wenn das Brautpaar vor dem Altare steht, so sehen sie nach den Lichtern; wessen Licht am besten brennt, der lebt am längsten (Kr. Obornik).

[1]) Vgl. Jahrgang I. S. 95.
[2]) Vgl. Jahrgang I, S. 483 und die folgenden Nummern.
[3]) Vgl. die folgenden Nummern und Jahrgang I, S. 483; II, S. 35.

Digitized by Google

22. Bei der Trauung wollen die Leute an der Flamme der Altarlichter erkennen, wer von den Eheleuten zuerst sterben wird. Flackert das Licht auf der Seite, wo der Bräutigam steht, so stirbt er eher als die Braut, und umgekehrt (aus Pudewitz).

23. Wenn die Trauung eines Paares vorüber ist, denn nimmt der Pfarrer einen Faden und bindet, nachdem er dem Manne einmal auf den Fuss geschlagen, je einen Fuss der Braut und des Bräutigams zusammen. Hierauf geleitet er sie zu dem bereitstehenden Wagen. Dass soll ein Zeichen sein, dass sie zusammenhalten sollen, auf Schritt und Tritt, in Freud und Leid (in Dörfern des Kreises Gnesen).

24. Tritt die Frau nach der Trauung zuerst über die Schwelle des Hauses, so hat sie das Wort im Hause (Tarnowo, deutsch).

25. Wenn die Braut nach der Trauung vom Wagen steigt und eher als der Bräutigam am Herde vorbeigeht, so wird sie und ihr Mann nichts zu essen haben (polnisch, bei Gnesen).

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt, mit Anmerkungen und Erläuterungen, nebst einem Anhange: Das Leiden Christi-Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten, herausgegeben von Dr. Anton Schlossar, Custos an der k. k. Universitätsbibliothek in Graz. 2. Bde. Halle, Max Niemeyer, 1891.

Das vorliegende zweibändige Werk ist eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Volkskunde, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir demselben deshalb die weitgehendste Beachtung in Aussicht stellen. Sind die Leser der Zeitschrift für Volkskunde nicht ganz ununterrichtet über Art und Gehalt dieser Volksschauspiele, da wir in Bd. I zwei dieser Dichtungen bieten konnten, so giebt doch erst die volle Sammlung ein klares Bild von der Eigenart dieser hochbemerkenswerten Schöpfungen des deutschen Volksgeistes in Steiermark und in Kärnten.

Nach ihrem Stoffe betrachtet bietet die Sammlung an religiösen Schauspielen und solchen, welche aus der Heiligengeschichte und aus Legenden erwachsen sind: das Paradiesspiel, das Schäferspiel, das Krippelspiel, die Geburt Christi, das Leiden Christi, das St. Nikolausspiel, Judith und Holofernes, Hirlanda, St. Barbara, Susanna, sowie das Nachspiel, bestehend in: das Leiden Christi, die Schäferei, die Auferstehung.

In diesen aus Bibel und Legende erwachsenen Volksschauspielen zeigt sich gar oft eine erstaunliche Gestaltungskraft, eine Sprache voll Schlichtheit und sinniger Einfalt, eine bewundernswert tiefe Empfindungswelt.

Diejenigen Volksschauspiele, welche die Volkslegende und die sagenhafte Volksgestalt zum Vorwurf ihrer Dichtung haben, Genoveva und der bairische Hiesel führen uns in die Welt echter Volksanschauungen ein, der gefoppte Geizhals aber darf als eine lustige Komödie bezeichnet werden.

Von der grössten Wichtigkeit ist, dass in diesen Volksschauspielen der echte deutsche Spassmacher, der Hanswurst, sein Wesen treibt, sodass wir an demselben ersehen, was unsere Bühne verloren, als sie denselben aufgegeben hat. — Die Einführung in die Stücke und die kurzen sprachwissenschaftlichen Anmerkungen erleichtern dem Leser, welcher der Sache ferner steht, das Hineinfinden in dieselben und sind deshalb sehr willkommene Beigaben.

Alles in allem haben wir dem Sammler und Herausgeber der Volksschauspiele zu danken, dass er dieses kostbare Volksgut gerettet hat, sowie dem Verleger, dass er auf des Unterzeichneten Wunsch bereit war, dieses Werk der Öffentlichkeit zu übergeben; an allen Freunde der Volkskunde wird es nun sein, diesem Werke ihre Teilnahme zuzuwenden und

Digitized by Google

sich mit seinem Geiste zu durchdringen: die Volkskunde selbst erweist aber mit der Veröffentlichung dieses Werkes, dass sie ihrer Aufgabe sich vollbewusst, innerhalb ihrer Grenzen Pfalzen aufzuführen versteht, in welchen der deutsche Volksgeist sich heimisch weiss.

Edm. Veckenstedt.

Der Verwandelte König. Schauspiel in Drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen übersetzt von Hermann Varnhagen. Mit einem Vorwort des Dichters. Erlangen und Leipzig. Andr. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1889.

Die Einleitung der höchst bemerkenswerten Schöpfung des danischen Dichters macht uns mit der Salomolegende bekannt, nach welcher die Dichtung geschaffen ist, und zwar wie die Legende im jerusalemischen Talmud lautet, der um die Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. von judischen Gelehrten aus älteren Quellen zusammengestellt wurde, sowie auch welche Um- und Weiterbildung die Legende erfahren. Der psychologisch wohl zu erklärende Vorgang, dass ein König in allem Glanze irdischer Macht und ungemessenen Reichtums sich überhebt, um dann durch die wahre Macht Gottes zu erfahren, wer der Herr ist, liegt der Salomolegende zu Grunde, ihre Wandlungen der Dichtung.

Wenden wir uns nun dieser selbst zu, so haben wir uns darüber zu freuen, dass dem dänischen Dichter durch die Übersetzung des Herrn Professor Varnhagen nun auch in Deutschland sein Recht geworden ist, nachdem Herr von Leinburg, der frühere Übersetzer, es für gut befunden hatte, dem Originale fast 1000 Verse eigenen Fabrikates hinzuzufügen. Die Übersetzung des Erlanger Gelehrten ist mit Ausnahme von einigen Kleinigkeiten in einer so fliessenden und korrekten Weise hergestellt, dass wir ein Original zu lesen glauben, nach des Unterzeichneten Ansicht die allein berechtigte Art der Übertragung als Nachdichtung.

Die Dichtung selbst erweist aber nicht nur frische schöpferische Kraft bei scharfer Durchdringung der psychologischen Beweggründe der handelnden Personen, sondern sie bestätigt mittelbar auch aufs neue den Satz, dass dem Dichter den trefflichsten Stoff eben die Sage, Mythe und Legende bietet, wie Aeschylus seinen Prometheus aus der Mythe geschaffen, Goethe den Faust aus der Volkssage, der dänische Dichter den verwandelten König aus der Legende.

Allein diese Thatsachen sollten unsere Germanisten mit dem Gedanken vertraut machen, dass die Wissenschaft von der Volkskunde ihrer Studien wichtigste Aufgabe sein sollte, was zu erkennen allerdings verschiedenen derselben bis jetzt unmöglich zu sein scheint: deshalb um so höhere Anerkennung den Dichtern und Gelehrten, welchen wir hier einschlagende Werke verdanken.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania. Von D. Paulus Cassel. Guben — Berlin. Sallis'sche Verlagsbuchhandlung 1890.

Die Abhandlung des geistreichen Verfassers ist geschrieben gegen die Ansicht von Bugge, nach welcher bekanntlich die Edda zwar an alte germanische Überlieferungen anlehnt, doch aber eigentlich nur griechisch-römische und jüdisch-christliche Sagen, Mythen und Legenden in nordischer Sprache darbietet. Das Verkehrte der Buggeschen Ansichten, die schweren Fehler in der philologischen Erklärung desselben von Namen, Mythus und Thatsache haben wir in Jahrgang II der Zeitschrift für Volkskunde wiederholt zurückgewiesen, so dass wir auf diesen Teil der Abhandlung nicht einzugehen haben, ausser dass wir berühren, dass Phol im Merseburger Spruch nach Cassel nicht mit Paulus gleichzusetzten ist, sondern mit Apollo.

Es löst aber dem Unterzeichneten auch Herr Prof. Cassel das Rätsel nicht, welches Phol, Wodan und Balderes volon aufgeben.

Aus der stets gedankenreichen und fesselnd geschriebenen Abhandlung sei sodann die Einzelheit hervorgehoben, dass Prof. Cassel die jetzt gebräuchliche Deutung des Wortes Pferd von paraveredus verwirft, welche in der That sprachlich befriedigen mag, sachlich das aber nie kann, um dafür den weissen Paravridj des Rigveda einzusetzen.

Aber aus Mythen die Namen unserer Haustiere herzuleiten, hält der Unterzeichnete für eine nicht glückliche Auffassung und Deutung wirklicher Verhältnisse.

Edm. Veckenstedt.

Studien zur Griechischen Mythologie und Kulturgeschichte vom vergleichenden Standpunkte. Von Wilhelm Heinrich Roscher. Viertes Heft. Über Selene und Verwandtes von W. H. Roscher. Mit einem Anhange von N. G. Politis über die bei den Neugriechen vorhandenen Vorstellungen vom Monde. Mit fünf Bildertafeln. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1890.

Den hervorragenden Arbeiten von Roscher auf dem Gebiete der griechischen Mythologie, welche gesondert erschienen sind unter den Bezeichnungen: Hermes der Windgott, die Gorgonen und Verwandtes, Nektar und Ambrosia, gesellt sich jetzt das vorliegende Mit umfassender Kenntnis und sicherer Beherrschung des Stoffes sucht Roscher seine Aufgabe zu lösen, welche wir auch in allen wesentlichen Beziehungen als glücklich behandelt und zu befriedigendem Ergebnis geführt zu bezeichnen haben, soweit Selene und ihre Sippe in Behandlung kommt. Hier ist der Stoff, die Überlieferung also, in feiner Weise mit den Erscheinungen in der Natur verknüpft und überzeugend dargelegt, wie aus Naturanschauung und Naturempfindung sich Göttin oder Dämonin gebildet, dieser oder jener Zug ihres Wesens sich erklärt, dieses oder jenes Beiwort Form und Gestaltung gewonnen, wie Mythe und Sage. Immerhin will aber der Unterzeichnete bereits hier darauf hinweisen, dass er an anderem Orte der

Aphrodite, welche Roscher der Selene gesellt, einen anderen Ursprung zusprechen wird, da die Beziehungen derselben zum Monde ihm zweiten Grades zu sein scheinen, somit so, dass die Liebesgöttin erst geschaffen wurde und sich derselben erst dann die Beziehungen zum Monde anfugten.

Der Anhang von N. G. Politis, Professors der Mythologie zu Athen, bringt aus der Volkskunde von Griechenland erwünschte Beiträge zur Vergleichung, welche dem Unterzeichneten deshalb als sehr wertvolle erscheinen, weil sie erkennen lassen, wie unter gleichen Bedingungen entsprechende Anschauungen sich stets aufs neue bilden, denn das Volk, welches jetzt den Boden des alten Hellas bewohnt, hat denn doch zuviel slavische wie albanesische Elemente in sich aufgenommen, um seine Anschauungen mit denjenigen Altgriechenlands, selbst wo beide volle Einstimmung erweisen, durchweg als Schluss der ununterbrochenen Kette erscheinen zu lassen, selbst wenn wir mit philhellenischen Anschauungen getränkt sind.

Endlich sei W. H. Roscher die Anerkennung hier ausgesprochen, dass er die volle Wichtigkeit der Volkskunde erkannt und ihre Darbietungen mit den Ergebnissen der klassischen Philologie zu verbinden gewusst hat, eine Art also des Denkens und Arbeitens übt, wie dieselbe unseren Universitäten fremd, auf deren vollste Übung aber mittelbar auch das Kaiserwort hinweist.

Edm. Veckenstedt.

Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie im Verein mit Th. Birt, O. Crusius u. s, w. herausgegeben von W. H. Roscher. Mit zahlreichen Abbildungen. Achtzehnte Lieferung. Jache—Indigitamenta. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1890.

Bereits im zweiten Jahrgang der Zeitschrift für Volkskunde war es uns möglich, den Grundplan und die Bedeutung des vorliegenden Werkes auch fur die Wissenschaft der Volkskunde darzulegen, da eben nur die gegenseitige Befruchtung derjenigen Ergebnisse, welche durch die Philologie an litterarisch gesichertem und scharf gesichtetem Stoffe gewonnen sind, mit den bluhenden Gewächsen auf dem Boden der Volkskunde reife Früchte zu zeitigen vermag.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend heissen wir die vorliegende Lieferung als Beweis des stets rüstigen Vorschreitens des hochbedeutsamen Werkes willkommen, mit dem Hinweis darauf, dass dieselbe überaus wichtige Artikel birgt, und zwar u. a. Jakchos, Janus, Jason, sowie Indigitamenta: letzterer Artikel wird allerdings erst in der nächsten Lieferung zu Ende gefuhrt werden. Die gründliche Ausführung und erfreuliche Ausführlichkeit der Artikel sind aber von einer Bedeutung, welche in Bezug auf den Wert des Werkes durch dessen überreiche Fulle der Artikel nur gesteigert wird, so dass eben das Roschersche mythologische Lexikon jetzt erst das Studium der griechisch-römischen Mythologie in vollem Umfange ermöglicht, zu welcher die Werke eines Jacobi, Welcker, Preller u. a. Bausteine herbeigetragen haben, die nun aber jener Werke nicht mehr dringend bedarf, soweit das Lexikon erschienen ist: ausser antiquarische Neugier und den Studien gang von fruheren Gelehrten darzulegen bez. zu befriedigen

haben eben jene angeführten Werke eigentlich nur noch geschichtlichen Wert, denn selbst die neuen Auflagen von Prellers Arbeiten vermögen den Wettkampf mit dem Roscherschen Lexikon nicht mehr aufzunehmen, geschweige denn siegreich zu bestehen.

Edm. Veckenstedt.

Die Volksnamen der niederösterreichischen Pflanzen. Gesammelt und erklärt von F. Höfer und Dr. M. Kronenfeld. Im Verlage des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. 1889. 8°. S. 195.

Die Grösse des Erkenntnisvermögens und die Schärfe der Beobachtungsgabe kommt bei dem Volke zu nicht geringem Teile in den sogenannten Vulgärnamen, die es Menschen, Tieren, Pflanzen, Steinen u. dgl. beilegt, vortrefflich zum Ausdruck. Insbesondere die Namen der Pflanzen zeichnen sich durch treffliche Wortbilder und kühne Wortschöpfungen, denen meist Innigkeit und Sinnigkeit, Humor und poetische Kraft zukommt, ganz besonders aus. Dieser Umstand findet neuerdings seine volle Bestätigung in dem Anderthalbtausend niederösterreichischer Pflanzennamen, welche Höfer und Kronenfeld gesammelt und erklärt haben. Zuerst stellen die beiden Herausgeber den botanischen Namen des betreffenden Objectes auf, ihm folgt der gemeindeutsche nach, und diesem reihen sie die Volksnamen mit Angabe des Fundortes an. Zwei mit vielem Fleisse zusammengestellte Sachverzeichnisse, von denen das eine die Vulgär-, das andere die botanischen Namen enthält, erleichtern den Gebrauch des Buches ungemein. Der Titel des Buches aber lautete richtiger, wenn er hiesse: Niederösterreichische Pflanzennamen.

Branky — Wien.

The horse in Scottish Folk-Lore. by Rev. Dr. Walter Gregor — Pitsligo. Banffshire Field Club. 1890. Banff: Printed at the Banffshire Journal office. 1890.

Die unter diesem Titel anzuzeigende kleine Brochüre verdient trotz ihres geringen Volumens dieselbe Beachtung wie ein gelehrter Wälzer, denn sie enthält auf engem Raume eine relativ grosse Anzahl interessanter Sagen und mythischer Bräuche. Die sprichwörtlichen Redensarten und ditties (Reime), welche mit grossem Fleisse gesammelt sind, offenbaren uns ein gut Teil Volksethik nebst praktischen Erfahrungssätzen, wobei man unschlüssig sein kann, ob das liebevolle Eingehen des Herrn Verfassers auf die populäre Vorstellungsweise oder die von letzterer gezeitigten Früchte mehr zu bewundern sind. Jeder Mythologe, dessen Studien sich auf den Ackerbau und die damit engverknupfte Kultur der Haustiere erstrecken, ist, man möchte sagen gezwungen von der Art und Weise, wie die saxopictische Sagenwelt den Charakter des edelsten unserer Haustiere reflektiert, Kenntnis zu nehmen, obgleich für den Nichtkenner der Scotizismen diese Lectüre einige Schwierigkeiten darbieten dürfte. Aber gerade diese Scotizismen geben dem Ganzen den Charakter des Ursprünglichen und Wahren.

v. Estorff.

The testimony of tradition. by D. MacRitchie London. Kegan Paul, Trench, Trubner & Cie. 1890.

Das vorliegende Werk ist wohl hauptsächlich eine Vereinigung von Aufsatzen, die in gedrangterer Form in der Archaeological Review von August 1889 bis Januar 1890 erschienen. Eine derartige Vermutung wird sich jedem aufmerksamen Leser aufdrängen, der wie wir das stete Zuruckgreifen auf nicht erschöpfend behandelte Stoffe als recht ermüdenden Übelstand empfinden muss. Wenn Herr MacRitchie seine Artikel in ein Buch zusammenschweisst, so mag er auch dafur sorgen, dass die Schweissnähte verfeilt werden. Solange der Faden der Geschichte und Tradition den Autor leitet, verraten seine Ausfuhrungen gewissenhaftes Studium, während die Hypothesen, die er als Vertreter der ethnologisch-anthropologischen Schule aufstellt, heute wohl kaum noch viel Anklang finden dürften. Und nicht anders steht es um seine etymologischen Studien. Trotz alledem darf ein reger Sammeleifer nicht misskannt werden.

Der Beginn des Buches handelt von den Meermännern. In recht annehmbarer Weise wird dort klargelegt, dass allen diesen Sagen nichts als ein Finne im Kayakboote, der sich etwa auf der Stufe der heutigen Eskimo befand, zu Grunde liege.

Wenn nun MacRitchie der unseligen Sucht seiner Schule zu generalisieren nicht weiter gefolgt wäre, wäre er sicherlich nicht zu dem seltsamen Schluss, in den Adern der Amerikaner rolle finno-ugrisches Blut, gekommen. Und weshalb? Die Sweden, Einwanderer von 1682, sollen Finnen gewesen sein. Ja, in seinem Eifer für sein finno-ugrisches Autochthonsystem macht der Herr Autor sogar unsere Nordseeküste zum Ursitze derartiger Stämme, und sieht in ir. lochlan jenes sagenhafte Reich. Lochlan bedeutet nach A. Nutt in den gälischen Texten des Mittelalters Scandinavien, während Prof. Zimmer-Greifswald ursprünglich eine Welt unter dem Wasser — ein Jenseits darin erblickt. Dem sei wie ihm wolle, jedenfalls haben derartige Saltomortali ins Bodenlose auch in England der ethnologisch-anthropologischen Schule Feinde geschaffen. So macht A. Nutt in Waifs and Strays of Celtic Tradition vol. II, auf welches hiermit hingedeutet sei und das im nächsten Hefte besprochen werden wird, in dem wissenschaftlichen Teil scharfe Ausfälle gegen MacRitchie.

Es sollen auch die Ureinwohner Irlands und Schottlands, die Picten, finnischen Geblüts gewesen sein.

Fur diese Behauptung giebt es nicht einmal den Schatten eines Beweises. Will man finn als Sumpfbewohner erklären (nhd. fenn od. Veen Hochmoor), da die Finnen in ihrer eigenen Sprache sich suomi, ihr Land suomalaisia nennen, so spricht die Natur Irlands nicht dagegen. Indessen ist in England feinne sing-fiann ganz sicher als der Weisse, Schöne erklärt. Die Behauptung MacRitchies, diese feinne, trow, droich, pecht, die er alle zusammen wirft — mit welchem Recht wissen wir nicht — seien Zwerge gewesen, entspricht sehr wohl der Volksvorstellung. So z. B. wird der Ahn des in der Schlacht bei Gawra erschlagenen feinne-Königs, worin das ganze Volk unterging, Hofzwerg des Königs von Riesenland. Ferner sagt eine Ballade:

„Unco wee bodies but terrible strang"

Digitized by Google

ein Zug, der auch unsern Zwergen anhaftet. Alle diese Züge hat der Autor sorgfältig gesammelt und geschickt benutzt. Dass aber der sylter Puck, rectius Niss Puck, die letzte Erinnerung an eine untergegangene fenische Bevölkerung sein soll, erscheint denn doch jedem, welcher der ethnographisch-anthropologischen Schule nicht direkt anhängt, reichlich sonderbar. Bei den sieghaften Gälen schrumpfen die Fenier zu Erdmännchen zusammen, aber Niss Puck ist ein guter, aber necklustiger Hauskobold, der nichts wichtiges an sich hat.

Auch die fenischen Bauten erlauben nicht, an Zwerge zu denken, oder die Ingenieure von heute sind nichts gegen diese Gnomen.

Das Kapitel uber die fenischen Baulichkeiten chaisteal = Fort, broch = Haus, sith-bhrog = Haus mit unterirdischem Erdgeschoss ist sehr instruktiv und sorgfaltig geschrieben. Die Abbildung eines sith-bhrog weist verschiedene Charaktere auf; leider hat Herr MacRitchie hierüber nicht berichtet, so interessant es auch wäre, darüber zu erfahren. Vielleicht steckt darin etwa eine Aufklärung über den Erbauer. Im übrigen sticht dieses Kapitel vorteilhaft von den andern ab.

Wenn aber Herr David MacRitchie uns die Behauptung, die Existenz der Seejungfern wäre nicht durchaus bestritten, auftischt, darf er nicht erwarten, von deutscher Seite aus ernsthaft genommen, geschweige denn für einen wirklichen Forscher geachtet zu werden.

Alles Lob verdienen die Herren Verleger für die nach englicher Gepflogenheit reiche, solide Ausstattung, besonders sind die reproduzierten Skizzen fenischer Gebäudereste hervorzuheben. Goldene Äpfel in silbernen Schalen. — Die Schale ist silbern, ob aber die Äpfel darin golden sind, durfte nach unserer Darlegung weniger wahrscheinlich sein.

v. Estorff.

Digitized by Google

Zur Bücherkunde.

Vorbemerkung.

An die Herren Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde.

Die Dezember-Nummer der englischen Zeitschrift Folk-Lore enthält die Anzeige und Organisation des im September 1891 in London abzuhaltenden Kongresses der Folkloristen, welcher seinen ideellen Zusammenhang mit dem Kongress von Paris im Jahre 1889, trotz der von Berlin aus gegen denselben gerichteten ungemein heftigen Angriffe nicht nur wahrt, sondern auch im Sinne desselben die Vertiefung der Wissenschaft von der Volkskunde durch die aufgestellten zu behandelnden Thesen erstrebt.

Wir heissen deshalb die Idee des Kongresses willkommen und hoffen, dass sich Deutschland lebhaft an demselben beteiligen wird.

Sicher wird die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde durch den Unterzeichneten, welcher auch hier die Ehre hat, als Patron d'honneur des Kongresses aufgeführt zu werden, in London vertreten sein und er hofft, dass die ausführlicheren Mitteilungen über die Ziele und Aufgaben des Kongresses, welche das nächste Heft bringen wird, auch zu anderweitiger Beteiligung der Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zu führen imstande sein werden.

Dr. Edm. Veckenstedt,
I. Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde.

Bis zum 20. Dezbr. 1890 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23[b].

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Für die Bibliothek der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde:

Oberösterreichische Volks-Sagen. Gesammelt von Kajetan Alois Gloning. Schulleiter in Peuerbach. 1884.

The Handbook of Folklore. Edited by George Laurence Gomme. Director of the Folklore Society. London: Published for the Folklore Society by David Nutt. 270, Strand. 1890.

Collection Internationale de la Tradition: Directeurs: M. M. Emile Blémont et H. Carnoy. Volume VII. Esthétique de la Tradition par Emile Blémont. Volume VIII. Les Vilains dans les Oeuvres des Trouvères par Alcius Ledieu. Paris. J. Maisonneuve, Editeur. 25 Quai Voltaire. 1890.

An das Volk. Von Alfred Cless. Weimar, Verlag von Herm. Weissbach. 1890.

The Exempla of Illustrative Stories from the Sermones Vulgares of Jacques de Vitry. Edited, with Introduction, Analysis and Notes by Thomas Frederik Crane M. A. Professor of the Romance Languages in Cornell University. London: Published for the Folk-Lore Society. By David Nutt, 270, Strand. W. C. 1890.

Bericht über das Gymnasium Petrinum zu Brilon während seines zweiunddreissigsten Schuljahres. 1889—1890, erstattet von dem Direktor Dr. Balthasar Hüser. Voraus geht: Eine Abhandlung des Direktors: Über den Namen eines Baches und eines Berges in der Umgegend der Stadt Brilon. Brilon 1890. M. Friedländers Buchdruckerei.

Digitized by Google

Magdalenchen. Eine Sage von Heisterbach. Erzählt von Carl Montanus. Bielefeld, Verlag von A. Helmichs Buchhandlung. (Hugo Anders.)

Der Langebardenkrieg auf Cypern 1229—1233. Mit besonderer Berücksichtigung der Gestes des Chiprois des Phelippe de Novaire. Von Hans Müller. Halle a/S. 1890.

Die Menschenwelt in Volksrätseln aus den Provinzen Ost- und Westpreussen. Von H. Frischbier. Konigsberg in Preussen. Zeitschrift für Deutsche Philologie, Bd. XXIII.

Bulletin de la Société Neuchateloise de Géographie. Tome III 1887. Tome IV 1888. Neuchatel, Imprimerie de la Société Typographique 1889.

Folklore. A Quarterly Review of Myth, Tradition, Institution and Custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal.) Vol. 1. Nr. 4. December 1890. Contents: Marriage Customs of the Mordvins. — Hon. J. Abercromby. — Marriage among the Early Slavs. — Prof. M. Kowalewsky. — The Marriage Ceremonies of the Manchus. — J. H Stewart Lockhart. — The Story of „The Frog Prince." W. A. Couston. — Folk-Lore Congress 1891. — Notes and News. Correspondences. Miscella ea. Folk-Lore Bibliography. Index to Articles. — Index to Bibliography. — Title Page and Contents for Vol. 1. London. David Nutt, 270 Strand. Elliot Stock, 62, Pater noster Row.

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'histoire et de philologie. Direction M M. A. Marignan et M. Wilmotte. 3e Année. N. 10. Octobre 1890. Sommaire: Comptes rendus. Ottmann, Die reduplizierten Praeterita in den germanischen Sprachen (L. D.). — Kawczynski. Essai comparatif sur l'histoire des rhythmes (L. Parmentier). — v. Kronau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und V. (M. Prou) — Die Gesta Romanorum, hggb. von W. Dick (H. Logemann). — La Clef d'Amors, éd. Doutrepont (M. W.). — Chronique bibliographique. — Périodiques: Italie, Histoire et Archéologie (C. Frati). Suisse, Histoire et Archéologie (Buchi). — N. 11. Novembre 1890. Sommaire: Comptes rendus. v. Schack, Geschichte der Normannen in Sizilien (E. Bacha). — Wiese, Eine altlombardische Margarethenlegende (A. Doutrepont). Reginonis Chronicon. — Boedae historia ecclesiastica (L. F.) — An Eighth Century Latin Anglo-Saxon Glossary, éd. Hessels (H. Logemann) — Barbier de Monault. Traité d'iconographie chrétienne (A. M.). — Chronique bibliographique. Périodiques: Italie, Histoire et Archéologie (C. Frati).

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Première Livraison. Novembre 1890. Sommaire: 1. Philosophie, par M. Léonce Couture. 2. Ouvrages pour la Jeunesse, par M. E. — C. La Grette. 3. Comptes rendus: Belles-Lettres, Histoire, Bulletin, Chronique.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. S'adresser pour la Rédaction et les Abonnements au Directeur 19, rue le Verrier, Paris. 7e Année. Sommaire du N. 10. Décembre 1890. Lettre aux Electeurs A. Lange. — Midsummer Nights Dream: E. Malvoisin. — Mme. de Stael jugée par une Allemande: E. Veyssier. Une Lettre du Cosmopolite de Goldschmidt: R. G. d'Alviny. Boîte aux Lettres — Concours de 1890. Certificat d'Aptitude anglais. Questions sur l'Histoire de la Littérature anglaise. — Certificats d'Aptitude de l'aptitude de l'Enseignement primaire. Questions de Méthode. Concours de 1891. Bibliographie des Auteurs du Programme. Documents officiels. Nominations.

Revue des Traditions Populaires. 5. Année. Tome V. N. 11. 15. Nov. 1890. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4. La Médecine superstitieuse en Russie. A. L. Jarchy. — Le portrait de la Maîtresse. III. Version du Morvan. Julien Tiersot. — IV. Version de la Sarthe. Mme. Destriche. — Superstitions de Quilimane (Mozambique) Charles Hercourt. — Superstitions des civilisés II. P. Sébillot. — Moeurs et coutumes de mariage en Russie (suite). Léon Sichler. — Devinettes de la Basse-Bretagne. Pays de Vannes. P. M. Lavenot. — Les superstitions du canton de Games (chaine-et-Loire). L. Bonnemère. — Les Danseurs maudits. III. Légende du Poitou. L. Pineau. — Pensées sur les Traditions populaires extraites de divers auteurs. P. Sébillot. — Les calendriers des illettrés. V. Un calendrier du VI. siècle. VI. Calendrier horloge du XI. siècle. A. Certeux. — Pitre de Dood (Pierre la Mort) conte flamand. Alf. Harou. Le Lac des Fées-Saint-Blaise IV. R. B. Bibliographie. Périodiques et Journaux. Illustrations. Calendrier du VI. siècle.

Digitized by Google

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. IX. 4e Année (N. 44) Livraison de Novembre 1890. 1. La Vie sociale chez les sauvages. Andr. Lang. 2 Croyances et Superstitions des Lapons. Balthazar Becker. 3. Sonto Fueillo. Conte provençal. — Dr. Béranger-Féraud. 4. Folklore de la Belgique XI. Alfred Harou. 5. Proverbes Relatifs à la Mer. Dr. Stanislao Prato 6. Monstres et Géants VIII. — Les Géants de Nivelles. A. Desrousseaux. 7 Chansons populaires de la Picardie. H. Carnoy. 8. Chansons populaires de la Carniole VIII. A. Grün. 9. Contes populaires du Bocage Normand IV. Victor Brunet. 10. Bibliographie. (Ouvrage de M. Charles.) H. C. Mouvement Traditionniste.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 3e Jaargang 11e Aflevering. Inhoud: Volkshumor in Geestelijke Zaken, (Vervolg) door Aug Gittée. Onze Vlaamsche Componisten: Otte Liedjeszangers, door Pol de Mont. III. Vervolg. Vertelsels: 7. Van Boer Begemen, Boer Bladeren en Boer Vzer Boekbeoordeling: Van Phou Lee. — Jongensleven in China, uit het Engelsch vertaald door Dr. W. J. A De Witt Huberts. Vragen en Aanteekeningen. — 12e Afl. Inhoud: Zeden en Gebruiken. — Een aangename Tol (Aug. Gittée) Rijmdicht van eenen achttiendeeuwschen Kostschoolleerling over de Konst van 't Rekenen. Volksliederen; Liefde proef (Aug. Gittée). Boekbeoordelingen door Aug. Gittée: Jac Anspach. Begravingen binnen en buiten Nederland. Th Davidson — Folk-Lore. Jahrbuch für Geschichte, Sprache u. Litteratur Elsass-Lothringens. Walter Gregor — The Horse in Scottisch Folk-Lore. Duikalmanak voor 1891. The Handbook of Folklore. Vragen en Aanteekeningen. Sint Nicolaas. Volksvermaken in het Land van Ravestein, door A. Sassen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8° Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 2. Jaargang 1890. 11. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Volksgebruiken in de Kempen. Volksgerechtigheid 3 (12.) Het Ploegtrekken. 4 (13). Bellemerkt houden Joz. Cornelissen. — Rivieren, Putten, Fonteinen, Bronnen, Ondiepten, enz. IV. Geestelijke Legenden. Alf. Harou. Vertelsels. A. — Dieren sprookskes. Joz. Cornelissen. Een Woord over de Gilden. J. B. Vervliet. Boekbespreking. Fred. Ortoli: Les Conciles etc. J. B. Vervliet. Inhoud van Tijdschriften.

Harzer Monatshefte. Zeitschrift für die Kunde der Vergangenheit und die Interessen der Gegenwart im Harze. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen. Lfd. Nr. 15. Heft 12. Dezember 1890.

Der Kyffhäuser. Deutsch-nationale Rundschau. Salzburg-Berlin. IV. Jahrgang. Die Hefte vom Juli bis Dezember. Herausgeber: Dr. Heinrich von Schullern und Dr. Josef Sulter in Salzburg.

Lichtstrahlen. Blätter für volksverständliche Wissenschaft. N. 4. 1. Jahrgang, Dresden, Verlag von O. Harnisch 1860.

Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. Herausgegeben vom Vorstande. 3. Heft, Lübben 1887. (Eingesandt von Herrn Eugen Riedel).

Digitized by Google

Verlag von **H. Bechhold**, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon

der

Naturwissenschaften und Medizin

bearbeitet von

A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal

und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca **10 Lieferungen** à **80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrucke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:

Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften, **Rohstoffe, technische Erzeugnisse** und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklarung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berücksichtigt.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 5. HEFT.

LEIPZIG 1891.
DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene: III. Die Asen. Von O. Knoop — Rogasen 161

Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung. Von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 172

Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 182

Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik — Prag. 184

Volksüberlieferungen aus Österreich von Franz Branky — Wien . 185

Volkslieder aus Hinterpommern. Von A. Gadde-Gloddow. . . . 187

Findlinge zur Volkskunde. Mitgeteilt von Alex. Kaufmann — Wertheim 189

Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.

Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums von Dr. Christian Rogge, Progymnasial-Rektor. Schlawe 1890. Verlag von Fock, Leipzig. (Beilage zum achtzehnten Jahresberichte über das städtische Progymnasium zu Schlawe.) 192

Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Hamburg. Verlags-Anstalt u. Druckerei Aktien-Gesellschaft. (Vorm. J. F. Richter.) 1890. 192

Shakespeare's Einfluss auf Goethe in Leben und Dichtung von Dr. Bruno Wagner. 1. Teil. Halle a/S. Max Niemeyer 1891. 193

Bücherbesprechungen von Bruno Wagner.

Waifs and strays of Celtic tradition. Folk and hero tales. Collected, edited and transladet by the Rev. D. MacInnes. London. David Nutt. 1890. 497 Seiten. 193

Das Sprichwort bei Chaucer. Zugleich ein Beitrag zur vergleichenden Sprichwörterkunde von Willy Haeckel. Erlangen und Leipzig. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1890. 194

Magdalenchen. Eine Sage von Heisterbach. Erzählt von Carl Montanus. Bielefeld. 1891. 194

Ginevra. Ein erzählendes Gedicht von Adolf Volger. Altenburg. 195

Bücherbesprechungen von O. Knoop — Rogasen.

Dr. Georg Buschan. Germanen und Slaven, eine archäologisch-anthropologische Studie. Mit 1 Karte, 4 Tafeln und mehreren Abbildungen im Text. Münster 1890. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 195

Zur Bücherkunde 198

Digitized by Google

Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene:

III. Die Asen.

Von

O. KNOOP — ROGASEN.

Dass in geographischen Namen, besonders in alten Ortsnamen und Benennungen von Bergen, mythologisches Material steckt, welches der Mythologe und Sagenforscher zu benutzen hat, ist ein Satz, an dessen Wahrheit wir nicht zweifeln, und wir tadeln J. Grimm durchaus nicht, wenn er, der Schöpfer der deutschen Mythologie, geographische Namen aufs ausgiebigste zu verwerten sucht und aus ihrem mehr oder weniger häufigen Vorkommen in einer Gegend auf eine besondere Verehrung der betreffenden Gottheit in derselben geschlossen hat. Andererseits muss aber behauptet werden, dass die Verwertung solcher Namen etwas ausserordentlich Bedenkliches hat[1]), denn oft lässt sich die ursprüngliche Namensform bezw. erste Benennung, die allein für die Deutung massgebend sein kann, nicht feststellen oder das Alter lässt sich nicht bestimmen, und nur dann, wenn der Name in heidnische Zeit hinaufreicht, kann er mit einiger Gewissheit zu heidnischen Gottheiten in Beziehung gesetzt werden; oft wieder lasssen sich die Namen anders deuten und gehen nicht

[1]) Förstemann, Die deutschen Ortsnamen (Nordhausen 1863) S. 171 sagt: „Der Götter Spuren in Ortsnamen zu suchen, bin ich besonders ängstlich; es ist in diesem Punkte, wie man auch schon erkannt und erörtert hat, mehrfach zu viel geschehen. Zwischen den Götter- (oder Heroen-) und Ortsnamen steht nämlich oft ein ganz simpler prosaischer Menschenname in der Mitte, und da will es mir gewöhnlich verständiger erscheinen, dass wir uns an diesen zunächst halten, natürlich ohne eine weitere Beziehung dieses Personennamens auf die mythologische Sphäre abzuleugnen. Aus diesem Grunde lasse ich diesmal alle die schönen Spuren von Frikka, Wieland, Gibicho, Mimi u. s. w. auf sich beruhen. Ebenso erregen auch die Grundwörter der betreffenden Ortsnamen öfters bescheidene Zweifel; ist der letzte Teil ein -hans oder -dorf oder -weiler, so bin ich der mythologischen Welt gegenüber skeptischer als bei einem -berg oder -stein und dergl. Den ersten Grad der Wahrscheinlichkeit, dass eine unmittelbare Beziehung zur Mythologie anzunehmen ist, möchte ich den folgenden Namen zugestehen und also in ihnen die verhältnismässig sichersten dieser Errungenschaften anerkennen: Dispargum (5. Jahrh.), Eresloch (8.), Erisburg (8), Fosetisland (9.), Idisiaviso (1.), Thuneresberg (9.), Wodenesberg (10.). Ich weiss, dass diese geringe Anzahl manchem nicht gelegen ist, aber — ich kann nicht anders; man darf nicht ein Spiegelbild für den wirklichen Gegenstand nehmen.“ Und wir bezweifeln nicht, dass diesem und jenem Forscher nicht einmal die 7 Namen Deutungen von einer Gewissheit zulassen werden, die über allen Zweifel erhaben sind.

Digitized by Google

notwendig auf einen Götternamen zurück. Wenn Grimm all die Kompositionen, in denen der Name Wodan (Odhin) steckt, auf den Gott zurückführt, so hat er hier scheinbar recht; er muss aber Myth. S. 132 selbst zugestehen, dass einige wenige derselben zu bezweifeln oder anders auszulegen sind. Denn Wodan kommt, wenn gleich selten, auch als Eigenname vor. So sind auch die Donnersberge gewiss auf Donar zurückzuführen; wenn aber Grimm mit derselben Sicherheit aus Ortsnamen das Vorhandensein eines Gottes Phol nachzuweisen sucht, so müssen wir doch widersprechen. Diese unklarste und unsicherste aller germanischen Gottheiten ist nur durch den Merseburger Zauberspruch bezeugt; durch die von Grimm angeführten Ortsnamen soll ihr Dasein gestützt und gesichert werden. Mag auch, was ja möglich ist, keineswegs aber feststeht, der Name Phol richtig und echt sein, jene Namen lassen sich durchweg anders erklären, worauf schon Paulus Cassel in seiner Schrift „Paulus oder Phol" (S. 5) aufmerksam gemacht hat, nur dass „Pfuhl" allein nicht zur Deutung ausreicht, denn Pholenouwa, Pholinchofa erklären sich ohne Zwang durch volo d. i. Fohlen, Füllen, wie auch jetzt noch ein eingehegter Raum, in dem die Fohlen gehen, Fohlenkoppel genannt wird, und in einst slavischen Gegenden kommt noch slav. pole (Feld) hinzu. Grimm sieht ohne Recht in den mit ouwe, piunt u. a. zusammengesetzten Ortsnamen Auen und Räume, die einem göttlichen Wesen geheiligt waren. Pholespiunt aber hat mit einem Gotte Phol ebensowenig zu thun, wie Frawunpiunt mit einer Göttin Frouwa, und Pholesbrunno ist kein dem Phol geheiligter Brunnen gewesen. Wenn daher die Sammler der norddeutschen Sagen bei dem thüringischen Orte Phulsborn nach Erinnerungen an Phol gesucht haben, so haben sie sich vergebliche Mühe gemacht (Nordd. Sagen, S. 494). Dass in Namen wie Freckenhorst der Name eines göttlichen Wesens stecke, bezweifeln wir ebenso; Fricko ist alter Eigenname, und die Tradition deutet richtig, wenn sie den Namen des altwestfälischen Stiftes mit diesem Personennamen in Verbindung setzt (Grimm, Myth. S. 253). So ist auch der Frickacker bei Mühlhausen im Elsass richtig auf den Personennamen Frick zurückgeführt.

Wir halten dafür, dass bei der Benutzung von geographischen Namen, die sich auf solche alter, göttlicher Wesen zurückführen l a s s e n, die äusserste Vorsicht geboten ist; nur wenn wir sie notwendig darauf zurückführen m ü s s e n, hat der Mythologe das Recht, sie in seinem Interesse zu verwenden. Das aber wird nur in geringem Masse der Fall sein. Man verzichte daher lieber auf die Verwertung eines geographischen Namens, wenn derselbe — wie z. B. Fositesland — nicht ganz sicher ist, und mache nicht, dass die deutsche Mythologie, die zum guten Teil auf Mutmassungen aufgebaut ist, noch mehr Unsicherheit empfange.

Die beiden Forscher, welche man als eigentliche Nachfolger des grossen Grimm anzusehen beliebte, haben den Meister noch zu überbieten gesucht; sie sind auf dem Gebiete der Namendeutung so weit gegangen, dass es sich der Mühe verlohnt, ihre Art und Weise, Namen zu erklären und zu verwerten, einmal zu beleuchten und zurückzuweisen. Es zeigt sich hier gerade die ganze Schwäche K u h n - S c h w a r t z'scher Sagenforschung und Sagendeutung. Denn was soll man dazu sagen, wenn ein alter slavischer Name

Digitized by

wie Ferchau durch mhd. verch (Seele, Leben) erklärt und durch Seelenau übersetzt wird! Es ist dasselbe Wort wie Virchow, ein pommerscher Orts- und Personenname, an den zu denken gerade dem Herrn Direktor Dr. Schwartz nahe genug liegen musste, und wohl derselbe Stamm (poln. wierzch Gipfel, oberschlesisch na virchu oben) findet sich auch in manchen anderen Ortsnamen in Mecklenburg, Pommern, Posen. Wie verträgt es sich ferner mit der gerühmten deutschen Gründlichkeit der Herrn, wenn der Name des Bodekessels in den nordd. Sagen, S. 490 als ein Teufelspfuhl erklärt wird! Wurde der Name Kresool nach Analogie von Kretpfuhl gleich Krêtsool gesetzt, so durfte er doch nur als Kreispfuhl gedeutet werden, denn nd. krêt ist Kreis, nicht Teufel. Indessen hatte schon Otmar bemerkt, dass Kresool gelehrten Ursprungs sei, aber Kuhn hält das für unwahrscheinlich, nur weil er den Ort als eine heilige alte Stätte nachweisen will. Und doch ist es in der That so wie Otmar bemerkt hat: der Name lautet volkstümlich gar nicht Kresool, sondern Krîsel, d. i. Kreisel: das hat Herr Dr. Veckenstedt in der Juni-Nummer der Tradition zuerst erwiesen, und wie er mir kürzlich schrieb, hat er diesen Erweis auch bestätigt gefunden, da er im Herbst des vorigen Jahres in einem auch von seiner Seite plattdeutsch geführten Gespräch mit einem plattredenden Quedlinburger, in Gegenwart von zwei Herren und einer Dame auf der Rosstrappe selbst feststellen konnte, dass dort Kresool ein völlig unbekanntes Wort sei und man nur von „den Krîsel in den Kettel" etwas weiss. Was endlich gar über die Nobiskrüge [1]), Ovelgünnen [2]), Alkenkrüge [3]), Höllen, Jiggeljaggel [4]) u. a. geschrieben ist, das sind Fabeleien, die eine richtige Einsicht in die Entstehung und Entwickelung der Sage vermissen lassen.

Die norddeutschen und ebenso die westfälischen Sagen wimmeln von falschen Namendeutungen; sie alle aufzuführen, erscheint unmöglich. Nur diejenigen Zeugnisse wollen wir heute betrachten, die A. Kuhn für das einstige Vorhandensein der Asen in Norddeutschland beigebracht hat, denn gerade sie zeigen uns den wissenschaftlichen Unwert der Kuhnschen Deutungen aufs deutlichste.

„Wenige Stunden von Göttingen am Solling liegt der Ochsenberg, und auf demselben steht eine grosse Buche, die ist weit und breit unter dem Namen der Knüppelbuche bekannt. Dort hat einmal der Teufel einen treulosen Korporal wacker, wie er es verdiente, durchgeprügelt. Derselbe hatte einem Mädchen die Ehe versprochen und sich verschworen, wenn er nicht die Treue hielte, so solle ihn der Teufel in seiner slêp nach der

[1]) Die allein richtige Deutung der Nobiskrüge gibt Dr. Veckenstedt, Zeitschr. I, S. 14 f.

[2]) Die volkstümliche Deutung von Ovelgünne als „der übel gönnenden" (vgl. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, II. S. 244) hat zu den Sagen Veranlassung gegeben. Indessen ist das Wort Kompositum, und der erste Teil desselben ist hovel. ovel = Hügel, Haufen; steinobel bezeichnet in einer pommerschen Urkunde einen Steinhaufen, Hünengrab, und Steinhöfel und Gönne sind Namen pommerscher Dörfer. Vgl. Schiller-Lübben, mnd. Wb., Bd. III, S. 248.

[3]) Der Alkenkrug ist benannt von Aleke d. i. Adelheid im demin., nicht von den Zwergen, den Âlken d. i. Alten.

[4]) Jiggeljaggel kann nur ein von „jagen" gebildetes volkstümliches Wort sein wie in den Sagen von Bartsch I, S. 10 jickel-jackel; ähnlich wrickel-wrackel, bimmel-bammel u. a.

Digitized by Google

Knüppelbuche auf dem Ochsenberg werfen und ihn dort auf jede telge führen; nachher aber hat er doch sein Wort nicht gehalten und eine andere geheiratet."

„Das Dorf Ochsenfeld — es liegt in der Nähe des Ochsenberges — hat früher Schönfeld geheissen; da ist aber einmal der Landesherr durch dasselbe gekommen, und wie er so hindurchfuhr, haben die Bauern alle dagestanden, ihn angestarrt und ihre Hüte auf dem Kopfe behalten. Da hat er denn gefragt, wie das Dorf heisse, und sie haben ihm geantwortet: Schönfeld. Nun, hat er gesagt, so soll es denn, da die Leute hier so grob sind, fortan Ochsenfeld heissen."

Die beiden Erzählungen sind mitgeteilt in den nordd. Sagen, S. 234 f. Man wird sich verwundert fragen, wie die Herausgeber denn hier zu den Asen kommen, denn was die Schönfelder thun, ist gar nicht asenhaft, und auch in der ersten Erzählung wird man nichts Mythologisches entdecken können; es ist eine der moralisierenden Teufelssagen, deren es viele gibt. Die Bemerkung Kuhns S. 498 gibt uns aber folgenden Aufschluss: „Die Namen Ochsenberg und Ochsenfeld lauten plattdeutsch Ossenberg (so?) und Ossenfeld, und der erste Teil dieser Komposita scheint durch Verkürzung aus ôs = altn. âs hervorgegangen. Daher rührt auch offenbar die Doppelnamigkeit Schönfelds. Zusammensetzungen von Ortsnamen mit ochsen und ôsen finden sich mehrfach [1]) und oft knüpfen sich gerade Sagen an solche, man vgl. den Ossenberg in der Altmark und die Sage bei Grimm, D. S. Nr. 112, sowie den oldenburgischen Osenberg mit den Sagen bei Grimm, D. S. Nr. 43, 541, endlich die Ossensteine mit der Sage in den Märk. S. Nr. 20."

Weiter wird S. 473 über die Doppelnamigkeit einiger Ortschaften noch bemerkt: „Solcher Sagen von Ortschaften mit älteren Namen finden sich noch Wolf u. s. w. Godendorf mahnt an Frau Gode, wie Ossenfeld an die Asen, so dass in der doppelten Bezeichnung vielleicht noch der alte Unterschied zwischen der Sprache der Götter und Menschen [2]) durchbricht."

Wir führen hier erst die Erzählung von Godendorf an:

„Das Dorf Godendorf bei Lychen hat früher Kuttöverntun geheissen. Einst aber kam der Landesherzog an das Dorf gefahren, und da das Heck geschlossen war, sprang ein Mädchen vor, um dasselbe zu öffnen. Der Herzog fragt, wie das Dorf heisse, und das Mädchen, welches sich schämt, den anstössigen Namen auszusprechen, erwidert zweimal: Gôd Dörp. So soll es auch Gôddörp heissen, antwortete der Herzog, und dabei blieb es."

---

[1]) Z. B. liegt ein Ossendorf bei Warburg (Westfalen).

[2]) Die Annahme von einem Unterschiede zwischen der Sprache der Götter und der Menschen beruht ausser auf Homer auf einem eddischen Gedichte, dem Alwismal, das Simrock als eine schwache Nachahmung von Wafthrudnismal bezeichnet, s. Grimm, Myth. S. 308 ff. und Simrocks Bemerkungen zu dem Liede. Indessen ergibt sich leicht, dass die ganze Göttersprache des Alwisliedes, wie auch die der Wanen, Zwerge u. s. w. nur Erfindung des Dichters ist; im wirklichen Glauben des Volkes hat eine Göttersprache, auch wenn ihr nur einzelne von den menschlichen verschiedene Ausdrücke angehören, keinen Platz. Die Götter reden ganz die Sprache des Volkes, wie denn noch jetzt dem polnischen Landmann der Herr Jesus ein Pole, die Mutter Maria eine Polin ist.

Wer diese Erzählungen mit den sonderbaren Mutmassungen Kuhns liest, wird sich eines Lächelns nicht erwehren können. Der Name von Ochsenfeld hat früher Schönfeld gelautet, der von Godendorf Kuttöverntun. Diese älteren Namen hätten also der Göttersprache angehört, und da wird man sich wundern müssen über die erstaunlich zotige Sprache, welche die Kuhnschen Götter führen; das einfache Dorfmädchen schämt sich, den verrückten Namen auszusprechen. Wir wissen nicht, ob die beiden Namen urkundlich belegt sind, das aber wissen wir, dass der Name Kuttöverntun der derben Bauernsprache, also auch einer menschlichen, angehört, und sollte dies Wort, was wir bezweifeln, wirklich als Ortsname vorhanden gewesen sein, so ist es kein Wunder, wenn die Bewohner ihn — wie die braven Meseritzer den ihrer Stadt — loszuwerden wünschten. Und bei Ochsenfeld hätte, wenn Kuhns Ableitung von den Asen richtig wäre, die Bemerkung von dem Unterschied der Götter- und Menschensprache nur einen Sinn, wenn Ochsenfeld, d. i. Asenfeld, der ältere Name wäre. Man sieht aber leicht, dass es dem Herausgeber der norddeutschen Sagen nur darauf ankam, durch die Zurückleitung der Namen Ochsenberg und Ochsenfeld auf die Asen für den Berg und den benachbarten Ort eine besondere Heiligkeit in Anspruch zu nehmen, wie denn dies Bestreben des Herausgebers die ganzen norddeutschen und westfälischen Sagen beherrscht.

Wer die angeführten Namen und Erzählungen unbefangen betrachtet, der wird darin nichts weiter zu erblicken vermögen, als freundnachbarliche Sticheleien, wie sie unter unserer ländlichen Bevölkerung noch heutzutage gang und gäbe sind. Für Pommern habe ich eine solche Sammlung von Scherzen, Neckereien, Anekdoten über Städte, Dörfer und ihre Bewohner zusammengestellt, die voraussichtlich im nächsten Jahrgange der Baltischen Studien zum Abdruck gelangen wird. Das Anekdotenhafte tritt in den beiden Erzählungen deutlich genug hervor; der Name von Ochsenfeld forderte den Spott der Nachbarn heraus, und das ergibt sich auch daraus, dass die Anekdote nicht aus dem Dorfe selbst berichtet wird, sondern aus der Umgegend; die Ochsenfelder werden sich hüten, eine solche Dummheit von sich oder ihren Vorfahren zu erzählen. Und hat der Name einst wirklich Schönfeld gelautet, was ja möglich ist, so hat der Namenswechsel erst in einer späteren Zeit stattgefunden, wo man von den Asen keine Kenntnis mehr haben konnte; das Dorf und so auch der Berg haben dann ihren Namen von wirklichen Ochsen, die dort vielleicht einst ihre Weideplätze hatten. Und mit der Deutung von Godendorf hat die Volksetymologie wieder einmal gegen Kuhn recht, eine Beziehung zur Frau Gode — in Godendorf selbst Fru Wâs, Fru Wâsen — ist nicht vorhanden. Es wäre auch höchst wunderbar, wenn die christlichen Kolonisten etwa, die den Namen gaben, den Namen einer Göttin — oder meinetwegen Wodans — herangezogen hätten; da wäre in der That der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben.

Die Deutung aber des der vermeintlichen Göttersprache angehörigen Namens Kuttöverntun, der vielmehr einem ländlichen Witzbold — Tonnewurzer nennt man solche Leute in Hinterpommern — sein Dasein verdankt, liegt auf der Hand: er enthält einen Spott über den niedrigen Dorf-

Digitized by Google

zaun oder das Heck.[1]) Zur Angabe einer gewissen Höhe wird der erste Teil des Kompositums auch sonst gebraucht (vgl. meine hinterpommerschen Sagen, S. 176).

Dass wir es bei derartiger Doppelnamigkeit oft nur mit Volkswitz zu thun haben, zeigt auch die folgende, in den westfäl. Sagen Nr. 260 mitgeteilte Erzählung: „Im Lippeschen liegt ein kleiner Ort, der heisst Bösingfeld. Derselbe hat früher Schönfeld geheissen und war damals noch einmal so gross als jetzt. In einem Kriege aber wurde er ganz verwüstet und erhielt infolgedessen von dem feindlichen General den Namen Bösenfeld, woraus dann Bösingfeld geworden ist."

Kuhn findet es auffallend, dass sich an die mit Ochsen zusammengesetzten Namen Sagen knüpfen. Warum denn nicht? Auch an andere mit Tiernamen zusammengesetzte geographische Namen knüpfen sich Sagen, warum also hätte man nicht auch den Ochsen diese Ehre anthun sollen.[2])

Erwähnen will ich hier noch, dass sich zwischen dem Städtchen Ritschenwalde und dem grossen Dorfe Polajewo (Kr. Obornik, Provinz Posen) ebenfalls ein Ochsenberg befindet. Von demselben erzählt man, an einem Abend sei ein Mann dort vorbeigegangen, der habe einen Reiter gesehen, welcher auf einem Ochsen ritt und seinen abgehauenen Kopf unter dem Arme trug. Der kopflose Reiter wird sonst wohl auf Wodan gedeutet — richtiger doch wohl der wilde Jäger — und dass er hier auf einem Ochsen reitet, erklärt sich aus seinem Erscheinen am Ochsenberge. Wer wollte diesen Ochsenberg aber, der in einer früher ganz polnischen Gegend liegt, trotzdem sich eine Sage an ihn knüpft, auf die Asen deuten?

Wie aus dem Ochsenberg ein Götterberg, so sind aus den Ossensteinen Göttersteine gemacht worden.

Nach den märk. Sagen Nr. 20 liegt bei Ehra, nicht weit von der märkischen Grenze eine grosse Anzahl von Steinen. Ein Bauer, so heisst es, fuhr eines Sonntags nach einer benachbarten Mühle; er hatte sechs

[1]) Dr. Veckenstedt schreibt mir, dass er in dem Kuttöverntun nichts anderes sehe, da der erste Teil des Wortes aus der Kuhnschen Göttersprache, wie das französiche cotte und das deutsche Unterrock beweise, mit der Bedeutung „Mädchen" gleichgesetzt würde, als einen beissend spottenden Witz über die Niedrigkeit der Hürde, welche selbst ein Mädchen leicht überspringen könne; es wäre eine deutsche schwankhafte Bauernsage, entstanden aus den Wolfshürden, welche früher auch in Deutschland jedes Dorf oder jedes Gehöft umgeben hätten, wie er entsprechendes in Lithauen bezw. Russland gesehen habe. Nach seiner Ansicht entspreche diese deutsche schwankhafte Bauernsage der römischen Romulus- und Remussage, nur sei dieselbe durch Verwendung der Frau mit höhnischem Ausdruck gekennzeichnet, besonders wirkungsreich. Erst als die Grundvorstellungen nicht mehr recht verstanden seien, hätte sich die Sage, vorausgesetzt, dass Kuhn nicht Verwirrung in dieselbe hineingetragen, durch falsches Hören oder späteres falsches Aufzeichnen, in der Weise gewandelt, dass nun der Anstoss des Mädchens an dem Ausdruck bedeutsam hervortrete.

[2]) Die Bildung geographischer Namen durch Ableitung von Tiernamen oder durch Zusammensetzung liegt so nahe und ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern so in Gebrauch gewesen, dass es bedenklich erscheint, hier einen Zusammenhang mit Gottheiten anzunehmen, denen jene Tiere etwa heilig waren. Der bekannte slavische Forscher Schafarik hat entschieden recht, allerdings in einem bestimmten Falle, wenn er sagt: „Das Wort Tur bedeutet bei den Slaven nicht bloss Stier (taurus), sondern auch den Gott des Krieges: ohne Zweifel entstanden von jenem die Namen der Landschaften, Städte, Berge und Thäler wie Turec, Turopole (d. i. Ochsenfeld) u. a." Mit der sogenannten Heiligkeit der Tiere ist von den Forschern viel Unfug getrieben worden.

Digitized by

Ochsen vor seinen Wagen gespannt, aber da er schwer geladen hatte, wollten die Tiere nicht gehorchen. Da stiess er einen verwünschenden Fluch aus, und kaum hatte er gesprochen, da waren auch Ochsen und Wagen in mächtige Steinblöcke verwandelt. Dazu wird in den nordd. Sagen S. 498 bemerkt, dass die der Sage nach in Stein verwandelten zwei Ochsen (die Sage berichtet von sechs) offenbar ein Stein waren, der gespalten ist; es sei daher zu vermuten, dass er vom Blitz getroffen und so seinen Namen Osen- oder Götterstein erhielt; erst aus diesem Namen scheine die Sage entsprungen. Das ist unrichtig. Die märkischen Sagen reden von verwandelten Steinen, den Namen Ossensteine kennen sie gar nicht, und es ist daher zu vermuten, dass derselbe überhaupt nicht volkstümlich war. Aber auch wenn er volkstümlich ist, liegt kein Grund vor, ihn auf die Asen zurückzuführen; wäre der Stein wirklich vom Blitz gespalten worden, so würde man ihn schwerlich Götterstein genannt haben, eher Blitzstein. Ferner ist zu bemerken, dass die in der norddeutschen Tiefebene sich zahlreich vorfindenden Wanderblöcke vom Volk gewöhnlich als hohe, grosse, breite, spitze Steine bezeichnet oder mit ähnlichen Namen genannt werden; andere Bezeichnungen finden sich seltener, und wo sie vorhanden sind, verdanken sie ihr Dasein erst einer Sage, die sich an den Stein geknüpft hat. Die Sage, und mag sie noch so weit ausgesponnen sein, ist früher dagewesen, wenigstens in ihrer einfachen Form, und sie ist hervorgegangen aus der Beachtung der Grösse oder aus der Bemerkung gewisser Eindrücke, Zeichen und Streifen an dem Stein oder dem Vorhandensein einer gewissen Ähnlichkeit mit anderen Dingen. Ein grosser Stein, der auffallende Eindrücke und Streifen zeigt, ist vom Teufel oder von Riesen geworfen und wird deshalb Teufels- oder Riesenstein genannt, oft aber auch nicht einmal vom Volk, sondern von dem Sagensammler, der die Sage entdeckte. Steine, die mit einer menschlichen Figur Ähnlichkeit haben, dachte man sich als Menschen, welche wegen eines Vergehens in Stein verwandelt waren, und dann erst bildete das Volk sich Namen wie Prachersteine, Brautsteine u. a.; diese Namen sind aber oft sehr jung (z. B. die Prachersteine), und viele sind auch hier erst von den Sammlern gebildet, wie z. B. der Fuhrmannsstein in meinen Sagen erst von dem Berichterstatter gemacht ist.[1])

Freilich gibt es auch alte Namen. So liegt bei der rügischen Halbinsel Mönchgut, etwa 1000 Schritt vom Strande entfernt, ein gewaltiger Geschiebeblock, der schon in früheren Zeiten Gegenstand der Verwunderung und Verehrung gewesen sein muss, denn er heisst Buskam, Buhskam, Bugskam d. h. Gottesstein (poln. bóg Gott, kamień Stein). Ob es viele solcher Namen gibt? Sicherlich aber verdanken die Ochsensteine, wenn sie überhaupt so genannt werden, ihren Ursprung der Sage, diese dem Aussehen der Steine, denn von weitem gesehen mag die Steingruppe einige Ähnlich-

[1]) Derselbe Herr, der in Westpreussen sehr fleissig Sagen gesammelt hat, hat eine ganze Reihe solcher Namen gebildet, wie Stallstein, Reiterstein, Kettenstein u. a., gebraucht aber diese Bezeichnungen nur in den Überschriften. Dahin gehörten auch Kuhns Ossensteine. Auffallend ist der von Treichel berichtete volkstümliche Name „Katharina" für einen Stein, der an der Chaussee von Neukischau nach Berent steht und ein verwünschtes Frauenzimmer sein soll.

Digitized by Google

keit mit einem Ochsengespann haben. Die Volksphantasie nimmt es mit der Wirklichkeit nicht so genau. Die Ochsensteine sind also für die mythologische Wissenschaft nicht zu verwerten.

In den nordd. Sagen, S. 275 wird von dem Hellhaus bei Osterholz erzählt, dass einmal der Helljäger darüber fortgezogen sei und dass einer seiner kleinen Hunde hineingelaufen sei und sich nicht wieder habe fortbringen lassen. Kuhn fragt: „Ist der Name des Ortes Osterholz der ursprüngliche oder lautete er vielleicht ehemals Osenholt?“ Also wieder ein Asenholz, ein den Asen geweihter, heiliger Wald. Offenbar aber könnte nur das Hellhaus die Futterstelle, der heilige Ort des wilden Jägers sein, nicht das ganze Dorf, bei welchem das Hellhaus liegt. Dies selbst wieder als einen heiligen Ort zu bezeichnen ist unmöglich, denn erstens ist das Haus wohl kaum so alt, ferner ist nicht jedes Haus und jeder Ort, wo der wilde Jäger erscheint oder einen Köter zurücklässt, als ein heiliger zu betrachten, wie deutsche Sagen vom wilden Jäger in der Provinz Posen und in früher slavischen Gegenden beweisen, und endlich hat der Name Hellhaus mit heilig nichts zu thun, sondern hängt vielleicht mit hellen (abschüssig sein), helle (Abhang) zusammen, welch letzteres Wort das Volk und die ihm diesmal mit Unrecht folgenden Mythologen aus der Stadt mit der Hölle identifiziert haben, um zu allerhand wunderlichen Resultaten zu gelangen. Übrigens erledigt sich die Kuhnsche unvorsichtige Frage einfach durch den Hinweis auf einen Ortsnamen wie Westenholz (Kirchdorf im Kreise Paderborn) neben Westerholt (Oldenburg) u. a.

In den westfäl. Sagen ist Kuhn auf weitere Suche nach den Asen gegangen. Auf S. 306 wird aus Stöbers elsässischen Sagen (Nr. 35) der Name Ochsenfeld als Bezeichnung eines Feldes angeführt. Auf demselben befindet sich der Bibelstein, wo Kaiser Friedrich weilen soll, und Kuhn meint deshalb, der Name Ochsenfeld, wohl aus Osenfeld entstellt, werde auch hier auf die alte Heiligkeit der Stätte weisen. Wir brauchen hier blos zu fragen: „Gehörte denn das Elsass zum niederdeutschen Sprachgebiet?“ Als ein heiliger Ort wird auch der Ossenkamp angesehen, welcher in dem Grunde unterhalb des Dilsgrabens liegt. Zum Dilsgraben, einem kreisförmigen Teiche zwischen den Dörfern Harig und Dahlum bei Bockenem, ziehen am ersten Osterfeiertage die Leute von Bockenem und Umgegend, und zwar kochen sich dann auf dem Ossenkamp die Vornehmeren ihren Kaffee. Wegen dieser Sitte, deren Ursprung nicht bekannt zu sein scheint, aber vielleicht in einer historischen Thatsache ihren Ursprung hat, wie viele solcher Zusammenkünfte, wird aus dem Ossenkamp, auf dem wohl einst vierbeinige Ochsen gehütet wurden, ein Götterkamp gemacht.

Ferner wird westfäl. Sagen, S. 380 erzählt, dass bei Lüdhorst, nördlich von Dassel, auf der Höhe drei kleine Pfühle liegen, von denen der eine der Ossfëmpaul heisst. Dazu wird bemerkt: „Der Name klingt seltsam und scheint an Asaheim anzuklingen, da niederd. ôs = âs; aber eben so wohl darf man auch an alts. ôdashêm denken, das im Heliand als Bezeichnung des Himmels vorkommt.“ An ôdashêm zu denken, ist sprachlich unmöglich. Und was soll man sich unter einem Götterheimpfuhl denken? Etwa einen Pfuhl, in dem oder bei dem die Götter ihr Heim hatten? Wie die Sprache, so also auch der Wohnsitz der Kuhnschen Götter. Und

Digitized by Google

wunderbar ist es: während von den beiden andern Teichen Sagen erzählt werden, geht der mythologische Pfuhl, der Götterheimpfuhl, leer aus, und es ist nichts, was für eine besondere Heiligkeit oder Furchtbarkeit des Ortes spräche. Eine Deutung der Form Ossiempaul erscheint schwer möglich; Herr Dr. W. H. Mielck in Hamburg und Herr Rektor Jellinghaus in Segeberg, zwei tüchtige Kenner der plattdeutschen Dialekte, konnten keine geben. Es ist doch aber wohl zweifellos, dass Ossiempaul gleich Ossenpaul[1]) ist oder Ossempaul; das eingeschobene (betonte?) i dürfte dialektische Eigentümlichkeit sein.

Sogar Muspelheim ist entdeckt worden. Bei Resse, Amts Neustadt am Rubenberge, liegt ein See, der heisst Muschwillensee. Er liegt in einem Moor und ist ein Wasserloch von der Grösse eines Bauernhauses, aber von unergrundlicher Tiefe; in demselben quillt das Wasser unaufhörlich auf und nieder, als koche und siede es fortwährend. Lässt sich nun auch nicht leugnen, dass solche Wasserlöcher etwas Wunderbares oder Grauenhaftes an sich haben, weshalb sie mit allerlei Sagen ausgeschmückt sind, und besonders gern verlegt ja die Volksphantasie den Eingang zur (christlichen) Hölle, die sich eben unter der Erde befinden soll, an solche Örter, so ist doch die Deutung des Namens als Muspelheimsee unannehmbar. Die richtige Deutung ergibt die Volkssprache, die aber der gelehrte Sagensammler nicht kannte. Herr M. v. Estorff-Teyendorf hat das Verdienst, dieselbe gefunden zu haben. Er schreibt mir darüber: „Muschwille zerfällt auf den ersten Blick in die Bestandteile Musch und Wille. Da nun Herr Prof. Kuhn aus Neustadt am Rübenberge, einer plattdeutschen Geest, berichtet, so muss bei der Deutung des Wortes auf die dortige plattdeutsche Volkssprache zurückgegangen werden. Es bezeichnet aber Musch oder Muschade einmal die Stellaria media, zweitens die Myristica moschata, und das stimmt zu dem eigentümlichen Geruch der Nymphaea lutea, der gelben Teichrose, die ich ausschliesslich Muschwille oder Muschwillken habe nennen hören. Der Geruch erlaubt jedoch auch, Musch als nur dialektisch verschieden von Maesch oder Moesch[2]) anzusehen, was den Waldmeister, Asperula odorata, bezeichnet. Somit dürfte Musch in dem Kompositum Muschwille soviel wie odoratus oder moschatus bedeuten. Wille, dem. Willke, Willge ist die Weide (salix)[3]), und vielleicht rührt die Bezeichnung der gelben Teichrose als Muschwille von einer Vergleichung der geschmeidigen, rötlich-grünen Stengel der Blätter und Blüten mit den durch die gleiche Eigenschaft ausgezeichneten Weidenruten her; es wäre also Muschwille zunächst virga odorata, dann übertragen Nymphaea lutea.

Einem jeden, der für die Natur einen offenen Blick hat, muss es auffallen, dass die weisse Seerose, Nymphaea alba, in Bezug auf ihren Standort viel wählerischer ist als Nymphaea lutea. In kleineren Teichen ist

[1]) Ähnlich ist der Name Bullenmeer als Bezeichnung stehender Gewässer im Oldenburgischen. In Pommern gibt es einen Schweinpfuhl und einen Schweinesoll. Ähnliche Namen für Teiche und Pfühle dürften sich in grosser Anzahl vorfinden.

[2]) Schiller-Lübben, mnd. Wb. III, S. 124: möseke Waldmeister; S. 139: museke = millelotum.

[3]) Wilge, Wilg Weide, s. J. ten Doornkaat Koolman, Wb. der ostfries. Sprache III, S. 551.

Digitized by Google

erstere viel seltener anzutreffen, während der gelben Teichrose jede Pfütze recht erscheint, und das stimmt auch zu Kuhns Bericht, dass der Muschwillenteich nur eine ganz geringe Ausdehnung hat."

So entpuppt sich also der Muspelheimsee als ein gewöhnlicher Teich, der von den darin wachsenden gelben Teichrosen seinen Namen empfangen hat.

Zu schnurrig, als dass wir sie hier übergehen könnten, ist die Auffindung des Asen Tyr. Auf S. 482 der nordd. Sagen wird die Vermutung ausgesprochen, dass der grosse und kleine Dêvesstieg (richtig hätte müssen Dêwesstieg geschrieben werden), zwei schmale Thäler, die sich zu dem Frau Harkenberge bei Camern hinaufziehen, in Beziehung zu dem Kriegsgott Zio (also Tyr) ständen; sie werden gedeutet als Tivesstieg, Weg des Zio, der deshalb als Vater der Frau Harke anzusehen sein soll. Sagen haben die Sammler, so wird bemerkt, keine gefunden; hätten sie aber eine gefunden, so würde ihnen dieselbe, das wissen wir, die auch ohne Sage auf der Hand liegende Deutung gegeben haben. Auch bei Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 20, findet sich ein Dêfschtîj, der aber diesmal richtig als ein Diebssteig erklärt wird, und auch in der Gegend von Schivelbein in Hinterpommern, in dessen Nähe früher die pommersch-märkische Grenze war, kann ich einen Diebssteig nachweisen, der seinen Namen daher hat, dass er von Dieben und Schmugglern benutzt wurde, die auf ihm dem Zollamte aus dem Wege gingen. So habe ich in Pommern verborgene Wege, Schleichwege, auch sonst als Diebssteige bezeichnen hören, und hier wird doch kein Mensch an den alten Zio denken wollen; als die deutschen Einwanderer nach Pommern kamen, hatten sie ihren Zio längst vergessen. In den westfäl. Sagen (Nr. 92) wird eine deiveskule genannt: In alter Zeit haben sich bei Koesfeld in einem alten verfallenen Gemäuer vor der Stadt, wo man noch jetzt die deiveskule zeigt, drei Schmiede aufgehalten, die gar starke und gewaltige Leute gewesen sind und den Bauern nicht allein Pflugeisen und anderes Eisenwerk gestohlen, sondern es ihnen auch in offenem Raub abgenommen haben. Diese Diebskuhle mit Zio in Verbindung zu bringen, schien doch zu gewagt.

So weit die Zeugnisse für die Asen. Aber sind wir denn überhaupt berechtigt, in Deutschland nach dem Namen der Götter zu suchen, die in der nordischen Mythologie als Asen bezeichnet werden? Gehört nicht vielmehr dieser Name blos dem Norden und der Edda an? Freilich nach dem Zeugnis des Jornandes (bei Grimm, Myth., S. 23) ist anses (also got. anzeis) der Name für semidei, aber wir haben kein Zeugnis dafür, dass der Name (ensi) im Althochdeutschen gebraucht wäre; nur ein angelsächsisches Gedicht redet von dem êsa gescot (iaculum divorum). Allerdings sagt Grimm (S. 22), dass dieser Name auch in Hochdeutschland und Sachsen früher allgemein gewesen sein muss, allein er vermag auch keinen andern Beweis als die Eigennamen Anshelm, Anshilt u. a. beizubringen, die dem Sinne nach den Namen Cotahelm, Cotahilt entsprechen. Also schon in althochdeutscher Zeit ist das Wort ans, nd. ôs für Gott völlig ausgestorben (ôdas hêm im Heliand, V. 3143 hat nichts damit zu thun), konnte also bei Namenbildungen, die deutlich das Gepräge späterer Zeit an sich tragen, nicht verwendet werden.

Digitized by Google

Gleichwohl wird das Vorhandensein des Wortes in einigen alten Namen nicht bezweifelt werden dürfen. Das got. ans bedeutet bei Ulfilas (Luk. 6, 41. 42) einen Balken, der auch altnord. âs heisst, und dies Wort bezeichnet auch einen Bergrücken (dänisch biergaas). Diese Bedeutung hat das Wort auch in Süd- und Norddeutschland gehabt, und es erklären sich daraus die Namen mancher Berge, die von Kuhn und anderen zu Götterbergen gemacht sind; so der Asberg, wo der wilde Jäger seinen Aufenthalt haben soll, der Aasrücken, auf dem das Eierklauben zu Ostern stattfindet (westfäl. Sagen, S. 335), der Osenberg im Oldenburgischen, an den sich Zwergsagen knüpfen, der Osning bei Osnabrück und bei Aachen, vielleicht auch der Esel im Voigtlande[1]) u. a. Dass aber diese Berge und Waldgebirge den Göttern, Asen, heilig gewesen seien, geht aus dem Namen allein durchaus nicht hervor (vgl. Grimm Myth. S. 106). Der in den nordd. Sagen, S. 499 angeführte Mossberg im Solling (im Atlas von Sohr-Berghaus steht Moosberg), den der Hackelberg für sich behalten will, ist kein Asberg, viel weniger noch ein Asenberg, wozu ihn Kuhn gemacht hat, wenn auch der wilde Jäger dort herumspukt, der eben als Odhin schwer zu halten sein wird. Das Ausgehen aber der Kuhnschen Asen von den weidenden Ochsen unserer Fluren, Berge und Tümpel, dürfte in der Forschung ihresgleichen nicht haben, noch weniger die begeisterte Anerkennung von Seiten einiger Anhänger — solcher Hirngespinnste.

---

[1]) So vermutet Joh. Köhler, Volksbrauch, Aberglaube u. s. w. im Voigtlande (Leipzig 1867) S. 70. Doch war das Voigtland einst slavisch, also der Esel kein dem Odhin heiliger Platz, wenn auch Haselstaude und Esel diesem Gotte heilig waren.

Die mythischen Könige der arischen Volkshelden-sage und Dichtung.

Von

EDM. VECKENSTEDT—HALLE A/S.

Schluss.

Waren ursprünglich die mythischen Könige der Germanen auserschen, an dieser Stelle behandelt zu werden, so sehe ich mich jetzt veranlasst, von dieser Absicht hier abzustehen, weil es mir besser erscheint, dass dieselben im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift eine gesonderte Behandlung erfahren, damit nicht der Vorwurf laut werde, dass der für uns Deutsche wie für die Wissenschaft so wichtige Stoff nicht in einer Ausführlichkeit behandelt ist, welche ich den germanischen Kosmogonien nach meiner Ansicht hatte angedeihen lassen, um von befreundeter Seite zu erfahren, dass grössere Ausführlichkeit dort erwünscht gewesen wäre.

Somit eilen wir zum Schluss dieser Abhandlung. Derselbe kann nun aber nur die Aufgabe haben, aus der Zusammenstellung und damit Zusammenfassung der Einzelzüge der mythischen Könige der Arier, soweit sie von uns behandelt sind, die tiefere Erschliessung ihres Wesens zu versuchen nach Zurückführung der Sagen und Mythen auf die Grundvorstellungen, aus denen sie erwachsen sind. Hat sich uns bei der früheren Behandlung der Sagen und Mythen die Gewissheit ergeben, dass diejenigen den Urvorstellungen am nächsten stehen, welche nicht in das Gewand der Dichtung gehüllt sind, so ist damit auch die Thatsache nicht zu bezweifeln, dass die wichtigsten Aufschlüsse über das Wesen der mythischen Könige der einfachen Volkssage zu entnehmen sind. Freilich ist mit Anerkennung dieses Satzes nicht auch zugleich der Beweis geliefert, dass eben die Volkshelden-sage urarischem Quell entspringt, wohl aber werden wir berechtigt sein anzunehmen, dass entsprechende Anschauungen der nahe unter einander verwandten Völker entsprechende Gestaltung gesucht und gefunden.

Hat sich der Fortschritt vom Natur- zum Kulturleben im Dasein der Völker vollzogen nach den Bedingungen der Landschaft, welche sie bewohnen, der Völker, zu denen sie in Beziehung getreten sind, der Art und Weise ihres Fühlens und Denkens, so ergibt sich uns damit die Ordnung der zu behandelnden Sagen und Mythen: demnach werden wir mit den Naturmythen zu beginnen haben, um zu den Kultursagen fortzuschreiten.

Digitized by Google

Es ist nun aber zunächst zu bemerken, dass der Erde als der Feste unmittelbare Sagen und Mythen in Bezug auf die mythischen Könige nicht eigentlich entstammen, und das ist ja auch natürlich, da die Entstehung der Erde in den Kosmogonien der verschiedenen Völker ihre mythische Behandlung erfahren hat, der König aber nur als Beherrscher des Geländes, in welchem sein Volk weilt, aufzutreten pflegt; diese Landschaft aber wohnlich zu machen ist nun allerdings Aufgabe des König: das aber muss zu Kultursagen führen, wie geschehen, welche wir aber erst später zu behandeln haben.

Wir wenden uns zum Wasser.

Es ward uns von dem Wendenkönig berichtet, dass er auf dem Wasser seinen Gegner bekämpft, sowie dass derselbe auf einem roten Kahn das wildaufwogende Gewässer, welches sein Schloss umflutet, zu befahren pflegte, dass er die empörten Wogen mit einem roten Stab so zerteilte, dass er auf ruhiger Wasserstrasse dahinfahrend das Ufer sicher zu erreichen pflegte, wo er dann den roten Stab in einen Raben verwandelte, sowie dass er selbst die Gestalt eines Karpfens angenommen hat, um dem drohenden Verderben zu entgehen: nicht minder aber auch von dem König der Žamaiten, dass sein Vater ein Fischer gewesen ist, sowie dass drei gewaltige Fische in den Wogen, welche sein Schloss umfluteten, ihn vor der Annäherung der Menschen beschützten.

Nach der bisher vielfach geübten Art der Forschung würde es nahe liegen, den roten Stab als den Blitz zu deuten, den Nachen als die Wolke, die Wasserflut allerdings auch wieder als die Wolke, wie den Raben — und ich zweifle nicht daran, dass auch aus den Fischen Wolken oder Blitze von Forschern der berührten Art gemacht werden, wie denn in der That nach dem übergeistreichen Schwartz Schäpel, Lachsforelle und Hecht der Kalevala der im himmlischen Meer des Gewitters hin- und herfahrende Blitz sind.

Nun ist allerdings die Möglichkeit vorhanden, wie die Waffe, so auch den Stab in der Hand eines Sagenhelden in den Blitz zuruckzuwandeln, ebenso aber auch den Stab als das idealisierte Gerät zu bestimmen, welches der betreffende Held der Sage je nach den Verhältnissen führt, in welchen er sich befindet.

Verdrängt der König der Letten das Wasser, welches das Land bedeckt, um dasselbe zur Urbarmachung zu gewinnen, so wird er dies als Herr über den Wind thun, aber auch Beziehungen auf seine Herrschaft uber das Wasser sind in dem Bericht nicht wohl zu verkennen: hat der König der Zigeuner ein krystallenes Schloss auf dem Grund des Meeres, so wissen wir, dass ein solches den Geistern des Wassers, den Wasser- und Fischgöttern zugeschrieben wird: lassen aber die Berichte von dem Wendenkönig, wie von dem König der Žamaiten darüber einen Zweifel nicht aufkommen, dass sie nach der Überlieferung auch als Herrn über das Wasser gedacht sind, so wird uns der Stab in der Hand des Wendenkönigs, mit welchem er das Wasser zerteilt, dass der Nachen dem sicheren Ufer zueilt, eben nichts anderes sein, als das Gerät des Nachens, das Ruder, wie er denn ja auch seinen Gegner auf dem Wasser besiegt hatte.

Digitized by Google

Nicht nur naht Saturnus auf dem Strome des Landes seiner Siedlung, sondern auch die Kultursagen wissen noch ihn wie Janus durch den Schiffsbau mit dem Wasser zu verknüpfen.

Achilleus hatte sich uns als die Gestaltung des Bergstromes erschlossen, wie Feridûns Vater als Wassermann bezeichnet ist, Yama aber ist Geber des Wassers.

Das aber erlaubt die mythischen Könige der Arier zu bestimmen als Herrscher über das Wasser und dessen Bewohner oder Leute, welche dasselbe befahren, somit als Herrn über das feuchte Element, über das Wasser der Erde, in weiterer Beziehung des Himmels.

Aber die mythischen Könige der Arier treten auch in Beziehungen zu den verschiedenen Arten von Feuer: so erinnern wir uns, dass der Lettenkönig sich als Herrn über das Feuer erweist, indem er eine Feuersbrunst löscht durch einen Gewitterregen, indem er Regenwolken herbeizieht; die Diener des Königs der Zigeuner sind Feuergeister: von Dûngis wird uns berichtet, dass nicht nur die Feuergeister, Feuerriesen und Feuerzwerge ihm zu Diensten sind, sondern aueh Ugniedokas und Ugniegawas selbst, die Dämonen der Schmiedekunst und Herren über das Feuer, und selbst wenn wir das blaue Flammenmeer, welches das Schloss des Wendenkönigs umwogt, auf die hellblauen wogenden Säume, welche die Höhen von Wald, Hügel und Berg umspielen, zurückzuführen vermögen, so ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass dieser Zug der Wendensage sich unter dem Einfluss von Erinnerungen gebildet hat, nach welchem auch der Wendenkönig Herr über das Feuer gewesen ist, das sein Schloss schützend umlohte.

Die Cacculus- und Servius-Sage bietet Verknüpfung dieser mythischen Könige mit dem Feuer, der Eisenschmied Kawe steht Ferîdûn kämpfend zur Seite, Yama der Inder ist Entdecker des verborgenen Agni, wie auch Manu das Feuer erfindet.

Somit erweisen sich uns die mythischen Könige der Arier als Herren über das Feuer.

Und nun wenden wir uns zu Wind und Sturm.

Hatten wir den Bericht erwähnt, nach welchem der König der Letten das Wasser des Bruches in das Meer hinausdrängt, so ist, wie bemerkt, da die Woge vor dem Ansturm der Winde zurückweicht, der Wind das Wasser der Frühlingsüberschwemmung aufzehrt, damit der König als Herr des Windes und Vernichter des Wassers gekennzeichnet, und somit als Wind- und Sturmgottheit.

Von dem König der Zigeuner war uns berichtet, dass sein Vater ein Luftgeist gewesen sei.

Zieht der König der Žamaiten aus wider seine Feinde, so stehen die Luftgeister ihm im Kampf zur Seite, Algis, der Bote der Götter, die Gestaltung des Windes, waltet der Befehle des Düngis.

Aus den Überlieferungen der skandinavischen Sturmgottheit, des Oðin gewinnen wir das sichere Ergebnis, dass Wind und Zauberei die innigsten Beziehungen zu einander haben, nach Seite des Wechsels und Wandels, welche der Wind mit Zauberschnelle vollzieht, wie auch deshalb, weil der

Digitized by Google

Zauberspruch als Windhauch dem Munde des Gottes entströmt, welcher den Zauber übt.

So lehrt der Zigeunerkönig den Leuten seines Stammes die Zauberkunst, der Mann, welcher den Lettenkönig gescholten, der Hund, welcher den König der Wenden oder der Žamaiten angebellt hat, verstummt auf immer durch die Macht der Zauberkraft: der Wenden- und Žamaitenkönig zaubern Krieger herbei, welche unverwundbar sind, wie sie selbst.

Aber auch die Pfeife des Dûngis oder der betäubende Schrei, welchen derselbe ausstösst, entstammen nach der zauberischen Wirkung, welche sie ausüben, wie nach ihrem Wesen dem Wind und Sturm, denn der Wind- und Sturmgott ist der Herr über den ungeregelten Laut in der Natur, wie über das nach gewisser Ordnung wiederkehrenden — und Dûngis wird damit zum Erfinder und Spender der Tonwerkzeuge wie des Tanzes.

Aber der Wind geht auch seine Verbindung ein mit dem Nebel der Berghöhe, wie mit der Wolke in der Höhe, indem er dieselben herumwirwirbelt und in die Ferne treibt, und so zu dämonischem Leben erweckt, um sie dann wieder zur Stätte der Ruhe zu führen.

Wird uns von dem Wendenkönig berichtet, dass er seinem Ross die Hufeisen in verkehrter Ordnung auflegt, oder dasselbe, wie diejenigen seiner Gefährten an den Schwänzen rückwärts in die Burg hineinzieht, so wissen wir, dass, wenn die Lagen der Luft verschiedene Kälte- und Wärmegrade aufweisen, sich bei heftigem Winde Gegenströmungen bilden, so dass es dann scheint, als ob die Wolken gegen den Wind, also rückwärts ziehen. Ist nun nicht wohl zu bezweifeln, dass dieser Vorgang in der Natur zu den Sagen von dem Rinderraub bei Griechen und Römern Anlass gegeben haben wird, welchen dort der Windgott vollzieht, so dürfen wir annehmen, dass derselben Anschauung die Überlieferung entstammt, nach welcher der König der Wenden die Rosse an den Schwänzen rückwärts in die Burg gezogen habe: damit ist aber der Wendenkönig als Herr über Wind und Wolken, somit als Wind- und Sturmgottheit gekennzeichnet.

Sind die Genossen des Oðin, des skandinavischen Sturmgottes, Einherier und Walküren, Geister der Luft wie Gestaltungen der Wolken, so erhebt sich der Wendenkönig mit seinen im Kampf gefällten Helden in die Luft und entschwindet mit denselben am fernen Himmel den Augen der entsetzten Feinde, Dûngis aber ergötzt sich mit seinen Kriegern am Kampfspiel hoch oben in der Luft. Zur Nebelwolke des Gebirges führt uns der Bericht, dass der Lettenkönig wie der König der Žamaiten ihre Krieger in einen Berg führen, wo dieselben verzaubert schlafen, denn in den Berg, in die Höhle des Berges gehen die Helden ein mit ihren Kriegern, wie der Windmann und die Windfrau, dort zu weilen, wie Tannhäuser, der Musik- und Winddämon der Deutschen, — Aeolus der Grieche hält die Winde gefesselt in einer geräumigen Höhle — aber auch Venus und Frau Holda ziehen ein in den Hörselberg, die gewaltige Wetterscheide zwischen Eisenach und Gotha, im Thüringerlande.

Haben diese Überlieferungen die Könige als Herren über Wind, Wolke und Bergnebel gezeigt, aber doch so, dass dem Windgott darin die grössere Bedeutung zugesprochen ist, so tritt nun in den Sagen die Nebel- und Wolkengottheit in den Vordergrund, wenn von dem Wenden-

Digitized by Google

könig berichtet wird, dass sein Helm ihn unsichtbar gemacht habe, wenn er denselben über das Gesicht gezogen, Dûngis aber, der König der Žamaiten, um sich unsichtbar zu machen, seinen Mantel umlegt und dann in die Wolken aufsteigt, Kundschaft zu erspähen.

Als weisse Wolke zieht der Wendenkönig über den Himmel dahin, wenn das Gewitter über der Wahlstatt sich ausgetobt hat, auf welcher seine Herrschaft nach heissem Kampfe ein Ende gefunden, und in einer weissen Wolke steigt Dûngis in der Nacht vor dem Johannistag zum Himmel empor, wie Algis den König der Žamaiten in einer Wolke vom Himmel hernieder und in einer Wolke zum Himmel wieder emporführt. Der Wagen des Königs der Žamaiten ist ein Wolkenwagen.

Der König der Letten zeigt sich uns als Herr über die Regenwolke, wenn er eine solche heraufziehen lässt, eine Feuersbrunst zu löschen.

Von der Regenwolke gehen wir zur Gewitterwolke über. So erfahren wir in der Wendensage, dass wenn der König unsichtbar in einer Wolke über den Feind dahinziehe, es aus den Hufen seines Rosses aufgeblitzt habe, und ich denke, dass in diesem Bericht die Gewitterwolke mit erfreulicher Deutlichkeit gekennzeichnet ist. Sehr wohl mag auch das Schwert, welches der Wendenkönig führt, wie dasjenige des Dûngis, von dem gesagt wird, dass dasselbe eine Schlange sei, auf den Blitz zurückzuführen sein, wie Dûngis sich von dem Gewittergott Perkunas Blitz und Donner leiht, und der Lettenkönig mit Blitz und Donnerschlägen seine Feinde besiegt.

Als Herrn des Gewitters erweisen den mythischen Wendenkönig wie Dûngis sodann die zauberische Trommel, welche sie selbst rühren oder schlagen lassen den Ihren zum Heil im Kampf, jene Trommel, welche die Čechensage als Žiškatrommel kennt, die von Zeus als Aegis geführt wird, denn dass auch bei den Griechen aus Kesselpauke und Tamburin mythische Kampf-, beziehentlich Tongeräte erwachsen sind, als solche dem Donnerer in die Hand gegeben, habe ich in meiner Abhandlung erwiesen „le tambour du roi des Wendes."

Auch den Adlern werden wir, wenn wir sie im Geleit der Könige finden, als Blitzträgern oder Herabführern des Blitzes Beziehungen zur Gewitterwolke nicht versagen.

Aber auch in die Romulus- und Tullussage ragt die Gewitterwolke hinein und an die Beziehungen zur Wolke gemahnen indische wie persische Sagen, wenn Yagâti in den Himmel emporsteigt, Kava Usa oder Usadhan — der Kaikâus des Königsbuches aber auf seinem Throne sitzend von vier Adlern in die Luft emporgetragen wird.

Es ergibt sich aber aus solchen Sagen, dass die mythischen Könige der Arier als Herrn zu betrachten sind des Windes, des Nebels, der Sturm- und der Gewitterwolke wie des Blitzes.

Aber nicht nur Wind und Wolke haben von den Erscheinungen und Vorgängen der Atmosphäre wie des Himmels ihre Verklärung in den Sagen von den mythischen Königen der arischen Völker gefunden, sondern auch meteorische Vorgänge, die farbigen Erscheinungen des Regenbogens, von den Gestirnen die Sonne selbst.

Digitized by Google

So berichtet die Wendensage, dass der Wendenkönig ein Unwetter heraufziehen lässt, aus welchem sich Sand ergiesst, das Heer der Wenden wie dasjenige der Feinde mit seinem weissen Mantel einzuhüllen, um beide Heere unter den sich auftürmenden Sandhügeln zu begraben: die Žamaitensage aber, dass Dûngis einen grossen Stein beschworen, welcher sich in die Luft erhoben habe, und als er sich über dem Heere der Feinde befunden, zerbröckelt sei: jeder Steinbrocken habe einen Feind erschlagen.

Diese Überlieferungen erweisen den König der Wenden, wie denjenigen der Žamaiten als Herrn über die Meteore.

Aber der Meteorstein findet sich nicht immer in jener Massigkeit, dass nicht die Volksphantasie hätte bereit sein sollen, an Stelle des Fremdlings aus der Höhe den Fremdling aus der Fremde zu setzen, den erratischen Block, um ihn zu verknüpfen mit seinen mythischen Königen.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint mir als höchst bedeutsam jener Zug der Überlieferung, welcher den in der Luft zerbröckelnden Stein von der Erde aus sich in die Höhe erheben lässt, durch die Kraft der Beschwörung des Dûngis; wie mir scheint ist in diesen Vorgängen die Verbindung der Fremdlinge aus der Höhe, mit den Fremdlingen aus der Ferne gesucht und gefunden.

Haben wir dies Ergebnis aus den dargelegten Verhältnissen gewonnen, so denke ich, gelingt es uns nun auch, die Art des mythischen Schlosses zu verstehen, wenn berichtet wird, der Zigeunerkönig habe ein Schloss besessen hoch in der Luft und zwar aus Stein. Mir ist sehr wohl bewusst, dass nach den Ansichten von einigen vergleichenden Mythologen dieses Schloss aus Stein als die Wolke zu deuten sein würde, ja Ad. Kuhn will uns sogar einreden, dass die griechischen Worte *πέτρος* und *πέτρη* von *πέτομαι* abstammen, dass der Fels mithin eigentlich das Geflügelte heisse, da die Begriffe Wolke und Berg, Wolke und Felsen in einander übergingen. Man muss eben seine gesunde Vernunft daran geben, wenn man glauben soll, dass der Mensch sich erst Benennungen für die Erscheinungen am Himmel geschaffen habe, um dann mit den also gewonnenen Worten die Gegenstände und Dinge auf dieser unserer Erde zu bezeichnen, um so den starren Felsen nach dem Fliegen oder eigentlich Ziehen der Wolken um den Berg den Namen zu geben.

Verbinden wir nun aber den erratischen Block mit dem Meteorstein, so wird uns erklärlich, dass von dem Wendenkönig berichtet wird, derselbe habe sich in einen Stein verborgen, Dûngis, der König der Žamaiten, mit seinen Kriegern in einem Schloss in die Luft erhoben, welches er aus einem Stein erbaut hatte, das Schloss des Königs der Zigeuner sei ein Stein gewesen, hoch in der Luft: denn der Mensch erhebt die Dinge der Wirklichkeit in das Ideale und versetzt an den Himmel, was er dieser unserer Erde entnimmt, oder er verbindet himmlische Erscheinungen mit solchen auf der Erde, gemäss den Vorgängen der Wirklichkeit, und das in unserem Falle um so eher, als er von gar manchem Stein gesehen, dass derselbe dem Himmel entstammt und damit das Anrecht erworben, in die Sphäre des Göttlichen erhoben zu werden. Es verbindet nun aber die Wendensage ganz unmittelbar Meteorstein und erratischen Block (s. S. 20 meines Werkes: Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche), wenn

Digitized by Google

sie berichtet: „Der Wendenkönig baute eine Kirche und stiftete ein Kloster, in welches er selbst einzutreten gedachte. An dem Tage aber, an welchem er das Klostergelübde ablegen wollte, fand er ein schreckliches Ende. Kaum nämlich war er aus seinem Schlosse getreten, um in das Kloster zu gehen, so erhob sich ein furchtbares Ungewitter, unter Blitzen und Donnern kam der Teufel herangesaust, ergriff ihn und verschwand mit dem König in den Wolken. Kaum war dies geschehen, so hörte man einen furchtbaren Krach und in demselben Augenblicke schlug ein ungeheurer, glühender Felsblock schmetternd neben der Kirche in die Erde nieder. Die Erde begann zu rauchen, und die Gebäude in der Nähe, das Kloster und das Schloss des Wendenkönigs brannten nieder, nur die Kirche blieb erhalten, der Block aber sank immer tiefer in die Erde, bis er allmählich verkühlte, dann blieb er ruhig liegen.

Die Eindrücke von der Hand des Teufels sieht man noch heute an ihm."

Erwähnen wir, dass die Sage zwar von einigen Herren jener Schule, welche über das Gewitter als Ursache eigentlich aller Mythen und Sagen nicht hinauskommt, auf den Donnerkeil gedeutet werden müsste, so geschieht dies, um auch hier wieder zu zeigen, dass eine solche Deutung den Dingen Zwang anthun würde: in Wirklichkeit redet die Sage von einem Meteorstein, aber nach meinen Untersuchungen in Spremberg ist der von der Sage als Teufelsstein bezeichnete Block ein erratischer, an welchem die Male weggesprengt sein mögen, wie das in der Lausitz öfter geschehen ist. Doch darüber habe ich in meinem Aufsatz: „Die Marken an den Teufelssteinen und den gotischen und romanischen Kirchen" ausführlich gehandelt, wie in meinem Vortrage in der Leipziger anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1888.

Aber das wollen wir als festes Ergebnis dieser Sage hinnehmen, dass Meteorstein und erratischer Block in der Wendensage ineinander übergegangen sind.

Vom Meteorstein wenden wir uns zum Regenbogen.

Uns allen ist jener Vorgang bekannt, welcher durch die Strahlenbrechung des Lichtes der Sonne sich vollzieht, wenn bei abziehenden Regen- oder Gewitterwolke sich der farbige Bogen ausspannt am Himmel. Es ist nun natürlich, dass dieser Bogen zu den mannigfachsten Vorstellungen in der Sagenwelt der Völker Anlass geworden ist: so kennen wir denn auch diesen Bogen als Zeichen des Friedens, nachdem der Kampf am Himmel ausgetobt hat — die ebräische Sage verklärt diesen Sagenzug, indem sie den Bogen zu einem Zeichen des Friedens für die Menschheit selbst erhebt — aber auch als Bogen, welchen der Sonnengott würde führen können, als Sichel und damit als Waffe des Gottes, als den Gurtel der Göttin oder aber der Laumes. Die Göttersage der Nordgermanen hat den Bogen zur Asenbrücke erhoben, während Wenden, Zigeuner, Lithauer und Żamaiten den farbigen Bogen des Himmels als Brücke ihrer mythischen Könige ansprechen. Doch darüber ist ausser in dieser Abhandlung bereits früher von mir gehandelt in meiner „Geschichte der griechischen Farbenlehre", Paderborn 1888, wie in meiner Arbeit: „Die Farbenbezeichnungen des Chanson

de Roland und der Nibelungen Not", in der jetzt eingegangenen Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Endlich wollen wir uns hier daran erinnern, dass dieser mythischen Brücke am Himmel als irdische Entsprechung der Pfahlweg sich vergleicht, die via sacra, welche zu dem Orte der Verehrung des Gottes führte. Behandelt ist diese Frage von mir ausführlich in meinem Aufsatze im „Auslande": „die Schwedenschanzen der wendisch-sarmatischen Tiefebene und die Via sacra der Wenden."

Das Ergebnis dieser Untersuchung hat uns somit dahin geführt zu bestimmen, dass auch der Regenbogen Verknüpfung mit den mythischen Königen der Arier gefunden.

Verknüpfen die Sagen die mythischen Könige der Arier mit dem farbigen Bogen am Himmel, dessen eigentliche Ursache die Sonne ist, sind dieselben aber im übrigen an Zügen nicht eben reich, welche die Könige zur Sonne haben, so denke ich, sind solche Bezüge wenigstens ihren Grundanschauungen nach doch deutlich erkennbar. Nach meiner Ansicht erweisen der silberne Bogen, welchen der Wendenkönig führt, wie die vergifteten Pfeile denselben in diesem Falle als Sonnenhelden, denn ebenso führen Apollo, der Sonnengott der Griechen, wie Herakles, gleichfalls der Sonnengott, wenn auch in anderer Auffassung und Gestaltung, den silbernen Bogen oder überhaupt den Bogen und vergiftete Pfeile — wie denn der Aberglaube selbst unserer Tage noch von dem Sonnenschuss redet — wie unter den glühenden Strahlen der Sonne der gährende Sumpf seine Giftstoffe bereitet, sie zu tötlichem Verderben zu entsenden.

Aber nicht nur die Waffe, sondern auch die Wagen der Könige ergeben Beziehungen zur Sonne, so wenn von dem Wagen des Wendenkönigs gesagt wird, dass derselbe wie Feuer geleuchtet, oder von demjenigen des Dûngis, dass er aus Gold bestanden, der Zigeunerkönig aber einen Wagen aus Bernstein gehabt habe, denn der gelbrote Glanz des Goldes wie des Bernsteins ergibt Einstimmung zu der Farbe der Sonne. Als Sonnenhelden endlich kennzeichnet den sagenhaften Zigeunerkönig wie Dûngis die leuchtende Schönheit ihrer Gestalt.

Hier entsinnen wir uns, dass wir auch den Perser Erekhs'a als den besten der Bogenschützen kennen gelernt haben.

Somit werden wir nicht zu bezweifeln haben, dass die Volkssage der Arier die mythischen Könige als Sonnenhelden gekennzeichnet hat.

Endlich sei erwähnt, dass der Name des mythischen Königs der Lithauer und Žamaiten, Dûngis, diesen mit dem Himmel in Beziehung setzt, denn lithauisch heisst dangùs der Himmel, in der Sprache der Žamaiten aber Dungus. Und wenn uns die Sage von der Vermählung des Dûngis mit der Žamaite zu berichten weiss, so birgt diese Sage eben den Mythus von der Vermählung der Erde mit dem Himmel, denn Žamaite führt eben auf dieselbe Wurzel zurück, aus welcher das Wort Erde, žéme griechisch *χαμαί*, *χθών* erwachsen ist. —

Und nun wenden wir uns zu den mythischen Königen als Kulturheroen.

Wir hatten bereits die Ursache darzulegen versucht, aus welcher die Sage den mythischen König als Herrscher der Landschaft verherrlichend

Digitized by Google

nicht wohl Gelegenheit finden konnte ihn als Schöpfer oder Herrn der Erde zu bestimmen, um so bereitere aber finden musste, denselben als Heroen den Ackerkultur zu feiern.

In grosser Ursprünglichkeit tritt uns diese Vorstellung entgegen, wenn von dem Lettenkönig berichtet wird, dass er das Land entwässert und urbar gemacht habe, der Ackerbau wird in Italien mit Saturnus und Faunus verknüpft, der geradezu als Flurdämon gefeiert wird, Pomona, die Repräsentantin der Baumfrucht, verbindet sich mit Pilumnus, Kava Usa oder Usadhan legt wunderbare Gärten an, wie die Lithauer von den wunderbaren Gärten ihrer mythischen Stammmutter und Königin zu berichten wissen.

Als Kulturheroen auf dem Wasser lernen wir Janus und Saturnus kennen, wenn der Schiffsbau auf dieselben zurückgeführt wird, und ich denke, wenn der Wendenkönig allein gefahrlos das bewegte Wasser auf seinem Kahn befährt, so bietet diese Sage den Nachklang jener Vorstellungen, nach welchen dieser mythische König das beste der Schiffe gebaut hat oder besitzt.

Aber die mythischen Könige der Arier sind nicht nur Kulturheroen des Ackers wie durch Nachen und Schiff des Wassers, sondern sie sind auch durch ihre Beziehungen zum Feuer, wenn nicht ausschliesslich Erfinder, so doch mittelbare und unmittelbare Urheber der Kunst, wie Yima das Schmieden des Eisens wie der Schwerter lehrt, in Schloss und Garten der Žamaite wie des Dûngis statuarische Kunstwerke — wie im Schloss des Königs der mythischen Phäaken sich erheben, — und wunderbarer Schlösser Urheber sind Kava Usa oder Usadhan wie der Wendenkönig, Dûngis, der mythische König der Zigeuner.

Wird durch die Beherrschung des Feuers Sesshaftigkeit im höheren Sinne begründet, so finden wir nun auch die Beziehungen der mythischen Könige zur Herdsiedlung und zum Stadtbau damit erschlossen, also Thaten des Caeculus, Romulus, des Wendenkönigs, des Königs der Perser Manushritra: der Bau aber gilt dem Schutz des Landschaft, denn auf den Perserkönig wird die erste Festung zurückgeführt.

Als Kulturheros erweist den Wendenkönig sodann die Erfindung des Salzsiedens wie die Übung des Webens.

Aber auch die sich vergeistigende Kultur findet ihren Ausgang von den mythischen Königen, denn nicht nur heilen der Wendenkönig und Dûngis die Krankheiten — was sie denn doch mittelbar als die ersten Ärzte kennzeichnet, — sondern sie schlichten auch den Streit der Männer — es sind somit diese mythischen Könige auch die Begründer des Rechtes — und wie Çâkyamuni und Zarathustra die Völker in der Religion unterweisen, so berichtet die Sage Gleiches von Pompilius, von der Žamaite wie von Dûngis.

Den Lithauern ist ihr mythischer König aber auch der Bringer der Freude, der Musik und des Tanzes. —

Haben wir so die verschiedenen Seiten im Wesen unserer Herrscher über die Elemente und Kulturheroen zu erschliessen versucht, so erübrigt, dass wir jetzt jene Gebiete aufsuchen, in welchen die Sagen sie in zwar menschlichen aber immerhin idealisierten Eigenschaften uns vorführen.

Digitized by Google

Sind die mythischen Könige die gebotenen Heerführer ihrer Völker, so walten sie dieses Amtes, weil sie mit den höchsten Kräften des Geistes wie Körpers ausgestattet sind. So ist der Inder Kavya Uçaras der weiseste der Perser Keresâspâ aber der stärkste der Männer, wie der Wendenkönig und Dûngis jeden Feind besiegen: als Ausdruck ihrer Unbesiegbarkeit aber haben wir eben ihre Unverletzlichkeit uns früher erschlossen. —

Wir dürfen unsere Untersuchung als abgeschlossen betrachten, da die Einzelbehandlung jeder Familienbeziehung, jeder That, jedes Stückes der Umgebung, jedes Schlosses, jedes erratischen Blockes, jedes alten Erdwerkes, zu welchen die Sagen diesen oder jenen der mythischen Könige in Beziehung setzen, das Gesamtbild nicht klarer hervortreten lassen dürfte, wohl aber leicht zu verdunkeln vermöchte. Mit Anerkennung dieser Thatsache sprechen wir aber auch mittelbar unsere Ansicht über Wert und Unwert der vergleichenden Sagen- und Mythenforschung aus, welche für uns nach dem gewiesenen Wege mithin in der Einzelbehandlung der Sagen eines Volkes der Einzelforschung nachzugehen hat, dieser aber nicht die Möglichkeit gewähren darf, ausschlaggebend eintreten zu wollen in Bezug auf die Deutung und Ausführung des Gesamtbildes, dessen Grundzüge die Ideen zu bieten haben, welche die Einzelgestaltungen der Völker uns zu erkennen die Mittel gewähren.

Aus den Vorstellungen und Ideen aber, aus welchen uns nach den Sagen und Mythen in der Volkssage wie im Heldenepos die mythischen Könige erwachsen sind, ersehen wir, dass die Arier von der Gestaltung von Naturvorgängen ausgehend, den also gewonnenen Herrn über die Elemente die Ideen der Kulturheroen eingefügt haben, um in denselben das Ideal zu erblicken, dessen Verkörperung den mythischen König des Landes bezeichnet, welcher sein Volk zur Macht und zur Höhe materieller wie geistiger Kultur geführt hat, zu dem es emporblickt, wenn Unglück in das blühende Gelände eingezogen, als dem Messias der Zukunft.

Dieses Ergebnis der Forschung ermöglicht zu haben verdanken wir der jungen Wissenschaft von der Volkskunde.

Digitized by Google

Wendische Sagen der Niederlausitz.

Gesammelt und mitgeteilt

von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Der Nix oder Wassergeist, Nyks und Nykoss.

V.

In der Stadtmühle von Cottbus haben sich um Mitternacht immer Nixen sehen lassen, weshalb es niemand gewagt hat, um diese Zeit die Mühle zu betreten. Nun hörte einmal ein Bärenführer, welcher sein Tier in Cottbus sehen liess, zufällig davon. Da erbot er sich sofort, die Nixen zu vertreiben. Er herbergte mit seinem Bär in der Mühle: was da in der Nacht vorgegangen ist, weiss man nicht, allein die Nixen wurden seit der Zeit in der Mühle nicht mehr gesehen.

Ströbitz.

VI.

In den Branitzer Lachen hat sich früher eine Nixe aufgehalten, welche sich in einen dreibeinigen Hasen verwandeln konnte. So oft man auch auf diesen Hasen Jagd gemacht hat, niemand hat ihn erlegt, denn kein Schuss hat ihn je getroffen.

Branitz.

Der Drache. Plon.

I.

Der Drache zeigt sich in verschiedener Gestalt. So hat man ihn gesehen, ganz feurig, mit einer dreizackigen Feuerkrone und einem langen, spitzen Schwanze, welcher in Feuerstrahlen funkelt. Sein Körper ist grünschillernd, wie der einer Schlange, und trotzdem er durch die Luft dahinzieht, bemerkt man doch keine Flügel. Sieht er ganz rot und feurig aus, so hat er Gold bei sich, Getreide aber, wenn er bläulich erscheint.

Schwiebus.

II.

Einst spielten in einem Dorfe bei Forst die Knaben auf der Strasse, als sie plötzlich am Himmel einen hellen Schein sahen. Sie merkten bald, dass ein Drache am Himmel hinfliege, denn der ganze Körper der Erscheinung war feurig: der lange Schwanz derselben bestand aus lauter blauen und gelben Flämmchen. Der Drache fuhr mit reissender Schnellig-

Digitized by Google

keit am Himmel dahin auf das Dorf zu; plötzlich verschwand er am Ende des Dorfes in einem Hause, von dessen Besitzer man immer erzählt hatte, dass er den Drachen habe.

bei Forst.

III.

Der Drache ist ein Spitzbube und trägt dem alles zu, bei welchem er sich aufhält. Oft bleibt er über ein Jahrhundert in einer Familie, wenn er nämlich darin gut behandelt und mit feinen Speisen, von denen er nur wenig geniesst, gefüttert wird. Was man dann von ihm wünscht, speit er aus. Am liebsten zeigt er sich im Hause in Gestalt eines Hühnchens. Treibt man ihn aus, so gerät das Haus in Brand.

Ist der Drache herrenlos geworden, so bleibt er fortan bei dem, welcher ihn gut aufnimmt.

Schwiebus.

IV.

Wenn sich ein Drache bei einem Bauern einführen will, so verwandelt er sich in eine elende, kranke Henne. Als solche mischt er sich unter die Hühner des Gehöftes und nähert sich dann allmählich den Bauersleuten. Nehmen ihn diese schlecht auf, so geht er bald weiter, nehmen sie ihn gut auf, so gibt er sich am Abend zu erkennen und fragt den Bauer, ob er ihm Geld, Getreide oder Dünger bringen solle.

Als Nahrung muss man dem Drachen Milchreis vorsetzen. Wird ihm das Essen zu heiss gebracht, so prügelt und zerkratzt er den Bauer. Merkt der Bauer, dass es mit ihm zu Ende geht, so muss er dem Drachen bei einem andern Bauer ein Unterkommen verschaffen. Hat er das nicht gethan, so findet der Bauer ein schweres Ende, ja er muss wohl acht Tage lang mit dem Tode ringen, bevor er stirbt. In dieser ganzen Zeit zerfleischt ihn der Drache furchtbar.

Kolkwitz.

Anmerkung. Vgl. dazu die betreffenden Abschnitte in Veckenstedt: Wendische Sagen, Märchen und Abergläubische Gebräuche.

Digitized by Google

Albanesische Märchen und Schwänke.

Mitgeteilt und übersetzt

von

J. U. JARNIK — PRAG.

Der Bergbewohner und der Zinngiesser.

Ein Bergbewohner ging zu einem Zinngiesser um eine Pfanne zu kaufen. Er fragt den Zinngiesser: „Wie viel diese Pfanne?“ Der verlangte dafür zehn Piaster, der Bergbewohner gibt ihm fünf Piaster. Der Zinngiesser sagt zu ihm: „Krapo kur!“ (d. h. Crepa cule). Der Bergbewohner wusste nicht, was diese Worte bedeuten. Der Nachbar des Zinngiesserssagte zum Bergbewohner: „O was hat er zu dir gesagt!“ — „Nun was sagte er zu mir?“ sagt der Bergbewohner. — „Er hat dir sogar gesagt: krapo kur!“ — „Bei Gott!“ sagt der Bergbewohner, „ich will nun dieses Wort in die Versammlung der Greise bringen.“

Der Bergbewohner geht und lässt es die Greise der Berggegend wissen, erzählt ihnen die Begebenheit. Die Greise versammelten sich zur Beratung, fragen den Bergbewohner, wie die Sache war. Der Bergbewohner sagt: „Ich ging, um eine Pfanne zu kaufen, ich fragte ihn, wie viele Piaster er verlangt, er verlangte mir zehn Piaster ab, ich gab ihm fünf Piaster, er antwortete mir ‚krapo kur‘ und mir ist die Ehre nicht vier Parà wert.“ Die Greise der Berggegend gingen alle zusammen in den Laden des Zinngiessers und der Bergbewohner zeigt ihn den Greisen: „Dieser ist es, der mir das Wort gesagt hat.“ Die Greise fragen ihn: „Warum hast du ihm dieses Wort gesagt?“ denn die Bergbewohner erfuhren, dass es ein schlechtes Wort ist. Der Zinngiesser sah kein Ausweichen, sagt zu ihnen: „Ich wollte spassen.“ Die Bergbewohner sagen zu ihm: „Wohlan, du hast spassen wollen, wir haben die Gewohnheit, dass wir über ein Wort, das sich nicht zu sagen schickt, richten.“

Die Bergbewohner setzten sich der Reihe nach im Laden des Zinngiessers, berieten unter einander und es bestimmte der Rat der Berggegend, er solle 500 Piaster geben und 12 Oka Branntwein und die Pfanne solle er ihm ohne Geld geben und 4 Oka Käse als Imbiss zum Branntwein, und soviele Bergbewohner als dort waren, solle er jedwedem die Tasche mit Tabak füllen. Und der Zinngiesser musste dem allen entsprechen, wie es der Rat der Berggegend bestimmte. Dann verblieb dem Zinngiesser (der Spottruf): „Die Pfanne gabst du mir nicht, warum sagtest du zu mir ‚krapo kur‘?“

Anmerkung. Siehe Jahrgang II.

Digitized by Google

Volksüberlieferungen aus Österreich.

Von

FRANZ BRANKY — WIEN.

15. Die Schwurwiese.

Warum in den Kirchen auf dem flachen Lande um 11 Uhr vormittag geläutet wird, erklärt sich das Volk so:

Nicht weit von Mariazell ist eine grosse Wiese, auf der man nur Unkraut, Mist, Abfälle aller Art, oder wie die Leute sagen „Gstankert" wahrnimmt. Das ist die Schwurwiese, auf der sich die Türken verschworen hatten, um 12 Uhr mittags in Mariazell einzurücken, um den Ort zu zerstören und sich der Schätze der reichen Mariazellerkirche zu bemächtigen. An dem Tage, wo das geschehen sollte, fing aber die Mittagsglocke um 11 Uhr von selbst zu läuten an. Da meinten nun die Türken, es sei das Mittagszeichen, und sie schickten sich an, in Mariazell einzurücken. Aber siehe da, plötzlich wurde es finster, ein dichter Nebel fiel ein, dass man kaum einen Schritt weit sehen konnte, und so mussten die Türken von ihrem bösen Vorhaben abstehen, und Mariazell entging der grossen Gefahr, die gedroht hatte.

Das sei der Grund, behaupten viele Leute, weshalb in vielen Landkirchen um 11 Uhr vormittags geläutet werde.

16. Der Dunkelstein.

Von der südlichen Kuppe des Briel- oder Peterwaldes blickt das Wahrzeichen des Schwarzathales, das Peterskirchlein, herab. Nicht fern davon erhob sich einst die Burg Dunkelstein. Wann und von wem sie zerstört worden ist, lässt sich nicht mehr nachweisen, aber eine Sage hat der Volksmund bewahrt, welche an die Frau Hütt in Tirol (Grimm, deutsche Sag. I. 276) erinnert und von Heinr. Mose im Artikel „Verschollene Burgen und Schlösser im Schneeberggebiete" (östr. Volkszeitung vom 7. August 1889) erwähnt wird.

„Einst lebte auf Dunkelstein eine durch ihren gottlosen Lebenswandel berüchtigte Gräfin. Eines Tages befahl sie in ihrem Übermute der Dienerschaft, die Fensterscheiben des ganzen Schlosses zu putzen und dazu Brot und Wein zu nehmen. Dieses frevelhafte Treiben mit den Gottesgaben sollte nicht ungestraft bleiben. Als die Dienstleute sich anschickten, dem Gebote ihrer Herrin nachzukommen, stieg am Himmel ein finsteres Gewölke auf, ein furchtbares Gewitter entlud sich, die Erde gähnte und das Schloss war versunken. Nur die Rauchfänge ragten aus der Erde hervor, und durch diese soll man viele Jahre das Gebell der Schlosshunde und

Digitized by Google

das Rufen der Hähne gehört haben. Die nach der Sage mituntergegangenen Schätze haben viele thörichte Menschen zum nächtlichen Schatzgraben verleitet. Einmal will man um Mitternacht einen Mann gesehen haben, der hier einen Wagen mit den ausgegrabenen Schätzen belud, darauf nach Neunkirchen fuhr, wo er alsbald ein mächtiger Fabriksherr wurde."

17. Der Teufel hilft eine Kirche bauen.

In der herrlichen Stiftskirche zu Lilienfeld, sagen die Leute, sei einstens an der Decke gerade oberhalb des Hochaltars ein Loch zu bemerken gewesen, und das stammte daher, dass einmal der Teufel an dieser Stelle durch die Kirche ausgefahren sei. Das kam so:

Vor vielen vielen Jahren, als die schöne Kirche erbaut werden sollte, gebrach es dem Baumeister an Geld, und er wusste sich nicht zu raten und zu helfen, wie er unter solchen Umständen den grossen Bau zu Stande bringen sollte. Als er sich so seine Gedanken machte, was denn da zu thun wäre, dachte er auch an den Teufel, ob denn der nicht helfen könnte, und kaum zuckte es wie ein Blitz durch den Kopf des Baumeisters, so stand auch schon der Gottseibeiuns vor ihm und sagte, er wolle Geld genug herbeischaffen, wenn nach der Vollendung der Kirche die Seelen der drei ersten Kirchenbesucher ihm gehörten. Der Baumeister ging diese Forderung ein, unterschrieb den Vertrag mit seinem Blute, erhielt dann Geld die schwere Menge, und der Bau des Gotteshauses schritt von nun an rasch vorwärts und bald stand die Kirche fix und fertig da. Nun rückte aber auch der Tag heran, an dem das Haus des Herrn den Andächtigen eröffnet werden sollte. Da nahm der Baumeister einen Hahn, einen Bock und eine Katze und liess diese drei Tiere zuerst das Gotteshaus betreten. Der Teufel, welcher im Innern der Kirche in der Nähe des Eingangs lauerte, stürzte auf die drei ersten Kirchenbesucher los, ergriff sie und fuhr mit ihnen, als er sich überlistet sah, durch die Decke der Kirche ins Freie. Lange Zeit, behaupten die Leute, ist diese Lücke, durch die der Teufel ausgefahren, zu sehen gewesen.

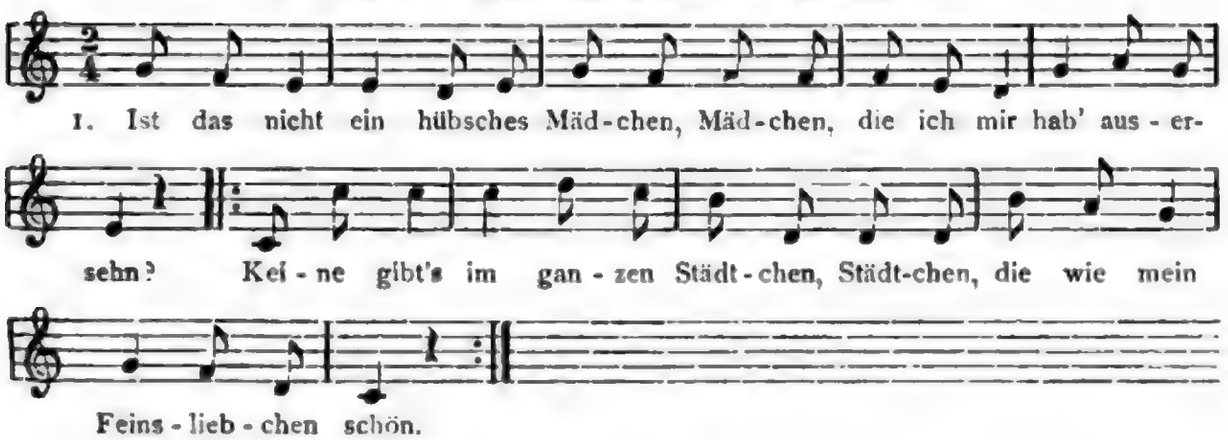
Digitized

Volkslieder aus Hinterpommern.

Von

A. GADDE – GLODDOW.

I. Ist das nicht ein hübsches Mädchen?



2. Hat zwei Augen wie zwei Sterne,
Einen rosenroten Mund,
Und ich scherz mit ihr so gerne
In der stillen Abendstund'.

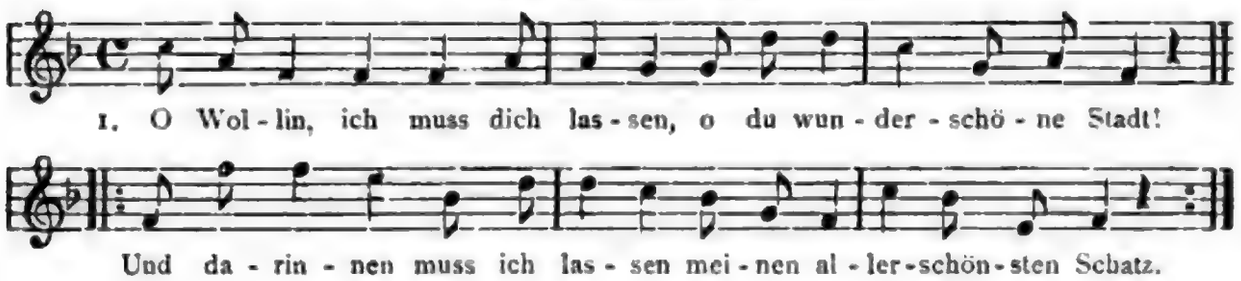
3. Seht, da kommt ein Herr gegangen,
Stellt sich ihr ganz freundlich vor,
Streichelt ihr die roten Wangen,
Sagt ihr leise was ins Ohr.

4. Hör mein Kind, ich will dir geben
Diesen Beutel voller Gold,
Dann kannst du in Freuden leben,
Sei mir nur ein wenig hold.

5. Ei, mein Herr, ich müsst' mich schämen,
Dieses Gold von Ihn'n zu nehmen,
Dieses Gold von Ihn'n zu nehmen,
Ei, da bin ich viel zu stolz.

6. Nein, mein Herr, ich lieb' nur einen,
Und dem bleib' ich stets getreu,
Mit dem kann ich in Freuden leben,
Mit dem kann ich nur glücklich sein.

2. O Wollin, ich muss dich lassen.[1])



2. Schatz, ach Schatz! Du thust mich kränken
Tausendmal in einer Stund'
Und wenn ich an dich thu denken,
Dir zu küssen deinen Mund.

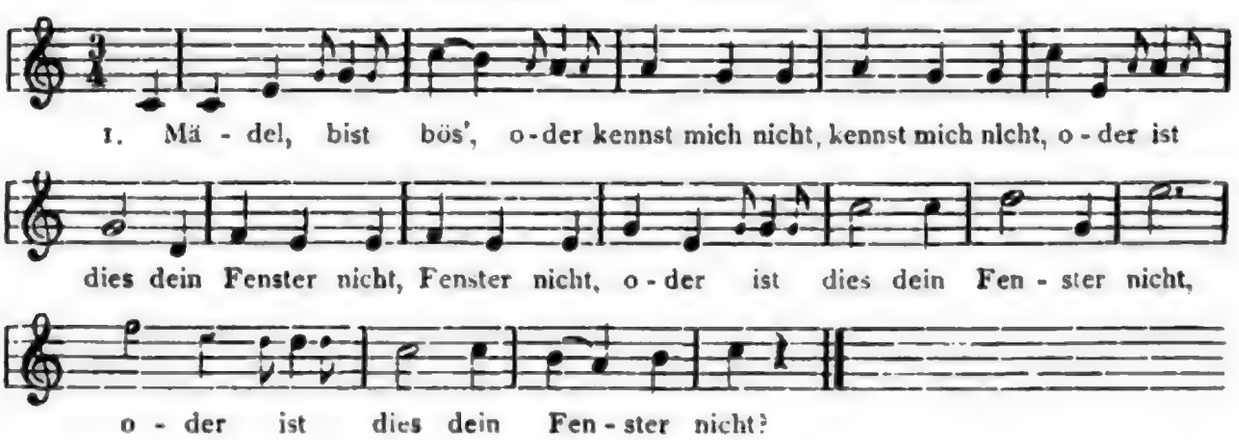
3. Mein Schatz hat mir ein'n Brief geschrieben,
Ei, der war so wunderschön!
Und ich will ihm auch ein'n schreiben,
Der soll noch viel schöner sein.

4. Meine Adern sind die Federn,
Meine Wangen das Papier,
Meine Thränen sind die Tinte,
Wenn ich schreiben werd' an dir.

5. Drei Pistolen thät sie laden,
Schoss vor Freuden zwei, drei Schuss,
Das thut meinem Schatz gefallen,
Weil ich von ihr scheiden muss.

6. Scheiden ist ein schweres Wort!
Du bleibst hier und ich muss fort.
Scheiden ist ein schweres Wort!
Du bleibst hier und ich muss fort.

3. Mädel, bist bös', oder kennst mich nicht?



2. Ich bin ja nicht bös', ich kenn' dich schon;
Du hast einen Rausch, das hör' ich schon.

[1]) Vgl. v. Erlach: Die Volkslieder der Deutschen, Bd. III, S. 105 und Mitler: Deutsche Volkslieder Nr. 941—943. — Wollin ist hier ein Dorf im Kreise Stolp; dort ist das Lied aufgezeichnet.

Digitized by Google

3. Hab' ich einen Rausch, das macht der Wein.
Mädel steh' auf und lass mich 'rein.

4. Ich steh! ja nicht auf, lass dich nicht 'rein,
Es könnt' diese Nacht mein Unglück sein.

5. Ob es dein Unglück ist oder Glück; —
Du bist eine H—, dich nehm ich nicht.

6. Bin ich eine H—, — um deinetweg'n,
Du hast diese Nacht bei mir geleg'n.

7. Ach trautester Jüngling, verlass mich nicht,
Sonst hat das Kind kein'n Vater nicht.

8. Ob es ein'n Vater hat oder nicht, —
Komm' ich zurück, dann heirat' ich.

9. Und wenn ich einmal geheirat' hab',
Geh' ich in' Wald, schneid' Ruten ab.

10. Und wenn ich die Ruten geschnitten hab',
Komm' ich nach Haus', bind' Besen d'raus.

11. Und wenn ich die Besen gebunden hab',
Geh' ich die Strass' wohl auf und ab.

12. Leutchens, wer kauft mir meine Besen ab,
Dass ich doch Geld zum Saufen hab'.

Findlinge zur Volkskunde.

Mitgeteilt von

ALEX. KAUFMANN — WERTHEIM.

G. Zu „Christinchen".

Zu dem in Jahrg. II, S. 115 von mir mitgeteilten Volksliede hätte ich bemerken müssen, dass dasselbe durch eine mir verwandte Dame in einem westfälischen Dorfe aufgezeichnet worden ist. Die Weise ist ebenso alt und volkstümlich wie die Worte.

Digitized by Google

H. Das Äussere des h. Nikolaus.

I. v. Zingerle hat in seiner Abhandlung über den h. Nikolaus (Jahrg. II, S. 332) die berühmte Stelle aus Cäsarius von Heisterbach (Dialogus miraculorum VIII, c. 76) mitgeteilt, in welcher das durch den griechischen Prinzen Gregor in die Abtei Burtscheid (bei Aachen) gebrachte Bild des Heiligen geschildert wird. Auf diesem Bilde soll derselbe eine facies obesa besessen haben, was schon bei einem byzantinischen Werke auffallend ist und auch durch die bei Bock, Reliquienschätze der Abteien Burtscheid und Cornelimünster S. 16 mitgeteilte Abbildung keine Bestätigung findet: Der Heilige zeigt darauf ein langes, sehr schmales Gesicht, alles Übrige entspricht jedoch der Beschreibung bei Cäsarius. Ich wagte daraufhin in meiner Cäsarius-Übersetzung (Teil I, S. 34) dem Heiligen statt des „fetten" ein „mageres" Gesicht zuzuschreiben, unterstützt hierin durch die in der Ausgabe von 1590 am Rande angeführte al. lect. exesa, welche Lesart auch Strange in seiner Ausgabe von 1851 adoptiert hat, sogar ohne den lect. abesa Erwähnung zu thun. Eine aller Wahrscheinlichkeit nach von Cäsarius verfasste Vita Gregorii, welche L. Korth zu veröffentlichen beabsichtigt, bringt gewiss noch Manches über das Bild in Burtscheid.

J. Zur Küche führen.

Die Zimmerische Chronik (III, 536, 537 der ersten Ausgabe) erzählt folgenden Schwank von einem etwas närrischen deutschen Edelmann Kaspar Böcklin, der sich zur Zeit Franz I. in Paris aufhielt:

Er gieng mit andern Deutschen zu Paris geen hof. Fuegt sich, das er sich user dorheit neben den connestable Montmoranzi satzt. Der kant nun den man nicht und name es zu einer muhe und verdrusz an; derhalben befalch er den paigen, deren ein grose somma vor handen, nit allain des konigs, sonder auch des connestables selbs und deren andern fursten, das sie bemelten Caspar Böcklin mit inen in die kuchin fueren sollten. Das ist nun ein französisch spruchwort und sovil, als das man einem die schellen wol erstreicht; so man ine zu küchen fuert. Der guet Caspar Böckle het der zeit den französischen oder hofbrauch sovil nit erlernt, das er wust, was es geredt oder bedeuten sollt, so man ain zu kuchen fuert, und gieng derhalben mit den knaben guetes willens. Es was ein grosz gelechter von menigclichem, do sie vermainten, man wurde ein sollichen grosen narrichten Deutschen mit rueten schwingen. Wie aber der Caspar in die kuchen kompt und sicht der köch einen mit einer zimlichen grosen rueten gegen ime geen und das die knaben ine weiter anfielen und ine ufnestlen wolten, do markt er erst, was die mainung und wie es zu wolt geen. Derhalben fieng er sich an zu weren, schlug umb sich, in maszen das er sich iren aller erwert und auszrisz. Sie liefen ime nach, wolten in wider ufphahen, aber es gerieth im die schanz, das er in der flucht des alten königs Francisci sal antraf. Do trang er mit gewalt durch die thurhueter hinein, die knaben einstails hinnach. Caspar forcht im ubel, facht an überlaut den könig anzuschreien: „O rex christianisse, miserere mei!" Der könig und menigclichen lachten, das sie zerbrochen möchten sein. Je-

Digitized by Google

doch, als er von seim Geschrei nit lasen, sprach der König, man solt den narrechten Deutschen geen lasen. Also lieszen sie ine mit frieden.

Nach derselben Kronik (a. a. O. 570) war dieser höchst unhöfische Hofbrauch in Strassburg üblich. Der Narr des Bischofs wart zu kuchen gefuert und nach vortheil gestrichen. Auch Schelmuffsky thut desselben Erwähnung: Als er beim Gross-Mogul zu Gaste ist, befiehlt letzterer den Pagen und Lakaien, sie sollten den Gast gut bedienen; bei der geringsten Klage sollten sie „in die Küche geführt werden." In einem 1689 in Erfurt gedruckten Schauspiel von Rathian „Der beglückseeligte Sclav" [1]) etc. heisst es S. 44: „Ja ein solcher Junge solt mir wohl ankommen. Gleich wolt ich machen, dass er in die Küche geführt würde." Endlich noch ein historisches Zeugnis, das wir Müllers Abhandlung über Trinkstuben (in der alten Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1857, S. 728) entnehmen: Andres von Röbell stellt am 26. Januar 1577 dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg einen Revers aus, er wolle als Kanonikus zu Havelberg sich des Volltrinkens enthalten oder zur Pön in der Küche sich vierzig Streiche weniger einen, „inmassen dem h. Paulo geschehen", geben lassen. Weitere Zeugnisse würden dem Einsender dieses, der schon ein bedeutendes Material über das Küchenwesen und die Culinaria des Mittelalters und der Renaissance-Periode gesammelt hat, sehr willkommen sein. Lautete dies französische spruchwort: conduire à la cuisine? Es würde ferner in Frage kommen, ob sich in niedrigeren Gesellschaftskreisen der „Humor der Küche" in gleichen oder ähnlichen Bräuchen geäussert hat.

[1]) Das Stück behandelt die Doppelehe des Grafen von Gleichen.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums von Dr. Christian Rogge, Progymnasial-Rektor. Schlawe 1890. Verlag von Fock, Leipzig. (Beilage zum achtzehnten Jahresberichte über das städtische Progymnasium zu Schlawe.)

In dem Vorwort der trefflichen Arbeit erfahren wir, dass der Verfasser durch Mannhardts Fragebogen als Primaner des Gymnasiums zu Stendal angeregt wurde, im Auftrag seiner Lehrer zu sammeln und eine reichhaltige Sammlung von Volksanschauungen Mannhardt zu übersenden. In den weiteren Ausführungen der Schrift berührt es wohlthätig zu lesen, dass der Verfasser darauf hinweist, „dass die Wissenschaft der deutschen Mythologie in ihrer ersten Entdeckerfreude vielfach den Boden nüchterner Beobachtung und methodischer Fassung verlassen und sich nur allzusehr kühnen Hypothesen hingegeben hat." Demnach stellt sich der Verfasser zu Müllenhoff und dem spätern Mannhardt, aber auch mit einer gewissen Hinneigung zu Freybis Arbeiten und Laistner, selbstverständlich nicht ohne sich volle Freiheit des Denkens und Urteilens in jeder Einzelheit wie in der Gesamtauffassung zu wahren.

Die einzelnen Abschnitte der Schrift tragen die Überschriften: Die Christianisierung des deutschen Volkes ein langsamer Prozess, Rückstände aus dem Heidentum, Arten der Überlebsel, der Kampf des Christentums mit dem germanischen Heidentum, der Umwandlungsprozess in Sage und Aberglauben, einzelne Sitten und Gebräuche nach ihrem altheidnischen Ursprunge, die Praxis des Aberglaubens, die Stellung, welche man den heidnischen Überlebseln gegenüber einnehmen muss.

Die Wichtigkeit der Arbeit erhellt aus den Überschriften, welche nur erhöht wird durch die Ruhe des Urteiles, welches sich gebildet hat aus guter praktischer wie theoretischer Anschauung. Deshalb empfehlen wir die Arbeit der Anschaffung und sprechen die Hofinung aus, dass wir Herrn Dr. Rogge bald mit Arbeiten in der Zeitschrift für Volkskunde vertreten sehen werden.

Edm. Veckenstedt.

Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache nnd Poesie. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft. (Vormals J. F. Richter.) 1890.

In der Besprechung des Buches weist der Globus darauf hin, dass der grösste Teil des Inhaltes dieses Buches bereits früher in Einzelaufsätzen in

jener Zeitschrift erschienen ist — wie auch die Zeitschrift für Volkskunde davon gebracht hat. Wie demnach der Globus eine eingehende Besprechung nicht hat, so muss auch unsere Zeitschrift ablehnen, näher auf das Buch einzugehen, da früher Gelegenheit gegeben war, sich anderweitig mit dem Stoff bekannt zu machen. Bemerkt sei deshalb nur noch, dass der mythologische Standpunkt des Verfassers nur denjenigen befriedigen wird, welcher am falschen Vedismus festhält oder an Benfey's Buddhismus-Theorie. Dass dem Unterzeichneten dieser Standpunkt in der Forschung nicht als richtig erscheint, hat derselbe wiederholt dargelegt.

Edm. Veckenstedt.

Shakespeare's Einfluss auf Goethe in Leben und Dichtung von Dr. Bruno Wagner. 1. Teil Halle a/S. Max Niemeyer 1891.

Die Erstlingsschrift des jungen Gelehrten bietet eine klar geschriebene auf guten Studien beruhende Arbeit über jenen Einfluss, welchen der gewaltige Britte auf Goethe ausgeübt hat. Da Shakespeare mit den Volksanschauungen auf das innigste vertraut war und auch — wie Tschieschwitz in seinen Germanischen Mythen bei Shakespeare erwiesen, Sage und Mythos weitgehenden Einfluss auf seine Dichtungen nehmen liess, so ist eben Shakespeare als derjenige zu bezeichnen, durch den — wie durch Herder — Goethe sich zuerst den Sinn erschloss für Volkssprache, Mythe, Sage und Volkslied.

Den Freunden der Volkskunde glauben wir die Nachricht nicht vorenthalten zu sollen, dass Herr Dr. Wagner es übernommen, in der Zeitschrift für Volkskunde eingehend darzulegen, in welchem Verhältnis Lessing, Herder und Goethe zur Volkskunde gestanden. Deshalb sei die angezeigte Arbeit als eine Art von Einleitung zu den bevorstehenden Veröffentlichungen in dem berührten Sinne, zur Anschaffung bestens empfohlen.

Edm. Veckenstedt.

Waifs and strays of Celtic tradition. Folk and hero tales. Collected, edited and transladet by the Rev. D. MacInnes. London. David Nutt. 1890. 497 Seiten.

Das mit mehreren Abbildungen ausgestattete Werk ist geeignet, die grösste Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Sein Wert ist gleich gross fur die Litteraturgeschichte, wie für die Volkskunde. —

Mac Innes hat nach dem Diktate von Leuten aus dem Volke, meistens nach den Angaben des Schuhmachers Archibald Mac Tavish, zwölf Erzählungen in gälischer Mundart niedergeschrieben und dieselben in englischer Übersetzung neben dem Original einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht. — Eine kurze Einleitung ist vorausgeschickt, in welcher die verschiedenen Ansichten über Entstehung und Zusammenhang der Märchen, Mythen und Sagen berichtet werden. — Den Erzählungen selbst, in denen ein

Digitized by Google

tiefer poetischer Kern steckt, und die uns oft lebhaft an Grimms Märchen gemahnen, folgt ein ausführlicher Apparat von wissenschaftlichen Noten, welche durch den als Forscher rühmlichst bekannten Alfred Nutt besorgt sind. In ihnen werden besonders zwei Punkte vollauf berücksichtigt: 1. Die Beziehungen zwischen den heute in Schottland noch lebenden gälischen Überlieferungen und der älteren gälischen Litteratur; 2. die Spuren von altceltischem Glauben und Gebräuchen, die in ihnen sich finden. —

Das ausgezeichnete Werk sei jedem Freunde von Märchen und Sagen empfohlen, besonders den Fachleuten auf dem Gebiete der Volkskunde und der vergleichenden Litteraturgeschichte. — Willkommen dürfte nebenbei für manchen der angefügte Bericht der englischen „Folk-Lore Society" sein. —

Bruno Wagener.

Das Sprichwort bei Chaucer. Zugleich ein Beitrag zur vergleichenden Sprichwörterkunde von Willy Haeckel. Erlangen und Leipzig. Deichertsche Verlags-Buchhandlung. 1890.

Das 77 Seiten starke Buch ist das achte Heft der von H. Varnhagen herausgegebenen Erlanger Beiträge zur englischen Philologie. Mit ungewöhnlichem Fleisse hat der Verfasser das Studium der Sprichwörterkunde betrieben. Davon legen allein schon die im Verzeichnis der Abkürzungen aufgeführten Titel von einschlägigen Werken Zeugnis ab, welche der Verfasser mit grösstem Fleisse für seine Zusammenstellung benutzt hat. Im allgemeinen schliesst sich der Verfasser in seiner Auffassung des „Sprichwortes" dem an, was Wander in seinem deutschen Sprichwörter-Lexikon darunter versteht. — Die Zusammenstellung Haeckels ist geordnet nach den Rubriken der sicheren Sprichwörter und sprichwörtlichsn Redensarten, der zweifelhaften und schliesslich der Anspielungen auf Sprichwörter. — Hat das Büchlein auch nur für den Fachmann Reiz, so ist es doch auch für den Laien nicht uninteressant hier zu vergleichen, wie dieselben Anschauungen fast in denselben Redewendungen in verschiedenen germanischen und romanischen Sprachen immer wiederkehren. — Als Materialsammlung ist das kleine Werk gewiss von grossem Werte. —

Bruno Wagener.

Magdalenchen. Eine Sage von Heisterbach. Erzählt von Carl Montanus. Bielefeld, 1891.

Das kleine Heft erzählt die Herzensgeschichte des Mönches Erwin im Kloster zu Heisterbach und eines Mädchens, Magdalenchen, das halb noch Kind bei einer alten, als Hexe verschrieenen Frau im Walde lebt. —

Magdalenchen erwidert des Mönches hoffnungslose Liebe; aber da das strenge Gelübde zwischen ihnen steht, kann er nicht mehr thun, als die Geliebte in der Klosterkapelle als Madonna mit dem Kinde und als Mater dolorosa durch den Pinsel zu verewigen. Magdalenchen aber geht ins Kloster. —

Digitized by Google

Dies der Gang der Erzählung. —

Nach unserer Ansicht dürfte der Verfasser einen etwas zu weichen Ton angeschlagen und deshalb der psychologischen Freiheit nicht vollständig gerecht geworden sein. —

Immerhin wird die sonst sehr hübsch geschriebene Erzählung auf dem Grunde der Sage erwachsen, gar manchem ein willkommener Besitz sein.

Bruno Wagener.

Ginevra. Ein erzählendes Gedicht von Adolf Volger. Altenburg.

Da das Buch mit dem Inhalte dieser Zeitschrift kaum Berührungspunkte hat, müssen wir uns auf wenige Worte beschränken.

Der Dichter leistet recht Hübsches in der Schilderung der Natur und bietet darin oft wirklich überraschend feine Züge. — Ein echter Dichter jedoch ruft schon mit wenigen Strichen ein lebhaftes Bild vor die Seele. Dazu fehlt dem Verfasser die Fähigkeit. Seine Lyrik leidet an zu grosser Redseligkeit. Als Epiker ist er in der Handlung dürftig. — Ihm geht die Gabe, Charaktere zu schildern, völlig ab. — Dagegen versteht er, in breiter Fülle reizender Einzelbilder anmutig zu unterhalten. — Darum sei das Büchlein mit seinen hübschen Liedern Damen und der reiferen Jugend zum angenehmen Zeitvertreib müssiger Stunden empfohlen.

Bruno Wagener.

Dr. Georg Buschan. Germanen und Slaven, eine archäologisch-anthropologische Studie. Mit 1 Karte, 4 Tafeln und mehreren Abbildungen im Text. Münster 1890. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Die kleine Schrift, Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Natur und Offenbarung", will ein Beitrag sein zur Lösung der Nationalitätenfrage im östlichen Deutschland, welche, wie schon sonst zu wiederholten Malen, auch auf der 15. Versammlung deutscher Anthropologen zu Breslau (1884) Gegenstand heftiger Diskussionen war. Nach der Ansicht des Verfassers verspricht nur die Archäologie im Verein mit ihrer Schwesterwissenschaft, der Anthropologie, eine endgiltige Lösung dieser Frage herbeizuführen und das Dunkel zu lichten, welches noch über dem Ursprung und den Anfängen des Slaventums in Deutschland lagert, da sie beide allein mit positiven Faktoren (Funden) und exakten Resultaten rechnen, und so gelangt denn der Verfasser hauptsächlich auf Grund archäologischer Untersuchungen — die somatische Anthropologie erweist sich hinsichtlich dieser Frage als von untergeordnetem Werte — zu dem Resultat, dass vor den Slaven innerhalb der Grenzen des heutigen deutschen Reiches (im Osten bis zur Weichsel hin) Stämme germanischer Abkunft ansässig waren und dass die slavische Einwanderung erst nach der Völkerwanderung erfolgte und sich nicht viel weiter als bis zur Saale und zum Unterlauf der Elbe ausbreitete.

Halten wir auch an diesem durch die Archäologie gewonnenen Resultat fest, so erscheint es uns doch befremdend, wenn der Verfasser auf Grund

der von Schwartz in seinem Aufsatz: „Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg“ (Märk. Forschungen XX, 1887) niedergelegten Anschauungen kurz vorher behauptet: „Die von Schwartz gegebene Karte veranschaulicht die Verbreitung dieser auf urgermanischen Götterglauben zurückzuführenden Sagen (niedere Mythologie) und ihre Grenzen gegen den slavischen Kultus hin. Die Ausbreitung des letzteren deckt sich im grossen und ganzen mit den aus der Archäologie gewonnenen Grenzen und überzeugt uns, dass westlich der Oder nirgends — ausgenommen die Lausitz — slavische Stämme von bleibendem Einflusse auf altgermanische Verhältnisse gewesen sind.“

Schwartz geht davon aus, dass nach dem Zusammenbruch der einzelnen slavischen Herrschaften in der Masse der Bevölkerung des ganzen Landes selbst ein Umschwung in deutschem Sinne in fast phänomenaler Weise hervortrat. Wie plötzlich erscheinen namentlich die bis dahin von Slaven bewohnten weiten Strecken zwischen Elbe und Oder und zum teil noch über die Mündungen der letzteren hinaus von deutscher Bevölkerung erfüllt. Die Slaven treten in Stadt und Land mit einem Male nur in verschwindenden Minoritäten auf und meist nur an den Grenzen finden sich kompaktere Zentren, namentlich im Süden in der Lausitz, im Norden im Kassubenlande, an Stellen, wo sie noch heute, nach 700 Jahren ihr Volkstum mehr oder minder bewahrt haben. Aus dieser Erscheinung schliesst Schwartz, dass in diesen Ländern, also hauptsächlich in der Mark, in Mecklenburg und Pommern, verschiedene Gruppen der altgermanischen Bevölkerung zurückgeblieben seien, welche in einer Art Hörigkeit die Wendenherrschaft überdauert und beim Zusammensturz derselben der unter christlichem Banner eintretenden Germanisierung und den sich daran schliessenden Kolonisationen entgegengekommen seien.

Wenn sich dem deutschen Historiker das wirklich als sicheres Resultat seines Forschens ergibt — der slavische Forscher wird freilich, wenn auch nur aus nationaler Eitelkeit, zu dem entgengesetzten Ergebnis gelangen, und auch uns scheint die Sache noch nicht zweifellos erwiesen, denn die schnelle Germanisierung, die übrigens gar nicht allenthalben so schnell vor sich ging (auf Rügen starb die letzte Wendin erst im 15. Jahrhundert, über die Abnahme der kassubischen Bevölkerung s. auch Balt. Studien 33, S. 368 ff.), lässt sich auch auf anderem Wege erklären — wenn aber streng historische Forschung trotzdem zu jenem Resultat führt, so muss allerdings gefolgert werden, dass Überreste des Glaubens jener altgermanischen Urbevölkerung sich trotz des sie umgebenden Slaventums bis heute erhalten haben — können.

Aber Schwartz schliesst gerade umgekehrt: weil Reste altgermanischen Götterglaubens, altgermanische Gebräuche, ja gar altgermanische Götternamen sich in den einst von Slaven bewohnten Gegenden nach ihm erhalten haben, so ist das ein Beweis dafür, dass eine germanische Urbevölkerung sich hier bei dem Vordringen der Germanen noch befunden hat, die nach Annahme des Christentums den Germanisierungsprozess beschleunigen half. Woher weiss denn Schwartz so genau, dass die aufgefundenen Sagen und Gebräuche nicht den eingewanderten Kolonisten, sondern jener Urbevölkerung angehören? Bewiesen hat er es nicht. Es ist vielmehr so, dass die

Digitized by Google

grösstenteils dem niedersächsischen Stamme angehörenden Einwanderer ihren Glauben und ihre Gebräuche mitbrachten; ein Austausch zwischen germanischem und slavischem Eigentum fand statt, wie noch jetzt in der Provinz Posen, und es zeigt sich in der That in den berührten Ländern ein bedeutender Einfluss des slavischen Wesens auf germanische Sagen und germanischen Glauben, wie sich ebenso wieder das Umgekehrte z. B. bei den Wenden im Spreewalde und in der Lausitz zeigt.

Ist schon so die Schwartz'sche Beweisführung eine mangelhafte zu nennen, so ergibt sich ihre Unbrauchbarkeit noch viel mehr daraus, dass sie auf dem unsicheren Grunde der sogenannten niederen Mythologie aufgebaut ist. Denn erstens gehören Frau Gode, Frick, Frau Harke, wie der Teufel, als Substitute des Wode, des wilden Jägers, erst einer viel jüngeren Zeit an; dann aber ist der wilde Jäger Wode nicht so sicher Wodan (Odhin), als Kuhn, Schwartz und ihre Anhänger glauben; die Frau Gode, die eine selbstständige weibliche Gottheit ist, wird als solche von Schwartz getilgt, damit das Wodansgebiet vergrössert werde; dasselbe verliert aber noch weiter an Umfang durch die Ausmerzung des pommerschen Gauden und des Vergodendel, und eine Frick ist nicht in dem Glauben des Landvolkes, sondern nur in den Köpfen einiger Sagensammler vorhanden. Frau Gode und besonders Frau Harke sind aber so von slavischem Wesen beeinflusst, dass es fast scheint, als hätten wir in ihnen ursprünglich eine slavische Gottheit zu suchen. So zeigt sich also, dass die sogenannte niedere Mythologie zur Lösung der Nationalitätenfrage im östlichen Deutschland im Sinne Buschan's nicht zu verwenden ist.

Übrigens wird jene Schwartz'sche Hypothese auch von Historikern vielfach als „überwundener Standpunkt" angesehen. Man vergleiche Wendt, Die Nationalität der Bevölkerung der deutschen Ostmarken vor dem Beginn der Germanisierung, Göttingen 1878; II. Teil, Liegnitz 1889.

O. Knoop — Rogasen.

Zur Bücherkunde.

Vorbemerkung. Herr Oberlehrer O. Knoop — Rogasen wünscht bekannt zu geben, dass sein nächster Aufsatz die Richtigstellung der auch von ihm früher vertretenen Erklärung von der Hinnemutter bieten wird.

Sodann nimmt der Unterzeichnete Anlass zu der Mitteilung, dass er sich an Herrn Koldewey — Syrien gewandt hat, um festzustellen, aus welchen Gründen dieser Gelehrte die früher von ihm vertretene Ansicht von der assyrischen Feuernekropole aufgegeben hat.

Endlich erlaubt er sich mitzuteilen, dass Herr E. Böttticher — Berlin seinen Aufsatz über Troja zurückgezogen hat.

Selbstverständlich wird sich der Unterzeichnete bemühen, Aufsätze objektiver Darlegung über die angeregten Fragen zu bieten, da er eben die Ansicht vertritt, dass wenn der epischen Dichtung auch mythologischer Gehalt nicht abzusprechen ist, doch das Gelände besondere Beachtung verdient, an welches dieselbe Anlehnung gesucht, insofern sie nicht auf demselben entsprossen ist.

Wenn wir nicht allen Ausführungen Schliemanns unsere Zustimmung geben werden, so wollen wir doch gern seiner als eines Mannes gedenken, welcher eine ungeheure Thatkraft entfaltet hat, die Ideale seiner Jugend zu verwirklichen, der Wissenschaft zu dienen.

Insofern der Unterzeichnete falsch über Schliemann geurteilt, wird er nicht anstehen, das zu widerrufen.

Heute schliessen wir mit den Worten: Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Ehre seinem Angedenken, Friede seiner Asche.

Edm. Veckenstedt.

Bis zum 20. Januar 1891 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Für die Bibliothek der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde:

Geschenk des Herrn J. B. Vervliet, Antwerpen, Welvaarstraat 61:

Ons Volkseven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. onder Leiding van J. Cornelissen, Onderwijzer te St. Antonius-Brecht et J. B. Vervliet, Letterkundige te Antwerpen. Te Brecht. Bij L. Braeckmann. Drukker-Uitgever. 1. Jaargang 1889. 2. Jaargang 1890.

Der Unterzeichnete erlaubt sich im Namen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde Herrn J. B. Vervliet seinen Dank für das freundliche Geschenk auszusprechen: er hofft, dass die Büchergeschenke, welche das Ausland wiederholt der Gesellschaft für Deutsche Volkskunde gespendet hat, denjenigon Herren Mitarbeitern und Mitgliedern der Gesellschaft, welche Sachen auf diesem Gebiet veröffentlicht haben, Anlass werden, früher von ihnen geschriebene Bücher und Abhandlungen der Bibliothek einzusenden.

Edm. Veckenstedt.

Digitize

Einsendungen von Albert S. Gatschet, Washington D. C Sinti, der erste Mensch. Eine Schöpfungssage der Kayowe-Indianer, aus ihrer Sprache übertragen. Ausland Nr. 46. Sonderabzüge: Reprinted from the Journal of American Folk-Lore, Vol. II, Nr. IV. Linguistic and Ethnographic Notes. Reprinted from the American Antiquarian, March 1890. September 1890. Archaeology and Ethnology. From the American Naturalist, 1890.

O. Knoop: Kleinere Mitteilungen und Fundberichte. (Nicht zu ersehen von welcher Zeitschrift die Sonderabzüge sind.)

Karl Meyer's Führer über das Kyffhäusergebirge. (Mit 1 Karte, 6 Plänen und 3 Abbildungen.) IV. vermehrte und verbesserte Auflage des Buches: Die ehemalige Reichsburg Kyffhausen. Nordhausen 1890.

English-Eskimo and Eskimo-English Vocabularies. Compiled by Ensign Roger Wells, J. R., U. S. N. and Interpreter John W. Kelly. Preceded by ethnological memoranda concerning the artic Eskimos in Alaska and Siberia, by John W. Kelly. Washington Government Prienting Office. 1890.

Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und Hohen Röhn, sowie aus dem Gebiet der fränkischen Saale. Gesammelt von Ch. Ludwig Wucke. 2. sehr vermehrte Auflage mit biographischer Skizze, Anmerkungen und Ortsregister, herausgegeben von Dr. Hermann Ullrich. 1891. Verlag von H. Kahle in Eisenach. Hofbuchdruckerei.

Harzer Monatshefte. Zeitschrift für die Kunde der Vergangenheit und die Interessen der Gegenwart im Harze. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen a/H. 2. Jahrgang. Januar 1891. Heft 1. Inhalt: Der Tanz zu Kölbigk. Friedrich Wilhelm Zachariä, ein Dichter des Harzlandes. Die Prophezeiung einer Zigeunerin. Eine Harztour vor 55 Jahren. Ein Rundgang durch die Blankenburg. Bücherschau.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Première Livraison. Janvier 1891. Sommaire: 1. Dernières Publications illustrées, par Visenot. 2. Romans, Contes et Nouvelles, par Firmin Boissin. 3. Science Sociale, Économie Politique et Socialisme, par Cl. Jannet. 4. Comptes rendus: Théologie, Jurisprudence, Sciences, Belles-Lettres, Histoire, Bulletin, Chronique, Questions et Réponses.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. S'adresser pour la Rédaction et les Abonnements au Directeur 19, rue le Verrier, Paris. 7e Année. Sommaire du N. 11. Janvier 1891. Hors la Loi: A. Wolfromm. — La Questions des Heures: A. W. — La Suppression du Thème écrit: H. N. Maigoot. — Le Cosmopolite le Goldsmith, traductions avec notes: R. G d'Alviny. Boîte aux Lettres. Résumé. Bibliographie. Nominations.

Revue des Traditions Populaires. 5. Année. Tome V. N. 11. 15. Nov. 1890. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4. Traditions et superstitions siamoises (suite) IV. Contes et Légendes. — V. Histoires de revenants et de sorciers. Ch. Hardouin. — Préjugés en Louisiane. Clément Rubbens. — La Fille deguisée en dragon, chanson du Morvan. Julien Tiersot. — Coutumes de mariage (suite) VII. Une noce en Béarn. D. Bourchenin. — La Tradition populaire et les écrivains français (suite) VII. Voiture. P. Sébillot. — La Légende de Didon I. suite. R. Basset. — Proverbes et dictons Malays. — Quelques devinettes. G. M. Olivier Beauregard. — Contes troyens: I. Boule-de-Neige. II. Les trois poils du Diable. III. L'Oiseau qui dit tout. L. Morin. — Ran et les Filles des Flots. L. Sichler. — Traditions et superstitions de la Touraine (suite) II. Petit guide médical. Dr. R. Blanchard. — Facéties suisses A. Certeux. — Seconde vue: Intersignes (suite) H. Les Pronostics de mort prochaine. P. Sébillot. — Bibliographie F. M. Luzel et A. Le Braz. Sonion. — Notes et enquêtes. Table de matières. Illustrations.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. X. 4e Année (N. 45) Livraison de Décembre 1890. 1. Le Folklore polonais. III. fin. Michel de Zmigrodzki. 2. La Littérature Liégeoise H. C. 3. Saint-Gerasimus et le Lion, Michel Hadji-Démétrius. — 4. Des Usages de Prélibation et des Coutumes de Mariage en France III. Joannis Plantadis. — 5. L'Ane dans les Proverbes provenceaux III. Jean Brunet. — 7. Les vieilles chansons populaires. E. B. — 7. Moyen de retrouver le corps d'un noyé II. Frédéric Ortoli. — 8. Contes populaires du Bocage Normand V. Victor Brunet. — 9. Procès contre les animaux (suite). Augustin Chaboseau. —

Digitized by Google

10. Chanson de Briolage. Dupin. — 11. Proverbes nicois. Vicomte de Colleville. — 12. Le mouvement traditionniste. — 13. Table de Matières du Tome IV de la Tradition. Année 1890.

Variétés Bibliographiques-Librairie. E. Rolland, Paris. Abonnement volume composé 12 Numéros. 6 fr. Le Propriétaire Gérant: E. Rolland. Sommaire: Flore populaire (suite). Supplément à la Faune populaire, la Belette, la Loutre etc. La Femme dans les proverbes (suite).

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 4e Jaargang. 1e Aflevering. Gent 1891. Inhoud: Walcheren in Zeeland. I. De Walcherische Boer, door K. Baart. Eenige Beschouwingen over ons oud Kluchtspel. Aug. Gittée. De Humor in de Taal (Vervolg.). — II. Lichamelijke Pijn en Ongemak (Aug. Gittée). Sagen 1. De Waterduivel. 2. De dikke Linde te Vlierzeln. 3. Brabantsche Overleveringen. Vragen en Aanteekeningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 2. Jaargang 1890. 12. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Sagen. — De Vogelen in het Volksgeloofen de Volksdichtveerdigheid. — Herniensode Stichtingsbrief der Gilde van St.-Sebastion te Berlaer (Vervolg.). Niemoskes. Folklore Wallon. Boekbespreking. Inhoud van Tijdschriften: door Lenaard Lehembre. Alf. Harou. J. Th. de Raadt. J. B. Vervliet. Joz. Cornelissen.

Deutscher Bienenfreund. Zeitung für praktische Bienenzucht. Herausgeber L. Kranchen. Leipzig. Theodor Thomas. 27. Jahrgang. N. 1. 1891.

Illustrierte Rundschau über die Litterarischen Erscheinungen des Jahres 1890. Ein Handbuch für Bücherfreunde. Unter Mitwirkung von Dr. Emil Brenning u. s. w. Herausgegeben von Gustav Moldenhauer. Im Verlag des Herausgebers. Leipzig. Gustav Moldenhauer, Poststrasse 9/11 bei A. G. Liebeskind.

Verlag von H. Bechhold, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon
der
Naturwissenschaften und Medizin
bearbeitet von
A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal
und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca. **10 Lieferungen à 80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrücke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:
Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften,
Rohstoffe, technische Erzeugnisse
und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklärung der Abkurzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berucksichtigt.

Literarisches Jahrbuch

Begründet herausgegeben und von **Alois John.**

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist zunächst das Zentralorgan für die Literatur des nordwestlichen Böhmens und der deutschen Grenzlande (Oberfranken, Vogtland) und bringt als solches **wissenschaftliche, literarische** und **künstlerische Beiträge**, Saison- u. Bäderberichte, eine **alle Gebiete geistigen Lebens umfassende kritische Rundschau**, Gedichte etc.

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist aber kein lokales Organ, sondern sucht auch Fühlung mit den neuen Stromungen in Wissenschaft und Literatur und wird daher auch **allgemein orientirende Beiträge über modernes Geistesleben** bringen.

Das **„Literarische Jahrbuch"** vereinigt also eine echt autochthone, nationale, aus einem bestimmten deutschen Gau herausgewachsene Eigenart mit den Tendenzen einer weltfreien, das Leben im neuen Sinne erfassenden und reformatorischen Literatur.

Das **„Literarische Jahrbuch"** erscheint in zwanglosen Bändchen, mit literarischen Porträts, 5 Bogen stark, gut ausgestattet. Vorherbestellungen und Abonnements beim Herausgeber:

Alois John
EGER (Böhmen) Bahnhofstrasse 25.

Band I. enthält unter anderen einen Beitrag:

Die Volkskunde

nach Wesen, Zweck und Bedeutung.

von **Dr. Edmund Veckenstedt.**

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 6. HEFT.

LEIPZIG 1891.
DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales. Von R. Dürnwirth — Klagenfurt 201

Der „Fluch" in der siebenbürgisch-rumänischen Volkspoesie. Von O. Mailand — Deva (Siebenbürgen) 208

Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 215

Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik — Prag. 218

Volksüberlieferungen aus Österreich von Franz Branky — Wien . 221

Volkslieder aus Hinterpommern. Von A. Gadde-Gloddow. . . . 224

Findlinge zur Volkskunde. Mitgeteilt von Alex. Kaufmann — Wertheim 228

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. Gesammelt von O. Knoop — Rogasen.

Bücherbesprechungen von O. Knoop — Rogasen.

P. Schwarz, Reste des Wodankultus in der Gegenwart. (Nach einem Vortrage des Verfassers im „Künstlerverein" zu Celle). Leipzig 1891, August Neumanns Verlag, Fr. Lucas 235

Ulrich Jahn, Schwänke und Schnurren aus Bauern Mund. Berlin, Meyer & Müller. 1889 235

Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.

Dainu Balsai. Melodieen litauischer Volkslieder, gesammelt und mit Textübersetzung, Anmerkungen und Einleitung im Auftrage der Litauischen litterarischen Gesellschaft herausgegeben von Christian Bartsch. 1. Th. (Lief. 1 und 2) Heidelberg 1886. 2. Th. Heidelberg 1889 236

Über den Namen eines Baches und eines Berges in der Umgegend der Stadt Brilon. Von Dr. Balthasar Hüser, Direktor des Gymnasiums zu Brilon. (Bericht uber das Gymnasium zu Brilon während seines zweiunddreissigsten Schuljahres 1889–1890. Brilon 1890. Programm Nr. 341. 1890.) 237

Bücherbesprechungen von Br. Wagener.

The Science of Fairy Tales. An inquiry into fairy mythology. By Edwin Sidney Hartland. London. W. Scott. 1891. — 372 Pages 237

Die Quellen von William Morris' Dichtung „The Earthly Paradise" von Julius Riegel. Erlanger Beiträge, IX. Heft. 1890. 74 Seiten. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (Nachf. G. Böhme, Leipzig — Erlangen.) 238

An das Volk. Von Alfred Cless, Weimar. Verlag H. Weissbach. 1890. 25 Seiten 238

Zur Bücherkunde 238

Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales.

Von

R. DÜRNWIRTH — KLAGENFURT.

Rosenthal nennt der Kärnter die ungefähr 40 Kilometer lange Strecke des Drauthales vom zungenförmigen Flusswerder bei Wernberg ö. Villach angefangen bis zum östlichen Sattnitzabsturz, der Skarbin. Im Süden begleiten es die zerrissenen Karawanken, im Norden mit oft senkrechten Abstürzen die Sattnitz. Bis zum Einrisse des grossen Suchagrabens unterhalb Maria Elend heisst es Oberrosenthal und ist von rein slovenischer, fast durchweg Landwirtschaft treibender Bevölkerung, ungefähr 8000 an der Zahl, bewohnt. Es ist ein kräftiger Menschenschlag; die Leute sind arbeitsam und intelligent und unterhalten mit den deutschen Nachbarn lebhafte Fühlung. Ist ja überhaupt der Kärnter-Slovene in seinem materiellen wie geistigen Verkehre sozusagen einzig und allein auf den deutschen Landsmann angewiesen und verkehrt verhältnismässig wenig mit seinem Stammesbruder in Krain, von dem ihn die häufig unwegsamen Karawanken scheiden. Jahraus, jahrein wandern daher Kinder slovenischer Bauern auf die sogenannte deutsche Seite, um sich dort die deutsche Sprache anzueignen.[1]) Dass die Heimkehrenden dann auch manches deutsche Sagenkörnlein mitbringen und es in heimischen Boden verpflanzen, liegt zutage, und so erklärt es sich denn auch, wie sich so manche slovenische Sage auf deutscher Grundlage aufgebaut hat. Einige solcher Sagen aus dem Oberrosenthale, die ganz entschieden deutschen Einfluss aufweisen, mögen nun folgen.

Vor allem ist es die deutsche Perchta-Sage, die hier fruchtbaren Boden gefunden.[2]) Als Pehtra — oder Perchtrababa — (ein aus deutschen und slavischen Elementen zusammengesetztes Wort) — ist sie hier eingezogen und hat die Jaga Baba, den Winterdämon der alten Slovenen verdrängt. Wiewohl sie zu verschiedenen Zeiten des Jahres erscheint, so ist doch die Zeit der Wintersonnenwende ganz insbesondere die Zeit ihrer Wanderungen unter den Menschen. Wie bei dem deutschen Nachbar erscheint sie

[1]) Besonders war dies vor der gegenwärtigen Schulgesetz-Ära der Fall.

[2]) Im I. Band der Zeitschrift für Volkskunde, Heft 11 S. 413 ff. brachte Schmidt sehr wertvolle Mitteilungen über den Perchtenglauben bei den Slovenen und kommt zu dem berechtigten Schlusse, dass der namentlich in Oberkrain weit verbreitete Perchtenglaube mit anderen deutschen Sagenelementen durch deutsche Einwanderer in jene Gegenden gebracht worden. In Kärnten liegen, wie oben erwähnt, die Verhältnisse anders.

Digitized by Google

auch hier von Mitte Dezember an — genauer vom Lucientage (13. Dezember) — allein oder mit ihrem Gefolge, einer Schar ungetauft verstorbener Kinder, in den Wohnungen der Menschen und sieht nach, ob die Mägde bei ihrer Spinnarbeit fleissig gewesen. Emsigen und sittsamen hilft sie wohl auch bei der Arbeit, den Faulen aber steckt sie nicht selten den Rocken in Brand. Sie wacht ferner darüber, dass die Feierabende streng eingehalten werden und straft die aus Geiz Dawiderhandelnden.

In ganz eigentümlicher Auffassung jedoch erscheint hier die Perchtl als Quatemberca. Als solche sieht sie besonders darauf, dass zu den Quatembern rechtzeitig die Arbeit ruhe. Namentlich soll der Quatemberfreitag durch frühzeitiges Beenden der Tagesarbeit geheiligt werden. Unter den Quatembern aber ist es wieder die Winter-Quatemberzeit, die, jedenfalls der Nähe des Weihnachtsfestes wegen, vor den übrigen den Vorrang einnimmt. —

Da war zu Friesnitz (Breznica), in der Nähe des grossen Pfarrdorfes St. Jakob, eine Bäuerin, die einst am Freitag des Winterquatembers, ohne daran zu denken, eine bedeutende Menge von Strähnen aussieden und schwemmen wollte. „Und wenn's bis Mitternacht dauern soll", rief sie, „fertig muss es werden." Da kam auf einmal ein Weib ins Haus und bot sich ihr zur Hilfe an. Kaum hatte die Fremde sich an die Arbeit gemacht, so ging diese noch einmal so rasch von statten. Da verlangte sie unter anderen noch ein grosses Sechtschaff (Waschwanne), um alle Strähnen nochmals durchzubrühen. Die Bäuerin begab sich, da sie selbst kein solches besass, zu ihrer Nachbarin und bat sie, ihr eines zu leihen. Diese liess sich alles erzählen, machte dann die Bäuerin darauf aufmerksam, dass Quatember-Freitag vor Weihnachten sei, warnte sie eindringlich vor der Gehilfin, die gewiss keine andere als die Quatemberca sei, und bewog sie schliesslich, nicht mehr nach Hause zu gehen, sondern bei ihr zu bleiben und zu beten. Es mochte Mitternacht sein, da pochte es ans Fenster und eine der Bäuerin wohlbekannte Stimme rief: „Dein Glück, dass du nicht mehr nachhause gekommen; hast du vergessen, dass Winter-Quatember ist? Zuerst hätte ich die Strähne, dann aber dich gebrüht und ausgesotten."

Nach der Ansicht einiger Leute gehört die Pehtrababa zu den Žalik[1]) žene, oder wie sie hier im Volksmunde heissen „Žalk žané", die saligen Fräulein oder weissen Frauen der deutschen Nachbarn. Wie der Deutsch-Kärnter weist auch der Oberrosenthaler diesen als Behausung wilde und malerisch gelegene Felswände oder Schluchten und Höhlen in denselben an. Auch bei ihm sind sie zumeist freundliche, dem Menschen holdgesinnte Wesen, so lange er ihrem Thun und Treiben nichts in den Weg legt. An Stelle der slavischen Vile getreten, stehen sie dem Landmann mit Rat und Hilfe bei, sie sagen ihm, was und wo er säen soll und bringen das Haus, in welchem sie ein- und ausgehen, zu Ansehen und Wohlstand.

Einst ackerte ein gewisser Tomaž von Srajach, als ein Weib mit langem, offenen Haar auf ihn zutrat und zu ihm sagte: „Nicht da, sondern

[1]) Žalik ist wohl das slavisierte „salig."

Digitized by Google

am Rain dort musst du Erdäpfel bauen.“ Lächelnd antwortete der Bauer: „Ja, da beim Zaun wird viel wachsen unter Busch und Stein.“ — „Thue, wie ich sage“, sprach das Weib, „es wird dich nicht reuen.“ — Der Mann rodete das Gebüsch aus, baute längs des Zaunes am Rain die Erdäpfel an und erntete reichliche und so vortreffliche Frucht wie noch nie.

Eine Bäuerin stand einst sehr früh auf und verrichtete ihre Arbeit im Stalle. Als sie in die Stube zurückkehrte, sah sie im Bette neben dem ruhig schlafenden Bauer ein Weib, welches ebenfalls fest schlief und dessen blonde Haare vom Kissen herab bis auf den Boden niederhingen. Es war eine der Žalk žané. Leise trat sie hinzu, hob das Haar vom Boden auf, legte es auf das Kissen und entfernte sich ebenso leise. Bald darauf kam der Bauer heraus, ohne etwas von dem Vorgange gesehen oder gehört zu haben. War es den Leuten vorher nicht schlecht ergangen, so hausten sie von nun an erst recht auf, dass der Segen bei jedem Unternehmen deutlich zu erkennen war.[1])

Singen, Pfeifen und Jauchzen in der Stille der Nacht, mutwilliges Fluchen, vor allem aber Peitschenknall vertreibt die Žalk žané aus einer Gegend und mit ihnen entweicht auch der Segen aus derselben. Auch in dieser Ansicht begegnen sich Deutschkärnter und Slovene.

Vertreibt diese Wesen lärmende Lust und jodelndes Jauchzen, so wollen anderseits die noch nicht erlösten Seelen der Verstorbenen, die in der Geisterstunde herumwandern müssen, dass der Lebende seine Anwesenheit durch Singen oder Pfeifen kundthue, auf dass sie ihm ausweichen. —

So wanderte ein Bursche einst nachts zu seinem Diendlan[2]) und schlug den kürzesten Weg über den Friedhof ein. Da stiess er plötzlich im Dunkel an jemanden an, und ebenso plötzlich sass ihm eine derbe Ohrfeige auf der rechten Wange. Da er weder jemand sah noch hörte und beim schwachen Sternenschimmer vor sich ein offenes Grab bemerkte, gruselte es ihm und er enteilte dem unheimlichen Orte. Als er beim Mädchen angekommen war, welches mit den Mägden noch beim Spinnrade sass, entsetzte sich dasselbe nicht wenig über sein Aussehen, denn die rechte Wange war fast ganz schwarz. Befragt, erzählte der Bursche den Hergang. Ein alter Mann, der auf der Ofenbank sass, riet ihm, einige Birkenreiser abzubrechen, auf den Friedhof zurückzukehren und dieselben über das offene Grab zu legen; der Tote könne dann nicht hinein und werde gern das Brandmal entfernen. Und so geschah es. Als die Zeit da war, dass der Verstorbene wieder in die Grube sollte, forderte er den Burschen auf, die Reiser wegzunehmen. Dieser verlangte dagegen zuerst die Entfernung des schwarzen Males von der Wange und erhielt plötzlich auf dieselbe Stelle der Wange einen Schlag. Der Tote erklärte, das Seine gethan zu haben und forderte den Burschen auf, ein andermal mit Singen oder Pfeifen seine Gegenwart kund zu thun, damit die Toten auszuweichen wüssten.

[1]) Fast genau in derselben Fassung wurde mir diese Sage auch im ganz deutschen Krapfelde mitgeteilt.

[2]) Geliebte.

Digitized by Google

Nun nahm der Bursch die Reiser weg, das Grab schloss sich, und als er wieder zu den Seinen kam, war auch nicht eine Spur von dem schwarzen Flecken mehr zu sehen.[1])

Auf dem Wege nach Schlatten, südwestlich von St. Jakob, stiess ein lustiger später Wanderer auf ein Totenbein. „Kost meni gost!“ (Bein sei mein Gast) rief er lachend und stiess das Bein mit dem Fusse aus dem Wege. „Bom že prišel“ (Ich werde schon kommen) rief's von dort, wohin er den Knochen geschleudert, und entsetzt eilte er heim. Kurze Zeit darauf heiratete er und hielt lustige Hochzeit. Da erschien plötzlich unter den Gästen ein Mann, den niemand kannte, der aber, wie er sagte, geladen worden. Nach dem Mahle, als der Tanz anhub, lud jener den Bräutigam ein, ihm vor das Haus zu folgen. Sie waren nur wenige Schritte gegangen, so hatte die Landschaft mit einemmale einen ganz anderen Charakter. Lag erst noch tiefer Schnee auf Wald und Feld, so prangte jetzt das Land im vollsten Frühlingsglanze. Verwundert betrachtete unser Mann eine Weile diese Wandlung, doch der Begleiter sprach lächelnd: Erst folgte ich deiner Einladung und war dein Gast an deinem Ehrentage, nun bist du der meine an dem meinen. Da gedachte jener, dass er zu den Hochzeitsgästen zurückkehren solle und verabschiedete sich. Doch kaum hatte er ein paar Schritte gethan, da kam ihm alles so gar fremd vor, so ganz anders die Häuser, anders Tracht und Sprache der Leute. Er betrat sein Haus, doch fremde Menschen kamen ihm aus demselben entgegen. Erstaunt sagte er den Leuten, dass er vor ganz kurzer Zeit von seiner Hochzeitstafel weggegangen sei und nannte ihnen seinen Namen. Da erinnerten sich alte Leute einer Sage, die sie erzählen gehört, dass vor vielen, vielen Jahren der damalige Besitzer dieses Hauses an seinem Hochzeitstage verschwunden sei und dass man nie mehr etwas von ihm vernommen habe. Als man sodann im Kirchenbuche nachsah, fand man, dass dies gerade vor 200 Jahren geschehen sei. —

Wer gedenkt da nicht der sinnigen, tiefernsten Sage vom Heisterbacher Mönche?

Und erst die vielen Teufelssagen! — Wie mannigfach sind doch die Berührungspunkte in diesen mit den nachbarlichen deutschen! Da wie dort erscheint er als schmucker Jäger, als stattlicher Bursche oder feingeschniegelter Stutzer und straft meist den Hochmut.

So gab es in Dolintschach eine schmucke Dirne, der jeder Bursche zu schlecht war, nur ein feiner Herr wäre ihr recht gewesen. Einst war sie mit einigen Freundinnen zn einem Bekannten in St. Jakob auf den Tanz gegangen, denn es ist hier Brauch, dass namentlich bei den grösseren Besitzern einmal im Jahre eine Unterhaltung stattfindet, bei der selbstverständlich Musik und Tanz nicht fehlen dürfen. Die Dirne spielte auch da die Spröde, bis endlich einige junge Herren erschienen, von denen einer ihr gar ausnehmend zu gefallen schien, so dass sie fast ununterbro-

[1]) Im obern Glanthale, einem ganz von Deutschen bewohnten Gebiete, bezeichnete man mir eine Waldblösse, wo es jedermann grause, der nachts vorübergehe; daher heisst auch dieser Waldhang das Grauskögele (Bühel). Pfeift oder singt man aber im Vorübergehen, dann entweicht der Spuk.

chen mit ihm tanzte. Ein dreijähriges Mädchen, welches mit seiner Mutter hinter einem der Tische sass und dem Tanze zusah, ward plötzlich unruhig, fing an zu weinen und zerrte die Mutter aus der Stube. Ob seiner Unart ausgescholten, stiess das Kind endlich schluchzend heraus: „Mutter! hast du nicht gesehen, dass jeder dieser Tänzer Pferdefüsse hat und einen langen Schweif nachzieht?“ — Die Mutter kehrte mit dem Kinde heim. Am nächsten Tage hörte sie, dass die Dirne verschwunden sei, und dass man nur einige halbverkohlte Kleiderreste von ihr nahe dem Wege gefunden habe.

Mitunter zieht er aber auch vor dem Menschen den Kürzern. Er ist dann eben „der dumme Teufel“ der deutschen Sage.

Zu einer jungen verwitweten Bäuerin kam ein stattlicher Mann als Werber und fand sich öfter in ihrem Hause ein. Ein Knecht, der auch ein Auge auf sie geworfen, lauerte ihm einst auf, in der Absicht, mit ihm beim Weggehen anzubinden. Voll Entsetzen bemerkte er da, wie der Mann vor seinem Eintritte in das Haus — sich unbeobachtet wähnend — unter dem hohen Hute ein paar Bockshörner herauszog und von den Schultern mächtige Fledermausflügel ablöste und sie in einer Ecke verbarg. Der Knecht eilte zum Pfarrer und erzählte, was er gesehen. Der Pfarrer riet ihm, die Hörner und die Flügel zu nehmen, falls der Mann wieder käme, die Bäuerin aber, welcher der Besuch ohnehin nicht angenehm war, solle die Blütenstengel einer Pflanze, die am Raine vor dem Hause wuchs, sich ins Haar stecken. Und so geschah's. Der Knecht raubte Hörner und Flügel, eilte damit in den Schafstall, die Bäuerin aber hatte jene Blütenstengel im Haar. Der Mann entfernte sich, als er diese sah, sofort zürnend aus der Stube und als er weder Hörner noch Flügel fand, steigerte sich sein Zorn. Bald witterte er den Räuber im Schafstalle, entriss ihm Hörner und Flügel, konnte ihm aber nichts zu leide thun, weil jener mitten unter weissen Schafen stand: wäre nur ein schwarzes darunter gewesen, so hätte er den Knecht zerrissen. Am Raine aber riss er alle jene Pflanzen aus und biss die Wurzel ab, damit die Pflanze nicht mehr nachwachsen könne. Das ist der sogenannte Teufelsabbiss (Succisa pratensis).

Wie beim Deutschen so spielt der Teufel auch beim Rosenthaler nach Thyrsenart mit Felsen und schleudert mächtige Steinblöcke weithin durch die Lüfte.

Bei Maria Elend liegen, wohl von einem Bergsturze her, zahlreiche gewaltige Steinblöcke. Peči nennen sie die Leute. Als die selige Hemma, die Stifterin von Gurk, sich zum erstenmale Mutter fühlte, wollte sie zu der oberhalb des heutigen Pfarrdorfes auf dem südlichen Bergabhange gelegenen Kirche wallfahrten. Am Bergesfusse angekommen, übermannte sie die Schwäche, und sie sank da, wo die jetzige Pfarrkirche steht, ohnmächtig zu Boden. Engel brachten nun, während sie schlief, die Kirche vom Berge herab; der Teufel aber, der dies sah, ergrimmte, erfasste nacheinander gewaltige Steinblöcke und schleuderte dieselben gegen die Kirche ins Thal, während er die schlafende Wallerin ciganka (Zigeunerin) schalt. Die herumliegenden Blöcke sind heutzutage noch die Zeugen seiner ohnmächtigen Wut, wie anderseits die Kapelle U. L. Frau auf dem Berge das Ziel zahlreicher Wallfahrten ist. Als Wunderstätte gilt sie weit und breit,

werden ja doch sogar die Steinchen, die in der Furche der Dachtraufe liegen, allgemein als vorzügliches Heilmittel gegen Augenschmerzen sehr geschätzt. —

Und wie sollte man in folgender Sage nicht sofort des Schimmelreiters unserer wilden Jagd, Wuotans, gemahnt werden?

Ausserhalb des Dorfes Maria Elend nach Westen hin breitet sich ein Blachfeld, gegen die Drau hin aus, hie und da mit Baumgruppen bestanden. Mittendurch zieht die Strasse, weit und breit kein Haus, eine halbzerfallene Hütte abseits des Weges abgerechnet, die übrigens von jedermann gemieden wird. Unmittelbar am Ende des Dorfes steht ein Holzkreuz und ein zweites bei dem Abstiege in den Feistritzgraben. Auf der einsamen Strecke zwischen diesen beiden Wegkreuzen ist schon manchem nach dem Aveläuten ein Schimmel nachgefahren, der einen Karren zog, in welchem sich eine weisse Gestalt mit weitem Hute befand. Oft fehlt der Karren und dann sitzt die Gestalt mit dem weiten Hute auf dem Schimmel. Der Fussgänger thut dann wohl am besten, wenn er sich ins Geleise legt, denn fängt er an zu laufen, so läuft ihm auch der Schimmel nach. Gar mancher Bauer weiss davon zu erzählen und meidet gern Gang oder Fahrt in später Stunde. An den langen Winterabenden und besonders um die Weihnachtszeit ist der Spuk am tollsten. Oberhalb der langen Brücke, die durch den Feistritzgraben führt, hört der Spuk auf, Schimmel, Karren und Fuhrmann verschwinden.

Ein beherzter Bursche ging einst zu jener obenerwähnten abseitsgelegenen Hütte, aus deren Fenster er einen bläulichen Lichtschimmer dringen sah. Er schaute hinein und erblickte zwei schwarze Kater, die um eine bläuliche Flamme auf dem Herde herumtanzten. —

Kann man diese Gegend als das Rosenthaler Teufelssagen-Gebiet bezeichnen, so ist ihr auch der Rattenfänger nicht unbekannt. Nicht selten sieht man, besonders nach langem Regen oder im frischen Schnee, die Tritte der Ratten, die ein Mann mittels einer Pfeife zusammenrufen soll. Einige wollen den Mann gesehen haben, gehört wurde der schrille Ton der Pfeife von vielen. Die Ratten aber sollen die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder sein.

Auch von den Irrlichtern wissen die Leute viel zu erzählen. Man hält sie für rasend schnell dahinhuschende Totenhände, die eine oft plötzlich verlöschende flackernde Flamme halten. Sehr häufig kommen sie vom Drauboden herauf und huschen nach den Rainen hin, um in einem oder dem andern Bache zu erlöschen.

Zum Schlusse noch eine historische Sage.

Wie die historischen Sagen der Kärnter-Slovenen überhaupt sich vorzüglich um die Türkeneinfälle im 15. Jahrhundert gruppieren, so konzentrieren sich die Türkensagen wieder vor allem um die hochgelegene Kirche von St. Jakob, welche erst nach tapferer Verteidigung genommen und zerstört wurde.

In dem südwestlich von St. Jakob gelegenen Orte Schlatten war eine gewisse Serajnik Zalika zuhause, die, kurze Zeit erst vermählt, von den Türken oder Zigeunern (so nennt das Volk hier nicht selten die Türken) in die Sklaverei fortgeschleppt ward. Nach sieben Jahren gelang es ihr zu

entkommen. Ein mitleidiges altes Weib hatte ihr den Rat gegeben, sich nach dem Flusse zu begeben und in demselben eine beträchtliche Strecke aufwärts fortzugehen, damit sie von den jedenfalls ihr nachsetzenden Pesjani nicht entdeckt werde. Dies sind fabelhafte Wesen mit einem Hundskopfe, einem einzigen Auge gerade über der Nasenwurzel und einem einzigen Fusse, mit dem sie so schnell hüpfen können, dass ihnen ein Mensch selbst im raschesten Laufe nicht gleichkommt. Dabei besitzen sie einen so ausserordentlich feinen Spürsinn wie die Hunde und verfolgen wie diese die Fährte, nur im Wasser verlieren sie dieselbe. Die Türken setzten der Fliehenden auch wirklich mit diesen Pesjani nach. Schon hörte sie die Verfolgenden rufen: „Da war sie, da auch, da wieder", da tauchte sie im Wasser unter, die Verfolger aber wandten sich flussabwärts. Nach langem, mühevollen Wandern erreichte sie die Heimat und zwar gerade an dem Tage, an welchem ihr Mann, der sie längst tot wähnte, sich wieder verheiraten wollte. Niemand erkannte sie, als sie ihr Heim betrat; erst als der alte Haushund ihre Hand leckte und vor Freude zu heulen anfing, gab sie sich zu erkennen.

Wem fallen da, wenn er von den Pesjani hört, nicht unwillkürlich die einäugigen Cykropides und die ungestalten und „unsüssen" Plattfüsse ein, die ihm im deutschen Volksbuche vom Herzog Ernst begegneten? Getreuer könnten sie ja nicht wiedergegeben sein.

Sicherlich haben diese Gestalten, so gut wie die der Grafentochter, die nie gelacht, aber, als sie einen Spielmann, in Kalbfelle phantastisch gekleidet, erblickte, zum erstenmale in lautes Lachen ausbrach (wie die Cuneware im Parzival) und wie so manche andere von der „deutschen Seite" her den Weg zum Slovenenvolke gefunden und sind Gemeingut der beiden im kleinen Berglande friedlich nebeneinander schaffenden Bewohner geworden.

Der „Fluch“ in der siebenbürgisch-rumänischen Volkspoesie.

Von

O. MAILAND — DEVA (Siebenbürgen).

Die Aufgabe der Volkskunde ist es, sich auch mit solchen Äusserungen und Zügen der Volksseele zu beschäftigen, welche diese Wissenschaft mit neuen Gesetzen bereichern, ihr neue Gesichtspunkte aufstellen. Die Bildung der Volksseele ist, wie wir wissen, von Lokalen und Naturverhältnissen beeinflusst, verschieden und diese Verschiedenheit prägt, trotz den vielen ähnlichen Zügen, eine gewisse Originalität der Volksdichtung auf. Die meisten modernen Vertreter der Volkskunde lieben es, jene Züge eines Volkes hervorzuheben, die auch bei andern Völkern vorhanden sind. Die vergleichende Volkskunde ist unstreitig der Gipfelpunkt unserer Wissenschaft; doch dürfen wir die charakteristischen Züge des Volkes nicht ausser Acht lassen, denn diese sind es, die zwar die vergleichende Volkskunde nur später bereichern, doch einzig zur Kenntnis eines Volkes und dessen Seelenbildung beitragen.

Diese Auffassung konnte ich auch beim Studium der rumänischen Volkspoesie nicht ausser Acht lassen. Die rumänische Volkspoesie ist ja auch sozusagen gesättigt mit solchen Zügen und Motiven, die wir bei den Fischern Skandinaviens ebenso vorfinden wie bei den Steppenbewohnern Persiens. Auf jeden Schritt überraschen uns Motive, die als allgemeine Äusserungen des menschlichen Genius jeder Poesie eigen sind oder wenigstens bei mehreren Völkern ähnlich aufgearbeitet werden.

Das rumänische Volk kam in seinen Wanderungen mit mehreren Völkern in Berührung. In Siebenbürgen, wo es endlich einen stabilen Sitz fand, ist es von verschiedenen Völkern umringt. Der Einfluss dieser Völker ist an der Volkspoesie zu spüren. Auch die Mythologie dieses Volkes ist mit solchen Zügen gesättigt, welche die Nachbarvölker auch aufweisen können. Seine Mythologie und Volksdichtung ist in der That ein Conglomerat zu nennen, in dem, neben andern, die slavischen Elemente vorwiegend sind.

Die fremden Perceptionen arbeitete aber das Volk nach seiner eigenen Weise auf, den fremden Elementen seinen eigenen Charakter aufprägend. Die eigentümliche Äusserung des Volkscharakters finden wir schon in der Sprachenbildung dieses Volkes, welche doch aus dem lateinischen stammend sich eigentümlich bildete. Doch auch die Volkspoesie weist

Digitized by Google

solche Züge auf, die wir ganz dem rumänischen Volkscharakter zuerkennen müssen. Es sind Züge, die der Seele dieses Volkes sozusagen angewachsen, und wenn auch mit andern Völkern gemein, doch dem Charakter dieses Volkes ganz eigen und der Volksseele entwachsen sind.

Mit so einem eigentümlichen Zuge der rumänischen Volkspoesie will ich die geehrten Leser dieses Blattes bekannt machen, indem ich überzeugt bin, dass dieser ebenso interessante wie in seinen Äusserungen überraschende Zug, dem Forscher zu denken, dem Liebhaber der Volkskunde aber eine anziehende Lektüre geben wird.

Dieser eigentümliche Zug der rümänischen Volkspoesie ist der „Fluch" (Verdammung), welcher wie ein roter Faden sich durch die ganze Poesie dieses Volkes zieht und nicht nur als eine auf Effekt rechnende Figur oder als ein „fliegendes Wort"[1]) auftritt, sondern eine das Wesen dieser Poesie bildende und sie ganz durchdringende Macht ist, der sie Kraft und Schönheit verdankt. In ihrer Schwachheit oder Erbitterung sucht die menschliche Seele ihre Zuflucht im Fluch oder im Gebet. Je tiefer auf der Stufe der Zivilisation, desto mehr flucht das Volk, denn der Glaube an die Wirkung des Fluches scheint seine Seele zu erleichtern, seine Erbitterung zu stillen. —

Der Fluch ist ein bekannter Zug der Dichtung und wir treffen ihn bei den grössten Dichtern an; wo die aufs höchste gespannte Leidenschaft oder der unerträgliche Schmerz ihm die schönsten und mächtigsten Äusserungen verleiht (Shakespeare). Es ist eben der Fluch, als etwas mit der gebrochenen Seele eng verbundenes, das letzte Remedium der von den Schlägen des Schicksals gebrochenen Seele zu betrachten. —

Bei den Rumänen wurzelt der Fluch in seinem Glauben, denn wir finden, dass er nicht nur kraft seiner religiösen Überzeugung dem Fluche eine überirdische Macht beilegt, sondern überzeugt ist, dass die in der Volkspoesie ausgedrückten Flüche von einer höheren Macht exequiert werden. —

Das rumänische Volk flucht schon im gewöhnlichen Leben mit eigener Vorliebe; doch ich will diesen Fluch vom Fluchen in der Poesie unterscheiden, da schon die Ursachen dieser Flüche ganz verschieden sind.

Die Ursachen des Fluches in der Poesie der Rumänen sind nicht die alltäglichen Verhältnisse. Der Volksdichter verschmäht es über die Steuer

[1]) Anfangszeile eines Gedichtes, welche mit den folgenden Zeilen der Dichtung in keinem streng-logischen Zusammenhange steht. Eigentümlicher Zug der rumänischen und der ungarischen Dichtung: z. B. im rumänischen

Wind bewegt das junge Wäldchen,
Einst hatte ich auch ein Liebchen,
Doch der Menschen böse Zunge
Raubten mir die liebe, traute . . .
. . . . . .

oder: Rosenstrauch am Bergeshange
Manchmal wird es mir so bange,
Und ich glaube dich zu sehen
Weit von mir in Feindesarmen.
. . . . . .

Digitized by Google

oder über die Grundherren zu fluchen; der Grund seines Fluchens liegt tief im Herzen und hat seine nie versiegenden Quellen in den Verhältnissen, die seine tieffühlende Seele am schmerzlichsten berühren. So flucht der Sohn seiner Mutter, die es nicht zulässt, dass er die Geliebte heirate; der Bursche dem Mädchen, das ihn verlässt; die Frau ihrem Manne, der untreu ist u. s. w.

Die Mutter, welche in die Heirat ihres Sohnes nicht einwilligen will, verfluchte ihn. Der Sohn sagt:

Es verflucht' mich meine Mutter,
Dass wir uns nur dann heiraten,
Wenn ich es ihr sagen könnte:
Wie viel Blätter trägt die Linde,
Wie viel Ähren sind am Felde,
Wenn ich wüsste wie der Mohn wächst,
Wie viel Körner der Mohnkopf trägt. —

Ein anderer Fluch der Mutter lautet:

Schlange sauge deinen Körper
Wie du meine Brust gesauget:
Schlange sauge deine Leber
Wie du saugtest meinen Körper.

Die rumänische Sage kennt auch einen Helden, der infolge des Mutterfluches obenerwähntes erlitt. Es ist auch ein eigentümlicher Zug der rumänischen Volkspoesie, dass sie nur den Fluch der Mutter für wichtig hält, von einem Fluch des Vaters ist nirgends die Rede.

Ein Jüngling klagt, dass ihn der Fluch der Mutter verfolgt und er schreibt die Qualen, die er beim Militär auszustehen hat, diesem Fluche zu.

Mutter hast mich stark verfluchet
Am Karfreitag vor dem Essen:
Dass ich keinen Festtag habe
Und am Fasttag niemals faste,
Dass ich ohne Ruh' und Rast
Herumlaufe Tag und Nacht,
Auf Trommelschlag, Trompetenklang,
Umher irr' mit Müh' und Plag!.

Diesem ähnlich ist folgender Fluch:

Von der Mutter fluchbeladen,
Soll ich keine Ruhe finden,
Tage laufen, Nächte irren:
Soll auf kaltem Steine schlafen,
Mein Heim sei die grosse Gasse,
Mein Leben im Kerker ende. —.

In einem Volksmärchen verflucht die Mutter ihre Tochter: dass sie drei Jahre kein Haus habe, nur der Regen beregne sie, der Wind bewege sie, die Sonne lache über sie. Infolge dieses Fluches wurde aus dem Mäd-

chen ein Kornellstrauch. Die Ankunft eines Prinzen löste den Zauber und der Prinz heiratete das Mädchen. Es ist interessant, dass dies Märchen mit „Dornröschen" eine grosse Ähnlichkeit hat.

Natürlich flucht die Maid am meisten dem Jüngling, der sie verlassen hat. Es sind kräftige, grausame Flüche, die den Rosenlippen der betrogenen Schönen entfahren.

So lautet der von Shakespearischem Humor volle Fluch eines Mädchens:

Wenn du mich nicht mehr kannst lieben,
Eisen schnüre deinen Körper,
Und wo dich die Eisen drücken
Soll dein Körper auch verdorren:
Deine Knochen sollen bleiben . . . .
Um mir in der Nacht zu leuchten.

Diesem ähnlich ist der Fluch:

Liebchen, kannst du mich verlassen,
Sollst im Feuer du verbrennen:
Klappern sollen deine Knochen,
Deine Adern lohe leuchten.

Eine Frau, die von ihrem Manne betrogen wurde, verflucht ihren Brautführer:

Wäre deine Hand verdorret,
Wäre auch der Kranz vertrocknet,
Als du ihn zu meinem Unglück
Auf mein schuldlos Haupt einst thatest,
Denn er brachte mir nur Schmerz,
Pflanzte mir den Tod in's Herz.

Einen mythischen Hintergrund hat folgender interessanter Fluch, in dessen Folge die Schlange einen Jüngling auffrisst:

Und der Mutter Lippen fluchten:
Sei auf ewig fluchbeladen!
In den Fersen dein Verderben,
Niemals sollst du glücklich werden.
Sollte dir das Glück doch lächeln,
Sollen dich die Schlangen fressen:
Nicht die Schlangen, wie die Schlangen,
Sondern solche, die Gift speien.

Die giftige Schlange ist ein allgemein volkstümlicher Zug der rumänischen Volkspoesie; die menschenfressende Schlange kommt selten vor, doch erscheint sie im Märchen als dem Menschen feindlich und frisst die Helden bald ganz, bald zur Hälfte, wie den Helden Marku, dem sie die Füsse frisst, seinen eisernen Gürtel aber nicht zerbeissen kann.

Der erbitterte, von seinem Liebchen verlassene Jüngling verflucht sich in folgendem Fluche:

Digitized by Google

Es verdorr' mich Gottes Wille
Wie der Wind verdorrt die Erde,
Wie die Sonn' die Quelle trocknet
Und der Tau die Blume tötet.

Charakteristisch ist auch der Fluch des entsagenden, betrogenen Mädchens:

Da du mich nicht mehr kannst lieben,
Schlage dich der Feind in Eisen;
Da du mich verlässt: Nun gehe!
Deine Heimat nie mehr sehe.

In einem Volksliede geht das Mädchen in die weite Welt, sich einen Mann zu suchen. Da sie aber ihren Zukünftigen auf die Probe stellen will, nimmt sie einen Apfel, einen Ring und einen Kranz zu sich. Sie kommt bei einer Quelle an, wo drei Jünglinge rasten, die ihre Kleinode verlangen.

Den ersten, der ihren Apfel verlangt, verflucht sie:

Wie der Apfel in dem Busen,
Möge so dein Herz verfaulen!

Dem zweiten, der ihren Ring verlangt, antwortet sie:

Wie die Ringe sich verwetzen,
Sollen deine Hände faulen!

Den dritten aber, der ihren Kranz verlangt, verflucht sie mit einem scherzhaften lieblichen Fluch:

Dieser Kranz, der sei dein Garten,
Und dein Kerker . . . mein Umarmen!

Mit einem mächtigen Fluche flucht der Jüngling der Mutter seiner Geliebten, da sie ihm ihre Tochter verweigert.

An Gott habe keinen Teil,
Dein Sarg habe keinen Nagel,
Komme nicht zu meiner Leiche,
In der Hand hab' keine Kerze.
Sollst zu meinem Grabe kriechen,
Aber das Kreuz nimmer küssen,
Und auch nicht in mein Grab schauen.
Gott gebe dir keine Ruhe
Noch im Leben, noch im Grabe.

Es ist ein eigentümlicher Zug der rumänischen Volkspoesie, dass sie die Tiere personifiziert. So kämpft der Jüngling in einer Volksballade mit einem Löwen, der sich später als einen Jüngling entpuppt. Die Schlange spricht oft mit Menschen. Doch ist die Personifizierung des Kuckucks — dieses par exellence mythischen Vogels — in der rumänischen Volkspoesie allgemein. Diesen fragt das Mädchen nicht nur dann, wenn sie erfahren will, wie viel Jahre sie lebt oder in wie viel Jahren sie heiraten wird, son-

Digitized by

dern auch in in ihren Liebesangelegenheiten wendet sie sich an diesen — besonders den Liebenden freundlichen Vogel. Von diesem verlangt das Mädchen Trost im Grame; diesen befragt sie, wo ihr Liebhaber verweilet. Doch wird er auch oft als bösartig bezeichnet und ihm mancher Fluch zugemutet. Oft erscheint er als Jüngling oder als Mädchen und flucht oder segnet in dieser Eigenschaft. Die Rolle dieses Vogels in der rumänischen Poesie ist eben, wie ich auch anderswo erwähnt,[1]) eine eigentümliche, wie die des Raben oder der Schwalbe in dem deutschen und slavischen Mythos.

Der Jüngling bittet den Kuckuck:

Kuckuck, mit den grauen Federn!
Schreie nicht aus Waldestiefen!
Fluchschwer ist ja deine Stimme:
Dass ich von hier baldigst scheide
Und die Meinigen verlasse.

In einem andern Liede, wo der Kuckuck unstreitig den Jüngling repräsentiert, verflucht er das Mädchen:

Mädchen! so sollst du verdorren;
Wie die Erde von den Winden;
Wie die Quelle von der Sonne,
Wie Busujok[2]) von dem Taue.

In einem anderen Gedichte bittet das Mädchen den Kuckuck, er solle den untreuen Jüngling verfluchen:

Kuckuck! O verdamm' den Bösen,
Dass er keine Ruh' soll finden,
Weder Tag noch Nacht soll sehen;
Dass er nie auf and'res denke,
Nur auf mich und meine Liebe.

In einem Volksliede wahrsagt der Kuckuck dem Mädchen. Doch das Orakel des Vogels scheint sich nicht bewahrheitet zu haben, weshalb das Mädchen den Kuckuck verflucht:

„Dein Schnabel verdorre, wie du falsch gewahrsagt hast; es schlage (treffe) dich der Sonntag.[3]) Wenn dein Nest warm ist, schlage der Donner hinein, und wenn deine Jungen ausgebrütet, sollen sie die Raben fressen!"

Gleichen volksethischen Ursprunges mit den poetischen Flüchen sind die Zauberformeln, welche eigentlich nichts anderes sind, als gegen die verschiedenen Krankheiten gebrauchte Flüche, an deren Wirkung geglaubt wird. Die Zauberin (denn Zauberer kommen bei den Rumänen selten vor)

[1]) Ausland 1886, Nr. 51.

[2]) Busujok (Basilicum) dem Rumänen heilige Pflanze, die nicht nur jetzt im griechisch-katholischen und unierten Ritus eine Rolle spielt und bei manchen Festen als eine Art Opfer in die Kirche gebracht wird, sondern auch im Mythos dieses Volkes die par excellence geheiligte Pflanze ist, der Heil- und andere Kräfte zugeschrieben werden.

[3]) Schlage dich der heilige Sonntag (Freitag: Samstag) sind gewöhnliche Flüche der Rumänen, welcher Umstand darauf schliessen lässt, dass diese Namen der Wochentage ebenso ihren mythischen Hintergrund haben müssen wie bei den Deutschen.

Digitized by Google

gebraucht zwar Knobel, Birkenruten, altes Eisen bei ihren Zaubereien, aber es bleibt das Hauptmittel, ihrer Auffassung nach, doch der Fluch (die Zauberformel), welchen sie nur in sich murmelt, als ein Geheimnis mit grosser Sorge bewahrt und Laien für teueres Geld verkauft.

Die Verwünschungsformeln beginnen gewöhnlich mit der Phrase „Ich verwünsche (fluche) dich."

So verwünscht die Zauberin die „schwarze Wunde" (Bubă negra):

„Ich verwünsche dich! Krieche in die Erde. Baue dir ein Haus, dort wachse, werde zum Geschwür, das Feuer laufe dir nach und verbrenne dich."

Gegen Behexen gebraucht die rumänische Zauberin folgende Verwünschung:

„Wenn die dich behext, eine Frau ist, so sollen ihre Brüste bersten, wenn dich ein Mann behext, sollen seine Lenden zerreissen, wenn es ein Mädchen ist, sollen ihre Haare ausfallen."

Gegen das weisse Geschwür:

„Wenn du aus dem Steine kamst, in den Stein: wenn du aus dem Holze, in's Holz: wenn du aus dem Feuer, in's Feuer gehe, verdorre, verschmachte; wenn du von der Spitze ausgingst kehre zu der Wurzel, wenn du aus der Wurzel, kehre zu der Spitze: laufe an der Spitze hinaus oder kehre in die Erde; Sonne jag' dich in die Erde und bleibe dort bis zum Ende (dieser Welt).

Ihrer Seltenheit wegen erwähne ich hier eine interessante Hexenbannungsformel. Diese Art ist sehr selten und für den eifrigsten Forscher fast unzugänglich, da die Zauberin diese Formeln gewöhnlich nur auf ihrem Totenbette einer ihrer Freundinnen vertraut.

(Interlinearversion) Wo geht der dicke Berg,
In den Berg Sinaia:
Wo wächst das Gras,
Sich in achte flechtet.
An der Spitze verrostet,
Auf der Erde verfaulet,
Niemand es nicht mähet,
Du dorthin gehe!

„Fluch" — „Verdammung" heisst im rumänischen „blastäm" und stammt vom griechischen *βλασφεμε*, *βλασημια*, *βλασεμω*. Die Etymologie dieses rumänischen Wortes führt uns, wie die meisten rumänischen Benennungen, geistiger oder im allgemeinen volksethnischer Äusserungen auf die Balkanische Halbinsel zurück, und wenn wir der Quelle dieses „häufigen Fluchens" bei den Rumänen nachforschen wollen, glaube ich sie am nächsten auf der Balkanhalbinsel auffindbar. —

Ich bin überzeugt, dass das Studium dieser interessanten Äusserung des Volksethos auch bei anderen Völkern der Volkskunde interessante Belege liefern wird.

Digitized by Google

Wendische Sagen der Niederlausitz.

Gesammelt und mitgeteilt
von
EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Der Drache. Plon.

V.

In Kolkwitz war ein sehr reicher Bauer. Sein Reichtum kam daher, dass er den Drachen hatte; viele Leute haben denselben zu ihm hinfliegen sehen. Der Bauer hatte in das Dach einen Topf ohne Boden eingesetzt; durch diesen flog der Drache auf den Hausboden. Eines Tages ging die Magd auf den Boden und griff in ein dort stehendes Fass. Sie erfasste etwas: als sie nachsah, war es ein weissbuntes Kalb. Erschrocken eilte sie hinunter und erzählte der Bäuerin, was sie gesehen hatte. Diese verwunderte sich ganz und gar nicht, sondern sagte: „Schweig, und sage niemand etwas, fasse lieber nicht mehr in das Fass."

Kolkwitz.

VI.

Eine Frau arbeitete von allen Hausgenossen immer zuletzt auf dem Felde und wenn sie nach Hause kam, war doch das Essen stets zur rechten Zeit gekocht. Darüber wunderten sich die Dienstboten. Sie hatten gemerkt, dass die Frau vor dem Essen stets auf den Boden ging; ein Knecht schlich ihr eines Tages nach; da sah er, dass sie vom Boden ein Kistchen holte, in die Stube trug und dann dasselbe öffnete. Im Kistchen sass ein Huhn: zu dem sprach die Frau: „Guck Hänschen, eine Schüssel voll Milchhirse. Darauf brach das Huhn aus seinem Schnabel das Gewünschte aus. Die Frau setzte ihrem Gesinde das Essen vor, für den Drachen aber kochte sie besonders und zwar etwas recht Gutes.

Schwiebus

VII.

Der Sohn eines Bauers aus Neusorge verheiratete sich nach Hörlitz. Als Aussteuer bekam er von seinem Vater einen Drachen mit. Bei dem jungen Bauer war einst lustige Gesellschaft, deshalb war die Sorge für den

---

Anmerkung. Vgl. dazu die betreffenden Abschnitte in Veckenstedt: Wendische Sagen, Märchen und Abergläubische Gebräuche, Graz 1880, zu Kobold ausserdem die Besprechung des Buches von Frahm, Jahrg. II, Heft 3.

Digitized by Google

Drachen den Mädchen übertragen worden. Diese aber gaben nicht genau darauf Acht, dass ihm das Essen so vorgesetzt werde, wie er es verlangte; sie gaben dem Drachen nämlich heisse Milchhirse. Darüber wurde dieser sehr zornig und spie Feuer, so dass das ganze Gehöft in kurzer Zeit niederbrannte.

Hörlitz.

VIII.

Ein Bauer wollte gern einen Drachen haben. Deshalb bat er jemand, er möchte ihm einen solchen verschaffen. Der nahm ihn mit an einen Kreuzweg; da aber überfiel den Bauer, welcher den Drachen zu haben begehrte, Angst; er sagte: „Ich — was in dem Drachen“ und lief davon. — Vom nächsten Tage an fand er jeden Morgen in seinem Hause alles mit Kot besudelt.

Ströbitz.

Der Kobold. Kobod.

I.

Die Gross-Räschensche Schänkerin hat wohl an die fünfzig Jahre den Kobold in ihrem Hause gehabt, so lange als sie Witwe gewesen ist und mit ihrem Dienstmädchen allein die Gastwirtschaft versehen hat. Einstmals lag ein alter Fuhrmann mit mehreren anderen Männern in der Schänke auf Streu, und alle bis auf ihn schliefen. Da kam der Kobold nachts um zwölf Uhr nach der Schänkstube und fing dort an die Gläser zu spülen, die Tische, Stühle und Bänke abzuscheuern; ja einen Mann, der auf einer Bank neben dem Fuhrmann schlief und sein Reisebündelchen unter dem Kopfe hatte, nahm er ganz behutsam und legte ihn auf die Erde, wischte dann schnell die Bank ab und nachdem er fertig war, legte er den Mann wieder auf die Bank und das Reisebündelchen unter seinen Kopf, ohne dass dieser aufwachte. Der Kobold sah aus, halb wie ein Mensch, halb wie ein Tier.

Gross-Räschen.

II.

Vor ungefähr 70 Jahren wohnte ein sehr reicher Müller in der Pieskot-Mühle bei Calau; die Bewohner der Umgegend behaupteten, dass der Müller einen grossen Kobold in seinem Hause hütete. Dem war auch wirklich so. Der Müller verheiratete sehr schnell hintereinander seine Töchter, so dass er allein mit seiner Frau in der Mühle blieb. Oft sagte er heimlich zu seiner Frau: „Wie glücklich könnten wir sein, wenn wir nur das Untier nicht hätten. Verkaufen dürfen wir die Mühle nicht, verpachten auch nicht und so müssen wir bis an unser Ende uns mit dem Bösen plagen.“ Die listige Frau sagte: „Da wird wohl noch zu helfen sein, wir haben Geld genug, wir wollen die Mühle abbrennen, dann muss der Kobold in den Flammen umkommen und wir sind ihn los.“ Das gefiel dem Manne so, dass er in den Vorschlag einwilligte. So suchte denn die Frau eines Tages ihre besten Sachen und Kleinodien zusammen und belud damit einen grossen Wagen. Der Müller führte die Pferde aus dem Stall

Digitized by Google

und spannte sie vor den Wagen; dann fuhr er zum Thor hinaus. Nachdem er einige Minuten gefahren war, sprach er zu seiner Frau, die ihn begleitete: „Warte hier, bis die Mühle brennt.“ In raschen Schritten ging er zurück und zündete die Mühle an. Nachdem er auf den Hof gelangt war, sah er, wie die Flammen zum Dache hinausschlugen. Eilig aber mit einem zufriedenen Lächeln kehrte der Müller zu seiner Frau zurück. Kaum war er dort angelangt, so rief der Kobold aus einer Ecke des Wagens ihm zu:

„Müller, wärst du mir nicht so gerannt,
so wären wir beide verbrannt.“

Also musste der Müller den Kobold bis an sein Ende behalten.

R. Pieskot-Mühle.

III.

In der Nähe von Straupitz liegt eine Ziegelei, nach welcher oft aus dem in der Nähe befindlichen Koblosee der Kobold gekommen ist. Als einst ein Knabe von etwa acht Jahren in einer Kalkkarre, welche in der Scheune bei der Ziegelei stand, um die Vesperstunde eingeschlafen war, wurde er plötzlich von einem schwarzen Männchen geweckt, welches denselben aufforderte, ihm zu folgen. Der Knabe wollte nicht: da suchte das Männchen ihn zu fassen, es gelang dem Knaben nur mit grosser Mühe, weil das Männchen die Thür versperrt hielt, durch ein Loch zu entschlüpfen. Weinend kam er zu seinem Vater, welcher nicht wenig erschrak, seinen Sohn ganz zerkratzt und blutig zu sehen.

Straupitz.

IV.

Dicht an dem Koblosee bei Straupitz führt ein schmaler Damm entlang, welcher der Knüppeldamm genannt wird. Man geht dort nicht gern entlang, namentlich des Nachts, weil sich in dem See der Kobold aufhält. Einst kam dennoch ein Mann des Weges, Nachts um die Geisterstunde. Schon hatte er fast das Ende des Dammes erreicht, ohne dass ihm etwas aufgestossen war, da sah er plötzlich eine ungeheure Mauer vor sich. Zur Rechten lag der See, zur Linken eine sumpfige Wiese: somit konnte der Bauer nicht von der Stelle. Deshalb blieb er ruhig auf seinem Platze, bis die Geisterstunde vorüber war. Als es eins schlug, war auch die Mauer verschwunden. Der Bauer konnte darauf ruhig seinen Weg nach Hause fortsetzen.

Straupitz.

Digitized by Google

Albanesische Märchen und Schwänke.

Mitgeteilt und übersetzt

von

J. U. JARNIK—PRAG.

Der Türke und der Christ.

Ein Türke sagt zu einem Christen: „Werde ein Türke!“ Dieser sagt zu ihm: „Warum nicht gar?“ Am nächsten Tage sagt man ihm wieder: „Werde ein Türke!“ Dieser antwortet ihnen: „Ich habe heute Nacht einen Traum gesehen.“ Die Türken sagen: „Glück auf, gebe es Gott, du solltest ein Türke werden.“ Der Christ sagt: „Mit dem Traume, den ich gesehen habe, werde ich kein Türke.“ — „Warum?“ sagen die Türken. Der Christ erzählt ihnen: „Ich sah einen grossen Garten; in diesem Garten sassen Christus an der einen Seite, Mohammed an der andern Seite und soviele Tote, als dort in der Nähe herauskamen, trug man sie dort hinein in den Garten und es hatten dieselben anzusehen Jesus Christus und Mohammed: diejenigen, welche Türken waren, nahm Mohammed, diejenigen, welche Christen waren, nahm Jesus Christus. Es kam ein anderer Toter, welcher Priester gewesen war und ein Türke wurde; man trägt den Toten hinein in den Garten. Mohammed erhebt sich und schaut ihn an und nahm ihn für sich, Christus sah, dass ihm das Haupt erglänzte. Christus erhob sich und hielt ihn an. Christus sagt: „Er ist mein.“ Mohammed sagt: „Nein, er ist mein.“ Christus sagt: „Er hat mein Merkmal an der Stirne.“ Mohammed sagt: „Sieh da, er hat auch mein Merkmal“, denn er hatte den Penis beschnitten. Christus erzürnte und packte ihn beim Kopf, Mohammed packte ihn bei den Hoden. Christus zieht, Mohammed zieht; während sie ziehen, der eine hin, der andere her, blieben Mohammed ein Paar Hoden in der Hand. Und er antwortet den Türken: „Euer Glaube macht kein Geld (ist nicht viel wert) dem Traum nach, den ich hatte.“

Das dumme Weib.

Ein Mann hatte ein dummes Weib, er sagt zu seiner Frau: „In dieser Woche kommt der Ramazan und ich muss viel Proviant kaufen, denn der Ramazan ist lang und verzehrt viel Proviant.“ Die Frau sagt zu ihm: „Nun wohl, da er viel Proviant verzehrt, kaufe du auch denselben und sende mir den Proviant nach Hause, weil ich ihn selbst bereite.“ — Der Mann geht auf den Markt, kaufte Proviant und schickt ihn seiner Frau

Anmerkung. Siehe Jahrgang II.

Digitized by

nach Hause und seine Frau nimmt den Proviant und sitzt an der Thür des Hofes. So viele Leute, als des Weges gingen, fragte die Frau: „Bist du etwa der lange Ramazan?“ Jene hörten nicht auf ihre Worte. Nach kurzer Zeit geht ein langer Mann vorüber und hiess Ramazan. Wie er ihr bei der Thür vorüber geht, hält sie ihn an und fragt: „Bist du etwa der lange Ramazan?“ Er sagt: „Ja, ich bin es.“ — „Da hast“, sagt sie zu ihm, „diesen Proviant, denn mein Mann hat ihn für dich gekauft, und nimm ihn mit“, und er nahm denselben sogleich und ging seiner Arbeit nach. Der Gatte kommt am Abend, fragt die Frau: „Ist dir der Proviant nach Hause gekommen?“ Sie sagt zu ihm: „Ja, er ist gekommen und ich bereitete ihn sogleich und gab ihn dem langen Ramazan.“ Der Mann erstaunte: „Was sagst denn du?“ — „Was sagen? Dem Ramazan habe ich ihn gegeben.“ Der Mann hatte nichts anderes zu thun und prügelte sie gehörig durch.

Am nächsten Tag sagt er zu seiner Frau: „Um vielen Proviant zu kaufen habe ich kein Geld, aber ich kaufe zweier Hammel Fleisch.“ Die Frau fragte ihn: „Und wie soll man dieses Fleisch essen?“ Der Mann sagt zu ihr: „Es in lauter Stücke (Streifen) trennen und es trocknen und auf die Streifen Kohl legen.“ Sie sagt zu ihm: „Nun, sehr wohl.“ Der Mann ging auf den Markt, kaufte das Fleisch und schickte es ihr nach Hause. Die Frau nahm das Fleisch und trennte es in lauter Streifen und Kohl hatte sie genug im Garten und sie nahm die Fleischstücke und legte auf jeden Kohl je einen Streifen und berechnete in ihrem Geiste: „Ich verbrauche kein Holz und trockne das Fleisch an der Sonne.“ Wie sie das Fleisch zurechtgelegt hatte, trat sie hinein ins Haus, um ihre Arbeit zu verrichten, wie sie die Gewohnheit hatte. Sie geht Nachmittags in den Garten, um das Fleisch anzusehen, als das Fleisch die Hunde gefressen hatten. Was nahm und that sie? Sie nahm den Haushund und band ihn am Spund an, wo das Weinfass war und prügelte den Hund. Während der Hund heulte und sich hin und her warf, zog er den Spund aus dem Fass: der Wein floss ganz heraus. Was nahm und that sie dann? Sie nahm Weizenmehl und warf es auf den Wein, damit das Mehl den Wein aufsauge, auf dass kein Kot entstehe, und um den Boden trocken zu legen.

Der Mann kommt am Abend, sagt zur Frau: „Ist das Fleisch wohl gekommen?“ Sie sagt ihm: „Ja, es ist gekommen und ich nahm und trennte es, wie du selbst mir es gesagt hast, in Streifen und Kohl und legte es in den Garten, um es zu trocknen, auf dass ich kein Holz verbrauche; zu bleiben und zu hüten hatte ich keine Zeit und liess das Fleisch allein. Ich ging Nachmittags, um es anzusehen und fand nicht ein Stückchen; der Hund hatte es gefressen. Ich nahm den Hund, band ihn an den Spund und prügelte ihn tüchtig durch und der Hund zog mir auch den Spund aus dem Fasse und es floss der ganze Wein heraus. Um den Boden trocken zu legen und damit kein Kot entstehe, nahm ich Weizenmehl und warf es darauf und so hatte ich das Herz beruhigt und es bildete sich kein Kot.“ Der Mann nahm und schlug den Kopf mit den Fäusten, der arme, unglückliche Mann.

Nach einigen Tagen ging dem Pascha ein Kamel verloren. Dieses Kamel hatte der Mann dieses Weibes gefunden und brachte es ins Haus,

Digitized by Google

zusammen mit einigen Freunden. Der Mann beabsichtigte, das Kamel zu töten, um es zu essen, aber er fürchtete sich vor seiner Frau, dass sie ihm (dem Pascha) sagt, dass ich selbst das Kamel getötet habe. Was nahm und that er? Er nahm einen grossen Kessel und sagt zu seiner Frau und lässt sie unter den Kessel treten denn: „Unser Herrgott will uns töten und ich will dich retten." Er sagt zu seinen Freunden: „Stehet bereit mit Steinen, bis ich die Frau unter den Kessel stecke: so wirst du Steine auf den Kessel werfen und die andern mögen das Kamel töten und so fällt es meiner Frau nicht ein, was wir soeben thun." Die Frau sah, während sie unter den Kessel trat, dass sie das Kamel töteten und so deckten sie dieselbe zu, setzten den Kessel auf sie, bis sie die Arbeit mit dem Kamel beendigten. Darauf heben sie denselben in die Höhe, sagen zur Frau: „Komm heraus, denn unser Herrgott verzieh uns."

Am nächsten Tage schickt der Pascha, um das Kamel in allen Vorstädten Thür für Thür zu suchen. Die Burschen des Pascha gehen in die Thür dieser Frau, fragen sie: „Habet ihr etwa ein Kamel hier in der Nähe gesehen?" Die Frau sagt zu ihm: „Ja, ich habe es gesehen, als es mein Mann getötet hat." Die Burschen des Pascha gingen, meldeten dem Pascha: „Wir entdeckten das Kamel, wo man dasselbe getötet hat." Der Pascha schickt sogleich und ruft den Mann der Frau, fragt ihn: „Hast du etwa das Kamel getötet?" Er leugnet es, sagt zu ihm: „Ich weiss nichts, ich habe kein Kamel gesehen." Der Pascha sagt: „Deine Frau hat gesagt, dass du es getötet hast." Er sagt wieder zu ihm: „Ich weiss nichts." Der Pascha steckte den Mann ins Gefängnis, aber der Pascha hatte ein Auge blind, lässt die Frau herbeirufen. Die Frau geht, tritt in das Zimmer des Pascha, der Pascha fragt sie: „Ist es wahr, dass euer Mann mein Kamel getötet hat?" Die Frau sagt zu ihm: „Ja." Der Pascha sagt zu ihr: „Wann hat er es getötet?" Die Frau antwortet ihm: „Er hat es an dem Tage getötet, da unser Herrgott Felsstücke und kleine Steine geworfen und auch dir dein Auge geblendet hat." Der Pascha wurde zornig, rief seine Burschen und sagte ihnen: „Ich habe euch nicht geschickt, um mir närrische Leute hierher zu bringen und mit mir zu spassen." Da liess er den Mann der Frau aus dem Gefängnis und steckte seine Burschen ins Gefängnis und so rettete die Frau, soviel Narrheiten sie auch dem Manne angestellt, zuletzt durch Narrheit den Kopf des Mannes.

Digitized by Google

Volksüberlieferungen aus Österreich.

Von

FRANZ BRANKY — WIEN.

18. Kaiser- oder Käsergebirge.

Kürzlich wurde von berufener Seite behauptet, der Name Kaisergebirge leite von den Käsern ab, und man müsste eigentlich Käsergebirge schreiben. Th. Schmitt in Kufstein sucht in der österr. Touristenzeitung Nr. 16, Jahrgang 1890 den Namen Kaisergebirge durch Beweisgründe zu retten, welche kultureller, historischer und philologischer Natur sind und über dies soll noch zur näheren Beglaubigung die Volkssage das ihrige thun.

„Die Käsebereitung", bemerkt Schmitt, spielt in diesem Gebiete eine ganz untergeordnete Rolle, wie es auch nicht anders sein kann in einem Gebirgsstocke, der zum allergrössten Teile aus kahlen Felsen und bewaldeten Abhängen besteht. Im eigentlichen Kaisergebirge gibt es überhaupt nur sechs Bauern, und die Zahl der Kühe ist selbst im Sommer, wenn die Alpen bezogen sind, kaum so gross als die der Gemsen." Andere Beweisgründe für seine Annahme erblickt Schmitt in den Namen Kaiserthal, in der vorderen und hinteren Kaiserfelder Alpe, in dem benachbarten Kaiser- und Edelnfeld und dann in den sechs Bauerngütern, welche unterhalb dieser Alpen liegen und bis ins vorige Jahrhundert steuerfrei geblieben sind. Die Namen der Wilde Kaiser, zwei gegeneinander geneigte Spitzen, die man die Karlsspitzen nennt, und dann die in nächster Nähe sich befindenden Scharlinger Böden sollen erhärten, dass von Karl dem Grossen und dem ganzen Karolingergeschlechte die Benennung Kaisergebirge herstamme.

Diese letztere Annahme stützt allerdings die im Kufstein herumlaufende Volkssage; nach dieser heisst es, dass in den Thälern und Schluchten des Kaisergebirges ein vertriebener Bayernfürst hause, womit niemand anders gemeint sein kann als der alte Herzog Tassilo. Aber sogar der Bergrücken, an dem Kufstein liegt, gemahnt an die Karlssage. Als Verwalter des Herzogtums Bayern stellte Karl der Grosse den schwäbischen Grafen Gerold auf; auch diesem Namen begegnet man am westlichen Rande des Kaisergebirges in der Feste Geroldseck, d. i. Hügel des Gerold, wie die Festung Kufstein heisst.

Tiefere Forschungen, wobei die Schreibweisen in Betracht zu ziehen sein werden, unter denen das Kaisergebirge in Urkunden und Kroniken etwa erscheint, werden erst vollständig Aufschluss geben, ob Kaiser- oder Käsergebirge das Ursprüngliche und Richtige ist.

Digitized by Google

19. Wie der Bauer in Niederösterreich die Güte des Ackers probt.

Am Christihimmelfahrtstage pflücken die Bauern auf verschiedenen Äckern, während des zweiten Läutens zum Hochamte, drei Kornähren ab. Diese drei Ähren legen sie auf ein Brett ins Freie, wohin die Sonne scheint. Diejenige Ähre, welche auf dem Brettchen liegen bleibt, also von der Luftströmung nicht herabgeweht wird, zeigt an, dass auf dem Acker von dem diese Ähre herstammt, das beste Korn zum Samen gedeiht.

(Gainfarn.)

20. Warum das Korn rötlich aufgeht.

Der niederösterreichische Bauer macht sich über das Hervorsprossen der Saat allerlei Gedanken. Bei den Rundgängen, die er fleissig durch die Gemarkung seiner Felder und Fluren unternimmt, hat er bemerkt, dass alle Getreidearten grün aufgehen, und dass nur das Korn, der Roggen, allein beim Emporkeimen einen Stich ins Rötliche zeige. Diese Erscheinung, sagen die Bauersleute, rühre noch von dem Blute Abels her, der auf einem Roggenacker von seinem Bruder erschlagen worden ist.

21. Warum die Kinder erst nach einem Jahre zu laufen beginnen.

Als Eva das erste Kind bekam und es fortwährend auf den Händen trug, sagte der liebe Gott zu ihr: „Lass es doch laufen!“ Eva aber gehorchte nicht, denn sie fürchtete, das schwache Kindlein könnte zu Boden fallen und sich beschädigen. Weil sie in das Wort Gottes kein Vertrauen setzte, so sollte sie und jede Mutter, ihr Kind ein ganzes Jahr auf dem Arme tragen. Gern und willig fügte sich Eva diesem Ausspruche Gottes, denn so war es ihr gegönnt, das Kind lange Zeit an das Mutterherz drücken zu können.

22. Die Wegwarte.

Zur Zeit der Kreuzzüge verliess ein Ritter seine Heimat, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Um ihn weinte und klagte seine liebe Braut. Jahr für Jahr wartete sie der Rückkunft des Bräutigams, doch vergebens. Indessen warb mancher Ritter um die Verlassene, die von grosser Schönheit war, aber umsonst, denn die Treue, die sie dem Bräutigam beim Abschiede gelobte, brach sie nicht. Endlich drangen die Eltern in sie, dem vergebens Erwarteten zu entsagen und einem andern Werber Herz und Hand zu geloben oder in ein Kloster zu gehen. Die treue Braut ward darüber sehr betrübt und sagte: „Ehe ich einem andern Werber Gehör schenke oder in ein Kloster gehe, will ich lieber an dem Wege sitzen und so lange warten bis der kommt, dem ich Treue gelobt habe.“ Als der Vater solches hörte, erzürnte er dermassen, dass er rief: „Sitz und warte bis in alle Ewigkeit!“ So ging die treue Braut hin, setzte sich an den Kreuzweg und wurde zur lieblichen Blume, die wir heute noch unter dem Namen „Wegwarte“ kennen.

(Mündlich vom Oberlehrer Fastenbauer in Wien.)

Digitized by Google

23. Warum die Bienen den roten Klee (trifolium pratense) meiden.

Um Neunkirchen wollen die Leute bemerkt haben, dass die Bienen diejenigen Felder, auf denen roter Klee angebaut ist, nicht mit ihrem Besuche erfreuen. Man sagt darüber folgendes:

Nachdem der liebe Gott die Bienen geschaffen hatte, sagte er zu ihnen: „Sechs Tage sollet ihr von Blume zu Blume fliegen, um das zu sammeln, dessen ihr bedürft, doch am siebenten sollt ihr ruhen. Da flogen die Bienen von Blume zu Blume, arbeiteten nach Herzenslust, bereiteten Honig und Wachs einen Tag wie den andern, ohne Rast und ohne Ruh, insbesondere hatten sie es auf den roten Klee abgesehen, der in Menge gebaut wird und gut gedeiht; auch als der Tag des Herrn anbrach, ruhten sie nicht von ihrer Arbeit, und wie an Wochentagen flogen sie geschäftig umher und arbeiteten im Bienenstocke ohne Unterlass. Da sagte der liebe Gott zum Bienenvölklein: „Weil ihr mein Gebot nicht haltet und ungehorsam und unfolgsam seid, so sollt ihr von nun an im roten Klee keinen Blumensaft mehr finden."

24. Wie die Blindschleiche zu ihrem Namen kam.

In Niederösterreich halten die Leute die harmlose Blindschleiche für ein giftiges Tier, dem das Augenlicht mangle und erzählen folgendes:

a. Nachdem der liebe Gott alle Tiere erschaffen hatte, fragte er sie: „Wer von euch will dem Menschen feind sein? wer will ihm Übles thun?" Nur ein unansehnliches schlangenähnliches Tierchen — die damals noch mit dem Augenlichte begabte Blindschleiche — war hiezu bereit. — „Weil du so Böses vorhast", sagte der liebe Gott, so sollst du in alle Ewigkeit des Augenlichts beraubt sein und von nun an Blindschleiche heissen." —

b. Christus wurde einmal auf seiner Wanderung von einem schlangenähnlichen Tierchen verfolgt, das ihn in die Ferse zu stechen trachtete, aber der Meister und Herr wich immer geschickt aus und entzog sich schnell der Verfolgung. Er flüchtete durch ein eisernes Thor, aber das Tier fand doch den Weg zu ihm; er trat dann durch sieben solche Thore, bis er in den Tempel kam, doch umsonst, auch hier wusste das Tierchen den Herrn zu finden. Da sagte er endlich: Um die Menschen vor deinen gefährlichen Verfolgungen zu bewahren, so sollst du fortan blind sein![1])

[1]) Auch im Altenburgischen hält man dieses Tier für blind. Zeitschrift für Volkskunde II, 358. — In Schwaben sagt man, dies Tierchen hätte die Muttergottes gestochen, und seit dieser Zeit sei es blind. A. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I, 381. — Die Tiroler erzählen: Maria war mit ihrem Sohne einst hinter neun Thüren versteckt. Da schoss eine Blindschleiche durch und hätte wohl die göttliche Jungfrau durchstochen, wenn der Jesusknabe den Wurm nicht mit Blindheit geschlagen hätte. I. v. Zingerle, S. G. u. M. S. 95. —

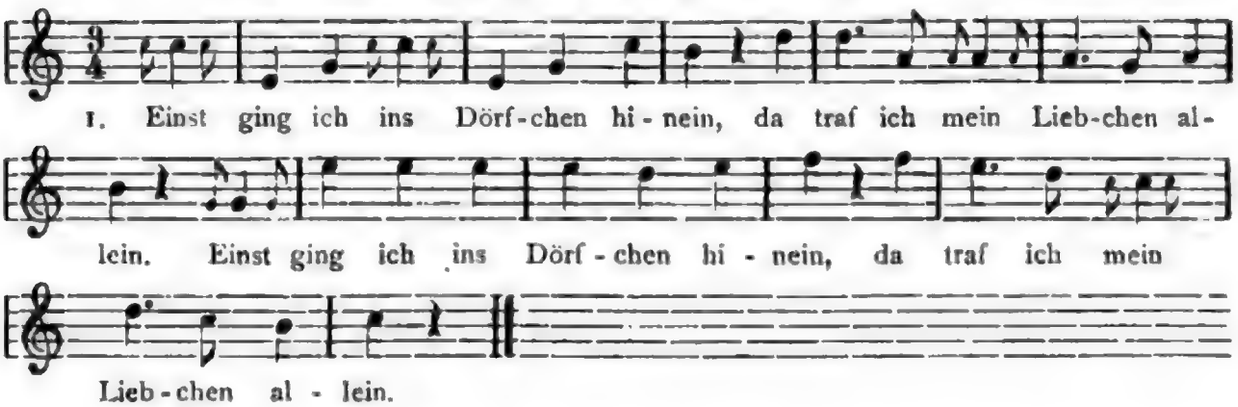
Digitized by Google

Volkslieder aus Hinterpommern.

Von

A. GADDE – GLODDOW.

4. Einst ging ich ins Dörfchen hinein.



2. Ach Liebchen, bist du hier allein,
So lass mich ins Kämmerlein ein.

3. Und als sie im Kämmerlein war'n,
Die Mutter ganz leise klopft an.

4. Ach Mutter, was klopfen Sie hier?
Ich habe ja keinen bei mir.

5. Hast du hier denn keinen bei dir,
So öffne ganz leise die Thür.

6. Die Thüre thut leise sich auf,
Zum Fenster da muss ich hinaus.

7. Zum Fenster da musst du hinaus,
Und suchst dir eine andre wohl aus.

8. Eine andre die will ich ja nicht,
Ich liebe von Herzen nur dich.

9. Ach Liebchen, hätten wir es bedacht,
Wir hätten keine Liebschaft gemacht.

10. Ach Liebchen, du darfst dich nicht schäm'n,
Du kannst dir einen andern wohl nehm'n.

11. Einen andern den will ich ja nicht,
Ich liebe von Herzen nur dich.

12. Und liebst du von Herzen nur mich,
So lieb' ich von Herzen auch dich.

5. Liebchen, lass dein Weinen.

2. Hier auf dieser Stelle
Schwör' ich's, Mädchen, dir,
Und du thust desgleichen
Deinen Schwur mit mir.

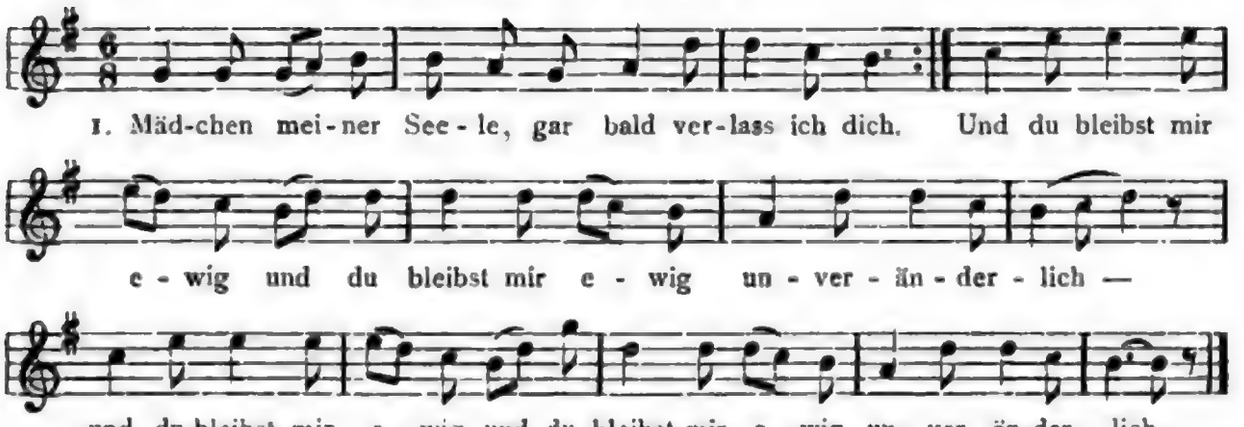
3. Diesen Schwur zu halten,
Das sei uns're Pflicht.
Gegen die Franzosen!
Liebchen, weine nicht.

4. Lass die Winde brausen
Auf der Lebensbahn,
Und die Kugeln sausen, —
Siehst' mich zum letztenmal.

5. Schiffe ruhig weiter,
Wenn der Mast auch bricht;
Gott ist dein Begleiter,
Er verlässt dich nicht.

6. Willst du Meine werden
Hier auf dieser Erd?
Hier auf dieser Erde,
Liebchen, weine nicht.

6. Mädchen meiner Seele.



2. Hier auf dieser Stelle,
Da schwur ich's, Mädchen dir,
Und du schwurst desgleichen
Einen Eid mit mir.

3. Mädchen, lass dein Weinen,
Dieweil ich von dir muss.
Gegen die Franzosen!
Mädchen weine nicht.

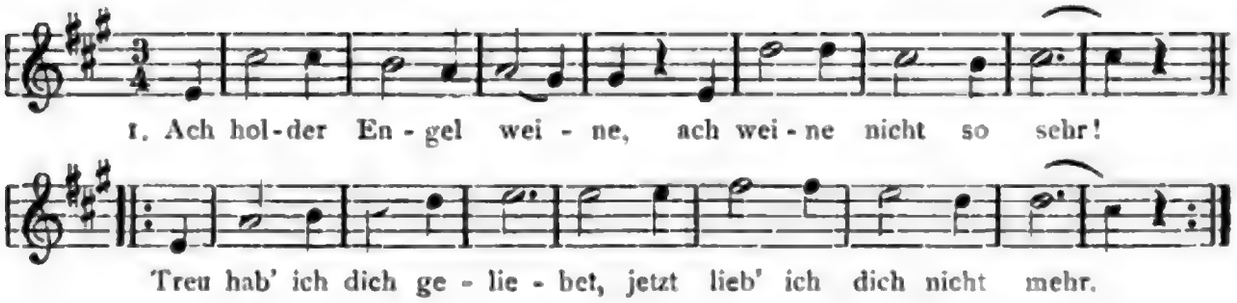
4. Trifft mich eine Kugel,
So dass ich sterben muss,
So schick' ich dir in Gedanken
Den letzten Abschiedskuss.

Digitized by Google

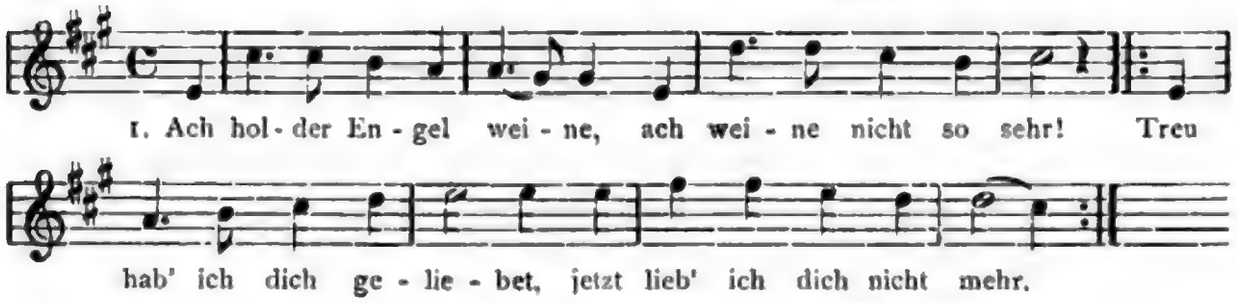
5. Oben auf jenem Berge,
Da steh'n so viele Kanon'n.
Da hilft uns kein Verschonen;
Der Tod ist unser Lohn.

6. Vater und Mutter, die weinten
So sehr um ihren Sohn.
Ihr Sohn ist längst erschossen,
Im Grabe ruht er schon.

7. Ach holder Engel, weine.



Man hört die Melodie auch folgendermassen singen:



2. Treu hab' ich dich geliebet
Von Grund an meines Herzens;
Du aber warest falsch
Gegen mich in deinem Herzen.

3. Ach hätt' ich deine Falschheit
Schon früher gekannt,
Hätt' ich mein junges Leben
Zu dir nicht hingewandt.

4. Ja warte, ja warte!
Du wirst es einst bereu'n,
Wenn du mit einer andern
Die Hochzeit wirst feiern.

5. Und wenn dir einst der Pastor
Das Ringelein wird schenken,
Alsdann wirst du zurück
An unsre Lieb' gedenken.

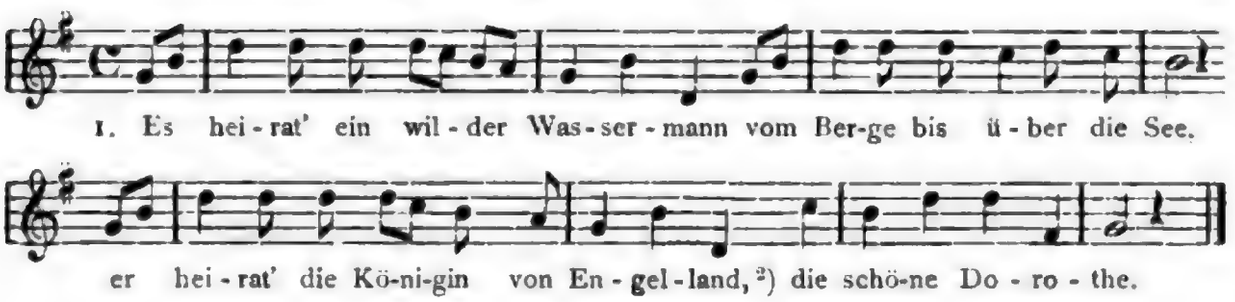
6. Die Liebe, die Liebe,
Die geht durch Mark und Bein!
Und so du es nicht glauben willst,
Versuch' es nur allein.

7. Da draussen vor dem Thore,
Da liegt ein breiter Stein,
Ja, den will ich dir schenken
Zum Abschiede mein.

8. Ja den will ich dir schenken
Zu Wasser und zu Land.
Ein Mädchen zu verführen,
Ei das bringt Schimpf und Schand'.

Digitized by

8. Die schöne Dorothea.[1])



2. Von Gold liess er eine Brücke bau'n
Vom Berge bis über die See,
Darauf sie konnte spazieren geh'n,
Die schöne Dorothe.

3. Sie ging so lange spazieren drauf
Vom Berge bis über die See,
Bis dass sie einst in das Wasser einfiel,
Die schöne Dorothe.

4. Darinnen wohnte sie sieben Jahr'
Vom Berge bis über die See,
Bis dass sie sieben Söhne gebar,
Die schöne Dorothe.

5. Und als sie einst bei der Wiege stand
Vom Berge bis über die See,
Hörte sie die Glocken von Engelland,
Die schöne Dorothe.

6. Da bat sie den wilden Wassersmann
Vom Berge bis über die See,
Ob sie nicht könnte zur Kirche geh'n,
Die schöne Dorothe.

7. Und als sie in die Kirche kam
Vom Berge bis über die See,
Da neigten sich wohl alle Leut'
Vor der schönen Dorothe.

8. Was neigt ihr euch, ihr lieben Leut'?
Vom Berge bis über die See?
Ich bin nur eln armes Wassermannsweib,
Die schöne Dorothe.[3])

[1]) Vgl. Mittler, Deutsche Volkslieder, Nr. 546—553.
[2]) Man hört auch so singen: Er heirat' die Königin von Mohrenland.
[3]) Strophe 8 lautet auch:
Ihr Leutchen, liebe Leutchen mein,
Vom Berge bis über die See,
Ich bin die Königin von Mohrenland,
Die schöne Dorothe.

Digitized by Google

Findlinge zur Volkskunde.

Mitgeteilt von

ALEX. KAUFMANN — WERTHEIM.

K. Sagen vom Donnersberg.

Der Jenenser Professor Lizel, pseudon. Megalissuss, meldet in der Vorrede zu seiner Schrift: „Der Undeutsche Catholik“ [1]) (Jena und Leipzig, 1730) wie folgt: „Als ich vor anderthalb Jahren durch die Pfalz in Hessen reisete, und einen Laussnizischen Edelmann, Herrn Otto Gottlob von Wiedebach, nebst einem Franzosen und dessen Bedienten zum Gefehrten hatte, kamen wir den ersten May nach Rhintürkheim, einem kleinen Dorf an dem Ufer jenseits des Rheins gelegen. Wegen bereits eingefallener Nacht wolten wir daselbst verbleiben und ausrasten. Wir sahen von Ferne ein grosses Licht und Funken in die Höhe steigen, die bald ab- bald widerum zunahmen. Wir konten, weil wir etliche Stunden davon entfernt waren, nicht abnehmen, was solches eigentlich seyn möchte. Es schiene uns ein Dorf zu seyn, welches im Feuer aufgehet. Und wir waren in diesen Gedanken, biss der Wirth, bey dem wir einkehreten, uns ein anders lehrete. Er sagte, es wäre der Donnersberg, welcher das ganze Jahr dergleichen Feuer auswerffe, doch zu gewissen Zeiten mehr als jezo. Er fügte verschiedene Erzehlungen bey von allerhand seltsamen Begebenheiten, die aber alle auf Fabeln hinauslieffen. Zum Exempel, er meldete, dass ein sehr reicher Schaz an Gold und Silber daselbst verborgen lige: ein gewisser Fürst habe vor Zeiten denselben wollen aufsuchen lassen: Die Leute, so er dahin abgeschikt, haben in der Höhle des Berges einen Tisch angetroffen, an welchem vornehme Herren in sehr kostbaren Kleidern

[1]) Der vollständige Titel dieser selten gewordenen, aber litterarisch-historisch nicht wertlosen Schrift lautet: „Der Undeutsche Catholik Oder Historischer Bericht Von der allzu grossen Nachlässigkeit der Römisch-Catholischen, insonderheit unter der Clerisey der Jesuiten, In Verbesserung der deutschen Sprache und Poesie. Wobey Die Ursachen solcher Nachlässigkeit angezeiget, die eifrige Bemühungen und Verdienste der Protestanten zur Nachfolge vorgeleget, und sichere Mittel zu einer allgemeinen Sprach-Verbesserung vorgeschlagen werden durch *MEGALISSVS*. Jena und Leipzig. Zu finden bey Johann Friedrich Rittern. MDCCXXX. 128 SS. 8. Die Schrift enthält in den ersten zehn Paragraphen eine Art deutscher Literaturgeschichte, worin auch einige mittelhochdeutsche Dichter, wie Freidank, Wolfram von Eschenbach u. a. genannt werden. Der Dichter der Trutznachtigall scheint Lizel unbekannt geblieben zu sein, dagegen ist S. 24 von der „elenden und erbarmungswürdigen Poesie“ J. Balde's die Rede. Im Jahre 1731 erschien eine zweite Schrift Lizel's: „Deutsche Jesuiten-Poesie Oder Eine Samlung Catholischer Gedichte, Welche zur Verbesserung Allen Reimenschmiden wohlmeinend vorgeleget *MEGALISSVS*. Frankfurth und Leipzig Verlegets Johann Ehrenfried Müller 1731.“ Es stehen indessen einige recht schöne geistliche Lieder darin, die Arnim und Brentano in das Wunderhorn aufgenommen haben.

Digitize

gesessen und Geld gezehlet: Weil aber einer von den abgeordneten Männern geredet, wären die Herren verschwunden, und sey der Tisch samt dem Gelde tief in die Erde versunken: Von selbiger Zeit an habe der Berg zu rauchen und Feuer auszuwerffen angefangen u. s. w. Jedermann wird diese Erzählung für fabelhaft ansehen; indessen ist doch an der Wahrheit des feuerspeyenden Berges nicht zu zweiflen. Der Franzose sagte, ihr habt einen Vesuvius in eurem Lande, davon ich niemalen etwas gehöret habe, und verwunderte sich, dass man dieser Seltenheit in keiner Schrift gedenke: Er zeichnete den Namen des Berges in seine Schreibtafel auf, und sagte, dass er nicht viel Geld nehmen wolte, denselben nicht gesehen zu haben. Bei anbrechendem Tage reiseten wir weiter fort, und mussten unsern Weg an dem Berge vorbey nehmen, wohin wir auch gegen neun Uhr kamen, und einen heftigen Dampf und Rauch, wie dike Wolken, aufsteigen sahen, weilen die Sonnenstrahlen verhinderten, dass wir die auffliegende Funken nicht sehen konten."

Für uns ist nur die Schatzsage von Bedeutung, welche volkstümlich sein könnte; mit dem noch thätigen Feuerberg mag der Wirt seinen Gästen einen Bären aufgebunden haben; der Dampf und Rauch aber könnte von einem Waldbrand hergerührt haben. Salv: molior.

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

Gesammelt von

O. KNOOP—ROGASEN.

Fortsetzung von Heft 4.

26. In einigen Dörfern ist es noch Sitte, dass die Schwiegermutter die zukünftige Frau an der Thürschwelle empfängt und ihr ein wenig Salz, einige Bohnen und Weizenkörner überreicht, als Symbol des Segens[2]) (bei Gnesen).

27. Während des Essens bemühen sich die jungen Männer, der jungen Frau den Pantoffel zu nehmen, und den muss sie nachher wieder einlösen. Derjenige, der den Pantoffel nahm, soll sich noch in demselben Jahre verheiraten (polnisch, Gnesen).

28. Bei dem Hochzeitsessen essen nur die Verheirateten und das junge Ehepaar. Die übrigen jungen Leute bleiben stehen, singen und bedienen die Alten. Vor dem jungen Ehepaar steht auf dem Tische ein Dornzweig, welcher einen Baum darstellen soll. An diesem Zweig hängen

[2]) Vgl. Aberglaube aus dem Altenburgischen, II., S. 35: Wenn das Ehepaar seinen Einzug hält, muss zuerst Salz und Brot über die Schwelle getragen werden.

Digitized by Google

viele Apfel. Es wird vor dem stehenden jungen Paare die Jugendzeit, sowie das zukünftige Eheleben des jungen Ehepaares besungen (aus Biskupitz Kr. Schildberg).

29. Nach dem Essen tanzt die junge Frau mit jedem Manne, und jeder muss der Musik etwas geben (polnisch).

30. Wenn sich ein junges Mädchen im Dorfe verheiratet, dann kommen — nach der Trauung, etwa Nachmittags 5 Uhr — die älteren Frauen, setzen die Braut in einen kleinen Handwagen, welcher reich ausgeschmückt ist und fahren sie zu denjenigen Frauen, welche sich im vorhergehenden Jahr verheiratet haben. Hier werden sie bewirtet, und die junge Frau muss auf das Wohl aller übrigen Frauen trinken. Dann fahren sie zurück nach dem Hause der Braut, wo gegessen und getrunken wird (polnisch, Jankowo bei Gnesen).

31. Nach der Hochzeit werden der Braut das erste Kleid und die ersten Schuhe, die sie getragen hat, vorgelegt (polnisch; siehe S. 31).

32. Am Abend werden alle jungen Frauen verkleidet und der junge Mann muss seine Frau heraussuchen; für jeden Irrtum muss er an die Musikanten Strafe zahlen (polnisch).

33. Die Braut soll nach der Trauung den Myrtenkranz aufheben und wenn sie krank wird, soll sie davon nehmen und sie wird wieder gesund (aus Pudewitz).

34. Nach der Hochzeit legt die junge Frau den Kranz vom Kopfe ab und es wird ihr nun die Haube, ein seidenes Tuch, umgebunden. Darauf tanzt sie mit ihrem Ehemann und wirft den Kranz in die Höhe, und diejenige, die ihn zuerst auffängt, wird sich zuerst verheiraten (polnisch).

35. Bei Bauernhochzeiten werden der jungen Frau die Augen verbunden, und sie muss dann die übrigen Jungfrauen jagen; diejenige, welche sie zuerst fängt, wird sich noch in demselben Jahre verheiraten (polnisch).

36. Nach Mitternacht setzt sich die junge Frau in die Mitte der Stube; vor ihr ist ein Tisch und auf dem Tisch ein Teller und ein Licht. Sie wird des Schleiers entkleidet, und jeder, der um sie tanzt, muss etwas auf den Teller legen, auf die Haube, mit welcher die junge Frau bedeckt wird (polnisch).

37. Wenn die Braut einen ihrer Gäste am Abend der Hochzeit hinausbegleitet, so wird sie es immer mit einem andern, aber nicht mit dem Manne halten (polnisch, bei Gnesen).

38. Wenn die Gäste sich nach und nach zerstreuen, so steht ein Mann an der Thür mit einem Teller, welcher mit einem Tuche bedeckt ist und in welchem nur eine Öffnung ist. Hierein legen die Gäste ein sogenanntes Haubengeld (aus Lézniewo bei Weissenburg).

39. In den polnischen Dörfern des Kreises Gostyn herrscht folgender Brauch: Der erste Tag nach der Hochzeit wird im Hause der Braut zugebracht; darnach werden die für die Hochzeit zubereiteten Speisen auf einen Wagen geladen, und das junge Paar, die Gäste und Verwandten besteigen ebenfalls die Wagen und fahren von dannen. Der Zug begibt sich gewöhnlich in das Haus des Bräutigams. Wenn aber dieser zu weit ent-

Digitized by Google

fernt wohnt, so kehrt man in den nächsten Wirtshäusern ein. In jedem derselben bleibt man gewöhnlich einen Tag, manchmal aber auch nur einige Stunden. Es wird dort gegessen, getrunken und getanzt, denn die Musik wird mitgenommen. Ein solcher Zug dauert oft eine ganze Woche (mitgeteilt von M. v. Chlapiwski).

III. Glück und Unglück.

1. Wenn man ein Hufeisen findet, so bedeutet es Glück, wenn die offene Seite des Hufeisens nach dem Hause des Finders zugekehrt ist, Unglück, wenn sie dem Hause des Finders abgekehrt ist (Gnesen, polnisch).

2. Wenn man, ohne es zu wissen, etwas verkehrt anzieht, wie Hemde, Jacke, Hose, Strumpf, so bedeutet das Glück (Gnesen, polnisch).

3. Wenn man sich einen Zahn ausreisst, so muss man ihn in ein Loch in der Wand oder hinter den Ofen stecken, damit man Glück hat; wirft man ihn hinaus, so wird man Unglück haben (Gnesen, polnisch).

4. Ist ein Haus vollendet, so besprengt man es mit Weihwasser, um es dadurch vor Unglück zu beschützen. Das Besprengen braucht nicht durch den Geistlichen zu geschehen (polnisch).

5. Wenn man in eine neue Wohnung einzieht, so muss man auf der Schwelle ein pechschwarzes Huhn schlachten, alsdann wird man immer Glück und keinen Zank mit dem Hauswirt haben. Die Leute denken, dass dieses Huhn ein Geist sei, der dem, von welchem es geschlachtet wird, Glück beschert (Jankowo bei Gnesen, polnisch).

6. Wenn Hausfrauen ein frisches Brot anschneiden, so machen sie auf dem Ende desselben ein Kreuz; sie glauben, wenn sie das nicht thun, wird Unglück in die Familie kommen (Gnesen, deutsch).

7. Wenn mehrere in der Lotterie spielen, so muss derjenige, der das Geld einzieht, dasselbe Geld, das er bekommen hat, einschicken, dann werden sie mehr Glück haben (mitgeteilt von einem Polen).

8. Wenn man ein neues Geldstück bekommt, so haucht man darauf und legt es dann in die Sparbüchse; man sagt, dass die Sparbüchse dann immer voll bleiben wird (Gnesen, deutsch).

9. Summt es einem im linken Ohr, so wird grosses Unglück in der Familie passieren, summt es dagegen im rechten Ohr, so wird Glück und Frieden in der Familie einkehren (Gnesen, deutsch).

IV. Krankheit und Tod.

1. Wenn man von der sogenannten Käsepappel (malva neglecta) zu viele Früchte isst, soll man verrückt werden (Gnesen, unter den Kindern verbreitet).

2. Eine Warze beseitigt man am besten auf folgende Weise: Man nimmt einen Faden, bindet, ohne zu zählen, Knoten hinein und legt ihn unter den Schweinekumm; dann vergehen die Warzen von selbst. Auch vergehen sie, wenn man die betreffende Stelle mit Wasser aus einem Baumstumpf wäscht (aus Lobsens, polnisch; auch in Hinterpommern).

Digitized by Google

3. Wenn man Öl isst, so glauben die Leute, dass man den Weichselzopf bekommt. Wenn man denselben hat, muss man zu einer klugen Frau im Dorfe, zu einer mądra, gehen und diese giebt nun Heilkräuter. Eine solche mądra steht mit dem Teufel im Bunde (Jankowo bei Gnesen).

4. Wenn jemand einen Weichselzopf hat, so sagen die Leute, das habe eine ciota (Hexe) gethan. Sie gehen dann zu einer mądra, welche ihnen Kräuter verschreibt und über dem, der den Weichselzopf hat, betet. Man darf den Weichselzopf nicht abschneiden, sonst würde der Betreffende sterben oder doch lange krank sein. Andere wieder meinen, wenn man ihn durchaus los sein will, so müsse man ihn während des Neumondes abschneiden (Kr. Mogilno, polnisch).

5. Einige Leute, die in der Jugend schönes und starkes Haar besassen, es aber niemals kämmten, bekommen später einen grossen Klumpen von Haaren, den man nicht kämmen kann. In Gnesen ist eine Frau, welche einen solchen kołton hat. Sie ging zu mehreren Doktoren und fragte, was sie thun solle, und diese rieten ihr, ihn abzuschneiden. Sie hatte aber von einer alten Frau gehört, wenn man ihn abschneide, müsse man gleich sterben. Deshalb hat sie ihn nicht abgeschnitten, sondern trägt die Haare in einem weissen Säckchen (Gnesen, polnisch).

6. Wenn jemand den Weichselzopf hat, so darf er ihn erst nach Verlauf von mehreren Jahren abschneiden, nachdem es ihm vom Arzt erlaubt ist; thut er es vor der genauen Untersuchung eines Arztes, so wird er sofort blind (aus Gnesen, deutsche Quelle).

7. Wenn ein Kind am Fieber krank ist, dann muss die Mutter an einen Brunnen gehen, drei gequollene Erbsen nehmen und am Morgen, Mittag und Abend in den Brunnen werfen. Dies muss sie drei Tage hinter einander thun. Wenn es am vierten Tage noch nicht mit dem Kinde besser geht, dann wird es überhaupt nicht wieder ganz gesund oder stirbt bald. In dem Brunnen soll nämlich ein sehr grosser, schwarzer Frosch sitzen, welcher die Erbsen frisst; schmecken sie ihm gut, so wird das Kind wieder gesund, schmecken sie ihm nicht, oder findet er sie nicht, so bleibt das Kind lebenslänglich krank oder stirbt bald an der Krankheit (Kr. Gnesen, polnisch; wiederholt mitgeteilt).

8. Wenn ein Kind am Palmsonntag krank wird, so meinen die Leute auf dem Lande, dass es sterben wird; oft ist es vorgekommen, dass Dorfbewohner, wenn das Kind noch nicht tot war, in die Stadt kamen, um einen Sarg zu kaufen, und nachher wurde das Kind wieder gesund (Kr. Gnesen, polnisch).

9. Wenn Jemand während einer Krankheit das Bewusstsein verloren hat und schlägt in diesem Zustande diejenigen, die ihn bedienen, so hauen ihn nach dem Tode die Frauen, die ihn anziehen, damit er nicht zu spuken brauche (Kr. Nakel und Wongrowitz, polnisch).

10. Zerfällt das Grab zu sehr, so sterben mehrere aus der Familie (Kr. Obornik, deutsch; vgl. I. S. 484).

11. Wenn jemand (eine Köchin) im Garten einen ganz weissen Kopf Blumenkohl findet, so wird in dem Hause jemand sterben (Gnesen, polnisch).

Digitized by Google

12. Weisse Seerosen (poln. gaski) dürfen nicht ins Haus genommen werden, sonst wird jemand aus dem Hause sterben (Zdziechowa bei Gnesen, polnisch).

13. Man glaubt, dass jeder Mensch einen Stern hat; wenn er nun die Sterne zu zählen beginnt und dabei zu seinem Stern kommt, so wird er sterben (Gnesen, polnisch).

14. Wenn ein neugeborenes Kind einen Fehler am rechten Fuss hat, so legt man auf den Fehler ein Stück Brot, das gut mit Butter bestrichen ist; hilft das nichts, so wird das Kind höchstens sieben Jahre leben (Gnesen, polnisch).

15. Wenn dreizehn Personen am Tisch sitzen, so wird der, welcher einem Spiegel gegenübersitzt, innerhalb eines Jahres sterben (bei Gnesen, auch polnisch).

16. Wenn man träumt, man hat sich einen Zahn ziehen lassen, so wird jemand aus der Familie sterben (Gnesen, deutsch).

17. Wenn man von weisser Wäsche träumt, sagt man, dass jemand sterben wird (Gnesen, deutsch).

18. Wenn man von Kuchen träumt, so wird jemand aus der Familie sterben (Gnesen, polnisch).

19. Wenn eine Eule oder ein Steinkauz ans Fenster fliegt und einen Ruf hören lässt, so stirbt jemand aus dem Hause (allgemein).

20. Wenn ein Hund heult und dabei die Schnauze zur Erde hält, so stirbt jemand (Kr. Kolmar, deutsch).

21. Wenn ein Hund heult und nach einem Hause sieht, so wird in demselben jemand sterben (bei Schönlanke, deutsch).

22. Wenn die Uhr plötzlich stille steht, so wird jemand aus der Familie sterben (polnisch, allgemein).

23. Die Leute sagen, dass jeder Mensch eine brennende Kerze hat, die in einem Haine aufgestellt ist, und wenn die Kerze ausgeht, so stirbt der Mensch, dem die Kerze gehört (Gnesen, polnische Quelle).

24. Wenn einer begraben wird, so wird gesehen, ob zuerst eine männliche oder eine weibliche Person vom Kirchhof geht; ist es eine weibliche, so soll zuerst eine Frau sterben und auf dem Kirchhof begraben werden, ist es eine männliche, so stirbt zuerst ein Mann (bei Rogasen, deutsch).

25. Wenn ein Kind stirbt und im anderen Jahre wird wieder ein Kind geboren und erhält den Namen des verstorbenen, so wird auch dieses bald sterben (Gnesen, polnisch).

26. Wenn man an der Leiche eines Kindes dreimal den Namen desselben ruft, so schlägt es noch einmal die Augen auf (Gnesen und Umgegend, polnisch).

27. Wenn in einer Familie ein Kind gestorben ist und ein Mitglied der Familie schläft in der Stube, in welcher das Kind verschied, so erscheint dies demselben im Traume und spielt, als wenn es gar nicht gestorben wäre (Gnesen und Umgegend, polnisch).

28. Wenn ein Kind sterben will und die Eltern wollen es gern am Leben erhalten, so muss man eine ganz schwarze Katze zerreissen, das Herz herausnehmen und in dasselbe so viele Stecknadeln stecken, bis es

Digitized by Google

ganz davon umgeben ist. Dann wirft man es in einen Kessel mit siedendem Wasser und bedeckt ihn so, dass kein Dampf herauskommt. Nach kurzer Zeit erwacht das Kind und wird wieder gesund (Gnesen, nach dem Bericht zweier polnischer Arbeiter).

29. Wenn in einem Hause öfters Sterbefälle vorkommen, so geht man mit dem im Sarge liegenden Toten in der Stube umher und dann erst hinaus; auf dem Kirchhofe verfährt man ebenso (Kr. Kolmar, deutsch).

30. Wenn die Leiche aus dem Hause geschafft ist, muss man die Stühle oder Bänke, auf denen der Sarg stand, umkehren, dann kommt der Tote nicht wieder (Rogasen, polnisch; vgl. I. S. 484). Der Tote kommt sonst in der dritten Nacht nach dem Begräbnis wieder (Kr. Schubin, polnisch).

31. Hat der Verstorbene bei Lebzeiten zu sehr am Gelde gehangen, so hat er im Grabe keine Ruhe (Kr. Obornik, deutsch).

32. Wenn ein Weib pfeift, so sagen die Leute, dass die Leichen ihrer Eltern um 300 Meter tiefer in die Erde versinken (Gnesen, polnisch).

Bücherbesprechungen.

P. Schwarz, Reste des Wodankultus in der Gegenwart. (Nach einem Vortrage des Verfassers im „Künstlerverein" zu Celle). Leipzig 1891, August Neumanns Verlag, Fr. Lucas.

Die kleine Schrift erhebt keinen Anspruch auf selbständige wissenschaftliche Ergebnisse, sondern beschränkt sich hauptsächlich darauf, die Forschungen von J. Grimm, W. Mannhardt, A. Kuhn, W. Schwartz, J. W. Wolf u. a. zusammenzufassen und einem grösseren Kreise von Gebildeten darzubieten. Der Verfasser trägt den Stoff, so weit er Norddeutschland betrifft, wenn auch nicht vollständig, so doch in ansprechender Form vor, und wer die Anschauungen von Kuhn und Schwartz teilt, welche auch die des Verfassers sind, der mag sich durch das Lesen der Schrift befriedigt fuhlen. Dem Ursprung der Wodansmythen tritt sie in keiner Weise näher; Vergodendel, der Fro Wode, Hackelberg, Frick sind unbesehen hingenommen, und darum ist sie für die Wissenschaft ohne Bedeutung. Erwähnt sei, dass S. 18 in dem von Grimm aus dem Schaumburgischen beigebrachten Erntespruch ‚barn' nicht durch ‚Kind', sondern durch ‚geboren' zu übersetzen ist, wie der Gegensatz ‚un wert nig old' deutlich zeigt. Dass unter dem Himmelsriesen Wodan zu verstehen sei, ist sehr zu bezweifeln; ebenso Oswald als Ansenwalt u. a. mehr. Für St. Nikolaus hätte sollen die inhaltreiche Arbeit von Zingerle in Bd. II dieser Zeitschrift berücksichtigt werden.

O. Knoop—Rogasen.

Ulrich Jahn, Schwänke und Schnurren aus Bauern Mund. Berlin, Meyer & Müller. 1889.

Dass diese Schwänke und Schnurren aus Pommern stammen, glaube ich dem Herausgeber um so eher, als mir selbst die meisten derselben bekannt geworden sind, wenn zum Teil auch in anderer Fassung. So pflegte mein Vater die letzte, „die lange Geschichte", seinen Kindern oft zu erzählen, um ihre Geduld auf die Probe zu stellen; doch nannte er nicht Teterow, auch liess er das Hinubertragen nicht Monate lang dauern — das wäre doch etwas unwahrscheinlich gewesen —, sondern nur einige Stunden. Auch die Predigt des Schulzen von Teterow erzählte er, aber von einem alten Pastor, der kein Latein verstand: ich erinnere mich daraus noch des Wortes Krêsantas (Krähe Sand ass); und so wusste er auch manche andere Schnurren, mit denen er uns in der Schummerstunde oder an Winterabenden unterhielt. Zahlreiche Anklänge daran finden sich in den Jahn'schen Erzählungen wieder. Die Geschichte vom Kuhhirten und den Bauern besteht aus einer Anzahl von einzelnen Erzählungen, die sich

Digitized by Google

vereinzelt zum Teil schon in meinen Sagen unter den Darsikower Streichen finden; dasselbe gilt von „Hinrik, mein Sohn"; auch hier finden sich zahlreiche Anklänge an den Schulzensohn Hans von Darsikow. Die von Jahn mitgeteilten Schwänke und Schnurren sind eben über ganz Pommern verbreitet. Die Wiedergabe derselben ist im Ganzen ansprechend. Viel Vergnügen machte meinem fünfjährigen Söhnchen „Das Kästchen" S. 63. Dass der oft gebrauchte Ausdruck „eins fix drei" volkstümlich sei, möchte ich aber doch bezweifeln.

O. Knoop — Rogasen.

Dainu Balsai. Melodieen litauischer Volkslieder, gesammelt und mit Textübersetzung, Anmerkungen und Einleitung im Auftrage der Litauischen litterarischen Gesellschaft herausgegeben von Christian Bartsch. 1. Th. (Lief. 1 und 2) Heidelberg 1886. 2. Th. Heidelberg 1889.

Das Werk ist für die Freunde der Volkskunde von grosser Bedeutung, da dasselbe den nicht genug gewürdigten, oft sogar arg vernachlässigten Teil derselben, die Weisen der litauischen Volkslieder darbietet. Nach den Darlegungen des Verfassers hat derselbe nicht nur das in dieser Hinsicht bereits vorhandene Material wieder geboten, sondern 113 Melodieen in dem Werke zum ersten Male veröffentlicht.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass mit Darlegung dieser Thatsache die Bedeutung des Werkes gekennzeichnet ist: es wird aber danach Niemand das Werk unbenutzt lassen können, welcher sich mit den Weisen der Volkslieder beschäftigt. Die eigentliche Bedeutung derselben darzulegen ist dem Unterzeichneten schwer möglich, deshalb würde er sich freuen, wollte einer der Herren Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde oder der Herren Mitarbeiter diese Arbeit übernehmen, welche auszuführen für die Zeitschrift für Volkskunde Herr Bartsch zugesagt, deren Ausführung aber der Tod unmöglich gemacht hat.

Wir wünschen dem Verstorbenen, dass ihm die Erde leicht sei und bedauern, dass er nicht mehr den Einfluss erlebt, welchen sein Werk auf die Volkskunde auszuüben bestimmt ist.

Bemerkt sei, dass der Einleitung eine Tafel mit den Abbildungen von Tonwerkzeugen beigegeben ist, welche besonders die Art der Saiteninstrumente gut erkennen lässt: nicht genügend sind hier die verschiedenen Pfeifen und Flöten behandelt, wie diejenigen Tonwerkzeuge dieser Art beweisen, welche der Unterzeichnete im russischen Lithauen auf seinen Reisen gesammelt und aufgekauft und dem Königlichen Museum zu Berlin überlassen hat.

Nach Veröffentlichung der von dem Unterzeichneten gesammelten wendischen Sagen werden wir uns überdies wieder Lithauen und seinen verschiedenen Volksüberlieferungen zuwenden, von deren ungemeiner Bedeutung für die Wissenschaft der Mythologie und Volkskunde die wichtigsten Werke, welche Deutschland in den letzten Jahren hervorgebracht hat, E. H. Meyers Indogermanische Mythen, Laistners Rätsel der Sphinx, ebenso überwältigende Beweise geben wie das vor wenigen Tagen erschienene „Tuisko-Land" von Dr. Ernst Krause

(Carus Sterne), mit dem wir uns demnächst zu beschäftigen haben. Deshalb sei aber auch schliesslich noch einmal der Wunsch wiederholt, dass sich für die volle musikalische Würdigung der lithauischen Volksweisen recht bald eine geeignete Kraft finden möge.

Edm. Veckenstedt.

Über den Namen eines Baches und eines Berges in der Umgegend der Stadt Brilon. Von Dr. Balthasar Hüser, Direktor des Gymnasiums zu Brilon. (Bericht über das Gymnasium zu Brilon während seines zweiunddreissigsten Schuljahres 1889—1890. Brilon 1890. Programm Nr. 341. 1890.)

Die ungemein fesselnd geschriebene Abhandlung sucht in ihrem ersten Teile Namen und Bedeutung der Untrügge, eines kleinen Baches bei Brilon, zu erklären sowie den Einfluss darzulegen, welchen derselbe auf die Volksvorstellung und seine Empfindungswelt ausgeübt, in Verknüpfung mit anderen sagenberühmten Bronnen und Gewässern.

Der zweite Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit dem Gudin, um den Namen als denjenigen Wodans zu erweisen. So klar uns die Darlegung und deshalb annehmbar zu sein scheint, so müssen wir doch fragen, ob des gelehrten Verfassers Anschluss an die Schriften von Jos. Kemper „Der Bonenjäger" und „Münsterländische Götterstätten" noch gerechtfertigt werden kann, denn Odhin-Wodan als Bonenjäger zu bestimmen, seinen Namen in den Ortsnamen als Boden, Bonen, Bon, Baunen, Baun wiederzuerkennen, will uns nicht in den Sinn: es wird eben noch gar mancher Arbeit bedürfen, bevor wir in unserer heimischen Forschung auf durchweg sicherem Boden zu schaffen vermögen, aber jedenfalls ist die Arbeit ein erfreulicher Beweis dafür, dass noch überall im deutschen Vaterlande reicher Stoff für die Forschung in der Volkskunde zu heben ist.

Edm. Veckenstedt.

The Science of Fairy Tales. An inquiry into fairy mythology. By Edwin Sidney Hartland. London. W. Scott. 1891. — 372 Pages.

Das vortreffliche Werk ist in doppelter Hinsicht empfehlenswert, einerseits wegen seines wissenschaftlichen Wertes für den Studierenden, andererseits als anziehende Lektüre für jeden Gebildeten, dem der Sinn für Poesie nicht verschlossen ist.

Es ist vorzüglich geeignet, ein grösseres Publikum für die Volkskunde zu gewinnen, und da jetzt sein Wirkungsgebiet auf einen englisch verstehenden Leserkreis beschränkt ist, so wäre eine deutsche Übersetzung des Buches äusserst erwünscht.

Wer sich mit der Litteratur unserer germanischen Vorzeit beschäftigt, wird das Buch schon deswegen nicht übergehen dürfen, weil es treffliche Vergleichungen der verschiedensten Volksüberlieferungen bietet.

Br. Wagener.

Digitized by Google

Die Quellen von William Morris' Dichtung „The Earthly Paradise" von Julius Riegel. Erlanger Beiträge, IX. Heft. 1890. 74 Seiten. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (Nachf. Georg Böhme) Leipzig, Erlangen.

Morris' Dichtung, die Riegel selbst als „Schubladenroman" bezeichnet, schildert die von einigen kühnen Männern von Drontheim aus unternommene Irrfahrt nach dem Paradiese. Nach langen Abenteuern enden sie in einer „jonischen Kolonie" im atlantischen Ocean. Dort erzählen sie sich nach bekannter Art — man denke an „Tausend und eine Nacht" und an den „Dekamerone" — eine Reihe von Geschichten — es sind 24 —, die teils an das Mittelalter, teils an klassisches Altertum sich anlehnen. —

Wenn es überhaupt mehr bedeutet, als eine tüchtige philologische Übung für den Verfasser, wenn eine derartige kritische Untersuchung eines ganz modernen Dichterwerkes, dessen Grundidee und allgemeiner Aufbau nicht eigentlich geistreich ist, überhaupt etwas bedeutet, — so hat jedenfalls Riegel Gutes geleistet. — Die Quellen sind aus den alten Klassikern, aus der nordischen Sage, aus christlichen Schriftstellern des Mittelalters und der Volkspoesie der verschiedensten Völker mit peinlichem Fleisse aufgesucht, und das anerkennen zu können ist uns ein angenehmes Bewusstsein.

Br. Wagener.

An das Volk. Von Alfred Cless, Weimar. Verlag H. Weissbach. 1890. 25 Seiten.

Mit Volkskunde hat das Buch nichts zu thun. Es ist der unbeholfene Versuch eines gänzlich Unberufenen, einen an sich glücklichen Gedanken auszuführen. „Durch Schönheit zur Freiheit" sagt Schiller. Aber der Gedanke, dass die Kunst veredeln und befreien soll, wird hier durch einen phrasenhaften Wortschwall uberflutet, anstatt dass er selbst hell und klar hervortritt. Aus diesem Grunde haben wir dem Buch unsere Zustimmung zu versagen.

Br. Wagener.

Zur Bücherkunde.

Bis zum 28. Februar 1891 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23[b].

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Was auf märkischer Heide spriesst. Märkische Pflanzen-Legenden und Pflanzen-Symbolik von E. Handtmann. Berlin. Verlag von Hans Lüstenoder. (Ohne Jahresangabe, wie es aber scheint soeben erschienen).

Beside the Fire. A Collection of Irish Gaelic Folk Stories. Edited, Translated and Annotated by Douglas Hyde, L. L. D. M. R. J. A. (Anchraoibein Aoibeinn). With Addional Notes by Alfred Nutt. London: David Nutt 270, 1. Strand. 1890.

Digitized by Google

Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne). Mit 76 Abbildungen im Text und einer Karte. Glogau 1891. Verlag von Carl Flemming.

Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Schwerin 1890.

Mélodies Populaires des Provinces de France. Recueillies et harmonisées par Julien Tiersot. Paris. Au Ménestrel 2 bis Rue Vivienne, Henri Heugel.

Handwerksaussprachen von A. Treichel. Königsberg i. Pr. 1890.

Anzeiger der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns. Redigiert von Anton Herrmann, Sekretär der Gesellschaft für die Volkerkunde Ungarns, und Ludwig Katona, Schriftführer der Gesellschaft für die Volkerkunde Ungarns. 1. Jahrgang. Budapest 1891. 1. Heft.

Ethnographia. A Magyarországi Néprajzi Társaság Értesitöje Szerkestik. Herrmann Antal et Katona Lajos. Megjelenik augusztust és széptembert Kivéve minden hónap elyén. Budapest. A Magyarországi Néprajzi Társaság Kiadása.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Première Livraison. Fevrier 1891. Sommaire: 1. Ouvrages d'Instruction Chrétienne et de Piété, par F. Chapot. 2. Poésie, par A. Delaigne. 3. Comptes rendus: Jurisprudence, Sciences, Belles-Lettres, Histoire, Bulletin, Chronique. (S. Anmerkung.)

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. S'adresser pour la Rédaction et les Abonnements au Directeur 19, rue le Verrier, Paris. 7e Année. Sommaire du N. 12. Fevrier 1891. L'Enseignement des mots: D. — Les Essais de Bacon. Etude du Vocabulaire: G. de la

---

Anmerkung. Die Februarnummer des Polybiblion sucht den Unterzeichneten dadurch zu ehren, dass sie ihn als Begründer einer neuen Theorie der Mythen- und Sagenerklärung ihren Lesern bezeichnet, und zwar mit den Worten: „le Dr. Edmond Veckenstedt, directeur de la Zeitschrift für Volkskunde, de Leipzig (nein de Halle) se pose en dissident: il n'admet plus les Védas et montre un penchant décidé à remplacer le mythe solaire par le mythe du vent."

Der Unterzeichnete bedauert, diese Auszeichnung ablehnen zu müssen, da er sich frei weiss von der ihm zugeschriebenen Neigung. So hat er in La Musique et la Danse die Verbindung von Parkenas und Perkunas, dem Gewittergott herzustellen versucht, Achilleus auf den Bergstrom zurückgeführt, Athene auf das Wasser, Kastor und Polydeukes auf die Sterne, also Morgen- und Abendstern; in der Zeitschrift für Volkskunde aber Rübezahl auf Fisch und Wasser, alle die behandelten Schmiededämonen und Feuergotter auf das Feuer, die Kosmogonischen Vorstellungen auf Wasser, Sand (Stein), Pflanze (Baum), Ei, Leichnam (Tier, Mensch, Dämon, Engel), Nacht, Licht, Wärme, Kälte, Wind, Wolke, Zeit, Raum mit Urstoff, Scheidung, Streit, Kampf, Begehren, Neigung, Liebe, Erwägung, Einsicht, Kraft — die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung aber auf die Herrschaft über die Elemente und Schaffung der Kultur — stets unter Berücksichtigung der Veden, soweit dies angebracht erschien.

Es ergibt sich somit, dass der Herr Franzose milde geurteilt zwar eine windige Behauptung aufgestellt, in Wahrheit aber falsch und unwahr berichtet hat.

Herrn E. C. Hartland wird der Unterzeichnete an anderem Orte antworten und dann auf die Antwort hinweisen: hier sei nur bemerkt, dass der Herr weder die letzten Jahrgänge oder auch nur Nummern des von ihm angeführten französischen Geschäftsblattes wirklich gelesen, trotzdem dasselbe aus Mangel an Abonnenten fast überall hin gratis versandt wird, noch des Unterzeichneten Bücher, umfassendere Arbeiten oder Einzelartikel. Mithin mussten seine Angaben inkorrekt ausfallen, sein Urteil sich trüben, seine angebliche Unparteilichkeit zu falschen Neigungen führen, wie der Unterzeichnete ihm beweisen wird.

Zum Schluss sei bemerkt, dass der französische Herr Kritiker eine Gestalt des wirklichen Lebens von einer Sagengestalt nicht zu scheiden vermag, was bei uns z. B. in Bezug auf Gestalten wie Dr. Faust, Till Eulenspiegel, Tannhäuser dem Tertianer wie Sekundaner unserer Gymnasien geläufig zu sein pflegt: somit steht der Herr Franzose in diesem Punkte auf dem Standpunkt des Quartaners — und da wollen wir ihn denn in dieser Genossenschaft ruhig seine Tage beschliessen lassen.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Quesnerie. — Varia. Gairl oder Gurl: B. H. G. — L'Automne: A. Blanche. — Le Cosmopolite de Goldsmith. Lettres Choisies: R. G. d'Alviny. — Bibliographie des Auteurs du programme. Les contes de Cantorbéry. Bibliographie.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. I. 5e Année (N. 46) Livraison de Janvier 1891. 1. Aux Lecteurs de „La Tradition." La Direction. 2. La Saint-Eloi. — Augustin Nicot. 3. Eléments de Traditionnisme ou Folklore I La Théorie Moderne de l'Animisme. — Thomas Davidson. 4. La Bergère aux Champs. — Achille Millier. 5. Monstres et Géants. — IX. Les Géants de Bruxelles. — A. Desrousseaux. 6. Le Tirage au Sort en Belgique. — J. Lemoine. 7. Contes Alsaciens. — Troisième Série. — P. Ristelhuber. 8. Elégie. — A. J. Ortoli. 9: Folklore et Histoire des Religions. — H. Carnoy. 10. Chanson Berrichonne. — Ch. Lancelin. 11. Chansons populaires du Quercy. Froment de Beaurepaire.

Revue des Traditions Populaires. 6. Année. Tome VI. N. 1. 15. Janvier 1891. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4. Sommaire: Traditions et superstitions des ponts et chaussées I. Les routes II. Les chemins de fer. P. Sébillot. — Questionnaire des traditions des ponts et chaussées. P. Sébillot. Chansons du renouvellements de l'Année I. Lou Bon au Mme. Barbet. — Miette le Folk-Lore parisien XIV. Alfred Harou. — La Fête des Rois XV. Chanson des Rois à Caen. D. Danjon. — Le petit homme rouge et Napoléon. Loys Brueyre. — Allusions à des contes populaires (suite). René Basset. — Superstitions et contumes des mariniers III. Les Pilotes Egyptiens. A. Descubes. — IV. L'invention des flottages. — V. Rivage hauté. P. S. — VI. Le Batelier avare. Girard de Rialle. — Renaud et ses femmes II. Haute-Bretagne. Mme. Paul Sébillot. — La Mère et l'Enfant. Michel de Zmidgrodzki. — Rites et usages funéraires IX. A. Certeux. — La Légende de Théophile de Viau Leo Desaivre. — La Légende de Didon (suite). Raoul Rosières. — Légendes et supertitions préhistoriques VII. — La pierre de Saint-Martin d'Assevilliers (Somme). G. Foujou. — Coutumes scolaires IV en Belgique. Alfred Harou. Bibliographie. Illustrations.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 4e Jaargang. 2e Aflevering. Gent 1891. Inhoud: Eene Kleinigheid over „Verloren Maandag." Pol de Mont. Jetz over Sint-Marten, Sinter-Greef en Sint-Nikolaas. Pol de Mont. Boekbeoordeeling: L. L. De Bo. — Westvlaamsch Idioticon, heruitgegeven door Joseph Samyn. Aug. Gittée. Vragen en Aanteekeningen. Kronick.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 3. Jaargang 1891. 1. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Volksdichtveerdigheid. J. B. Vervliet. Bijdrage tot den Dictschen Taalschaft. 1ste. (13ste.) Woordenzange. Joz. Cornelissen. Een Friesche Nieuwjaarwensch van Eenen Vlaming. G. G. Etymologische Woordenboeken der Nederlandsche taal. Boekbespreking: J. B. Vervliet. Inhoud van Tijdschriften.

Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. N. 2. 1891. Eingesandt von Herrn Dr. Wehrmann, Stettin.

Digitized

Digitized by Google

Verlag von **H. Bechhold**, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon
der
Naturwissenschaften und Medizin
bearbeitet von
A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal
und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca. **10 Lieferungen à 80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrücke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:

Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften, **Rohstoffe, technische Erzeugnisse** und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklärung der Abkurzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berücksichtigt.

Literarisches Jahrbuch

Begründet herausgegeben und von **Alois John.**

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist zunächst das Zentralorgan für die Literatur des nordwestlichen Böhmens und der deutschen Grenzlande (Oberfranken, Vogtland) und bringt als solches **wissenschaftliche, literarische** und **künstlerische Beiträge,** Saison- u. Bäderberichte, eine **alle Gebiete geistigen Lebens umfassende kritische Rundschau,** Gedichte etc.

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist aber kein lokales Organ, sondern sucht auch Fühlung mit den neuen Stromungen in Wissenschaft und Literatur und wird daher auch **allgemein orientirende Beiträge über modernes Geistesleben** bringen.

Das **„Literarische Jahrbuch"** vereinigt also eine echt autochthone, nationale, aus einem bestimmten deutschen Gau herausgewachsene Eigenart mit den Tendenzen einer weltfreien, das Leben im neuen Sinne erfassenden und reformatorischen Literatur.

Das **„Literarische Jahrbuch"** erscheint in zwanglosen Bändchen, mit literarischen Porträts, 5 Bogen stark, gut ausgestattet. Vorherbestellungen und Abonnements beim Herausgeber:

Alois John
EGER (Böhmen) Bahnhofstrasse 25.

Band I. enthalt unter anderen einen Beitrag:

Die Volkskunde

nach Wesen, Zweck und Bedeutung.

von **Dr. Edmund Veckenstedt.**

Digitized by

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 7. HEFT.

LEIPZIG 1891.
DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkte betrachtet. (Julius Krohn's finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übersetzt von O. P. 241
Die Influenza. Von O. Knoop — Rogasen. 261
Wendische Sagen der Niederlausitz. Gesammelt und mitgeteilt von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 262
Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik — Prag. 264
Volksüberlieferungen aus Österreich von Franz Branky — Wien. 266
Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. Von Poestion — Wien. 268
Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.
Die Tragödien des Aeschylos. Verdeutscht von B. Todt. Mit dem Brustbild des Dichters. Prag, Wien, Leipzig: F. Tempsky, G. Freytag. 1891 272
Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne). Mit 76 Abbildungen im Text und einer Karte. Glogau 1891. Verlag von Carl Flemming 273
Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale. Gesammelt von Ch. Ludw. Wucke. Zweite, sehr vermehrte Auflage mit biographischer Skizze, Anmerkungen und Ortsregister, herausgegeben von Dr. Hermann Ullrich. 1891. Verlag von H. Kahle in Eisenach. Hofbuchdruckerei 275
Hundert Lieder des Atharva-Veda. Übersetzt und mit textkritischen und sachlichen Erläuterungen versehen von Lic. Dr. Julius Grill, ordentlichem Professor der Theologie in Tübingen. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer. 1889 276
Zur Bücherkunde 277

Digitized by Google

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet.

(Vgl. **Julius Krohn's** finnische Litteraturgeschichte I, 1.)

Übersetzt von

O. P.[1])

Einleitung.

Indem ich die Erzählung der Schicksale der finnischen Litteratur beginne, bin ich mir wohl bewusst, dass sie mancherseits auf neugierigen Zweifel stossen wird. Wovon wird hier eigentlich die Rede sein? Wo ist denn jene finnische Litteratur zu finden, über welche es sich lohnte, ein ganzes Buch zu schreiben? Solche Fragen werden sich gewiss manchem aufdrängen, der diese Schrift in die Hände nimmt. Ich weiss es selbst ja nur zu gut, dass ich hier nicht viele grosse, berühmte Werke und Namen edler, gepriesener Männer zu nennen haben werde, Namen, deren blosse Erwähnung unsern Geist höher hebt und in uns den Wunsch erregt, weiter zu forschen. Manches Mal werde ich auch Werke solcher Art vorzuführen haben, die gewöhnlich ausserhalb der Grenzen der Litteraturgeschichte stehen; manche lange Zeiträume hindurch möchte dasjenige, welches wir mit dem Namen Litteraturgeschichte zu bezeichnen pflegen, kaum diesen Namen verdienen.

Was gibt mir aber dennoch den Mut, den Leser aufzufordern, mir auf dem zu betretenden Pfade zu folgen? An den äussersten Grenzen des Nordens, soweit der ewige Schnee eine Vegetation gestattet, achtet der Naturfreund auch auf die niedrige Zwergbirke: auf den Klippen des Meeres, wo die Brandung der Wogen nicht hinaufreicht, sieht er das Moos und die Flechte, die den Felsen bekleiden, und bewundert in diesen schwachen Anfängen der Vegetation die unverwüstliche Kraft der Natur, welche ungeachtet aller Hindernisse überall und unter allen Verhältnissen so viel wie möglich hervorzubringen sucht. Wenn das ganze Land mit weissem Leichentuche bedeckt liegt und der Frost auch die Ströme in Fesseln geschlagen, dann neigt der Naturfreund zur Eisdecke sein Ohr und lauscht mit Freuden auf das leise vernehmbare Rauschen unter derselben, denn es sagt ihm, dass die Natur noch nicht erstorben, sondern nach überstandenen Drangsalen zu neuem Leben auferstehen müsse. So ist auch in den Augen

[1]) Die zitierten Verse der Kalewala sind der ausgezeichneten Übersetzung Hermann Paul's (Helsingfors 1885—1886) entnommen.

Digitized by Google

des Menschenfreundes jede geringfügigste Erscheinung der Beachtung und des Wohlwollens wert; sie bezeugt ja, dass der Menschengeist auch in seiner ärmlichsten Kundgebung seine Lebenskräfte anstrengt und in den engsten Verhältnissen den Mut hat, auf die Zukunft zu hoffen und sich zu derselben zu rüsten. Wie könnte ich denn fürchten, dass der finnische Leser kalten Herzens jene, wenn auch schwachen Versuche übersehen möchte, die ihm hier vor die Augen geführt werden sollen? Auch in ihnen offenbart sich selbst in den ärmsten Zeiten der stille Herzschlag des finnischen Volkes, der da zeugt:

„Noch ist es nicht zu Ende, der neue Tag bricht an!"

Auch den Genuss, welchen die Litteraturgeschichte gewährt, indem sie die Schönheiten hoher Geisteserzeugnisse hervorzieht und die nähere Bekanntschaft mit denselben vermittelt, werden wir auf diesem Pfade nicht zu entbehren haben. Ragt ja doch gleich zu Anfang die Kalewala als hundertästiger, bis zu den Wolken reichender, über die ganze Erde seinen Schatten werfender Eichbaum empor, duftet uns ja doch gleich zu Anfang das liebliche Blumenbeet unserer lyrischen Gesänge entgegen!

I. Die Einheit der Kalewala.

Ich habe das Kalewalaepos mit einem gewaltigen, weit verzweigten Eichbaume verglichen. Ist dieser Vergleich bloss dichterische Ausschmückung oder liegt in ihm etwas Thatsächliches, den Charakter der Kalewala bezeichnendes? Ist mit anderen Worten unser altes Volksepos ein zusammenhängendes, organisches, lebendes Ganzes oder bloss eine Gruppe von Gesängen ohne einer anderen Verbindung, als dass sie unter einem gemeinsamen Namen in einem Buche zusammengefasst worden sind?

Diese Frage ist von besonderer Wichtigkeit fur uns; denn von ihrer Beantwortung hängt in grossem Masse der Wert der Kalewala als dichterische Schöpfung und infolge dessen auch unser Ruhm ab. Epische oder erzählende Dichtungen besitzen wohl viele Völker, aber nur wenige haben es vermocht, grosse zusammenhängende Epopöen zu schaffen und zu entwickeln.

Der deutsche Gelehrte Steinthal,[1]) welcher den Charakter der erzählenden Volksdichtung zu ergründen versucht hat, teilt die hierher gehörenden Werke in drei Klassen ein: in isolierende, agglutinierende und organische Epopöen. In den isolierenden Epopöen besingt jeder Gesang eine besondere Heldenthat oder eine besondere Göttersage, ohne irgend einem Zusammenhange mit ähnlichen, aus demselben Volke hervorgegangenen Dichtungen. Zu dieser Kategorie gehören z. B. die schönen Gesänge der Serben von den Kämpfen gegen den Erbfeind, die Türken, die meisten russischen Lieder von den tapfern Recken Kiews und Nowgorods, die schwermütigen Klagen der schottischen Gaëlen über die entschwundenen Zeiten des Glucks, sowie die grossartigen skandinavischen Göttersagen der Edda. In den letztgenannten ist jedoch schon ein Anfang

[1]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft B. 5.

Digitized by Google

der Verschmelzung zu spüren. Obgleich jeder Gesang für sich allein dasteht, dämmert uns doch schon ein einheitlicher Gedanke aus dem Grunde derselben entgegen; dieser Grundgedanke ist das grosse Weltdrama, die Entstehung der Götter und der Welt, die Thaten und die Schuld der Götter, sowie endlich der die Götter und die Welt treffende Untergang.

In den agglutinierenden Epopöen ermangeln die Lieder wohl auch noch der inneren Zusammengehörigkeit, sie stellen jedoch alle eines und desselben Helden Thaten in einer äusserlichen, natürlichen Ordnung von der Geburt bis zum Tode dar. Als die berühmtesten aus dieser Gattung sind die spanischen Romanzen vom Cid zu nennen sowie auch die russischen Gesänge, welche uns die Lebensschicksale des alten Ilja Murometz vorführen.

Die höchste Entwickelungsstufe des Epos hat aber erst diejenige Dichtung erreicht, in welcher nicht bloss eines einzelnen Helden Namen oder eine hie und da dämmernd hervorblitzende Grundidee als loses Band enthalten ist, sondern in welcher eine Haupthandlung als gemeinsamer, innerer Kern verschiedener Nebenbegebenheiten und -Ereignisse der Natur der Sache nach von dem bestimmten Anfang bis zum bestimmten Ende fortschreitet, alle Episoden an den Mittelpunkt knüpfend, — und die verschiedenen Teile beständig aufeinander hinweisen, dadurch an ihre Zusammengehörigkeit erinnernd.

Die isolierenden Epopöen sind, wenn wir es uns unter einem Bilde klar machen wollen, gleich durcheinander geworfenen und zerstreuten Fadenenden; in den agglutinierenden sind die Fäden geordnet und durch ein gemeinsames Band zu einem Bündel zusammengefasst; in dem organischen Epos sind sie zu einem Gewebe verwebt, in welchem die Haupthandlung den durchziehenden Faden bildet, die Episoden aber den bunten, wechselnden Einschlag. Zu solchen vollständigen Epopöen gehören vor allem die griechische Iliade und Odyssee, das deutsche Nibelungenlied (zum Teil auch in seiner ältesten, durch die Edda bewahrten Gestalt), sowie auch die fränkische Rolandsage.

Zu welcher von diesen drei Gattungen unser Heldengedicht zu rechnen ist, daruber sind bis jetzt noch die Meinungen der Gelehrten nicht einig. Castren [1]) fand es sehr schwierig eine einheitliche Idee herauszufinden, welche die verschiedenen Teile der Kalewala zu einem künstlerischen Ganzen vereinigte. Besonders sprach er dieses Urteil hinsichtlich der neuen, so viel vermehrten Ausgabe aus. Bloss die Freierrunen, auch die nur „vielleicht", gehörten seiner Ansicht nach zu dem Hauptteile der Kalewala, dem Sampomythus. Am liebsten hätte er sie aber als besonderen Cyklus ausscheiden wollen. Als ein drittes Epos stellte er die Kullervo-Gesänge, als ein viertes die von Joukahainen und seiner Schwester handelnden, als ein fünftes die Schöpfungssagen hin. Noch weiter geht Frh. v. Tettau, [2]) ein deutscher Forscher, denn ebenso grausam wie der Sohn Tuonelas mit Lemminkäinen verfahrt er mit unserer armen Kalewala, indem er sie in 12 Teile zerztückelt.

[1]) Litterarurbl. 1850, S. 36—38.
[2]) Über d. ep. Dicht. d. finn. Volk. besonders der Kalewala.

Digitized by Google

Andererseits hat wieder Lönnrot, der beste Kenner unserer Volksdichtung, der so meisterhaft unsere epischen Gesänge zusammengefügt, für die Einheit derselben Partei genommen und als durchgehenden Grundgedanken die Erzählung hingestellt, „wie Kalewala in ihrer Fortentwickelung allmählich dem Pohjola gleichkam und schliesslich die Oberhand gewann.“ [1]) Mit genaueren Gründen und Beispielen versehen und sich auf die künstlerischen Forderungen der Ästhetik stützend, wird dieselbe Ansicht in R. Tengströms Abhandlung: „Kalewala“ ausgesprochen.[2]) Endlich hat in neuerer Zeit Professor Steinthal[3]) die Kalewala an die Seite der obenerwähnten auserwählten Dichtungen in die höchste Gattung des Epos eingereiht, und hier in Finnland Lektor Godenhjelm[4]) die Thaten Wäinämöinens zum Wohle des finnischen Volkes für den innersten Kern unseres Heldengedichtes erklärt. Ausser diesen diametral entgegengesetzten Anschauungen haben sich auch weniger scharfe vermittelnde Meinungen vernehmen lassen. In seinen 1841 gehaltenen Vorlesungen[5]) sprach sich Castren von seinen frühererwähnten Ansichten etwas abweichend aus. Er blieb wohl dabei, dass die Kalewala einer durchgreifenden Einheit ermangele, jedoch gab er zu „dass die einzelnen Gesänge zum Teil in einander verwebt wären, welcher Umstand zu ihrer gegenwärtigen (zusammengefassten) Gestalt Veranlassung gegeben habe.“ Eben denselben Gedanken hat auch neuerdings N. af Ursin vorgebracht, indem er dieses Ineinanderverwebtsein durch mehrere Beispiele aus der Dichtung selber darlegt.[6])

Welche Ansicht mögen aber wohl diejenigen vertreten, durch deren Vermittelung unser altes Heldengedicht uns bewahrt worden ist, als heiliges Erbteil von Geschlecht zu Geschlecht übertragen? Was wissen, was meinen die Sänger der Kalewala selbst von der Einheit dieser Lieder? Ein sehr bedeutsames Zeugnis darüber ist uns aus Esthland gekommen. Dort haben sich im Allgemeinen die epischen Gedichte schlecht erhalten und zerbröckelt, dennoch aber behaupten die griechisch-katholischen Esthen des Pleskauer Gouvernements, alle ihre Liederfragmente seien nur Worte aus einem alten, sehr langen Gesange (vana väga pika laulu sönad). [7]) Unsere Kalewala wird jedoch von dieser Behauptung nur mittelbar berührt, denn obgleich, wie wir es weiterhin sehen werden, ein grosser Teil der esthnischen epischen Lieder mit den unsrigen ein Fleisch und Blut sind, so haben sie sich später mit neuen, uns fremden Elementen vermischt und die Aussage der Pleskauer mag wohl auf diese später entstandene Gemeinschaft deuten. Was die finnischen Gesänge betrifft, so hat kein Sammler dergleichen ausdrückliche, allgemeine Zeugnisse aus dem Munde der Sänger vernommen; wenigstens ist kein solches aufgezeichnet worden. Im Gegenteil scheint der Umstand zu Gunsten der Zerstückeler der Kalewala zu sprechen „dass auch die besten Sänger nicht viele Lieder in einer Reihen-

[1]) Vorrede zur Kalewala in der neuen Ausgabe § 9.
[2]) Fosterländskt Album I.
[3]) An obenerwähnter Stelle.
[4]) Kirjall. Kunkauslehti 1879, Nr. 5 u. 7.
[5]) Tillfäll. upsats. S. 71.
[6]) Den homeriska frägan S. 55 u. a.
[7]) Verhandl. d. gelehrt. esthn. Gesellschaft zu Dorpat, B. V, H. 4, s. 16.

Digitized by Google

folge zu liefern im Stande sind."[1]) Gewöhnlich werden die Runen einzeln gesungen, oder zu zwei und drei, und dann auch oft in viel kürzerer, spärlicherer Form, als wir sie in der gedruckten Ausgabe kennen. Aber dagegen „gibt es wenige Lieder, welche dieser oder jener Sänger nicht im Zusammenhange mit einem oder mehreren anderen vortragen würde",[2]) ein Umstand, der ein dämmerndes Ahnen, wenn auch noch kein bestimmtes Wissen verrät, dass die Runen Glieder eines Ganzen seien. Und über die Zusammengehörigkeit einzelner derselben mit einem grösseren Cyklus sprechen sich auch die Sänger mit klaren Worten aus. Merkwürdigerweise berühren diese Versicherungen eben die lyrischen und didaktischen Gesänge, die Zaubersprüche und die Hochzeitslieder, die man wohl am ehesten als abgelöst von dem Ganzen ansehen möchte. Die genannten Runen werden dem Sammler meistenteils nicht vorgesungen, aber wenn sie bis zu denselben gelangt sind, pflegen die Sänger stets die Bemerkung hinzuwerfen: „jetzt folgt die Eisenbeschwörung" oder „hier werden Hochzeitslieder gesungen, die Ihr von den Weibern hören könnt."[3])

Ebenso widersprechend wie die Meinungen der Gelehrten, sind also auch die Aussprüche der Sänger über den Zusammenhang der Kalewala. Um zu grösserer Klarheit und Sicherheit zu gelangen, bleibt uns demnach nichts anderes übrig, als von neuem jene Grundregeln zu untersuchen, welche die Wissenschaft als massgebend für alle epischen Dichtungen aufgestellt, und in ihrem Lichte zu erforschen, was die Kalewala auf die im Anfange unseres Kapitels aufgeworfene Frage zu antworten hat.

Auch der epischen Dichtung, sagt Vischer,[4]) der hochbedeutende Ästhetiker, muss eine vollständige Handlung als Mittelpunkt dienen; aber diese Handlung ist, nach den Forderungen des epischen Gedichts eine geschehene Handlung, folglich ist sie als Teil der wirklichen Welt im Zusammenhange mit allen ihren vorhergegangenen Ursachen und aus denselben entspringenden Folgen darzustellen. Aus derselben Grundregel fliesst auch hervor, dass der Träger der Handlung, der Held der Dichtung, durchaus als Glied der Welt in ihrem Ganzen aufzutreten hat; daher darf er nicht allein hingestellt werden, sondern inmitten einer Schar geringerer Helden. Aus dieser Menge der Personen folgt auch natürlich die Mannigfaltigkeit der untergeordneten Bestrebungen und Handlungen. Ausser den Personen und ihrem Thun enthält die Wirklichkeit aber noch eine grosse Anzahl lebloser Gegenstände: Gewänder, Gerätschaften, Wohnungen u. s. w., welche sich zu gleicher Zeit vordrängen; endlich erhebt auch die Natur, sowohl die lebende als die tote, ihren Anspruch auf Platz und Berücksichtigung. Daher gehört es zum Charakter des Epos, dass es sich zur breiten, vollständigen Schilderung des Lebens eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeit, in allen ihren bunten Erscheinungen ausdehnt. Dieser Art der Dichtung ist es eigen, dass sie sich auch bei Nebenumständen aufzuhalten liebt, den Einzelteilen eine verhältnismässige Selbständigkeit und

[1]) Lönnrots Vorrede zur neuen Ausgabe der Kalewala § 1.
[2]) Lönnrot, Anmärkn. t. d. nya Kalewala upplagan, Litteraturblad 1849, s. 16.
[3]) Vorrede zur neuen Kalewala § 5.
[4]) Vischer, Ästhetik: die Dichtkunst §§ 865—870.

Digitized by Google

den Episoden sich einigermassen weitläufig auszubreiten gestattet. Die Abschweifungen in Nebenbegebenheiten gewährt das Epos nicht bloss in solchen Fällen, wo sie auf die Haupthandlung fördernd einwirken, sondern auch dann, wenn sie das beabsichtigte Gesamtbild des Lebens eines Volkes mit einem Striche vollenden, der sonst nicht hineingezeichnet worden wäre. Im Drama muss die Handlung vorwärts schreiten, ohne nach rechts oder links abzubiegen: im Epos flutet sie als mächtige Überschwemmung über die weite Ebene hin. Die Einheit in dieser bunten Mannigfaltigkeit wird nur durch den Umstand erhalten, dass die Hauptschilderungen, um klarer, grösser zu erscheinen, in den Vordergrund gezogen, die Nebenumstände hingegen in ein schwächeres Licht zurückgedrängt werden müssen. Dazu soll die Haupthandlung durch ihren bestimmten Anfang, ihre Mitte und ihr Ende die Nebenbegebenheiten gleichsam in einen gemeinsamen Bilderrahmen einschliessen."

Gibt es in der Kalewala, fragen wir jetzt, eine solche Haupthandlung, die man den Mittelpunkt der ganzen Dichtung nennen dürfte, und die auf natürliche Weise alle Nebenbegebenheiten in ihren weiten Umkreis zöge? — Gewiss, eine solche ist die Verfertigung und Besitzergreifung des Sampo zum Eigentum des finnischen Volkes. Die Entwickelung der Handlung beginnt mit dem Versuche der Kalewalaer, die schöne Jungfrau von Pohjola zu gewinnen, ein Unternehmen, welches endlich Einem von ihnen gelingt, jedoch nur um den teuren Preis, dass er dem Volke von Pohjola den Verleiher des beständigen Glücks, den Sampo, zusammenzuschmieden hat. Dieser Handel ist wohl freiwillig geschehen; beide Parteien erscheinen mit ihrem Teile zufrieden und eine freundliche Eintracht herrscht zwischen Pohjola und Kalewala. Doch ist dies alles nur Schein, es ist eine liebliche Blumendecke, über einem feuerspeienden Schlunde gebreitet. Sobald das schöne Weib des Ilmarinen tot ist, ist auch die dünne, die Augen täuschende Decke geschwunden, und die unter derselben verborgene, geheime Feindseligkeit beider Parteien bricht hervor. Obgleich Ilmarinen in keiner Weise an dem Tode seines Weibes Schuld trägt, wird er von der Wirtin von Pohjola mit den härtesten Worten als der Mörder ihrer Tochter gescholten, und sie weigert sich, ihm die jüngere Schwester zu geben. Da greift auch Ilmarinen seinerseits zu offenkundiger Gewalt und unverstellter Feindschaft und raubt die zweite Jungfrau von Pohjola, In dieser Handlung kommt aber noch nicht alles zum Vorschein, was in diesem Augenblicke im Grunde seines Herzens tobt. Unter dem Zorne des verschmähten Freiers verbirgt sich noch ein anderes, vermutlich schon lange im Stillen gährendes Gefühl: — die Eifersucht über Pohjolas Macht und Reichtum.

Bei seiner Heimkehr wird er von Wäinämöinen mit zweierlei Fragen empfangen: „wie ist mein Bruder so schweren Sinnes aus Pohjola zurückgekehrt? und wie lebt sich's in Pohjola?" Da bricht die sein Gemüt bedrückende Empfindung mit unwiderstehlicher Gewalt in den Worten los:[1])

„Herrlich lebt man in Pohjas Hof!
Denn in Pohjola mahlt der Sampo,

[1]) R. 38, V. 310.

Dort besät man und pflügt das Feld,
Dort wächst Korn, dort reifen die Saaten,
Dort ist ewige Freude und Lust."

Hier sind wir nun zum Mittelpunkt der Hauptbegebenheit gelangt, zum Wendepunkt, welcher von nun an den weiteren Verlauf der Handlung bestimmt, denn die unmittelbare Folge der Unterredung beider Bruder ist der Beschluss zum Raube des Sampo auszuziehen. Das Ende bildet dann die Entführung des Sampo aus Pohjola und seine wenigstens teilweise ausgeführte Fortschaffung nach den Wohnungen des Kalewalavolkes, sowie auch das Bestreben, den dadurch bewirkten Wohlstand vor Louhis Racheplänen zu schützen.

Die Einheit des Epos verlangt, wie wir gesehen, eine grosse, vollendete Haupthandlung; aber diese Handlung erfordert auch ihrerseits durchaus einen hervorragenden Träger derselben. Deshalb sind auch alle grossen, erzählenden Gedichte eigentlich Heldengedichte. In den meisten derselben (der Odyssee, dem Rolandsliede) hat der Instinkt des Volkes es bereits in ihren Namen kundgethan; allein es ist auch mit allen anderen Epopöen der Fall, wenn auch der Titel es nicht sogleich offenbart. Die Iliade könnte man am füglichsten die Achilleis nennen; denn sie ist nur mittelbar ein Bild des trojanischen Krieges im allgemeinen und schildert vor allem das durch Achilles Zorn erst über die eigenen Landsleute, dann über die Trojaner herbeigezogene Verderben. Desgleichen ist im Nibelungenliede Siegfried der Träger der Haupthandlung erst als lebender Held, dann nach seinem Tode als Rache fordernder Geist. Ebenso hat der Name der Kalewala freilich seine gewisse Berechtigung, da diese Dichtung zu gleicher Zeit ein Gesamtbild des Lebens und der Weltanschauung des Kalewalavolkes darstellt, aber mit grösserem Rechte hätte sie den Namen „Wäinämöinen" tragen durfen, denn die Werke und Thaten dieses gewaltigen Meisters des Gesanges und der Zauberkunst bilden ja doch den Hauptstoff und der durch ihn geglückte Raub des Sampo den innersten Kern der ganzen Handlung. Durch dieses Verhältnis Wäinämöinens zur Haupthandlung wird uns das Hinzukommen mancher Nebenepisode auf natürliche Weise erklärt. Oberflächlich betrachtet, möchte es z. B. wohl überflüssig scheinen, dass die Dichtung uns den ehrwürdigen Greis durch seine Freierei in etwas lächerlichem Lichte vorführt. Hätte doch Ilmarinen eben sowohl ohne weiteres nach Pohjola ziehen, den Sampo schmieden und die gefeierte Tochter Louhis heimführen können. Noch unwesentlicher für die Gesamtheit der Dichtung erscheint der Versuch Wäinämöinens die Schwester Joukahainens zu gewinnen. Eine tiefe, wichtige Absicht liegt jedoch diesen beiden Nebenbegebenheiten zu Grunde. Wäinämöinen war zu grossem, volkstümlichen Wirken berufen; allein zu einem solchen Thun war er nur dann vollbefähigt, wenn er all seine Kraft, sein ganzes Wesen demselben hingab. Um dazu reif zu werden, musste er die Eitelkeit des Suchens nach eigenem Glücke verstehen, musste er in der Schule der Widerwärtigkeiten dem eigenen Selbst entsagen lernen. Dann erst war er der rechte Mann, um hundert Generationen das Glück zu bringen. — Dieselbe vorbereitende Absicht haben auch die Schöpfungsrunen. Der Held,

Digitized by Google

welchem es beschieden war, ein so grosses, schwieriges Werk zu vollführen, dem es beschieden war, dem menschenfressenden, heldenvernichtenden mächtigen Pohjola den teuersten Schatz zu entreissen, er durfte kein gewöhnlicher Sterblicher, er musste, wenn auch kein Gott, so doch von göttlichem Ursprunge sein. Die Natur des Epos fordert aber, dass solche Geburt nicht bloss im Vorbeigehen mit ein paar Worten berührt, sondern in einer weitverzweigten Erzählung erschöpft werde, und diese Darstellung sollte zugleich das Gesamtbild der Weltanschauung des Kalewalavolkes vollenden helfen.

Infolge dieses Bedürfnisses entstand die erste Schöpfungsrune. Daran knüpfte sich sehr nahe die zweite; denn sie zeigt uns, wie der den Göttern entsprossene Held, obwohl noch mit den schwächeren Kräften der Jugend, dennoch an einer Arbeit teilnimmt, die seines hohen Ursprungs würdig, nämlich an der Verschönerung der Erde und ihrer Bereitung zum Wohnsitz der Menschen. Diese, bloss den Charakter und das Wesen des Helden abspiegelnden Begebenheiten gehen wohl sogar dem ersten Beginne der Haupthandlung voran; sie scheinen also ausserhalb jenes gemeinsamen Bilderrahmens zu stehen, welcher alle Episoden in sich zu schliessen hat. Jedoch ist auch anderen epischen Dichtungen eine solche vorbereitende Einleitung nicht fremd. Die Iliade und Odyssee freilich bringen uns gleich in medias res, mitten in die Verhältnisse hinein, in welchen sich die Haupthandlung zu bewegen hat. Im Nibelungenliede dagegen wird vor dem eigentlichen Beginne der Erzählung in einem Gesange Siegfrieds Geburt und Erziehung behandelt.

Ebenso ist auch die Schlussrune der Kalewala kein überflüssiges, zur Sache nicht gehöriges Anhängsel, obwohl es sich wohl erst nach Vollendung der Hauptbegebenheit anreiht, und auch erst später entstanden ist. Die Muse des Epos liebt nicht ihren Gesang mit dem dreinschlagenden Donner des Schlussereignisses jäh abzuschliessen; sie will noch einmal leichter „aufatmen“ und spinnt deshalb öfters noch einiges an das eigentliche Ende an. Ein solches schliessliches Aufatmen ist in der Iliade z. B. die Beschreibung des schönen Leichenbegängnisses des Patroklos. So auch mag das durch die grossen Thaten Wäinämöinens an ihn sich heftende Interesse noch nicht von ihm lassen, obgleich seine Aufgabe eigentlich erfüllt ist. Einen Augenblick noch lüftet es den Schleier der Zukunft und forscht, welches Schicksal dem ruhmwürdigen, so liebgewordenen Helden zu Teil werden soll.

Ebenso natürlich ist auch die Verbindung der anderen Episoden mit dem Hauptteile. Bei der Erwähnung der Freierfahrt Wäinämöinens nach Pohjola wurde das Band dargelegt, welches diesen Gesang mit dem späteren Teile der Samporunen vereinigt. Allein diese Freierei hat noch eine andere Veranlassung, welche sie mit dem Gesange von der Entstehung des Sampo fest verknüpft. Auch der mächtigste, kundigste Held der Kalewala bewirbt sich vergeblich um die Jungfrau von Pohjola. Dadurch will uns die Dichtung klar machen, wie allgemein verehrt, wie hoch angesehen und wie schwer zu erringen jene Jungfrau war; dadurch will sie es uns begreiflich machen, wie es möglich war als Lösegeld für dieselbe das teuerste, in seiner Art einzige Gut der Welt dahinzugeben. Diese Wirkung

Digitized by Google

zu verstärken muss auch Lemminkainen sich dem Haufen der Bewerber anschliessen. Sogar er, der schöne Kaukomieli selber, der allerorts den Frauen die Köpfe verdreht, ist nicht verführerisch genug, um ohne jenes unvergleichliche Gegengeschenk Louhis gepriesene Tochter zu gewinnen. Hier wird Lemminkäinen also von Anfang an in den Kreis der Haupthandlung hineingezogen. Seine zweite Fahrt nach Pohjola ist wiederum das zweite Band zwischen ihm und den Samporunen. Es ist oben schon gesagt worden, wie die momentane Eintracht zwischen Pohjola und Kalewala nur eine äusserliche Rinde war, welche von beiden Seiten gar leicht durchbrochen wurde. Wenn ich mich nicht irre, hat die Dichtung diese geheime Feindschaft noch auf eine andere, auffallendere Weise darlegen wollen und dazu gebraucht sie als Vermittler Lemminkäinen. — Um an das über das Verhältnis zwischen Pohjola und Kalewala schon gebrauchte Gleichnis anzuknüpfen, ist er die blaue Rauchwolke, welche dem Schlunde des ruhenden Vulkans unablässig entsteigt, ein warnendes Zeichen dessen, was im Innern tobt, wenngleich der besänftigte Riese sich wirklich auf einen Augenblick in Rosenfesseln hat schlagen lassen. Seine beiden Fahrten nach dem Eiland berühren wohl nicht unmittelbar die Samporunen, jedoch sind sie durchaus notwendig, um Lemminkäinens Charakter zu kennzeichnen, welcher ohne dieselben sehr wesentlicher und eigentümlicher Züge entbehren würde. — Was wiederum den Kullervo-Cyklus betrifft, so ist es unmöglich zu fassen, wie nur einen Augenblick die Rede hat sein können ihn auszusondern. Ist doch wenigstens der Teil desselben, der sich bereits in der alten Ausgabe der Kalewala befindet, für die Haupthandlung absolut notwendig. Kullervos Mordthat in Ilmarinens Hause ist ja eben der Wendepunkt, welcher auf einmal die wirkliche Gesinnung von Pohjola und Kalewala durch die sie verdeckende Hülle hervorbrechen lässt. Ohne diese Zwischenbegebenheit stünde das Ende der Haupthandlung in keinerlei Zusammenhange mit dem Anfange. Es wäre eben dasselbe, als wenn man Patroklos Tod aus der Iliade ausstreichen wollte. Die Schuld des Weibes Ilmarinens entspräche aber nicht der sie treffenden schauerlichen Vergeltung, wenn wir nicht die traurige Geschichte des an dem Steine zerbrochenen Messers kennen würden, auch wäre ein so grausamer, gewaltthätiger Rachedurst im Herzen eines Jünglings nicht natürlich, wenn uns nicht Kullervos Charakter in seiner ganzen grossartigen Wildheit in den anderen Runen desselben Cyklus vor die Augen getreten wäre.

Schliesslich wären noch der Platz und die Bedeutung der Hochzeitslieder und Zaubersprüche in der Kalewala in Betrachtung zu ziehen. In keinerlei Weise wird der Gang der Handlung durch die ersteren gefördert, und die letzteren stören sie sogar merklich durch ihre Weitläufigkeit. Allein auch sie verfolgen einen wichtigen, einen überaus notwendigen Zweck. Die einen vollenden das Bild des Kalewalavolkes in einer wesentlichen Hinsicht, in der Darstellung des Familienlebens, die andern enthüllen uns wiederum mehr als irgend ein anderer Teil der Dichtung die einstige Götterwelt der Finnen. In der That, möchte es ein überstrenger Kritiker auf sich nehmen, zu Gunsten der grösseren Einheit die schönen, von Zartgefühl und Herzensgüte zeugenden Familienbilder der Hochzeitsgesänge herauszureissen? Möchte er sie alle fortgeben, die Zauberrunen, in welchen

Digitized by Google

sich unseres Volkes Götterwelt in ihrem ganzen, bunten Glanze abspiegelt, — jene Götterwelt, deren Bestehen an der Seite der Menschenwelt und deren Einfluss auf die letztere Vischer als einen so durchaus wichtigen Bestandteil des wahren Epos ansieht, und dessen Mangel er so schmerzlich in dem deutschen Nibelungenliede beklagt? Dürfte ein Kritiker sich erkühnen, den Platz jenen grossartigen, tiefen Schöpfungsworten zu versagen, in welche eben das finnische Volk die innersten Geheimnisse seines Wesens, seinen Glauben an die allmächtige Kraft des Wortes und des Geistes niedergelegt hat?

Ihre innerliche Einheit hat die Kalewala ausserdem noch an vielen Stellen durch äusserliche Bande befestigt, nämlich durch das Hinweisen der Runen auf einander, ein klarer Beleg dafür, dass, indem die eine Rune gedichtet wurde, auch schon an eine andere obwohl dem vorliegenden Stoffe ferner liegende gedacht war. Durch dieses Hinweisen auf einander sind die Gesänge, um Castrens Ausdruck zu gebrauchen „in einander verwebt:" dadurch wird die Einheit erzeugt, von welcher mancher Forscher behauptet, sie sei die einzige, die das finnische Volksepos aufzuweisen hat. Wir wollen einige dieser Hinweisungen näher in Augenschein nehmen.

Im Wettstreit mit Joukahainen erinnert Wäinämöinen ausdrücklich an seinen Anteil an der Schöpfung:

„Ich war es, der die Meere pflügte
Und der Fische Höhlen grub,
Die Berge durcheinander wühlte,
Die Steine ineinander fügte.

Als dritter war ich bei den Männern,
Die der Lüfte Pfeiler steckten,
Die den Regenbogen trugen,
Am Himmel die Gestirne streuten."[1])

Auf diese Weise sind die beiden Schöpfungsgesänge mit den Runen von Joukahainen verbunden. Zwischen diesen und den Ainoliedern wiederum steht dessen Versprechen deutlich als verbindendes Glied da. Der Adler, welcher Wäinämöinen aus dem Meere nach Pohjola führt, aus Dankbarkeit für den Baum, den dieser ihm beim Roden nachgelassen, verknüpft nur scheinbar die Schöpfungsrune mit dem Sampocyklus. Denn im Volksliede wird Wäinämöinen von dem Winde nach Pohjola getrieben. Der Trost, welcher Wäinämöinen nach Ainos Tode von seiner Mutter zu teil wird, verbindet die Ainolieder mit dem Anfang der Samporunen; denn dieser Trost enthält die Aufforderung, sich in Pohjola nach einem anderen Liebchen umzusehen.[2]) In der ersten Samporune findet sich dann noch eine Art Andeutung auf die Schöpfungssage. Als nämlich die Wirtin von

[1]) Alte Kalewala, R. 30, V. 84—94. In der neuen Ausgabe wird eine hiervon abweichende Variante gebraucht; ein Vergleich mit den esthnischen Runen beweist jedoch, dass die hier angeführte Form die ursprüngliche ist, denn das Ordnen des Weltalls sowie auch die Erschaffung der Pflanzen wird den Kalewalasöhnen zugeschrieben.

[2]) R. 5, 230.

Digitized by Google

Pohjola Ilmarinen frägt, ob er wohl auch den Sampo schmieden könne, antwortet der gerühmte Meister stolz:[1])

„Wahrlich, Sampo werde ich schmieden, — —
Ich, der einst den Himmel geschmiedet,
Das Gewölbe der blauen Luft."

Diese seine Prahlerei steht jedoch nicht im Zusammenhange mit der Schöpfungsrune in ihrer jetzigen Gestalt, sondern mit irgend einer bereits verschollenen alten Sage.

Der Lemminkäinen-Cyklus beginnt mit den bedeutungsvollen Worten: „Zeit ist's nun von Ahli zu reden!" Was bezweckte wohl dieser Ausspruch anderes, als dass die jetzt folgenden Gesänge nicht als gesondert stehende, selbständige Teile zu betrachten wären, sondern als Episoden eines durch sie unterbrochenen grösseren Ganzen?

Wir können jetzt in der Aufzählung dieser Anspielungen Einhalt thun; es war nicht unsere Absicht, den Gegenstand zu erschöpfen, sondern nur, das in der Dichtung selbst hervortretende Bewusstsein von der Zusammengehörigkeit der auch scheinbar fremdesten Gesänge mit den Samporunen zu betonen.

Die vorgeführten Umstände scheinen einen genügenden Beweis zu liefern, dass die Kalewala ein zusammenhängendes Gedicht ist, durch dessen Nebenteile ein durchgreifender, den Mittelpunkt bildender Hauptgedanke zieht. Wir müssen jedoch zugeben, dass die Ausführung des Planes in unserem Heldengedichte an manchen Stellen eine mangelhafte ist, so dass diese Einheit nicht immer mit voller Klarheit hervortritt. Dadurch gibt die Kalewala allerdings denjenigen einigermassen Recht, welche ihr eine durchgreifende Grundidee, eine zusammenhaltende Einheit absprechen wollen. Diese Mängel der Ausführung sind dreifacher Art: die Widersprüche, die mehrmalige Wiederholung desselben, endlich das Überwuchern der Einzelteile auf Kosten des Ganzen.

Unter den Widersprüchen sind manche recht störend und empfindlich. In dem ersten Gesange z. B. wird uns die Tochter der Luft als Mutter Wäinämöinens genannt, ein göttliches Wesen, und infolge dessen, wie man sich denken kann, unsterblich. Dessen ungeachtet wird Wäinämöinen nach Ainos Tode in der 5. Rune von seiner im Grabe ruhenden Mutter getröstet, und in der 47. kommt ihm der Lüfte Tochter entgegen und gibt ihm guten Rat, aber da ist auch nichts von einer verwandtschaftlichen Beziehung, nicht einmal von einer früheren Bekanntschaft zu spüren. — Ein noch schlimmerer lapsus calami tritt in den Kullervoliedern hervor. Die Leute des Untamo erwürgen das ganze Gesinde Kalervos, ausser einer Jungfrau, welcher Kullervo das Leben schenkt. Dennoch trifft Kullervo später seinen Vater am Leben und dazu noch in bester Gesundheit. Hierdurch hätte eigentlich der beabsichtigte Rachezug gegen Untamo unterbleiben können; nichts destoweniger aber zieht Kullervo in den Krieg und straft das Volk von Untamo für einen Mord, der nicht begangen worden ist.

[1]) R. 10 V. 271.

Digitized by Google

Sehr zahlreich sind auch die Stellen, in welchen dieselbe Begebenheit zum zweiten Male erzählt wird, in einer nur wenig veränderten Form. Einige derselben hat der Zusammenfüger der Kalewala ausgelassen: z. B. die Schilderung von Wäinämöinens zweiten Gange nach Tusnela, wie ihm bei seiner Heimkehr von der Hochzeit der Schlitten zerbricht, und er, um ihn wieder in Stand zu setzen, hinabsteigt, sich einen Bohrer zu holen.[1]) Allein dergleichen Vorkommnisse sind immer noch recht viele in der gedruckten Kalewala zurückgeblieben. So sind z. B. die beiden Fahrten Lemminkäinens nach dem Eiland sichtlich nur Varianten einer und derselben Rune. Die Arbeitsaufgaben Kullervos, wobei er alles zerstört, kommen zweimal vor, erst im Dienste Untamos, dann im Hause seines Vaters. Ganz unnützerweise wird uns das Harfenspiel Wäinämöinens und dessen Wirkung in zwei Gesängen beschrieben, die leicht hätten zu einem verschmolzen werden können. Lemminkäinens Flucht von der Insel, wobei er, im Meere schwimmend, Aufnahme im Gehöfte am Strande findet, wo man ihm den Rückweg nach seiner Heimat anweist,[2]) ist augenscheinlich eine Nachahmung des ersten Zuges Wäinämöinens nach Pohjola.[3]) Zweimal wird in derselben Rune erzählt, wie die Birke als Ruhesitz des Adlers verschont wird, nur mit dem kleinen Unterschiede, dass es das zweite Mal zum Frommen des Kuckucks geschieht.[4]) Zu diesen Wiederholungen könnten noch viele hinzugefügt werden, in welchen, obgleich es sichtlich ursprünglich Varianten einer und derselben Sage sind, der Gegenstand sich auf besondere, selbständige Weise umgebildet hat. Nahe verwandt sind die Erzählungen von der Einschliessung des Sampo, der Sonne und des Mondes in den Kupferberg von Pohjola.[5]) Die zur letzteren Gattung gehörenden Gleichförmigkeiten stören den ästhetischen Sinn nicht, im Gegenteil haben sie die ursprüngliche Dichtung bereichern und erweitern helfen. Aber dennoch bringen auch sie den schlagenden Beweis dafür, dass der Plan nicht überall in gleich folgerichtiger Weise ausgeführt worden ist.

Für den dichterischen Genuss am störendsten und infolgedessen für den Wert der Kalewala als Kunstwerk am gefährlichsten, ist die zu grosse Breite der Einzelteile zu nennen. Freilich gestattet der Charakter der epischen Dichtung, wie wir es bereits gesehen, auch den Einzelteilen einen recht weiten Spielraum sich selbständig zu entfalten, aber er gestattet es nur um die Bedingung eines gewissen Masses. Die Nebenereignisse sollen immer ihrer Stellung und ihres Wertes eingedenk bleiben und im Vergleich zur Haupthandlung eine geringere Breite beanspruchen. Wenn die Nebenhandlung sich in so ungeheuren Dimensionen entfaltet, dass sie mit ihren Verzweigungen die Haupthandlung verdunkelt, dann ist eine Regel der Proportion, ein Gesetz der Schönheit empfindlich verletzt worden. Wenn wir dieses in Betracht nehmen, so können wir es nicht leugnen, dass die Ausführung des Planes der Kalewala sowohl im Ganzen, wie auch in einigen Einzelheiten grosse Veranlassung zum Tadel giebt. Die den Anfang und

[1]) R. 25, V. 711.
[2]) R. 29, V. 413–452.
[3]) R. 7.
[4]) R. 2, V. 265, 361.
[5]) R. 10, V. 423. R. 47, V. 21.

Digitized by G

den Mittelteil der Haupthandlung vorbereitenden Nebenerzählungen stehen nämlich nicht in künstlerischem Verhältniss zum späteren Schlussteil, dem wichtigsten Mittelpunkte des ganzen Werkes. Die erstgenannten füllen 40 Gesänge aus, während der Sampofahrt und dem letzten Endkampfe nur 10 zu teil geworden sind.[1]) Dasselbe merkwürdige Verhältnis zeigt sich auch in diesem letzten Schlussteile. Die Ausrüstung des Zuges nach Pohjola und die Abenteuer der Reise nehmen drei Runen in Anspruch, auf den Raub des Sampo und das Seegefecht kommen nicht mehr als zwei. In den Kullervoliedern, wenn wir nicht etwa etliche Widersprüche berücksichtigen, ist der Plan im Allgemeinen kunstgemäss in Ausführung gebracht worden; allein auch hier finden wir in der eine Nebenbegebenheit schildernden 36. Rune Kullervos Rüstungen zum Rachezuge gegen Untamo, die Kriegsgesänge, seinen Abschied und seine letzten Anordnungen in 242 Versen beschrieben; der von Anfang an verkündigte so gründlich vorbereitete Krieg hingegen wird mit 8, sage acht Zeilen abgefertigt.[2]) Einen recht sonderbaren Eindruck macht diese Art des Erzählens; wir sehen ein Schaffen, Lärmen, ein Rüsten und sich Bereiten mit voller Kraft und Begeisterung; die Erwartung wird angesichts dessen aufs höchste gespannt; aber wenn wir zuguterletzt zu dem so lange besprochenen Werke gelangen, so ist die ganze Kraft in den Vorbereitungen schon verzehrt, der Eifer erloschen und wir werden mit ein par mageren Worten abgespeist! Noch sonderbarer erscheint es, wenn, wie es in der Kalewala zuweilen geschieht, das mit so grossem Aufwand in Gang gesetzte Hauptwerk, nicht wie es in den oben vorgeführten Beispielen gewesen, eine wirkliche, grosse Heldenthat ist, sondern eine ganz gewöhnliche Alltagshantierung. Wandelt uns nicht z. B. das Lachen an, wenn wir sehen, wie Wäinämöinen erst mit aller Kraft des Leibes die Axt schwingt, mit so fürchterlichem Eifer, dass er nicht Acht giebt, ob er ins Holz oder in sein eigenes Fleisch haut; wenn wir ihn darauf alle Macht seines Geistes aufbieten sehen, um sich Hilfe aus Tusnelas Gefilden und Manalas Hütten zu verschaffen: wenn wir ihn Himmel und Erde anführen sehen, durch drei lange Gesänge und einen Teil eines vierten hindurch, (die Wundenbesprechung mitgerechnet): müssten wir nicht wenigstens die Schöpfung einer neuen Welt erwarten? Und endlich gebührt all dieses Treiben — ridiculus mus! — einem gewöhnlichen Kahn! Selbstverständlich kommt dieses Missverhältnis nicht in allen Teilen der Kalewala, nicht einmal in den meisten vor; immerhin ist es aber nur zu oft anzutreffen und ein bedenklicher Fehler in unserem Epos, um so störender, als es auch die ganze Dichtung in ihrem Einheitsplane beeinträchtigt hat.

---

[1]) Hier sind jedoch die beiden Varianten über Wäinämöinens Spiel zu einem Gesange gerechnet worden.

[2]) Zu beachten ist ein interessanter Zusatz zum Rachezug in einer ingermanländischen Variante. Dort grüsst nämlich Kullerwo, an Ort und Stelle angelangt, mit folgenden Worten: „Heil Dir, lichter Oheim! Heil Euch Kindern meines lichten Oheims! Heil Dir, lichte Schwieger meines Oheims!" Da er nicht erkannt wird, spricht er weiter: „Weisst Du noch das Jahr des Totschlags, den Lenz des Kampfes? Da Du mir mein Gesinde schlugst, und erschlugst mir meine Eltern streng, nur mich allein nicht totschlugst? Nicht viel Raum hätt' ich genommen, eine Spanne Tuch hätt' ich gebraucht, und nur zwei Bretter. Jetzt aber erwuchs aus mir ein fertiger Gram und ein Träger des Zornes!"

Digitized by Google

Einige der genannten Mängel sind allen erzählenden Volksdichtungen eigen und charakteristisch für dieselben, sie sind eine unmittelbare Folge der Art ihres Entstehens und ihrer Verbreitung. Interdum dormitat ipse Homerus! — war schon in alten Zeiten ein allgemeines Sprichwort. Auch in dem Plane der uns unter seinem Namen hinterlassenen edlen Dichterschöpfungen haben Forscher der Jetztzeit Widersprüche entdeckt;[1]) was die Vergleiche betrifft, sehen wir manche Bilder bis zu 10 Malen wiederholt. Wie konnte es denn Gesängen anders ergangen sein, die sich Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht in mündlicher Überlieferung vererbt, und dazu sich über unendliche Raumflächen ausgebreitet, so wie z. B. die Kalewala heute noch von dem Rigaer Meerbusen bis zum äussersten Polarkreise gesungen wird. Die eine Episode entfaltet sich zu grösserer Breite hier, die andere dort unter dem Einflusse der Lokalverhältnisse; die eine Sage kann dem Gedächtnis vollständig entschwinden, die andere in eine fremde Gemeinschaft übergehen. Zuweilen wird auch die Hauptbegebenheit vergessen, und irgend ein anderer Teil der Dichtung wird zum Mittelpunkte, um welchen ein grosser Teil der zerstreuten Trümmer des alten Ganzen zusammengebunden werden. Wie viel Spielraum mag da nicht dem Zufall überlassen sein! Und schliesslich, wenn solche Volksdichtungen gesammelt und aufgezeichnet werden, ist es nicht auch wiederum der Zufall, der da bestimmt, welche von ihren Formen dem Sammler und Zusammenfüger in die Hände fällt? Wie sorgfältig auch alle Orte durchforscht werden mögen, ist es nicht immer möglich, dass irgend eine wertvolle, vielleicht gerade die schönste Variante in heimlicher Waldverborgenheit unter der Decke der Vergessenheit für immer versteckt bleibe? Es kann ja doch schon der Umstand viel ausmachen, ob eine solche Dichtung ein Menschenalter früher oder später gesammelt wird. Wie viel spärlicher, wenn gleich denselben Stoff behandelnd, sind nicht die in den ersten 70er Jahren gesammelten Varianten als die von Lönnrot und seinen Mitarbeitern aus denselben Gegenden, der besten Runenfundgrube, dem russischen Karelen mitgebrachten! Bei diesem Stande der Dinge muss man viel eher die Kraft des in seiner Mannigfaltigkeit wirkenden Geistes der Einheit bewundern, welcher dennoch in solchem Masse in der Hauptsache alles zusammenzuhalten vermocht hat.

In Betracht ihres dritten und schlimmsten Mangels aber kann die Kalewala nicht einmal die Art und Weise der unter anderen Völkerschaften entstandenen vollendeten Heldengedichte zur Verteidigung anführen. Ebensowohl in der Iliade und Odyssee, als auch im Nibelungenliede ist das künstlerische Verhältnis unvergleichlich besser beobachtet worden. Freilich mag der Umstand zur natürlichen Erklärung dienen, dass in den erwähnten Dichtungen die letztere bestimmt,[2]) die ersteren wahrscheinlich eine vollendende Einwirkung erfahren haben. In unserer Kalewala hingegen sind die Volksgesänge blos von der Hand des Sammlers zusammen-

[1]) In Finnlands Litteratur vergleiche: N. af Ursin; Den Homerisa frågan.

[2]) Für den Schöpfer des Nibelungenliedes in seiner jetzigen Gestalt wird ein im 12. Jahrhundert lebender Dichter Kürenberger angenommen, jedoch ist zu bemerken, dass der tiefe Forscher der deutschen Volksdichtung, Simrock, diese Annahme fest bestreitet.

Digitized

gestellt und nicht vom Geiste des Dichters verschmolzen worden. Dazu ist noch zu berücksichtigen, dass bei diesem Zusammenstellen die dichterische Absicht nicht das einzige, auch nicht einmal das höchste Augenmerk gewesen ist. „In Anbetracht dessen, dass es die ältesten, eigentumlichsten Erinnerungen des finnischen Volkes und der finnischen Sprache sind, so lange diese überhaupt existiren, habe ich versucht mit der möglichsten Sorgfalt und dem grössten Fleisse sie einander anzupassen und anzufügen und alles mit hinein zu flechten, was uns die Runen von dem Leben, den Sitten und Schicksalen jener Zeit erhalten.[1]) Mit diesen Worten beschreibt Lönnrot seine Arbeit an der Zusammenstellung der Kalewala; hier ist die ethnographsche Absicht die hauptsächliche gewesen. Dieser Umstand, das grösste Verdienst der Kalewala einerseits, ist anderseits der künstlerischen Abrundung unseres Heldengedichtes hinderlich gewesen, in sofern manches hineingeflochten worden ist, das unnützerweise Weitschweifigkeiten hervorgerufen hat. Jedoch wäre es nicht möglich gewesen, die unverhältnismässige Breite der Einzelteile in natürliche Grenzen einzudämmen, auch wenn beim Zusammenstellen allein die Forderungen der Schönheit berücksichtigt worden wären. Die den einigen Fortgang der Handlung am meisten störenden lyrischen Gesänge und Zaubersprüche sind, wie wir es schon erwähnt, grösstenteils solcher Art, dass man sie nicht füglich anschliessen könnte, ohne das Gesamtbild zu verderben. Derselbe Fall ist auch bei manchen Nebenbegebenheiten, z. B. bei den Kullervo-Liedern, welche man ohne einer gründlichen und ihre eigenartige Schönheit beeinträchtigende Einwirkung nicht in eine verhältnismässigere, kürzere Form hätte bringen können.

In der Hauptsache ist also die übertriebene Breite der Nebenhandlung nicht dem Sammler zur Last zu legen, sondern die Ursachen liegen viel tiefer in der Natur unseres Volksgedichtes selbst. Und wenn wir recht gründlich nachforschen, so finden wir, dass den Nebenbegebenheiten in der Kalewala nicht zu viel Platz eingeräumt, sondern dem Ende der Haupthandlung, dem Mittelpunkte der ganzen Dichtung der Raum unverhältnismässig kärglich zugemessen worden ist. Der Anfang der Haupthandlung jedoch, welcher die weitschweifigsten Zwischenerzählungen enthält und das Ende fuhren uns verschiedene Zweige der erzählenden Dichtung vor, der erstere die Idylle, in welcher sich Einzelbestrebungen, häusliches und Familienglück, das Leben des Volkes in seinen gewöhnlichen Momenten abspiegeln, der letztere den Heldengesang, dessen Gegenstand grosse, einheitliche, volkstümliche Unternehmungen sind, Glanzpunkte in der Geschichte eines Volkes. Die griechische Muse sonderte diese beiden Richtungen der epischen Dichtung von einander ab, und schuf, eine jede von ihnen veranschaulichend, die Iliade und die Odyssee. Dasselbe ist auch in Art und Weise mit den beiden grossen epischen Gesängen der Deutschen, dem Gudrun- und dem Nibelungenliede der Fall, wenn wir nämlich allein den ihnen zu Grunde liegenden Gedanken betrachten. Die Finnen haben beide Richtungen vereinigt. An sich selbst wäre es noch keine Unmöglichkeit; es hätte auf zweierlei

[1]) Vorrede zur neuen Kalewala § 1.

Digitized by Google

Weise ausgeführt werden können; entweder hätte die Idylle das bestimmte Übergewicht haben müssen, die Heldensage hätte alsdann ihren Platz im Hintergrunde erhalten als eine drohende oder auch vorübergezogene Gewitterwolke, welche daran erinnert, dass das Leben nicht bloss Ruhezeiten aufzuweisen hat, oder dass das Volk, welches wir jetzt in seinen Alltagshantierungen betrachten, auch zu grösseren Werken fähig ist. Ein Beispiel dieser Art der Behandlungen bieten uns in unserer neuen Litteratur Runebergs „Weihnachtsabend", und „Elenntierschützen". Oder aber auch er wird das Heldenleben zum Hauptgegenstande gemacht, und die Bilder aus dem lieblichen Frieden des Hauses werden nur als Nebenepisoden dazwischengestellt, um die hehren Schauer der Haupthandlung nur um so stärker hervortreten zu lassen. Leider hat aber die finnische Muse keine von diesen beiden Arten erwählt. Sie hat die grosse Heldenthat, den Raub des Sampo, zum Herzen des Epos gemacht, dennoch hat sie aber in der Ausführung des Planes der Idylle den reichlichen Kindesanteil eingeräumt, der Heldendichtung als Stiefkinde blos die übriggebliebenen Brocken nachlassend.

So verschieden spiegelt sich der Charakter der Völker in ihren Geisteserzeugnissen ab. Der die ganze Welt mit gleicher allseitiger Liebe umfassende Grieche hat mit derselben Sorgsamkeit beide grosse Richtungen des Lebens dargestellt. Dahingegen blüht auch die Idylle der Deutschen, obgleich die treue Liebe als Grundzug walten lassend, auf dem Schlachtfelde, als eine demselben entsprossene, mit Blut getränkte Blume. Was den Finnen betrifft, so scheint er fast vor dem Darstellen der Schlacht- und Blutscenen zurückzuschaudern.

So sehen wir z. B., wie die Kalewalaer zum Raube des Sampo eingefallen, die Wirtin von Pohjola:

„Eilig sammelt sie Pohjas Scharen,
Junge Männer mit scharfem Schwert,
Kriegerhaufen in ihren Waffen,
Wäinö zum Verderben und Tod."[1])

Würde man nicht hier einen gewaltigen Krieg sich erheben, von grossen Heldenthaten zu hören vermeinen? — Wäinämöinen jedoch schläfert seine Feinde durch Gesang ein. Ebenso geht es, als nach der Entführung des Sampo, Louhi die Räuber verfolgt: Sie

„Rief die Schar der Männer herbei,
Waffnete die Krieger mit Bogen,
Schwerter gab sie in ihre Hand, — —
Ordnet selbst die Männer im Bote — —
Hundert Männer mit ihren Bogen,
Tausend Krieger mit scharfem Schwert."[2])

Aber alle jene hunderte, ja tausende von Männern, ebenso wie die im Schiffe befindlichen zahlreichen Mannen des Wäinämöinen bleiben ungenützt, als eine überflüssige dichterische Ausschmückung. Dieselbe Er-

[1]) R. 42, V. 61.
[2]) R. 43, V. 2—12.

scheinung haben wir bereits in den Kullerwoliedern betrachtet; einen Teil der Schuld trägt wohl in den vorgebrachten Beispielen der dem finnischen Volke innewohnende charakteristische Hang zur Zauberei. Aber meiner Meinung nach kann dieses allein nicht als vollkommen befriedigende Erklärung gelten. Andererseits giebt es ja in der Kalewala viele Stellen, aus welchen man ersieht, dass dazumal, obgleich die geistigen Kräfte am höchsten geschätzt wurden, man deshalb doch auch nicht das Messen der Klingen gering geachtet. Betrachten wir z. B. die Abschiedsunterredung Lemminkäinens und seiner Mutter[1]), Kullerwos Kriegstriumph[2]), die Freude Wäinämöinens über sein neues Schwert[3]), endlich auch die Sehnsucht des Botes nach Kampf[4]). In älteren Zeiten mag vielleicht auch die Darstellung der Samposchlacht und der Kriegsscenen überhaupt in der Kalewala vollständiger gewesen sein als jetzt. Eine der Runen der Kanteletar bietet uns in ihren Varianten einen Beweis dafür, wie ein anfänglich die Heldenzeit abbildender Gesang sich in eine reine Idylle verwandeln kann. In diesem Gesange[5]), betitelt die „Jungfrau von Kalewala", verwünscht der Freier die Geschenke, welche er den Verwandten des Mädchens als Hochzeitslösegeld vergeblich dargebracht. Unter anderem sagt er z. B. „Deines Vaters Streithengst stürze auf dem Wege zur Schlacht!" Aber in einer anderen Variante finden wir statt dessen folgende Zeilen: „er stürze auf der Furche zur besten Pflügezeit!"[6]) Die Verwünschung des dem Bruder zugefallenen Anteils hingegen: „Deines Bruders roter Nachen stosse auf den Grund zur besten Ruderzeit!" lautet dort: „Deines Bruders Kriegsbot stosse auf den Grund im besten Kriegessommer!" Bloss der Zufall hat in diesen Erzählungen die kriegerische, zweifelsohne ältere Form erhalten. Deshalb ist es wohl möglich, dass es in demselben und in noch viel grösserem Masse ebenso mit den Gesängen der Kalewala ergangen ist. Eine solche Umänderung wäre nur eine ganz natürliche Folge der geschichtlichen Wandlungen. Das finnische Volk verlor seine Selbständigkeit. Es hat noch viel darum gekämpft, und es kämpfte heldenmütig, weil es Pflicht und Treue forderte. Allein es kämpfte und wirkte auf politischem Gebiete hauptsächlich nur auf fremdes Geheiss. Seine ganze Vorstellungskraft verlor daher den idealen Schein, das begeisterte Feuer, welche die Dichtung fordert. Der Volksgeist suchte nun seine beste Befriedigung in der Zeichnung des Haus- und Familienlebens, in welcher er nach wie vor selbständig seine Gebilde schaffen durfte. Da war denn die natürliche Folge, dass die Idylle in ihrer Entwickelung die Heldendichtung zu verdrängen begann.

Ob es sich wirklich so verhält, wie wir es als möglich darzustellen versucht haben, dass das Verhältnis der Einzelteile der Kalewala sich früher anders gestaltet, oder mag der Entwurf ursprünglich ebenso fehlerhaft ge-

[1]) R. 12, V. 59—117.
[2]) R. 36, V. 25.
[3]) R. 39, V. 57—64, 109—114.
[4]) R. 39, V. 167.
[5]) Kanteletar III, 21.
[6]) Lönnrots Mehiläinen, J. 1837, Nummer des Januars.

Digitized by Google

wesen sein, unsere Kritik kann natürlich nur die Kalewala in ihrer gegenwärtigen Form treffen. Und hier, obgleich wir an der Einheit der Kalewala festhalten und bewiesen haben, dass die ganze Dichtung von einer einheitlichen Idee durchdrungen ist, müssen wir dennoch zugeben, dass diese Idee nicht im rechten Massverhältnis zur Ausfuhrung gebracht worden, und dass folglich die Kalewala in ihrem Entwurf der künstlerischen, alle Richtungen beherrschenden Vollendung ermangelt.

II. Die dichterische Schönheit der Kalewala im Allgemeinen.[1])

Die Kalewala ersetzt die teilweise mangelhafte Vollendung des Entwurfes durch künstlerische und rein epische Ausfuhrung. Dieses hat auch auf ausländische Forscher einen tiefen Eindruck gemacht:

„Hier sprudelt nun", äussert sich Grimm[2]), „wenn irgendwo, lauteres Epos in einfacher und desto mächtigerer Darstellung, ein Reichtum unerhörter und wieder mit anderen bekannten zusammentreffender Mythen, Bilder und Ausdrücke; ich will besonders hervorheben ein reges sinniges Naturgefühl, wie es fast nur in indischen Gedichten angetroffen wird."

So auch lesen wir in Rosenkrantz, Geschichte der Poesie:[3]) „Aber nun die Ausführung! Sie ist so vortrefflich, dass man vor dem Genius eines Volkes, welches eine so vielgestaltete Phantasie entwickelt, die höchste Achtung haben muss. Die Darstellung ist völlig objektiv im reinsten epischen Ton und nicht bloss mit geisterhaften Umrissen zeichnend, sondern mit individualisierender Kraft die frische Wirklichkeit ganz in das Detail hinmalend. Die Landschaft, die Wälder und Bäume, die Tiere und Menschen des Baltischen Nordens sind nirgends anders so plastisch klar und so farbenhell geschildert. Die eigentümliche Gemütsart der Nordischen Menschen, mit der Zärtlichkeit für das Kleine den Sinn für das Grosse und Masslose zu vereinen, ist in den Charakteren und Abenteuern nach allen Seiten hin dargelegt."

Begrenzter, aber um so zuverlässiger in seiner Lobeserhebung ist Max Müllers Ausspruch:[4])

„Aus dem Munde der Greise ist ein episches Gedicht gesammelt worden, das der Iliade an Länge und Vollständigkeit gleichkommt und das sogar, wenn wir für einen Augenblick alles, was wir in unserer Jugend schön zu nennen lernten, vergessen könnten, nicht weniger schön ist als Homers Gesang. Ein Finne ist freilich kein Grieche und Wäinämöinen kein Homer; aber wenn der Maler seine Farben aus der Natur hernehmen mag, von der er umgeben ist, wenn er die Menschengestalten abmalt, mit denen er lebt, so besitzt auch die Kalewala Verdienste, welche denen der Iliade nicht unähnlich sind, und kann auf einen Platz als fünftes National-

[1]) Vgl. Tengströms Schrift: Kalewala. Fosterländskt Album I.
[2]) Über d. finn. Epos. A. Höfers Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache 1846, I, 1, S. 13.
[3]) Rosenkrantz. Geschichte der Poesie. S. 287.
[4]) Vorles. über die Wissensch. der Sprache. I, S. 269.

Epos der Welt neben den ionischen Gesängen, neben Mahábhárata, Shahnámeh und neben den Nibelungen Anspruch machen."[1])

Die hervorragendste der Eigenschaften, welche der Kalewala die allgemeine Bewunderung der Sachkenner zugezogen, ist ohne Zweifel deren klare, lebende, wirkliche Gestalten schaffende Kraft der Darstellung, ein grosser Vorzug in jeder Dichtung, besonders aber ein Haupterfordernis des Epos, welches in der Gesamtheit der Dichtungen denselben Platz einnimmt, wie die Skulptur und Malerei unter den Künsten. Einen vollen Begriff von der Meisterschaft unserer Kalewala in dieser Hinsicht kann nur derjenige sich bilden, welcher Gelegenheit hat, sie mit den Versuchen mehrerer anderer Völkerschaften auf diesem Gebiete zu vergleichen. In den Gesängen Ossians tappen wir herum wie im dichten Gebirgsnebel; die Charaktere und Gestalten der Helden, die Begebenheiten und der Ort der Begebenheiten erscheinen bloss als dämmernde Schatten, so dass wir nicht wissen, ob wir etwas auf dem Erdboden vorsichgehendes erblicken oder ob sich vor unseren Augen eine solche leere Gespensterschar ohne Fleisch und Blut bewegt, wie im Hades der Griechen. Die Edda hat die Eigenart, dass sie keine Begebenheit in ihrer vollen Breite schildert, sondern bloss irgend einen besonders ergreifenden Umstand derselben, und auch diesen meistenteils nur durch Dialoge. Die zwischen die Reden hineinfallende Erzählung von den geschehenen Dingen ist ganz kurz, meistens bloss in einigen Zeilen enthalten, häufig in Prosa, oft auch ganz fortgelassen. Die äussere Gestalt und der Charakter werden fast gar nicht berührt. Durch diese konzentrierte, nach einem Punkte gerichtete Kraft, sowie auch durch die Tiefe des Grundgedankens ihrer Sagen, machen in der That die Gesänge der Edda einen gewaltigen Eindruck, aber diese ganze Art der Darstellung ist eher dramatisch als episch und erscheint sehr abgebrochen. Mehr wahrhaft episch sind die Dichtungen der Russen und Serben, besonders die letzteren, welche in ihrer lebendigen Schilderung es mit jedem Meisterwerke aufnehmen könnten; aber beide Völker haben nichts anderes als abgesonderte Miniaturbilder geschaffen, — es fehlt ihnen das vollendete, das Leben des ganzen Volkes, die Natur des ganzen Landes begreifende Gesamtbild. Eines solchen Mangels kann man wahrlich nicht das deutsche Nibelungenlied beschuldigen, dieses lässt ein ganzes, allseitiges Bild sich vor unseren Augen entfalten; hier ist nichts Abgebrochenes, nichts Dämmerndes in den Umrissen, im Gegenteil ist alles mit dem breitesten Pinsel gemalt. Dieser Pinsel jedoch ist grösstenteils weniger der Pinsel eines Kunst- als derjenige eines Gewerbemalers. Obgleich der Grundgedanke so tief dichterisch, obgleich der Charakter der handelnden Personen so edel hervortritt, entbehrt doch andererseits die ganze Erzählungs- und Darstellungsart der Poesie. Gewöhnlich ist sie, um die Worte des deutschen Forschers Vischer anzuführen, „Wort-, Reim- und Bilderarm bis zur äussersten Dürftigkeit", zugleich aber auch „breit und langweilig bis zur Masslosigkeit."[2]) Wie ganz anders tritt neben dieser Verschwommenheit, der Abgebrochenheit,

[1]) Wie man sieht, ist seine Auffassung über die den Namen eines vollendeten Volksepos verdienenden Dichtungen eine andere als Steinthals.

[2]) Ästhetik III, d. Dichtkunst § 876.

dem Fragmentarischen oder der langweiligen Weitläufigkeit die klare, reine, vollendete, allseitige, auch in ihrer Breite in den Grenzen der Schönheit fast immer sich haltende Darstellung des griechischen Epos. Alles ist so lebenswarm — wir sehen sie mit unseren Augen, wir hören sie mit unseren Ohren, die ganze schöne Welt der Griechen, wie sie dereinst gewesen, verklärt durch den Wunderschein der Poesie.

In dieser ihrer bezaubernden Darstellungskraft stehen die unter Homers Namen bekannten Gesänge in der Geschichte der Poesie einzig und unerreichbar da. Es wäre also blinder Nationalstolz, wollten wir unsere Kalewala in jeder Hinsicht an die Seite jener ewigen Ideale der Dichtung erheben. Aber unserem Volke muss man dennoch ohne Zweifel die Ehre lassen, den Lieblingen der Muse, den Griechen sehr nahe gekommen zu sein und auch die edelsten Schöpfungen anderer Völker weit hinter sich gelassen zu haben. Die an einigen Stellen hervortretenden Schwächen sowie auch die allgemeinen Vorzüge machen sich in den folgenden Detailuntersuchungen der Nebenumstände bemerkbar.

Fortsetzung folgt.

Die Influenza.

Von

O. KNOOP — ROGASEN.

Am Anfange vorigen Jahres, als die tückische Influenza ihren Umzug durch Europa hielt, brachten die Zeitungen eine Wundergeschichte, die unter der abergläubischen Schifferbevölkerung von Korfu in Umlauf war. Bietet dieselbe auch nur einen alten und bekannten Stoff in neuer Form, so verdient sie doch von der Zeitschrift für Volkskunde festgehalten zu werden, weil sie uns aufs neue zeigt, dass die Fähigkeit des Volksgeistes, immer neue Sagen zu bilden, nicht erstirbt.

Jüngst wollte, so wurde berichtet, ein kleines Segelschiff von der Korfu benachbarten Insel Santa Maura gerade absegeln, als ein in Lumpen gekleidetes altes Weib mit grauem Haar und unzähligen Runzeln im Gesicht hüstelnd gelaufen kam und den Kapitän bat, sie doch noch mitzunehmen. Aus Mitleid willfahrte ihr der Kapitän, obwohl sie fast wie ein Gespenst aussah. Als das Schiff nun über die See fuhr, erblickte der Kapitän plötzlich auf dem Verdeck einen Mönch, der mit hocherhobenem Kreuz auf das alte Weib zuschritt, das angstvoll vor ihm zurückwich, immer weiter und weiter, bis es endlich in das Meer stürzte und ertrank. Gleich darauf war auch der Mönch verschwunden. In Korfu angekommen ging der Kapitän, um zu beten, alsbald in die Kirche des heiligen Spiridion, und siehe da, die Leiche des Heiligen trug genau dieselben Gesichtszüge wie der Mönch, welcher das alte Weib vom Schiffe vertrieben hatte. Die Erzählung von dem Vorgange erregte das allgemeinste Aufsehen unter den Schiffern; sie waren überzeugt, jenes alte Weib sei niemand anders gewesen als die Influenza, und der heilige Spiridion habe, wie er vor Jahren die Cholera von Korfu vertrieben, so auch jetzt die Insel von der Plage der Influenza befreien wollen. Aus Dankbarkeit wurden daher auf Korfu alle Vorbereitungen für eine grosse Prozession zu Ehren des heiligen Spiridion getroffen.

Digitized by Google

Wendische Sagen der Niederlausitz.

Gesammelt und mitgeteilt

von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Der Kobold. Kobod.

V.

Die Tochter eines Bauern aus Neu-Zauche war einst mit mehreren Mädchen in der Osternacht an den Koblosee gegangen, um Osterwasser zu schöpfen. Da erblickte sie im Mondenscheine ein Kästchen im Schilfe und es schien ihr, als ob in dem Kästchen etwas glänze und schimmere. Sie nahm das Kästchen in die Hand und fand, dass ein Ring darin lag; den steckte sie an den Finger. Darauf wollte sie mit ihren Gespielinnen in das Dorf zurückkehren. Plötzlich aber legte sich eine Hand auf ihre Schulter und eine Stimme sprach: „Du bist meine Braut, folge mir.“ Da erkannte sie, dass sie sich in die Gewalt des Kobolds gegeben habe. Weil sie nun nicht anders konnte, so folgte sie dem Kobold, welcher plötzlich vor ihr stand, in den See. Bald war sie in dem Palast desselben angelangt und lebte nun mit ihm als seine Frau, zufrieden und glücklich. Einstmals hörte sie aber die Glocken von Neuzauche läuten. Der Ton erfasste sie so, dass sie ihren Gatten bat, er möchte ihr erlauben, auf die Oberwelt in die Kirche zu gehen. Der Kobold war dazu bereit, gebot ihr aber, sie solle sich nicht umsehen, mit niemand sprechen, die Kirche auch vor dem Segen verlassen. Halte sie diese Gebote nicht, so werde es ihr übel ergehen. Darauf ging die Frau des Kobolds in die Kirche. Vieles kam ihr zwar darin anders als früher vor, allein sie achtete nicht weiter darauf, da sie die Predigt andächtig anhörte. Ja, sie hatte sich so in die Andacht versenkt, dass der Segen gesprochen wurde, ehe sie es vermutete. Da aber erinnerte sie sich wieder an das Gebot ihres Gatten und eilte aus der Kirche. Als sie bei einem Teiche im Dorfe vorbeikam, erblickt sie plötzlich den Kobold in einer so hässlichen Gestalt, dass sie vor Schreck zusammensank. Die Leute aus dem Dorfe umringten sie, allein niemand kannte sie. Da wankte ein altes Mütterchen herbei, das betrachtete sie genau und dann rief es aus: „Herr Gott, das ist ja meine Tochter.“ Und richtig so war es. Als die Ohnmächtige wieder zu sich gekommen war, wurde sie nach Hause begleitet und nun erzählte sie, wie es ihr gegangen sei. Dabei stellte es sich heraus, dass sie funfzig Jahre in dem Palast des Kobolds gelebt habe. Weil sie aber das Gebot desselben übertreten hatte, so wusste sie, dass sie nicht mehr zu ihm in den See zurückkehren durfte. Sie wandte sich nun an den Pfarrer, um den zu

fragen, was sie thun solle. Dieser riet ihr, den Ring, welchen sie einst am See an den Finger gesteckt, wieder in das Kästchen zu legen und letzteres an Ort und Stelle zu tragen, wo sie es einst gefunden. Das that sie denn auch in der Nacht um 12 Uhr. In der folgenden Nacht aber erschien ihr der Kobold und übergab ihr die Hälfte des Kindes, welches sie ihm geboren hatte. Fortan sah sie den Kobold in jedem Gewässer in seiner hässlichsten Gestalt.

Neu-Zauche.

Die Hexen. Chodota, ta.

I.

In Stradow lag einmal eine Hexe im Sterben, die andern Hexen aus dem Dorfe waren versammelt und die sterbende Hexe sprach: „Über alle Gehöfte im Dorfe habe ich Macht gehabt, aber über die zwei letzten am Ende des Dorfes nicht, denn wenn ich eintreten wollte, wehrte mir ein Engel mit dem Schwerte; seht dass ihr dort Eingang bekommt, ich habe es nicht vermocht."

Stradow.

II.

Eine reiche Frau, welche mit ihrem Knechte allein die Wirtschaft fuhrte, bat diesen eines Tages, er möchte ihr eine Kröte mit vom Felde heimbringen. Das that der Knecht. Es war aber gerade der Tag vor dem ersten Mai. Am Abend kochte die Frau ihre Kröte, ass davon ein Stück, mit dem Fett aber schmierte sie sich ein. Als sie das gethan hatte, sprach sie: „Ich fahre jetzt in Teufels Namen und stosse nirgends an." Kaum hatte sie das gesprochen, so fuhr sie zum Schornstein hinaus.

Der Knecht hatte alles genau bemerkt, ass auch von der Kröte, schmierte sich mit dem Krötenfett ein und sprach dann: „Ich fahre in Teufels Namen und stosse überall an."

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte fuhr er zum Schornstein hinaus, stiess aber überall an, so dass er übel zugerichtet auf den Blocksberg kam. Dort waren die Hexen versammelt. Kaum hatten sie ihn erblickt, so kamen sie ihm entgegen, er aber blieb bei ihnen. Als es Zeit zum Aufbruch war, brachten ihm die Hexen ein Pferd, auf das er sich setzen sollte, befahlen ihm aber, er solle bei seinem Ritt nicht an Gott denken.

Der Knecht ritt nun wohlgemut davon. Als er an einen Graben kam, sprach er halblaut vor sich hin: „Gott, wie werde ich über diesen Graben kommen?" Kaum waren ihm diese Worte entschlüpft, so stand er am andern Ufer des Grabens, das Pferd aber war verschwunden. Da merkte der Knecht wohl, dass er auf dem Teufel geritten habe. Nun blieb ihm nichts übrig, als sich zu Fuss auf den Weg nach seinem Dorfe zu machen. Endlich, nach Jahr und Tag, kam er zu Hause an.

Ströbitz.

Albanesische Märchen und Schwänke.

Mitgeteilt und übersetzt

von

J. U. JARNIK — PRAG.

Der Arzt und der Tod.

Einer erbat sich den Tod, täglich sagte er zum Tode: „Komm, nimm mich!“ Eines Tages erschien ihm der Tod und sagt zu ihm: „Was verlangst du von mir?“ Der Mann sagt ihm: „Ich bin uberdrüssig dieser Welt, bin ohne Geld und weiss nicht, was mit dem Leben zu machen.“ Der Tod sagt zu ihm: „Willst du etwa reich werden?“ Er sagt ihm: „Ja.“ Der Tod sagte zu ihm: „Ich mache dich zum Arzt“, und sagte weiter: „Du wirst Eibisch nehmen und wirst ihn kochen, wirst eine Flasche nehmen und den Eibischabguss wirst du in die Flasche geben und ich werde dir das Glück eröffnen.“ Und der Tod sagt zu ihm: „Bei so vielen Kranken als du gehst, wenn du mich dort sehen solltest beim Kranken, lege nicht Hand an, um ihn zu heilen, denn es gibt keine Hilfe, und wenn ich nicht beim Kranken sein sollte, wie krank er auch sein mag, lege Hand an ihn zu heilen und verbürge dich ihn zu heilen, denn es ist nicht zum Sterben.“

Es verbreitete sich der Ruf, dass ein neuer Arzt zum Vorschein kam; man begann ihn zu rufen und er nahm die Flasche mit dem Abguss von Eibisch, ging zu einem Kranken, welcher drei Jahre an der Krankheit erkrankt war. Er geht und schaut, schaut zuerst ob der Tod dort ist und den Tod fand er nicht und verbürgte sich ihn zu heilen. Einige andere Ärzte waren dort, die sagen zu dem neuen Arzt: „Wir sind jetzt drei Jahre hier bei dem Kranken und haben kein Mittel finden können, ihn zu heilen, und du mische dich nicht in die Sache, denn du kannst es nicht zu Stande bringen.“ Er antwortet ihnen: „Ihr seid jetzt drei Jahre hier und habet ihn nicht heilen können; ich werde ihn in drei Tagen heilen.“ Die Ärzte lachten ihn aus, er liess dem Kranken die Flasche mit dem Abguss von Eibisch zu trinken, drei Schalen am Tag, eine am Morgen und eine zu Mittag und eine am Abend, drei Tage hindurch sie zu trinken. Der Kranke begann die Medizin zu trinken, welche ihm der Arzt liess und nach drei Tagen genas er. Die anderen Ärzte erstaunten, er erhielt viel Geld von dem Kranken.

Eines Tages rief man ihn an einen andern Ort um einen Kranken zu sehen, es war nicht wegen schwerer Krankheit. Er ging hin um ihn zu sehen, es waren auch andere Ärzte dort. Er schaute ihn an und sah den Tod daselbst drinnen und sagt zu den Eltern des Kranken, dass der Bursche

Digitized by Google

nicht aufkommt. Die Ärzte sagen zu ihm: „Es ist keine Todesgefahr.“ Er sagte zu ihnen: „Morgen oder übermorgen wird er sterben“ und brach auf und ging seinem Geschäfte nach. Die andern Ärzte lachten ihn aus: „Er ist närrisch!“, begannen dem Kranken Mittel zu geben, aber es machte keine Wirkung, am dritten Tage darauf starb er.

Die gesamte Stadt begann den neuen Arzt zu rufen und er begann sehr reich zu werden, er verdiente viel Geld.

Eines Tages stürzte ein Arbeiter von der Spitze eines Hauses und fiel ohnmächtig auf den Boden; man nahm den Arbeiter, trug ihn ins Haus, alle Ärzte gingen um ihn zu sehen und kein einziger Arzt verbürgte sich ihn zu heilen. Der neue Arzt ging hin, schaute zuerst, ob etwa der Tod dort ist, der Tod war nicht dort, er verbürgte sich ihn zu heilen und sagte zu ihnen: „Es ist keine Totesgefahr, binnen einer Woche wird er genesen.“ Er gab ihm den Abguss von Eibisch zu trinken und nach einer Woche genas er. Alle die andern Ärzte erstaunten.

Eines Tages, als er des Weges spazieren geht, trifft der neue Arzt den Tod. Der Tod sagt zu ihm: „Wohin gehst du denn?“ Er antwortet ihm: „Ich gehe spazieren.“ Der Tod sagt zu ihm: „Komm mit mir, denn wir gehen zusammen spazieren“, und er ging mit dem Tode spazieren. Der Tod fuhrt ihn in ein Zimmer und dieses Zimmer war vollgesteckt mit Lampen. Er erstaunte, als er alle die Lampen sah. Unter den Lampen zundeten sich einige an, einige erloschen, er fragt den Tod: „Was sind diese Lampen?“ Der Tod sagt zu ihm: „Jedweder Mensch hat seine eigene Lampe.“ Er fragt ihn: „Die Lampe, welche sich soeben anzündete, was ist damit?“ Der Tod sagt ihm: „Es wurde soeben ein Mensch geboren und die Lampe entzündete sich.“ — „Aber jene, welche erlosch, was ist das?“ Der Tod sagt zu ihm: „Diejenige, welche erlosch, der starb.“ Es war eine Lampe, welche daran war zu erlöschen, so dass wenig Licht in derselben blieb; er fragt ihn: „Aber die Lampe, welche im Erlöschen ist?“ Der Tod sagt zu ihm: „Das ist deine Lampe.“ Er bittet den Tod: „Erbarmen, giesse ein wenig Öl hinein, damit sie nicht so schnell verlösche!“ Der Tod sagt zu ihm: „Es nutzt nichts, Öl zugiessen, aber geh und beichte, du hast nicht mehr Zeit als drei Stunden.“ Er sagt zu ihm: „Erbarmen, ich gebe dir all das Geld, welches ich verdient habe, giesse nur ein wenig Öl in die Lampe.“ Der Tod sagt zu ihm: „Es hilft nicht mehr, sondern geh und vollende deine Pflicht!“ — Er ging auch, kam seiner Pflicht nach und nach drei Stunden starb er.

Volksüberlieferungen aus Österreich.

Von

FRANZ BRANKY — WIEN.

25. Was das Volk vom Monde erzählt.

Im Monde ist es sehr kalt und zur Strafe sitzt ein Mann darinnen, um Busse zu thun für das gottlose Leben, welches er auf Erden geführt hat.

Wer ein Herzleid hat oder ein körperliches Gebrechen, der gehe, wenn Vollmond ist, ins Freie, wende dabei das Gesicht zum Mond und sage dreimal:

Mond, ich gebe dir mein krankes Herz,
Gib mir dafür ein gesundes Herz.

Der Mond zieht die Menschen zu sich hinauf; über die einen hat er mehr, über andere weniger Gewalt.

Wenn man schläft, soll uns das Mondlicht nicht ins Angesicht scheinen, sonst wird man mondsüchtig und man fängt an, nachts herumzuwandeln. Der Mondsüchtige verlässt das Bett, geht im Zimmer schlafend umher, steigt auf das Dach des Hauses und wandelt da gefährliche Pfade. Einen solchen Nachtwandler darf man nicht anrufen, nicht bei seinem Namen nennen, denn das brächte Unheil; er fiele vom Dache herab.

Was in weiter Ferne ist, steht noch im Monde.

Das Mädchen, das in der Wahl des Bräutigams allzu wählerisch ist, für die muss einer im Monde wachsen.

Alles hiernieden vergeblich Ersehnte findet man einstens im Monde.

Die Haare soll man in der zweiten Hälfte des aufnehmenden Mondes beschneiden.

Ein Baum, welcher in der zweiten Hälfte des aufnehmenden Mondes blüht, trägt gute Früchte.

Ein Kind, welches in der zweiten Hälfte des aufnehmenden Mondes geboren wird, wird schön und gedeiht gut.

Der Vollmond soll in keine Speisen scheinen, denn sonst werden sie ungesund.

Wer die Blumen im Vollmond umsetzt, der erzielt, dass die Blüten voll und reich werden.

Wie der Bauer in Niederösterreich auf- und abnehmenden Mond bestimmt, ist auch einigermassen von Interesse: Liegt die Sichel des Mondes so, dass man mit der linken Hand in die Krümmung greifen kann, so nennt man diese Lichtgestalt (☽) das erste Viertel; liegt sie aber so, dass man mit der rechten Hand hineingreifen kann (☾), so nennt man diese Erscheinung letztes Viertel.

Digitized

26. Woran man erkennt, dass der Untergang der Welt nahe sei.

a. Das Herannahen der schlimmen Zeit, d. i. des Weltunterganges, erkennt man an der Tracht der Menschen und ihren Werken. Sobald die Leute anfangen rote Hüte zu tragen und in der Luft mit Eisen zu bauen, wird die Treue unter den Menschen verschwinden. Wenn sich die Männer wie der Krauthahn — so heisst der gefleckte Salamander, der auch noch Moltwurm genannt wird — also in grelle Farben kleiden und die Frauen wie Schmetterlinge daherkommen, dann naht die Zeit der Unruhe, des Streites und der Verwirrung unter den Menschen.

b. Die Zeiten werden immer schlimmer, bis die Welt zu Grunde geht. Wann aber das stattfindet, weiss niemand, nur an gewissen Zeichen ist es erkennbar, ob dieser Tag bald erscheinen werde.

Der Untergang der Welt ist dann nahe, wenn die Leute Strassen aus Eisen machen, wenn sie Weg und Steg mit Eisen belegen und damit doch nicht zu Stande kommen. Ein fürchterlicher Krieg wird dann ausbrechen, wobei Österreich in grosse Not und Gefahr geraten wird. Das geschieht aber erst, wenn der Wunderbaum auf der Welser Heide dreimal grün und dreimal dürr geworden ist. Ist dann für die Österreicher die Gefahr am grössten, dann öffnet sich der Wunderberg bei Salzburg und Karl der Grosse kommt mit seiner ganzen Macht daraus hervor und hilft ihnen zum Siege.

27. Wie man Schnupfen und Warzen beschwört.

Wer vom Schnupfen (d. i. der Straukn) befallen ist, wer viele Warzen am Körper besitzt, der sagt, sobald an ihm eine Leiche vorübergetragen wird:

Hintermân,
Vodamân,
Häng Da mein Straukn ân!

Oder

Häng Da mein Wazn ân!

28. Schmerzbeschwörungen.

a.

Der Dida
Und der Dâda
Und der schwarzi Kâda
Und der schwarzi Hund
Machen's Wehweh wieder gsund.

b.

Bida, Bâder,
Gschtutzda Kâder,
Gschtutzda Hund,[1])
Mach's Wehe wieder gsund!

[1]) Oft werden geradezu die Exkremente des Tieres zum Heilwerden der Wunde verlangt.

Digitized by Google

Die alten nordischen Frühlingsfeste.

Nach dem Dänischen des **Troels Lund.**[1])

Von

POESTION — WIEN.

I. Ostern.

Nach den lärmenden und ausgelassenen Lustbarkeiten des Faschings oder „Fastelabends" zog sich die lange Fastenzeit still und einförmig hin. Denn obgleich die Reformatoren das Fasten aufgehoben oder doch jedenfalls die Verdienstlichkeit desselben geleugnet hatten, gab es doch noch immer viel Leute, die an der gewohnten Sitte festhielten. Sogar in den nächsten Generationen nach der Reformation, welche also die katholische Zeit nicht gekannt hatten, beobachtete man noch häufig die Regeln der Fastenzeit, ja bis zum Jahre 1600 herab konnte man selbst Geistliche finden, die sich gänzlich von Fleischspeisen enthielten, so lange die Fastenzeit währte. Hielten es auch andere nicht ganz so streng, so fiel es doch Keinem ein, zwischen Fasching und Ostern irgend ein Fest, eine Hochzeit und dergl. abzuhalten.

Ihren Höhepunkt erreichte diese stille Zeit in der letzten Woche, der „stillen Woche." Am Palmsonntage, den dieselbe einleitete, gab es in der katholischen Zeit einzelne kirchliche Festgebräuche bei der Weihe von Palmenzweigen, oder in Ermangelung solcher, von blühenden Weidenzweigen; diese Gebräuche, die z. B. in England in solchem Grade ins Volk eingedrungen waren, dass sie sich bis heute erhalten haben, verschwanden im skandinavischen Norden auffallend schnell, nachdem einmal die katholische Geistlichkeit fort war. Um so fühlbarer wurde der Ernst und die Stille in den folgenden Tagen, und es ist ein recht bezeichnender Ausdruck für das Gewicht, welches man ihnen beilegte, dass man später jedem dieser Tage einen besonderen Namen gegeben hat, wozu man die alten Fastelabend-Namen verwendete, die, nachdem ihr lustiger Beiklang vergessen war, recht festlich zu lauten schienen. In Schonen heissen die Tage der stillen Woche noch jetzt: Palmsonntag, Blau-Montag, Weisser Dienstag. Aschermittwoch, Reindonnerstag u. s. w.

Der erste eigentliche Festtag war der „Reindonnerstag." Auf eine seltsame Weise trifft man hier die grössten Gegensätze. Wie der Erlöser an diesem Tage die Jünger durch Waschung ihrer Füsse gereinigt und

[1]) Troels Lund: Danmarks og Norges Historie i Slutningen af den 16de Aarhundrede. I. Indre Historie. Syvende Bog. Dagligt Liv: Aarlige Fester. Kjøbenhavn, 1885.

Digitized by Google

ihnen und der Welt das Brot des Lebens geschenkt hat, selbst aber noch am Abend der Mörderhand überliefert wurde, so kämpften auch, dem Volksglauben zufolge, an diesem Tage das Licht und die Finsternis einen harten Kampf.

Zu den lichten Seiten des Tages gehörte vor allem die Kraft, welche an demselben der einzigen grünen Pflanze, welche den ganzen Winter hindurch ausgehalten hatte, dem Kohl nämlich, verliehen wurde. Auf die rechte Weise genossen, in neun Arten zusammengekocht, beschützte er gegen Krankheit und andere Übel das ganze kommende Jahr hindurch. In Deutschland wurde diese beschirmende Macht bekanntlich auf alle grünen Kräuter im Allgemeinen ausgedehnt; doch mussten es ebenfalls neun Arten sein, die am besten des Morgens gepflückt und zusammengekocht werden sollten. Möglicher Weise steht die deutsche Benennung dieses Tages („Gründonnerstag") in Verbindung mit diesem Aberglauben. Des Weiteren besass an diesem Tage auch die Luft eine reinigende Kraft. Hing man Alltagskleider ins Freie hinaus, so wurden sie von Schaden befreit. Dasselbe Mittel vertrieb die Flöhe aus dem Bettzeug. Nach dem Volksglauben in Telemarken bedurfte es jedoch einer grösseren Arbeit, um das zuletzt genannte Mittel wirksam zu machen. Man musste für Lokis zerbrochenen Schlitten drei Schnüre flechten. Jeden Gründonnerstag kam nämlich Loki mit einer Fuhre Flöhe angefahren. Da die Last zu schwer war, ging der Schlitten entzwei; kam man ihm nicht mit den Schnüren zu Hilfe, so behielt man die ungebetenen Gäste in hellen Haufen das ganze Jahr hindurch.

Zu den unheimlichen Seiten des Gründonnerstags gehörte in erster Reihe die Macht der Hexen an diesem Tage. Am Gründonnerstag fand nämlich wie am Walpurgis- und St. Hanstage ein Fest der Hexen statt, und jeder, der sich nicht gegen dieselben sicherte, war in hohem Grade der Gefahr ausgesetzt, Schaden zu erleiden. Bereits Christian's II. sogenannte „geistliche Gesetze" trugen deshalb der Obrigkeit auf, besonders am Grundonnerstag und in der Walpurgisnacht auf alle Acht zu haben, welche der Zauberei verdächtig waren. Dies war indessen leichter gesagt als gethan, denn die Hexen fuhren erst spät Abends, bei Nacht und Nebel und noch dazu unsichtbar, auf einem Besenstiel nach dem Versammlungsplatze. Am sichersten war es für einen einzelnen Menschen, sich so gut er konnte, zu schützen, indem er Stahl über den Thüren befestigte, Stahl ins Bett, unter die Gänsebank und zu dem Vieh, Äxte und Eisenkeile auf die besäten Felder legte und das entferntere Rad vom Pfluge abnahm, damit nicht eine Hexe, die das Fahren vorzog, sich desselben bediene.

Eine ganz eigene Versuchung war es, sich selbst Gewissheit darüber zu verschaffen, wie es sich in dieser Beziehung mit der nächsten Umgebung verhielt. Solches liess sich mittels eines am Gründonnerstage gelegten Hühnereies bewerkstelligen, das heisst, wenn dasselbe das erste war, welches die Henne überhaupt gelegt hatte. Nahm man dieses Ei in der Tasche mit sich in die Kirche, oder, was sicherer war, sah man durch dasselbe, während die Sonne schien, so konnte man genau erkennen, welche Weiber in der Gemeinde Hexen waren und Abends sich davon machen würden.

Digitized by Google

In England wurde am Gründonnerstag eine feierliche Handlung vorgenommen, die, soviel bekannt, im skandinavischen Norden nicht Sitte war. Eine Anzahl Armer versammelte sich im königlichen Schlosse und Königin Elisabeth wusch ihnen die Füsse. Die Reinigung dieser Leute war gründlich genug, da sie ja schon früher gewaschen wurden, und zwar zuerst von einer Waschfrau, hierauf von den Untergebenen des Almoseniers und zuletzt von diesem selbst. War sodann das Evangelium von der Fusswaschung verlesen worden, so wusch die Königin sie zum vierten Male unter dem Beistande je eines Edelfräuleins für jeden Armen. Dass die Demut der Königin mit den Jahren wachse, wurde bildlich dadurch angedeutet, dass jedes Jahr ein Armer mehr dazukam, so zwar, dass die Anzahl derselben dem Alter der Königin entsprach. So waren deren z. B. im Jahre 1572 neununddreissig. Nach beendigter Waschung küsste die Königin die Armen, beschenkte jeden von ihnen mit Geld, Kleidern, Speise und Trank, sowie mit einem Handtuche, und entliess sie wieder bei Sonnenuntergang. —

War die unheimliche Gründonnerstag-Nacht vorbei, so brach der düstere „lange Freitag" an. An diesem Tage durfte niemand fröhlich sein; das Fasten und die Selbstkasteiung erreichten daher den Höhepunkt. In Norwegen und Dänemark war es in einigen Gegenden, auf Island aber, wie es scheint, allgemeine Sitte, dass am Karfreitag der Hausvater seine Kinder, ja selbst seine Dienstleute züchtigte für alle Vergehen, welche sie sich während des letzten Jahres hatten zu Schulden kommen lassen. Noch heutzutage erinnern sich Leute auf Island dieser Sitte und erzählen als Beispiel, dass ein altes Weib, welches bei ihrer verheirateten Tochter lebte, nach alter Gewohnheit dieselbe am Karfreitag zu schlagen begonnen hatte, als der Mann dazu kam und die Schwiegermutter an der weiteren Ausführung ihres frommen Werkes verhinderte, worauf das Weib sich bekreuzte und zu Gott betete, er möge dem Manne verzeihen, dass er sein Weib zu solchem Ungehorsam erziehen wolle.

In Norwegen war es allgemeine Regel, dass niemand am Abend etwas essen durfte. Auch sollte man tagsüber alle seine Kräfte anspannen und sich selbst mit einer schier unbezwingbaren Arbeit abplagen. Diese letztere Sitte hat sich in vielen Gegenden Norwegens auf dem Lande, selbst noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Geistlichkeit hat diese Arbeit bisweilen als eine Geringachtung des heiligen Tages missdeutet, während sie ja in Wirklichkeit eine Selbstpeinigung als Nachfolge der Leiden Christi aufgefasst wurde. Dass die Verhältnisse in Dänemark ebenso streng waren, kann man daraus ersehen, dass z. B. der Hofprediger Anders Sörensen Vedel an jedem Karfreitag seine Kinder zu sich ins Studierzimmer kommen liess und hier die armen Kleinen weidlich durchprügelte, „damit sie doch etwas von dem Leiden Christi fühlen sollten."

Ein triftigerer Grund für eine Strafe war es, wenn man am Karfreitage die Fastenprobe nicht bestand. In vielen Gegenden pflegte man nämlich an diesem Tage die Jugend des Hauses zu wägen, wie es auch am Aschermittwoch geschehen war. Zeigte es sich dann, dass eines nicht um die nötige Anzahl von Pfunden abgenommen hatte, so war dies ein deutlicher Beweis dafür, dass das Fasten nicht in gehöriger Weise befolgt

Digitized by

worden war. Ein solches Vergehen verdient aber Strafe. In einer späteren Zeit wusste man sich, in Norwegen wenigstens, auf diese Probe vorzubereiten, indem bedachtsame junge Leute zum Wägen am Aschermittwoch mit Sand in den Strümpfen und kleinen Steinen in den Taschen erschienen, um in den sieben Wochen der Fastenzeit etwas zuzusetzen zu haben.

Das Fasten wurde am Karfreitag auch auf die Haustiere ausgedehnt, indem in vielen Gegenden das Vieh an diesem Tage nicht das gewöhnliche Futter erhielt, sondern nur was man im Walde oder auf dem Felde Essbares für dasselbe fand. Die Mahlzeit der Menschen, die wie erwähnt, erst gegen Abend abgehalten werden durfte, musste aus dem möglichst Dürftigen, in der Regel aus Mehlbrei oder höchstens aus „schmutzgen Eiern", worunter man hartgesottene Eier (mit Senf) verstand, bestehen. In Telemarken und wohl auch in anderen Gegenden war es Sitte, an diesem Tage auch des Durstes Christi zu gedenken, indem man, bevor man sich zu Bette begab, drei Salzkuchen verzehrte, was im Laufe der Nacht einen unerträglichen Durst hervorrief.

Nach isländischem Volksglauben ist am Karfreitag der „Tarnkappenstein" zu gewinnen, ein Stein nämlich, der die Eigenschaft besitzt, dass derjenige, welcher ihn so in seiner Hand trägt, dass niemand ihn sehen kann, dadurch selber unsichtbar wird, während er doch seinerseits Alles sieht, was um ihn her vorgeht. Wer sich aber den Stein verschaffen will, der muss am Karfreitag ein ganz frisches Ei aus einem Rabenneste nehmen, dasselbe so sieden, dass nirgends der Dampf herausschlägt und noch warm in das Nest zurücktragen; hier wird es zu einem schwarzen Stein und dieser ist dann der „Tarnkappenstein."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Die Tragödien des Aeschylos. Verdeutscht von B. Todt. Mit dem Brustbild des Dichters. Prag, Wien, Leipzig: F. Tempsky, G. Freytag. 1891.

Die deutsche Bearbeitung der Schöpfungen der grischischen Tragödien giebt dem Unterzeichneten willkommene Gelegenheit, auf die Bedeutung des grossen Aeschylos für Mythenkunde und Sagenforschung hinzuweisen: bieten doch wenig Dichter in gleicher Weise die Möglichkeit wie der tapfere Marathonkämpfer, zu erkennen, welcher Veredlung die Schöpfungen der Volkssage fähig sind: hat die griechiche Volkssage zwar nicht den indischen Drehstab, dessen Name den Veden fremd ist, — Sophokles und Aristophanes reden von dem Feuer welches erzeugt wird durch Stein und Stein oder durch das Brennglas, — in den Prometheus verwandelt, welcher in seinen Beziehungen zum Feuer als Zunderdämon, als Bewahrer des glimmenden Funkens gekennzeiehnet ist — den Göttern und Menschen ist der Gebrauch des Feuers bekannt vor den Beziehungen, in welche Prometheus zu dem Feuer gesetzt wird — so wandelt Aeschylos nun den Bewahrer des Funkens und Nutzbarmacher des Feuers in den Culturheros Prometheus, Apollo und Athene lehren die Rechtssatzungen einer edleren Menschlichkeit, der Agamemnon der homerischen Dichtung schreitet hier über den Purpurteppich, um einen jähen Tod zu finden, nicht frei von Schuld, im heimischen Gemach.

Die Möglichkeit, sich des Genusses dieser hohen Schöpfungen zu erfreuen, ist nun aber auch dem nicht des Griechischen Kundigen in trefflicher Weise durch das vorliegende Werk vermittelt, da dasselbe nicht als eine Übersetzung zu bezeichnen ist, sondern als eine Nachschöpfung — nach der wiederholt dargelegten Ansicht des Unterzeichneten die einzig berechtigte Vermittlung eines Kunstwerkes aus einer fremden Sprache in die heimische.

Haben wir nun auf die Art der Nachschöpfung näher einzugehen, so ist vor allem als durchaus berechtigt hervorzuheben, dass der Nachdichter seinem Werke das Gewand unseres Tragödienverses verliehen, indem es statt des akatalektischen jambischen Senars den fünffüssigen Jambus eingesetzt, wie wir uns fälschlich zu sagen gewöhnt haben, da in Wirklichkeit unsere grossen Dichter den in syllabam und in disyllabum katalektischen jambischen Senar zu verwenden pflegen. Es ist nun aber die Verwendung dieses Versmasses nicht allein deshalb berechtigt, weil unsere grossen Dichter uns dasselbe geläufig gemacht haben, sondern auch aus dem Grunde, weil unsere Sprache mit ihrem energischen Charakter die Stammsilbe betont, um den Endsilben nicht ein Gewicht zu geben, welches denselben nicht gebührt — während die übrigen arischen Sprachen nach

dem Wechsel der Endungen die Betonung nicht nur verschieben, sondern auch wegen der Betonung von Endungssilben breiteren Raum zum Austönen des Verses verlangen.

Aber auch die Chöre haben in dem vorliegenden Werke angemessene Masse gefunden, so dass wir bei dem Lesen derselben nie von der unangenehmen Empfindung berührt werden, welche uns so oft befällt, wenn wir die Kunst griechischer Versbildungen in unserer anders gearteten Sprache getreu nachgeahmt finden.

Es erübrigt zu bemerken, dass die Einleitungen zu den Tragödien trotz der Beschränkung auf das unumgänglich Notwendige, was zur jeweiligen Einführung zu sagen ist, in feiner ästhetischer Würdigung des betreffenden Stückes in ungemein anregender Weise geschrieben sind, — alles in allem zu reichem Gewinn für unsere Würdigung jener grossen Tragödien, welche auf die Entwicklung unserer Bildung den höchsten Einfluss geübt.

Dürfen wir auf gleiche Nachschöpfung der Tragödien des Sophokles rechnen? Wir sehnen uns darnach.

Edm. Veckenstedt.

Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne.) Mit 76 Abbildungen im Text und einer Karte. Glogau 1891. Verlag von Carl Flemming.

Schien nach der Veröffentlichung der späteren Werke von W. Mannhardt auf dem Gebiet der Sagen- und Mythenforschung das Ausland Deutschland die Vorherrschaft entreissen zu wollen, so sind wir bereits jetzt in der glücklichen Lage, diesen Schein als einen täuschenden bezeichnen zu können — in Wahrheit sind die Indogermanischen Mythen von E. H. Meyer, die Griechischen Culte und Mythen von Gruppe, das Rätsel der Sphinx von Laistner vollgültige Beweise dafür, dass bei uns in den letzten Jahren Werke geschaffen sind, welche entweder wie die Indogermanischen Mythen von Meyer den Abschluss einer grossen Gedankenreihe bezeichnen, oder wie Gruppes Griechische Culte und Mythen kritische Sichtung der Theorien anbahnen — oder wie Laistners Rätsel der Sphinx zu neuen Anschauungen führen.

Diesen hochbedeutenden Werken gesellt sich jetzt dasjenige von Krause, Tuisko-Land, welchem sicher gleiches Geschick wie den drei erwähnten beschieden ist, manche Anfeindung zu finden aber auch reiche Anerkennung, gern geübt: jedenfalls darf dieses Buch Niemand ungelesen lassen, welcher seine Teilnahme der Sagen- und Mythenforschung zugewandt hat.

Üben wir dem Buche gegenüber nun zunächst das Amt des Kritikers, welches vielfach nur dann als richtig geübt gilt, wenn die Feder den Tadel niederschreibt, so ist zu sagen, dass die sprachlichen Beweise, insofern dieselben aus der Etymologie geholt werden, wiederholt nicht glückliche zu nennen sind: freilich muss aber doch auch gesagt werden, dass

Digitized by Google

dem Verfasser nie dergleichen Ungeheuerlichkeiten zugestossen sind bei aller Kühnheit seiner Beweisführungen, wie jene unserer deutschen Gelehrten, deren Götter- und Göttersprache wir kennen gelernt haben — sowie, dass nicht immer auch zugleich eine auf Etymologie sich stützende missglückte Beweisführung der Identität von zwei Sagen- oder Mythengestalten verschiedener Völker deshalb die Richtigkeit des versuchten Erweises einer Wesensgleichheit ausschliesst: nur stellt sich freilich dann wieder leicht die Frage nach der Möglichkeit gesonderter analoger Bildungen aus gleichen Anschauungen statt derjenigen der Descendenz.

Die eigentliche erstaunlich wichtige Bedeutung des Werkes liegt nun aber darin, dass wir durch dasselbe gezwungen werden uns klar zu machen, ob wir die Arier als dolichocephale blonde Rasse anerkennen wollen — die Beimischung fremden Blutes würde immerhin die Bejahung dieser Anerkennung nicht ausschliessen, und ist dies der Fall, — wo hat diese dolichocephale blonde Rasse ihren Ursprung genommen. Ist aber Asien als Geburtsstätte dieser Rasse nicht zu halten, so tritt an uns die weitere Anforderung heran zuzugestehen, dass dann der Quell der Mythen und der Sagen nicht auf dem Nordwestabhange des Himalaya kann entsprungen sein, wenn wir auf dem Standpunkt nicht der Analogie- sondern der Descendenzbildung stehen.

Nun scheint in der That von Krause der Kampf nach der Seite hin siegreich geführt, dass die blonde dolichocephale Rasse nicht dem Teile der Erde entstammen wird, wo dieselbe entweder Existenzbedingungen nicht findet oder entartet — also dem Hochlande von Pamir, dem Südabhang des Kaukasus, den Sümpfen der sarmatischen Tiefebene, sondern wo dieselbe ihre Dauerbarkeit in voller Sesshaftigkeit noch heute bewährt: das aber ist der Norden von Mitteleuropa. Ist dies nun aber der Fall, so sind hier Folgerungen von ungeheurer Tragweite für die Sagen- und Mythenforschung zu ziehen, da alsdann die Sage des Nordens das Ursprünglichere bieten kann vor den früheren Aufzeichnungen Griechenlands, Persiens, des Induslandes.

Skizziren wir jetzt in aller Kürze den Inhalt des Werkes, so ist dasselbe in acht Bücher und 74 Kapitel geteilt. Aus Buch 1 heben wir den Abschnitt hervor, welcher die Überschrift trägt: Ein Blick auf die Urgeschichte der Arier: Wo lag die Heimat der Arier, Vorgeschichtliche Völkerverschiebungen im Norden, Zeugnisse der Prähistorie für die nordische Herkunft der Arier, die megalithischen Denkmale. Die megalithischen Denkmale reden eine höchst merkwürdige Sprache, denn es erweist die beigegebene Karte mit den Bezeichnungen der Verbreitungsbezirke derselben, dass, wenn sie nicht verschiedenen Völkern zu überantworten sind, in der That weder den Basken, wie Weinhold früher behauptete, noch den Finnen wie Weinhold kurz darauf behauptete — auch Alfred Maury huldigt der Ansicht — zu überweisen sind, sondern der blonden dolichocephalen Rasse.

In dem zweiten Buche des Werkes lesen wir von der Herrschaft der Giganten und Jahreszeitengötter, im dritten von den Licht- und Sonnengöttern, das vierte Buch handelt von den Kampf- und Gewittergöttern.

Der Feuerkultus der alten Arier füllt das fünfte Buch. So fesselnd und hochbedeutsam die einzelnen Kapitel dieses Buches sind, so wird hier

Digitize

weitere Ausführung dem geboten erscheinen, welcher eingehende Feuerstudien gemacht hat: immerhin sei erwähnt, dass auch in diesem Falle Krause's Darlegungen umfassendere sind, als das gelehrteste Buch des heutigen England, The Golden Bough, mit dem wir uns im nächsten Hefte befassen werden, sie bietet. Auf den Missgriff, die Rillen, ovalen und runden Marken an den Wänden der Kirchen von den ovalen und runden Marken in den Teufelssteinen zu scheiden und sie mit dem Feuerkultus in Verbindung zu setzen, sei bei der Unmöglichkeit des von Krause in das Auge genommenen Vorganges hingewiesen: im Übrigen sei hier beiläufig bemerkt, dass der Unterzeichnete diese Marken an den Kirchen, welche er zuerst nach umfassenden Beobachtungen an Sand- und Backsteinkirchen wissenschaftlicher Nachforschung anheimgegeben, jetzt in einer ausführlichen Arbeit mit Abbildungen behandelt hat, deren Anzeige er demnächst bringen wird: die Priorität, die Drachenbäume in Deutschland für die Wissenschaft erschlossen, die Rillen ovalen und runden Marken an den Stadt- und Dorfkirchen der Wissenschaft zugänglich gemacht, den Pfahlrostunterbau von sogenannten Schwedenschanzen zuerst erkannt, auf die heiligen Wege, welche dazu führen zuerst in eingehender Weise hingewiesen zu haben, sollte man ihm getrost überlassen, so unbequem dies ja auch hin und wieder sein mag.

Aus Buch 5 sei sodann noch besonders die Erwerbung des Göttertrankes hervorgehoben, wozu kaum bemerkt werden braucht, dass Krause sich nicht mit Kuhn, sondern mit früheren Darlegungen des Unterzeichneten in allen wesentlichen Beziehungen in Übereinstimmung befindet.

Buch sechs, sieben und acht reden sodann von Göttinnen und Göttersöhnen, von der Quelle der Ilias, von den Grundlagen der Odyssee.

Den Reichtum des Buches erschöpft keine Anzeige, und so mag denn diese Darlegung heute genügen, welche kaum etwas anderes beabsichtigen kann, als jedem Freunde der Sagen- und Mythenforschung den Wunsch zu erregen, das Werk zu studieren.

Zum Schluss sei bemerkt, dass der Verfasser Sprache und Darstellung mit Meisterschaft beherrscht.

Edm. Veckenstedt.

Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale. Gesammelt von Ch. Ludw. Wucke. Zweite, sehr vermehrte Auflage mit biographischer Skizze, Anmerkungen und Ortsregister herausgegeben von Dr. Hermann Ullrich. 1891. Verlag von H. Kahle in Eisenach. Hofbuchhruckerei.

Es ist eine Freude, auf dieses Buch hinweisen zu können. Hat Bechstein gar manche Sage geboten, welche auch dieses Buch hat, wie Witschel, dessen Werk gern angeführt wird, so ist doch hier zu bemerken, dass Bechstein an dichterischer Verklärung des Volksgutes noch über die Brüder Grimm in ihren Märchen hinausgeht, dass Witschel nur derjenigen ungestraft benutzt, der gewohnt ist, Mitteilungen, auf welche die Studierstube ihren Einfluss ausgeübt, zu scheiden

Digitized by Google

von den Erzählungen des Volkes, welche dieses Einflusses entbehren. Anders unser Werk. Dabei ist nun aber keineswegs daran zu denken, dass Wucke's Volksüberlieferungen nur den Stempel des derben Realismus tragen, welchen mancher Erzähler aus dem Volke seiner Mitteilung aufzuprägen pflegt: sie sind eben einfach und schlicht erzählt, so wie der Sagensammler seines Amtes walten soll, das Volksgut uns zu erschliessen und der Wissenschaft zugänglich zu machen, in einer Sprache, welche frei ist von den oft zufälligen Einfällen des Erzählers, und Angemessenes angemessen berichtet. Ist diese Thatsache als eine erfreuliche zu bezeichnen, so setzt die zweite in das grösste Erstaunen, dass Wucke's Sammlung in den Anführungen der Gelehrten nicht diejenige Benutzung gefunden, welch ihr gebührt: allerdings auch wieder ein Beweis dafür, dass verschiedene wissenschaftliche Arbeiten durch diese Nichtbeachtung darlegen, dass ihre Urheber sich gewöhnt haben, Werken unter dem Einfluss der Studierstube entstanden bequemen Zutritt zu gewähren, weil dieselben zu jenen glänzenden Ergebnissen führen, welche blenden, aber oft nicht zu halten sind.

So finden wir denn nun auch bei Wucke nicht die angeblichen deutschen Götter und Göttinnen in der vollen Schönheit eines erdichteten Wesens, wohl aber gewähren diese Sagen die Möglichkeit, scharf und klar verschiedene ihrer Gestalten auf die Naturvorgänge zurückzuführen, deren Beobachtung oder Eindruck auf Gemüt und Einbildungskraft sie entstammen.

Aus diesem Grunde halten wir das Werk für eins der wichtigsten, welches die Sagenkunde besitzt — und das sei seine beste Empfehlung.

Aus der Lebensbeschreibung ersehen wir, dass Wucke, erblindet, seine Wanderungen ausgeführt hat, zum grössten Teil ohne Führer und Gefährt, die Sagen zu sammeln.

Die zweite Auflage, von Herrn Dr. H. Ullrich besorgt, ist in der That als eine reich vermehrte zu bezeichnen: hoffen wir, dass dieselbe nicht nur um ihrer selbst willen gern gelesen, sondern auch zu wissenschaftlicher Ausbeute allseitig herangezogen wird.

Die Ausstattung des Verlages ist als eine durchaus angemessene zu bezeichnen.

Edm. Veckenstedt.

Hundert Lieder des Atharva-Veda. Übersetzt und mit textkritischen und sachlichen Erläuterungen versehen von Lic. Dr. Julius Grill, ordentlichem Professor der Theologie in Tübingen. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer. 1889.

Die zweite Auflage dieser hundert Lieder des Atharva-Veda ist als ein willkommener Besitz für jeden Freund der vergleichenden Forschung in der Volkskunde zu bezeichnen — nicht damit diese Lieder als Beweise für eine künstliche und oft unwahre Descendenz-Theorie benutzt werden, sondern zur willkommenen Vergleichung, wie der Inder das Unheil durch Zaubersprüche abzuwehren versucht, wie der Mensch unseres Landes, unter den Bedingungen der heutigen Kultur.

Digitized by Google

Den Reichtum des Gebotenen erschliesst die einfache Inhaltsangabe. Die Gebete und Zaubersprüche sind geschaffen zur Abwendung des Übels, von Dämonen, Schlangen, Skorpionen, Stechfliegen, Würmern, Krankheiten, Blutung, Durchfall und Wundkrankheiten, Aussatz, Fehlgeburt, Irrsinn, Feinden, Gegnern in der öffentlichen Verhandlung, Verfluchung, Zauberei, Vergiftung, Eifersucht, Uneinigkeit, Unredlichkeit, verschiedenen schädlichen Wesen, allerlei Übel, Missgeschick, Unglückszeichen, Eingriff in priesterliches Recht und Eigentum, Opferversehen, allerlei Versündigung, feindlichem Gottesdienst, Anfechtung im Gottesdienst — sodann zur Erlangung eines Gutes, als langes Leben, Segen beim Kommen der beiden ersten Zähne, Haarwuchs, Schlafzauber, Liebeszauber, Verschaffung eines Gatten, Gewinnung einer Gattin, Hochzeitssegen, Wiedergewinnung eines abspenstigen Gatten, Segen zum Schutz gegen Feuersgefahr, Stallsegen, Wettersegen, Getreidesegen, Segen über Eigentum und Opfer, Königssegen, Kriegspaukenlied, Gesellschaftssegen, Wurfelglück, Erlangung der Seligkeit.

Eine Betrachtung, Kâla der Gott der Zeit, bildet den Schluss.

Der zweite Teil des Werkes bietet wertvolle Erläuterungen.

Wünschen wir der zweiten Auflage die weiteste Verbreitung, welche das treffliche und ungemein fesselnde Werk verdient.

Edm. Veckenstedt.

Zur Bücherkunde.

Bis zum 31. März 1891 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23 b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Od und Oda. Von Dr. Friedr. Bangert in Oldesloe. Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte. Bd. 20.

Augustin Chaboseau. Essais sur la Philosophie Bouddhique. Paris, George Carré, Éditeur. Rue Saint-André-Des-Arts, 58. 1891.

Anmerkung. Als so erwünscht die Angabe des Inhaltes der verschiedenen Zeitschriften, mit denen die Zeitschrift für Volkskunde im Austausch steht, auch von verschiedenen Seiten bezeichnet ist, so kann fortan doch nur von denjenigen Zeitschriften die regelmässige Inhaltsangabe gegeben werden, welche gleichfalls den Inhalt der Zeitschrift für Volkskunde entweder regelmässig wiedergeben oder in besonderen Artikeln darüber berichten: wo dies nicht geschieht, müssen wir um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen uns mit der einfachen Angabe der übersandten Nummer begnügen.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Friedrich von Hellwald. Ethnographische Rösselsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen. Leipzig. Verlag von Carl Reissner. 1891.

Plattdeutsches aus Hinterpommern. Zweite Sammlung. Fremdsprachliches im Hinterpommerschen Platt, nebst einer Anzahl von Fischerausdrücken und Ekelnamen (Fortsetzung) vom Oberlehrer Otto Knoop. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des königlichen Gymnasiums zu Rogasen. Rogasen 1891.

Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten aus Hinterpommern. Separatabdruck aus dem Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1889. XV. Norden und Leipzig. Dietr. Soltaus Verlag 1890. (Abhandlung von O. Knoop-Rogasen.)

Die Tragödien des Aeschylos. Verdeutscht von B. Todt. Mit dem Brustbilde des Dichters. Prag, Wien, Leipzig. T. Tempsky. G. Freytag. 1891.

Ἀνατολικὰ Μελετήματα περὶ Γουρούνων. Ἐθνολογικὴ Μελέτη ὑπὸ Μ. Τσαντρόγλου. Ἰατροῦ. Ἐν Ἀθήναις 1891.

Die blinden Hessen. Eine sprachlich-historisch-heraldische Studie von F. Wiesenbach. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktien-Gesellschaft. (Vormals J. F. Richter. 1891.)

Harzer Monatshefte. Zeitschrift für die Kunde der Vergangenheit und die Interessen der Gegenwart im Harze. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen a/H. 2. Jahrgang. März 1891. Heft 3. Inhalt: Die Baumannshöhle von W. Arminius. Neue Knochenfunde in den Höhlen bei Rübeland. Verlobungs-, Hochzeits- und Kindtaufs-Ordnungen der ehemaligen freien Reichsstadt Nordhausen. Paul Lemcke. Roswitha von Gandersheim. Von Aug. Tecklenburg-Göttingen. Schlittenpartieen im Harz. H. Schäfer-Magdeburg. Nixenzauber von Carola Freiin von Eynahten. Monatsplauderei. Aus dem Vereinsleben. Witterungsbericht vom Harze. Bücherschau.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. S'adresser pour la Rédaction et les Abonnements au Directeur 19, rue le Verrier, Paris. 7e Année. Sommaire du N. 12. Février 1891. L'Enseignement des Mots: D. — Les Essais de Bacon. Étude du Vocabulaire: G. de la Quesnerie. — Varia. Gairl oder Gurl: B. H. G. — L'Automne: A. Blanche. — Le Cosmopolite de Goldsmith. Lettres Choisies: R. G. d'Alviny. — Bibliographie des Auteurs du programme. Les contes de Cantorbéry. — 8e Année. Sommaire du N. 1. Mars 1891.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 4e Jaargang. 3e Aflevering. Gent 1891. Inhoud: Walcheren in Zeeland. II. K. Baardt. Vertelsels: 1. De Domme Uilenspiegel. — Zeden en Gebruiken: De Doodendans (Aug. Gittée). — Kronick. Vragen en Aanteekeningen (Baarloop).

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 3. Jaargang 1891. 3. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Bijdrage tot den Dictschen Taalschaft. 2ste. (14ste.) Woordenzange. (Joz. Cornelissen. Beeldspraak. Liederen 9. Reuzeliedje. St. Mertenslied, Nieuwjaarsliéke. Boomen, Wouden en Gewassen, in Volksgeloof en Legenden. Afzonderlijke Boomen en Gewassen. Christelijke Legenden. Kempsische Spreekwoorden. Sagen 3 (28). Wat een Watergeest eens aanvong. Wangeloof. Vallende Sterven. Niuwskes. Folklore wallon. Boekbespreking: Joz. Cornelissen. — E. T. — Alfr. Harou. — Lenard Lehember. — J. B. Vervliet.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Begründet von Julius Zacher, herausgegeben von Hugo Gering und Oskar Erdmann. 23. Bd. Heft IV. Halle a/S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1891. Inhalt: Die zehn altersstufen der menschen. Aus dem nachlasse von J. Zacher, herausgegeben von E. Matthias. — Sagenhaftes und mythisches aus der Geschichte der Kreuzzüge. Von R. Röhricht. — Zu Herzog Friedrichs Jerusalemfahrt. Von F. Vogt. — Zur Alexandersage. Von H. Becker. — Das spiel vom jüngsten gerichte. Von H. Jellinghaus. — Zur Litteratur des lateinischen schauspiels des 16. Jahrhunderts. Von H. Holstein. — Zu Goethe's Faust. Von R. Sprenger. August Theodor Möbius. Nekrolog von K. Maurer und H. Gering. Litteratur und Miscellen.

Digitized by Google

Folklore. A Quarterly Review of Myth, Tradition, Institution and Custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal.) Vol. II. Nr. 1. March 1891. London: David Nutt, 270, Strand.

Der Kyffhäuser. Deutsch-nationale Rundschau. Salzburg-Berlin. V. Jahrgang. März-Heft. Herausgeber: Dr. Heinrich von Schullern und Dr. Josef Sulter in Salzburg.

Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Eingesandt von Herrn Dr. M. Wehrmann, Stettin.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Troisième Livraison. Mars 1891. Paris, Aux Bureaux du Polybiblion 5 rue Saint-Simon, 1891.

Revue des Traditions Populaires. 6. Année. Tome VI. N. 3. 15. Mars 1891. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. III. 5e Année (N. 48) Livraison de Mars 1891.

A Universal English-German and German-English Dictionary. Allgemeines Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Von Dr. Felix Flügel. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Vollständig in 12 Heften von je ca. 14 Bogen.

Digitized by Google

Nachwort.

Bei Beginn der zweiten Hälfte des 3. Jahrganges der Zeitschrift für Volkskunde erlaubt sich der ergebenst Unterzeichnete alle Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, alle Mitarbeiter, alle Freunde der Zeitschrift für die bisher derselben erwiesene Teilnahme zu danken, um weiteres Interesse zu ersuchen, um Zuführung neuer Freunde zu bitten.

Hatten wir in Heft 1—6 Jahrgang 3 die Richtigstellung unglaublich verkannter und falsch erklärter Redensarten und Worte, aus welchen die Fülle altheidnischer deutscher Gottheiten fälschlich erschlossen und in die Wissenschaft eingeführt war, bieten können, neben der richtigeren Erklärung des wilden Jägers und seiner verschiedenen Namen, sowie fesselnden Beiträgen aus dem Grenzgebiete von Deutschen und Slaven, wie von den Rumänen, sodann aber auch Darlegung und Erklärung des Wesens der mythischen Könige der Arier — und es versteht sich von selbst, dass der Unterzeichnete stets bereit ist, diejenigen Forscher, welche den Wunsch hegen, dem mythischen Könige der Wenden durch eigenes Anhören der Sagen und Mythen, wie solche von den Wenden in der Niederlausitz ihm berichtet sind, näher zu treten, in die Niederlausitz zu begleiten, so wird uns Heft 7—12, Jahrgang 3, nun des Weiteren belehren, was an Verkehrtheiten in die deutsche Wissenschaft in Bezug auf angeblich alte deutsche Götter und Dämonen nach Namen und Wesen, eingeführt ist: Herr Oberlehrer O. Knoop-Rogasen hat seinen Artikel über die Hinnemutter bereits angezeigt, ein anderer über Frau Gode wird folgen.

Die grosse Wichtigkeit eines jeden Artikels des leider zu früh dahingegangenen J. Krohn ist zu bekannt, um hervorgehoben werden zu sollen.

An Volksüberlieferungen werden wir Sagen und Schwänke von Archut-Freist bieten, Volkslieder von E. Priefer-Sommerfeld, wendische Feste und Bräuche von Schwela-Schorbus, nordische von Poestion-Wien, sodann einen deutschen, wendischen uud polnischen Festkalender, sowie etwa 70 Schretelsagen von J. Schmidt-Laibach, wodurch die bis jetzt nicht eben klare Gestalt in das volle Licht der berechtigten Deutungsmöglichkeit treten wird.

Dem Wesen der Folklore, wie weit wir demselben unsere Zustimmung zu geben, wie weit zu versagen haben, sowie den Aufgaben des Londoner Kongresses werden wir in dem nächsten Hefte näher treten.

Endlich sei bemerkt, dass nach Mitteilungen, welche dem Unterzeichneten kürzlich aus Riga geworden sind, das dortige lettische Tageblatt monatlich eine ethnographische Beilage gibt, welche besonders die lettische, aber auch die lithauische Volkskunde vertritt. Es ist diese Thatsache um so lebhafter zu begrüssen, als nun zu hoffen ist, dass endlich auch die Lettenforschung zu ihrem vollen Rechte kommen wird: da sich die Redaktion des lettischen Tageblattes an den Unterzeichneten um Austausch gewandt hat, so haben wir zu hoffen, dass auch wir uns jene Veröffentlichungen nutzbringend werden gestalten können.

Zum Schluss bittet der Unterzeichnete für Jahrgang 4 die bevorstehenden Einsendungen früh genug anmelden zu wollen, damit nicht zu unliebsame Hinausschiebungen der Veröffentlichungen etwa eintreten, wie solche leider bisher nicht zu vermeiden waren.

Dr. Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Verlag von **H. Bechhold**, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon
der
Naturwissenschaften und Medizin
bearbeitet von
A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal
und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca. **10 Lieferungen à 80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrücke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:

Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften,
Rohstoffe, technische Erzeugnisse
und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklärung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berücksichtigt.

Literarisches Jahrbuch

Begründet und herausgegeben von **Alois John.**

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist zunächst das Zentralorgan für die Literatur des nordwestlichen Böhmens und der deutschen Grenzlande (Oberfranken, Vogtland) und bringt als solches **wissenschaftliche, literarische** und **künstlerische Beiträge,** Saison- u. Bäderberichte, eine **alle Gebiete geistigen Lebens umfassende kritische Rundschau,** Gedichte etc.

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist aber kein lokales Organ, sondern sucht auch Fühlung mit den neuen Strömungen in Wissenschaft und Literatur und wird daher auch **allgemein orientirende Beiträge über modernes Geistesleben** bringen.

Das **„Literarische Jahrbuch"** vereinigt also eine echt autochthone, nationale, aus einem bestimmten deutschen Gau herausgewachsene Eigenart mit den Tendenzen einer weltfreien, das Leben im neuen Sinne erfassenden und reformatorischen Literatur.

Das **„Literarische Jahrbuch"** erscheint in zwanglosen Bändchen, mit literarischen Porträts, 5 Bogen stark, gut ausgestattet. Vorherbestellungen und Abonnements beim Herausgeber:

Alois John
EGER (Böhmen) Bahnhofstrasse 25.

Band I. enthält unter anderen einen Beitrag:

Die Volkskunde
nach Wesen, Zweck und Bedeutung.
von **Dr. Edmund Veckenstedt.**

Digitized by

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 8. HEFT.

LEIPZIG 1891.
DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. (Julius Krohn's finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übersetzt von O. P. 281

Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik — Prag. 296

Volksüberlieferungen aus Österreich von Franz Branky — Wien. 298

Rumänische Volksromanzen übersetzt von Robert Prexl — Mühlbach (Siebenbürgen). I. 300

Aus der Provinz Sachsen. I. Der Festkalender von Hornburg (bei Oberröblingen am See) in Sitte, Brauch und Schwank. Zusammengetragen und mitgeteilt nebst Vorwort von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 302

Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. Von Poestion — Wien. 310

Bücherbesprechungen I. Der Kongress zu London. 1) Folk-Lore Congress 1891. Report of the Literary Committee. (Adoptet by the organising Committee.) 2) The Handbook of Folklore. Editet by Georg Laurence Gomme. London 1890. 3) Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon. Ière Livraison. Liége 1890. 4) Vraagboek tot het Zameln van Vlaamsche Folklore of Volkskunde door August Gittée. Gent 1888. 5) Instructions et Questionnaires par P. Sébillot. Paris 1887. 6) Questionnaire des Croyances, Légendes et Superstitions de la Mer par Paul Sébillot. Paris 1885. 7) Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur Germanischen Sittenkunde von Wilhelm Mannhardt. 1. Aufl. 1865. 2. vermehrte Aufl. Danzig 1866. . 312

Zur Bücherkunde 318

HARVARD COLLEGE
JAN 13 1891
LIBRARY

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet.

(Vgl. **Julius Krohn's** finnische Litteraturgeschichte I, 1.)

Übersetzt von

O. P.

Grösstenteils schreitet die Erzählung in der Kalewala nach Art des wahren Epos gleich einem stillen, klaren Strome fort, der in seinem durchsichtigen Wasser die auf dem Grunde der Handlungen liegenden Gefuhle und Triebe durchschimmern lässt, und an seiner Oberfläche alle Dinge deutlich abspiegelt, an denen er vorüberfliesst. Man trifft in der Kalewala keinen eitlen Ausputz, keine gemachte Schwülstigkeit. Aber hie und da, wo es der Gegenstand fordert, da braust auch der stille Strom und stürzt sich schäumend als mächtiger Wasserfall hinab.

In der Schilderung des Kampfes zwischen Wäinämöinen und Joukahainen z. B. wird des alten Meisters Gesang in folgenden gewaltigen Worten beschrieben: [1])

„Mächtig klingen die Worte Wäinös,
Seen schwellen, die Erde bebt,
Berge schwanken, der Boden zittert,
Donnernd schütteln Felsen das Haupt;
Klippen brechen und stürzen nieder,
Stein und Kiesel rasseln am Strand."

Ebenso wirkungsvoll ist die Schilderung des Gewitters, welches Ukko auf die Bitte der Louhi gegen die Räuber des Sampo heraufbeschwört: [2])

„Rings erheben sich Ungewitter,
Wilde Stürme flogen herbei,
Aus dem Westen heulten die Winde,
Eisig stürmte der Nordwind an,
Schwere Wetter rasten aus Süden,
Aus dem Osten tobte der Sturm,
Aus Südost mit heftigem Donnern,
Und aus Norden brach er herein,

[1]) R. 3, V. 295.
[2]) R. 42, V. 469.

Digitized by Google

Riss die Blätter von Strauch und Bäumen
Und die Tannennadeln herab,
Fegte von der Heide die Blumen,
Nahm den Gräsern Blüten und Blatt,
Peitschte den Schlamm im Meeresboden,
Trübte mit Grus die klare Flut."

Als drittes Beispiel sei noch des wilden Ruderns der Kalewalaer erwähnt beim Herannahen von Louhis Schiffen:[1])

„Da treibt Ilmarinen das Fahrzeug,
Lemminkäinen rudert das Boot,
Alle Männer im Schiffe rudern;
Knarrend biegen die Ruder sich,
Weithin kreischen die Ruderpflöcke,
Heftig zittert das leichte Boot,
Gleich dem Seehund zischte die Spitze,
Gleich dem Wasserfalle der Bord,
Kochend steigt das Wasser in Blasen,
Ringsum spritzt der schneeige Gischt."

Zuweilen werden zu einer solchen Schilderung nur wenige Zeilen gebraucht, diese aber auch so drastischer Art, dass sie ebensoviel Eindruck hervorbringen wie ein ganzes Buch. So z. B. wird erzählt wie das Volk von Kalewala:[2])

„Starb an ungewöhnlicher Krankheit,
Selbst dem Namen nach unbekannt;
Morsch zerfielen unten die Dielen,
Modernd stürzten die Decken ein."

Ebenso auch wie Kullervo geboten wird, mit all seiner Kraft den Kahn vorwärts zu stossen.[3])

„Stiess die Stange voller Stärke,
Rührte den Schlamm des Bodens auf,
Riss zu Werg die Maschen des Netzes,
Stampfte die Fische gar zu Brei."

Nicht überall vermag die Darstellung schon des Stoffes wegen mit gleicher Kraft hervorzutreten, aber statt dessen wirkt sie lebendig durch ihre Beweglichkeit.

Eine solche Stelle treffen wir z. B. dort, wo die Jungfrau von Pohjola auf dem Regenbogen sitzend, webt:[4])

„Schwirrend flog die goldene Spule,
Rollte hurtig in ihrer Hand,
Weithin schallte der Schaft von Kupfer,

[1]) R. 43, V. 83.
[2]) R. 45, V. 187.
[3]) R. 35, V. 56.
[4]) R. 8, V. 11.

Digitized by

Und das Silberschiffchen erklang,
Als die liebliche Jungfrau webte,
Als sie silberne Fäden schlug."

Ähnlicher Art sind auch gewöhnlich die Reiseschilderungen:[1])

„Leicht berührt er das flinke Füllen,
Schwingt behende die Peitschenschnur.
Vorwärts geht es, der Weg wird kürzer,
Hurtig fliegt der Schlitten dahin;
Ächzen hört man die birknen Läufe,
Knarrend stöhnt das Schlittengeschirr!"

Häufig wird die Wirkung zu verstärken gesucht, indem erst leise, dann nach und nach immer stärker, grössere Kraft in Bewegung gesetzt wird. Auf der Sampofahrt stellt Wäinämöinen erst gewöhnliche Menschenkinder zum Rudern an, und zwar auch zuerst die Schwächeren, darnach die Stärkeren.[2])

„Dann hiess er die Alten rudern,
Und die Jungen liess er sich ruhen,
Und sie rudern, die Köpfe wackeln,
Doch das Boot bewegte sich nicht.
Darauf hiess er die Jungfrau'n rudern,
Doch die Jünglinge liess er ruhn;
Und sie rudern, die Finger schmerzen,
Doch das Boot bewegte sich nicht.
Endlich hiess er die Jünglinge rudern,
Doch die Mädchen liess er ruhn;
Eifrig rudern die jungen Männer,
Doch das Boot bewegte sich nicht."

Endlich setzt sich der göttliche Held Ilmarinen selbst an das Ruder:

„Sieh, da fliegt das herrliche Fahrzeug,
Vorwärts gleitet das schöne Boot,
Weithin hört man den Schlag der Ruder
Und der Ruderpflöcke Geknarr."

Beim Schmieden des Sampo gebraucht auch Ilmarinen anfangs gemeine Sklaven zum Treten der Bälge, allein die mit ihrer Hilfe entstandenen Gegenstände genügen ihm nicht. Da lässt er die Winde wehen, die Windsbraut blasen:[3])

„Aus den Fenstern schlugen die Flammen,
Glühende Funken aus der Thür,
Staub stieg wirbelnd hinauf zum Himmel,
Dichte Wolken türmte der Rauch."

[1]) R. 10, V. 7. Siehe ausserdem noch z. B. die Schilderungen der Hochzeitsfeierlichkeiten. R. 25, V. 383—404, Louhis Kriegsrüstung R. 43, V. 1—22.

[2]) R. 39, V. 299. In der gedruckten Kalewala ist der Zusammenhang nicht ganz natürlich, hier ist er folgerichtiger, wozu uns mehrere Varianten berechtigen.

[3]) R. 10, V. 311—408.

Digitized by Google

Und nun kommt das Gut aller Güter, das Wunder aller Wunder, der Sampo, zum Vorschein.

Noch an vielen anderen Stellen sehen wir Steigerungen, wiewohl in etwas anderer Weise angewandt. Um einen recht tiefen Begriff von der Grösse einer Sache zu geben, wird sie anfänglich dem Anscheine nach gar nicht und erst Schritt für Schritt immer deutlicher erkannt. So z. B. wie Louhis Schiff noch in der Ferne ist, sieht Lemminkäinen nur eine kleine Wolke im Norden, dann nach einiger Zeit schon:

„Eine Insel erscheint von Weitem,
In der Ferne ein Streifchen Land,
Voll sind dort von Falken die Espen,
Voll von Auerhähnen der Wald!“

Zum Schlusse beschreibt er die sich nähernde Gefahr in all ihrer drohenden Grösse:

„Wahrlich, schon naht Pohjolas Kriegsschiff,
Fliegt mit hundert Rudern heran,
Hundert Männer rudern im Fahrzeug,
Tausend sitzen im Schiff und ruhn!“

An einigen Stellen wird die innere gährende Gemütsstimmung durch ein stetes Verändern des Ortes meisterhaft angedeutet. Der rachedurstende Joukahainen erwartet lange Zeit vergeblich das Kommen des Wäinämöinen. Er erwartet ihn erst, aus den Fenstern seiner Stube hinausschauend; hier aber lässt ihn seine Unruhe nicht Stand halten, er verfügt sich nach der Scheuer, ihm dort aufzulauern. Aus dem Hofe begibt er sich bald an das Ende des Einfahrtsweges, von dort auf das Feld; endlich läuft er in seiner Ungeduld noch weiter, an die Spitze der Feuerhalbinsel, an das Ende der Feuerlandzunge![2])

Obgleich oft so kraftvoll in ihrer Schilderung, und stets lebendig in ihrer Erzählung, kann die Kalewala in der Darstellung der Handlungen und Begebenheiten dennoch nicht an die Seite der griechischen Gesänge gestellt werden. In dem finnischen Epos ist alles viel kürzer und dürftiger ausgedrückt, die Begebenheit schreitet nicht so allseitig in ihren Verzweigungen und deshalb auch nicht so lebenswarm vor wie in diesen Vorbildern der erzählenden Dichtung. Verschleudert doch in der Kalewala die erzählte Begebenheit ihren eigenen Wert manchmal vollständig und erniedrigt sich zum blossen Werkzeug der Charakterzeichnung. Es trifft sich auch wohl, dass sie nichts anderes bezweckt, als die handelnde Person ihre Eigentümlichkeit hervortreten zu lassen. In solchem Falle schrumpft die Beschreibung der Handlung möglichst zusammen, zuweilen zu ein paar Zeilen, so wie z. B. „er redete und sprach“ u. a. — auch verlieren sich zuweilen diese kurzen Zwischensätze und die Handlung verwandelt sich, wie in der Edda, in eine dramatische, die sich bloss in Dialogen äussert. An solchen Stellen sind vor allem die Lemminkäinen-Runen am reichsten (z. B.

[1]) R. 43, V. 41—74.
[2]) R. 6, V. 65.

die beiden Unterredungen zwischen Lemminkäinen und seiner Mutter, ebenso, obwohl in geringerem Masse, Lemminkäinens herausforderndes Auftreten in Pohjola). Am meisten zeigt sich diese Eigentümlichkeit in den Abschiedsreden des Kullervo, bevor er in den Kampf zieht, sowie auch in dem grössten Teile der Bärenfangrunen. Diese letzteren bilden schon in Art und Weise das älteste finnische Schauspiel, welches bereits Jahrhundertelang mit verteilten Rollen bei den Bärenbestattungsfeierlichkeiten aufgeführt und auch sonst ohne besondere Veranlassung als „Schwank" zum Ergötzen des Volkes dargestellt wurde.

Die Ursache der beobachteten Erscheinung, dass die Handlung hier und da zur blossen Nebensache herabsinkt, ist ohne Zweifel in dem nach innen gekehrten Sinne des finnischen Volkes zu suchen. Er begnügt sich nicht mit der Oberfläche der Dinge, sondern will bis zum Kern, bis zur Seele dringen. Daher kommt es, dass die dichterische Darstellungskraft der Kalewala sich am grössten in der Charakterzeichnung der handelnden Personen zeigt. In dieser Hinsicht können auch die Meisterwerke der Griechen nicht vollkommen den Vergleich mit den Schöpfungen unserer Muse aushalten. In den homerischen Gesängen wird gewöhnlich nur eine Eigentümlichkeit oder zwei zum Merkzeichen jedes Helden angeführt. Agamemnon heisst stolz und gewaltsam, Nestor weitschweifig, Hektor tapfer, Paris weich, der feige Verführer der Weiber, — anderes wird nicht von ihnen berichtet. Dazu sind die Charakterverschiedenheiten so gering, dass man sie kaum von einander unterscheiden kann. Die Thaten des Diomedes könnte man ebenso gut dem Ajax zuschreiben u. s. w. Nur Achilles und Odysseus ist ein vielseitiges Bild zu Teil geworden, besonders dem letzteren in der Odyssee. In der Kalewala finden wir hingegen viel mehr scharf von einander sich abhebende Charaktere; es wäre nicht möglich Kullerwos Namen den Thaten des Joukahainen beizulegen, oder auch Aino an die Stelle der Jungfrau von Pohjola zu setzen. Noch weniger könnte man, und wäre es auf einen Augenblick, Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen mit einander verwechseln. Die finnische Muse hat sich nicht mit blossen Umrissen begnügt, sondern sie zeichnet ihre Gestalten von allen Seiten, mit vielen Schattierungen, sie bildet sogar mit feiner Seelenkenntnis die Wandlungen dieser selben Gemüter in den verschiedenen Lebensverhältnissen ab. Daher sind auch die griechischen Charaktere mehr mit blossen Mustergestalten, mit Typen zu vergleichen, die finnischen dagegen sind in jeder Hinsicht von einander gesonderte Individuen.[1])

In einem nahen Zusammenhange mit den Charakterzeichnungen treten in der Kalewala auch noch einige andere den Gesängen Homers fehlende Züge hervor, die eine besondere Beachtung verdienen. Der eine ist das in derselben sich offenbarende tiefe Gefuhl, welches freilich auch zuweilen in Sentimentalität überfliesst. Diese Eigentümlichkeit der nordischen Völker und der neueren Zeit war besonders in der letzteren Form den Grie-

[1]) Zu bemerken ist jedoch, dass es den Göttern der Kalewala, im Gegensatz zu den griechischen, an jeder Originalität mangelt; dieses folgt aus ihrer jeder Selbständigkeit entbehrenden Stellung im magischen Glauben der Finnen, wie wir es in diesem Kapitel weiter beweisen wollen.

Digitized by Google

chen völlig fremd. In der Kalewala wiederum hat dieses Gefühl viele wunderbar schöne, innig süsse Bilder geschaffen. Solcher könnten wir unendlich viele aufzählen, besonders in den Hochzeitsrunen, aber wir müssen uns hier mit einigen wenigen Beispielen begnügen, da wir weiterhin bei der Betrachtung der Charakterschilderungen und Episoden Gelegenheit haben werden, sie zu bewundern

Könnte man z. B mit wenigen Worten den Träumereien eines jungen Mädchens einen tieferen, lieblicheren Ausdruck geben, als den wir in der zweiten Variante von der Enstehung der Kantele finden?

„Sieh, da sass im Grase ein Mädchen,
Sass am Bache unten im Thal;
Weder weinte die schöne Jungfrau,
Noch zur Freude war sie gestimmt;
Für sich selber sass sie und summte,
Sang zu ihrer eigenen Lust,
Harrte am Ufer des Geliebten,
Dachte des jungen Bräutigams.“ [1])

Als Gegensatz zu dieser Erwartung zukünftiger Wonne steht Ilmarinens Trauer um sein verlorenes Liebesglück:

„Endlich liess er sich also hören:
Wüsst' ich Unglückseliger doch,
Wie das Leben noch zu ertragen!
Sitz' ich oder liege des Nachts,
Lang ist die Nacht, das Herz voll Sorgen,
Schwer der Kummer, die Kraft dahin;
Traurig naht mir Armen der Abend,
Trübe bricht der Morgen herein,
Schwerer noch vergehen die Nächte,
Kummer bringt der dämmernde Tag.
Doch nicht nach den Abenden wein' ich,
Sehn' auch nach den Morgen mich nicht,
Klag' auch nicht um andere Zeiten,
Nach der Gattin weine ich nur,
Sehn' mich nach der holden Geliebten,
Klag' um mein verlornes Weib.
Oft in diesen traurigen Zeiten
Streck' ich unglückseliger Mann,
Eingewiegt von nächtlichen Träumen,
Meine Arme im Raume aus,
Suche umher mit beiden Händen,
Greife vergebens durch die Luft.“ [2])

Noch tiefere, noch schönere Bilder, als die der gegenseitigen Liebe zwischen Mann und Weib, bietet die Kalewala in der zarten Empfindung,

[1]) R. 44, V. 207.
[2]) R. 37, V. 13.

Digitized by Google

welche Mutter und Kind vereinigt Wie die Mutter des Lemminkäinen Blut aus der Bürste träufeln sieht, bricht sie in ruhrende Klagen aus; aber wie schwach ist nicht der Eindruck ihrer Worte, verglichen mit der Darstellung ihres darauf folgenden Suchens:

„Unaufhaltsam, in schnellem Laufe
Fliegt sie in die Weite hinaus;
Felsen beben unter den Schritten,
Höhen stürzen, es steigt das Thal,
Berge sinken herab zu Ebnen,
Ebnen schwellen zu Bergen an.“ [1])

Welches Hindernis könnte die Liebe einer Mutter aufhalten? Vor ihrer Macht stürzt alles zusammen, was sich ihr je entgegentürmen möchte. Und mit welcher genauer Sorgfalt sie dann sucht, auch die kleinsten Stellen nicht unberücksichtigt lassend:

„Steine stösst sie im Lauf vom Wege,
Jeden Stubben wendet sie um,
Wirft zur Seite die trocknen Zweige,
Wälzt die Steine zu Haufen an.“ [2])

Auch keine Gefahr vermag der Mutter Herz zu schrecken. Tief zu dem in Tuonela brausenden Wasserfalle wagt sie zu dringen und lässt nicht ab und ruht nicht eher, als bis sie ihres Sohnes Leichnam heraufgebracht, bis sie ihn aus dem Todesschlafe wieder erweckt.

Welch eine zarte Liebe äussert sich nicht auch in der Trauer der Mutter Ainos um die Tochter, obgleich ihr Herz, voll weltlicher Berechnungen, sich so kalt gegen die Not des Kindes zu dessen Lebzeiten gezeigt! Wie liebenswürdig stellt sich uns auch die Wirtin von Pohjola in den Hochzeitsliedern dar! Allein tiefer noch, ja vielleicht am tiefsten von allem, was jemals die Dichtkunst, dieses heilige Band zu verherrlichen, hervorgebracht, ist die Schilderung, wie Kullerwos Mutter dem an dem entsetzlichsten, unnatürlichsten Verbrechen schuldgewordenen Sohne begegnet. Wie alle sich von ihm mit Ekel und Abscheu abwenden, und er, Zweifel im Herzen, endlich die Frage thut:

„Meine treue, geliebte Mutter,
Die Du so sorglich mich gepflegt,
Wirst Du mich künftig wohl beweinen,
Wenn Du von meinem Tode hörst?“

Da wird ihm die ergreifende Antwort zu teil:

„Wenig ahnst Du den Sinn der Mutter,
Wenig kennst Du der Mutter Herz;
Bittre Thränen werd ich weinen,
Wenn ich erfahre, dass Du starbst,

[1]) R. 15, V. 51.
[2]) R. 15, V. 123.

Wenn ich höre, dass Du gefallen,
Aus der Zahl der Lebenden schiedst;
Überschwemmen will ich die Diele,
Strömen soll die salzige Flut,
Weinen will ich auf allen Wegen,
Tief gebeugt in Scheune und Stall;
Weine den Schnee zu glattem Eise,
Schmelze das Eis mit Thränen weg,
Lasse den Rasen wieder grünen,
Überströme das junge Gras!
Was ich laut nicht zu weinen wage,
Was ich offen nicht klagen darf,
Nicht vor fremden Menschen verraten,
Wein' ich heimlich im Badehaus,
Überströme die weissen Dielen,
Feuchte sie mit salziger Flut." [1])

Dieser unbegrenzten Liebe der Mutter zu ihrem Kinde entspricht auch, wenigstens einigermassen, das Gefühl des Kindes zur Mutter. Auch das Herz Kullerwos, des verstockten Menschenhassers, wird weich, wenn er der Mutter gedenkt. Und Lemminkäinen, der leichtsinnige Flattergeist, ist beständig in seiner Liebe zu seiner Mutter. Schön ist auch in der Kalewala diese heilige Kindespflicht in den Hochzeitsliedern ausgedrückt, in den letzten Vermahnungen, welche der jungen Braut mitgegeben werden:

„Hör' noch weiter, was ich berichte,
Noch ein Weilchen höre mich an!
Wenn Du heute vom Hause scheidest,
Von der Eltern Hofe Dich trennst,
So erinnre Dich stets der Mutter,
Sprich von ihr mit freundlichem Wort!
Denn der Mutter dankst Du das Leben,
Sie vor allen hat Dich genährt;
Ihre eigne Anmut gab sie,
Gab die eigene Schönheit hin;
Manche Nacht verbrachte sie schlaflos,
Scheute weder Hunger noch Durst,
Wenn sie allein sass und Dich wiegte,
Ihren Liebling in Schlummer sang." [2])

Diese Zartheit der Empfindungen tritt an manchen Stellen auch noch in anderer Weise hervor, z. B. da, wo Wäinämöinen beim Roden eine Birke zum Ruhe- und Singplatze der Vöglein stehen lässt. Damit verwandt ist die im allgemeinen die Kalewala durchziehende Milde und Humanität. Wir treffen hier nirgends solche barbarische Gräuel wie z. B. in den ger-

[1]) R. 36, V. 127—154.
[2]) R. 23, V. 447.

Digitized by Google

manischen Sagen „das Zeichnen des Adlers" in den Rücken des Feindes[1]) oder das Trinken des Blutes und Essen des Fleisches der gefallenen Gegner. Ferner treffen wir auch nicht jene weniger grausamen, jedoch auch Ekel erregenden Rohheiten, wie z. B. in den griechischen Gesängen das Schleifen des Leichnams eines getöteten Feindes durch den Schmutz, und das Hinwerfen desselben den Wölfen und Adlern zum Frasse.[2]) Zum grössten Teile ist diese Humanität wohl ohne Zweifel eine Folge davon, dass unsere Kalewala erst in späteren Zeiten aus dem Munde des Volkes gesammelt worden ist, wo schon der christliche Glaube Zeit gewonnen, seinen Einfluss geltend zu machen. Sehen wir ja doch auch in dem deutschen Nibelungenliede, welches im 12. Jahrhundert in einer christlichen Gesellschaft seine endliche Gestalt gewann, jene ursprünglichen Greuel (den Kindesmord der Gudrun um den Mann zu strafen und Gunnars Tod in der Schlangengrube) sich verlieren und einer milderen Art der Rache Platz machen. Allein auch hier trinken die nach Kampf dürstenden Nibelungen das Blut der Gefallenen. Einigermassen mag also die Kalewala in ihrer Humanität die sanftere Gemütsart des finnischen Volkes abspiegeln.

Sehr oft aber überschreitet dieses tiefe Gefuhl die natürlichen Grenzen und verwandelt sich in eine weinerliche Sentimentalität. Es gibt nicht einen unter den Helden der Kalewala, welcher nicht zuweilen auf die erbärmlichste Weise jammerte und weinte. Freilich sind auch die Herzen der griechischen Helden nicht von Eisen, wie die der alten Germanen, auch sie weinen und klagen, allein niemals überschreiten sie die Grenzen der Männlichkeit. Dagegen ist es ebenso trübselig wie lächerlich, das Jammern des Wäinämöinen am Strande von Pohjola anzuhören:

„Ursach' hab ich gewiss zu weinen,
Habe Grund zu Klagen genug,
Lange schwamm ich umher im Meere,
Teilte mit den Händen die Flut,
Trieb dahin durch weite Gewässer,
Durch die offene endlose See,
Werde mein ganzes Leben weinen,
Höre nimmer mit Klagen auf,
Dass ich hinauszog aus der Heimat,
Ja mein eigenes Land verliess,
Um in weit entlegener Ferne
Fremdling unter Fremden zu sein.
Hier verwunden Bäume und Sträucher,
Jede Fichtennadel sticht,
Mit den Zweigen schlagen die Birken,
Jede Erle schneidet ins Fleisch;

[1]) Den Feinden wurden lebend die Rippen vom Rücken herausgeschnitten und nach aussen in Form von Flügeln gedreht.

[2]) Es gibt wohl von der zweiten Freierfahrt Ilmarinens eine Variante, in welcher er die Brust der geraubten Braut abschneidet und sie gebraten der Schwiegermutter zum Essen bringt. Diese Erzählung ist aber von den Slaven entlehnt.

Ihn nur kenn' ich wieder, den Sturmwind,
Und die goldne Sonne allein
Hier im fernen entlegnen Lande,
Hoch im öden traurigen Nord." [1])

Teilweise hat sich jedoch dieses entstellende Übermass erst später aus lyrischen, zu einem anderen Zwecke verfassten Liedern hineingedrängt.

Andererseits besitzt die Kalewala ein Verdienst, wovon in den homerischen Dichtungen fast gar keine Spur zu finden ist, nämlich die Scherzhaftigkeit und den humoristischen Spott.[2]) Dieses zeigt sich in unserer Dichtung auf zweierlei Weise: zuerst in der Art, wie die Muse zuweilen ihre Helden behandelt und zweitens in deren eigenen Reden. Obgleich Wäinämöinen z. B. im allgemeinen für den Liebling der Sangesgöttin gelten könnte, wird mit ihm während seiner Freierfahrten sichtlich ein wenig Spott getrieben. Dasselbe ist auch mit Lemminkäinen der Fall, wie er gedankenlos, leichtsinnig seines Weges ziehend, den Schlitten umfährt und zum Gelächter der Saari-Weiber wird, oder wie er auf der Fahrt nach Pohjola beim Fangen des grossen Hechtes ins Meer fällt und an den Haaren herausgezogen werden muss. Noch viel häufiger treffen wir diesen Humor in den Reden der handelnden Personen selber. Besonders ist solch eine spielende Schalkhaftigkeit der Jungfrau von Pohjola und Lemminkäinen eigen. Hier wollen wir jedoch keine Beispiele darüber anführen, da sie in den weiterhin kommenden gesonderten Charakterschilderungen besser ihren Platz finden werden.

Es ist Zeit, die Art und Weise wie die Kalewala äussere Umstände behandelt, wie z. B. die äussere Gestalt der Helden, die Gewänder, Gerätschaften, Wohnungen u. s. w. in nähere Betrachtung zu ziehen. Was das erstere betrifft, steht unsere Dichtung so ziemlich an der Seite der griechischen; hinsichtlich der anderen Umstände aber können wir nicht leugnen, dass sie, obwohl gewiss lebendig, doch sich dürftiger und weniger vollendet darstellt. Beide jedoch vereinigen, nach den Forderungen des wahren Epos sich richtend, solche Schilderungen äusserer Verhältnisse fast immer mit irgend einer Thatsache, oder auch verbinden sie sich mit dem Namen des Helden als kurzes, aber kerniges, feststehendes Bezeichnungswort oder Bezeichnungssatz, auch hier und da mit einem, den Charakter bezeichnenden Epithet. So heisst Lemminkäinen „der blühende Schelm", Kullerwo ist „der schmucke Gelbhaarige", der Alte von Tuonela „dreifingrig", sein Weib „mit krummem Kinn", die Tochter von Manala „untersetzt und schwärzlich." Andrerseits erfahren wir die Farbe von Ilmarinens Haar, wie er sich den Helm auf die „goldenen Locken" drückt; indem die Wirtin von Pohjola ihn bei seinem Eintritt in die Stube als Freiersmann näher in Augenschein nimmt, erfahren wir, dass seine Augen „weisslich wie der Seeschaum", und „bräunlich wie das Rohr des Meeres." Welcher Schattierung der Bart des Lemminkäinen gewesen, ersehen wir daraus, dass er in seinem Grimme „kaute an dem schwarzen Bartwuchs."

[1]) R. 7, V. 247.

[2]) Die Zeichnung des Thersites in der Iliade ist kein unschuldiger Scherz, sondern bitterer Hohn, die Erzählung vom hinkenden Hephäistos allein ist humoristisch.

Derselbe Fall stellt sich bei der Schilderung der Gewänder, Waffen und anderer äusseren Umstände dar. Die Kleidung des Ilmarinen z. B. wird uns bei der Gelegenheit vor die Augen gefuhrt, wo er ein Kleidungsstück nach dem andern anzieht, um sich zur Freierfahrt zu rüsten. Die Schmucksachen der Jungfrau von Pohjola werden uns einzeln aufgezählt, während sie sich damit schmückt, in Erwartung der Ankunft Ilmarinens, um den Sampo zu schmieden. Die Kostbarkeiten der Aino lernen wir auch erst kennen, wie sie dieselben in ihrem Ärger zu Boden wirft, und sich dann in die neuen, von der Mutter geschenkten Gewänder kleidet. Die Kriegsrüstung des Lemminkäinen und seine Waffen werden uns vorgefuhrt, wie er beim Ausziehen nach Pohjola sie in die Hände nimmt und versucht. Die Armbrust des Joukahainen, Wäinämöinens Schwert und Tieras Speer werden uns in ihrer ganzen Pracht beschrieben, teils während ihres Schmiedens (ebenso wie der Schild des Achilles in der Iliade), teils wie sie zum Gebrauche von der Wand genommen werden. Wir sehen z. B. wie der zuletzt erwähnte Speer mit Bilderzeichnungen verziert ist:

An der Spitze sah man ein Füllen,
Auf der Klinge ein flinkes Ross,
Einen heulenden Wolf am Schafte,
Einen Bären unten am Ring.[1])

Es fehlt auch nicht an kurzen, dem Namen stets beigefügten Beschreibungen der Kleidung. Tapio z. B. heisst „Reisighut", „Moospelz", seine Gattin Mimerkki „Blaurock, Rotstrumpf", Kullerwo „Blaustrumpf", „goldene Spange", „zierlicher Schuhabsatz." Nur selten wird die äussere Gestalt und Gewandung weitläufiger beschrieben, ohne sich an eine Handlung anzuknüpfen. So z. B. sind in den ungedruckten Varianten der angefuhrten langen Schilderung des Kullerwo noch folgende Worte hinzugefugt:

„Zinnern die Scheide, silbern der Gürtel,
Der Bart in goldnen Flechten,
Das Haar in goldnen Strähnen."[2])

Ein zweites Beispiel dieser Behandlungsart ist die Schilderung des dem Meere entsteigenden kupfernen Mannes, welcher die Eiche spaltet. Der Grund dieser Abschweifungen ist jedoch in die Augen fallend, in dem ersten Beispiel will die Dichtung den in den Krieg ziehenden Kullerwo in seinem vollen, aus der Niedrigkeit der früheren Sklaverei abstechenden Heldenglanze zeigen, in dem zweiten aber deutlich machen, dass dieser Riesenzwerg nicht einer der Männer des neueren, eisernen Zeitalters gewesen sei.

Indem wir diesem Gegenstande weiter nachforschen, erhalten wir in den Vorbereitungen zur Wettfreierfahrt einen genauen Begriff von dem stattlichen Schiffe des Wäinämöinen:

[1]) R. 30, V. 103.
[2]) Saxbecks Sammlung aus Ingermanland, N. 4575, R. 474.

Digitized by Google

„Schnell bekleidet er blau sein Fahrzeug,
Färbt mit rot den oberen Rand,
Schmückt mit Silber den Vordersteven,
Ziert mit glänzendem Gold ihn aus;
An den schlanken Masten des Schiffes
Zieht er blähende Segel auf:
Eins von leuchtender Purpurfarbe,
Und das andere blaugefärbt.“ [1])

Bei derselben Gelegenheit rüstet der Sklave des Ilmarinen den Freierschlitten:

„Nimmt sechs schallende Kuckucksglöckchen,
Sieben Schellen mit hellem Klang,
Vor dem Schlitten munter zu läuten,
An den Riemen und am Geschirr;
Holt das weichste der Bärenfelle
Für des Hauses Herren als Sitz,
Breitet ein anderes Fell von Wallross
Ihm im Schlitten als Decke aus.“ [2])

Die Stube von Pohjola wird uns während ihrer Ausschmückung zur Hochzeit weitläufig beschrieben.[3])

Ein merkwürdiger Umstand ist der, dass die Dichtung in der Schilderung der Waffen und häuslichen Gerätschaften so verschwenderisch mit edlen Metallen umgeht. Bei den Bärenfesten z. B. wird das Bärenfleisch in vergoldeten Kupferkesseln gekocht und das Gekochte mit goldenen Messern und silbernen Löffeln verzehrt. Bei dem Gastmahle in Pohjola wird auch dem Hengste des Bräutigams aus goldenem Korbe das Futter gereicht. Das Blut des Wäinämöinen wird im Hause des Zauberers in einer goldenen Kanne und einem silbernen Becher aufgefangen. Auch erblicken wir hier und da an den Fichten silberne Zweige und an den Tannen goldene Äpfel. Ebenso sind Samt und Seide ganz gewöhnliche Stoffe an Gewändern und Bettwäsche, sowie auch am Geschirre der Pferde u. s. w. Durch diesen Überfluss übertreffen die finnischen Gesänge sogar die griechischen, obgleich in der Wirklichkeit in unseren armen, nördlichen Himmelsstrichen das Gold wohl eher ein „Gewebe der Sonne“, das Silber ein „Gespinst des Mondes“ sein möchte.

Wie wir es kürzlich gesehen, gehört auch die Darstellung der umgebenden Natur zum Charakter der erzählenden Dichtung. Hier ist die Kalewala mit der gleichen Kunstfertigkeit verfahren, wie die griechischen Gesänge, nur in etwas abweichender Art. In der Iliade äussern sich die Naturschilderungen fast nur in Vergleichen. Durch dieselben treten die Landschaften Griechenlands und Kleinasiens mit ihren blauen Bergen, schäumenden Meeren, ihren Löwen, Ebern und Rehen in aller Lebendigkeit vor unsere Augen; in der Odyssee kommen noch genaue, wahrscheinlich

[1]) R. 18, 9—12, 19—22.
[2]) R. 18, V. 409.
[3]) R. 21, V. 153—174.

Digitized by Google

der Wirklichkeit entnommene Beschreibungen der Natur verschiedener Landschaften und Gegenden vor. Dergleichen Lokalitätsbeschreibungen entbehrt die Kalewala vollständig. Der Ort ihrer Handlung ist an keine bestimmte, wirkliche Gegend gebunden; dagegen entfaltet sich der allgemeine Charakter der Ufer des finnischen Meerbusens fast noch lebendiger als die griechische Natur in den homerischen Gesängen. Das Meer und die Seen des südlichen Finnlands, seine Tannen- und Fichtenwälder, mit dem selteneren Ahorn und der Eiche, seine Bären und Elentiere, seine Adler und Kuckucke werden hier alle gezeichnet. Ebenso auch die baumlosen Tundren des Nordens oder Lapplands mit seinen Renntierherden. Zum Teil treten diese Schilderungen auch in der Kalewala in Form von Gleichnissen hervor, häufiger noch aber in Verbindung mit irgend einer Handlung. So z. B. während Pellerwoinen mit dem Aussäen von Wäldern beschäftigt ist, wird uns jede wichtigere Baumart mit dem für sie passenden Standorte vorgeführt.[1]) Beim Abschied der Jungfrau von Pohjola aus der Heimat werden alle umliegenden Orte in der ihnen eigenen Gewandung, mit den ihnen eigenen Bewohnern beschrieben.[2]) Grösstenteils sind diese Naturschilderungen, wie es auch richtig ist, nur kurz, mit ein wenigen Strichen gezeichnet; zwischendurch finden wir sie wohl auch etwas breiter und vollständiger. Wird uns doch in den Hochzeitsrunen an einer Stelle ein ganzes Miniaturbild einer durchaus finnischen Landschaft entworfen:

„O du schönstes Plätzchen auf Erden,
O du liebes, trauliches Dorf!
Hier die Wiesen und dort die Felder,
Und das Dörfchen mitten drin!
Unterhalb die herrlichen Ufer,
Und am Ufer der blaue See,
Für die Enten darin zu schwimmen,
Zu des Wassergeflügels Lust!"

Die in der Dichtung vorgeführten Geschöpfe werden grösstenteils mit nur wenigen, ihre Eigentümlichkeit aber treffend bezeichnenden Zügen geschildert, aber zuweilen finden wir darunter auch weitläufigere Beschreibungen, welche alsdann mit der ganzen genauen Kunst und Kenntnis eines beständigen Waldbewohners gethan sind. Der die Nachricht von Ainos Tode bringende Hase steht leibhaftig da, mit der gespaltenen Schnauze, den glotzenden Augen, den langen Ohren und krummen Beinen. Noch vollständiger und treffender ist der Bär geschildert:

„Herrlich artete sich der Kleine,
Ward von Ansehn stattlich und schön,
Kurz die Beine, die Knie' gebogen,
Unten am Maule kugelrund,
Breit die Stirne und platt die Nase,
Fein und weich wie Seide das Fell."[4])

[1]) R. 2, V. 21.
[2]) R. 24, V. 443.
[3]) R. 25, V. 375.
[4]) R. 46, V. 399.

Digitized by Google

Wie wir es soeben erwähnt, wird in den Gesängen Homers die Natur vorzugsweise in Gleichnissen abgebildet. Aber die Gleichnisse im griechischen Epos sind durchaus nicht alle der Natur entlehnt; ein grosser Teil, wenn nicht gar der grösste, hat seine Bilder aus dem Alltagstreiben der Menschen, aus dem Leben der Hirten und Ackerbauer genommen. Dies ist nicht mit der Kalewala der Fall, welche nur selten ihr Gegenstück aus der durch Menschenhand veränderten Natur schöpft.

Als ein derartiges Beispiel möge der beim Glühen des Eisens in Ilmarinens Schmiede gemachte Vergleich dienen:

„Da zerfliesst zu Brei das Eisen,
Wurde gleich dem Weizenteige,
Weich wie Teig zum Roggenbrote.“ [1])

Fast immer gebraucht die finnische Dichtung in ihren Vergleichen Gegenstände und Erscheinungen aus der unkultivierten Natur. Solche bilderreiche Verse kommen freilich in der Kalewala weit seltener vor als in den homerischen Gesängen. Bloss in den lyrischen Hochzeitsliedern sind sie häufiger zu finden. Allein dieser Mangel wird reichlich durch die zarte und tiefe Naturauffassung, die eigentumliche Erfindungskraft und die innige Lieblichkeit ersetzt. Wollen wir einigen solcher Beispiele einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit schenken. Als Wipunen dem Wäinämöinen alte Zaubersprüche vorsang:

„Worte warf er aus seinem Munde,
Sprüche schleudert die Zunge aus,
Wie das Fullen die leichten Füsse,
Wie das feurige Ross den Huf.“ [2])

Die Webekunst der Braut wird in den Hochzeitsliedern folgendermassen gelobt:

„So erklangen des Webstuhls Schläge,
Wie im Walde des Kuckucks Ruf;
So flog hin und wieder das Schifflein,
Wie das Hermelinchen im Bau;
Hurtig drehte sie ihre Spule,
Wie das Eichhorn im Mund die Nuss.“ [3])

Von der Kleidung der Gäste wird in den Hochzeitsliedern gesagt:

„Alle in prächtigen Gewändern,
Gleich dem reifbekleideten Wald,
Oben der jungen Morgenröte,
Unten dem Sonnenaufgang gleich.“ [4])

Von der Braut selbst:

„Weiss und rot, ein reifendes Beerlein,
Eine Preiselbeere im Wald;

[1]) R. 9, V. 161. Schiefners Übersetzung.
[2]) R. 17, V. 559.
[3]) R. 24, V. 35.
[4]) R. 25, V. 663.

Digitized

Gleicht auf grünem Zweige dem Kuckuck,
Einem Finkchen im Eschenbaum,
Einem Vogel auf hoher Birke,
Einem Sänger im Ahornlaub."[1])

Die Schönheit der Brautgefährtin wird weiterhin in den Worten erhoben:

Ihre klaren, leuchtenden Augen
Sind den Sternen am Himmel gleich;
Ihre Stirne und Schläfen schimmern
Wie das Mondlicht über dem Meer."[2])

In ihrem Unglück vergleicht Aino fremdes Los mit dem ihrigen:

„So ist der Gedanke des Frohen,
So des glücklichen Menschen Sinn,
Wie des Wassers schimmernde Welle,
Wie die sanft gekräuselte Flut.
So ist des Betrübten Gedanke,
So des traurigen Menschen Sinn,
Wie der starrende Schnee des Winters,
Wie im tiefsten Brunnen die Flut."[3])

Mit solchen Gleichnisreden verwandt sind auch jene bildlichen Schmeichelworte, durch welche besonders den jungen Mädchen allerlei Namen von Lieblingstieren und Pflanzen beigelegt werden, z. B. Marder, Blauente, Schmetterling, Blume, Blatt, Erdbeere u. s. w. Weniger häufig werden solche Bezeichnungen der durch Menschenhand veränderten Natur entnommen, z. B. indem die Jungfrau mit Samt oder Tuchwolle verglichen wird. Dergleichen Zärtlichkeitsformen werden aber äusserst selten für Männer gebraucht. Dann erwähnt man ihrer auf passendere Weise als Falken oder Adler. Das kleine Jesuskind in der letzten Rune wird Goldäpfelchen genannt. Einige dieser Benennungen haben wohl für unsere durch die Zivilisation stark empfindlich gewordenen Ohren einen sonderbaren Klang. Es wandelt uns z. B. das Lachen an, wenn wir das Mädchen als Hühnchen oder Gänschen bezeichnet finden. Dem gesunden Naturmenschen aber kommen solche Worte nicht anstössig vor. Vergleicht ja doch auch die griechische Dichtung ohne Spott zu befürchten ihre Helden bald mit Eseln, bald mit Schafböcken.

Wenn durch solche Schmeichelnamen der Mensch in das Reich der unvernünftigen, sogar leblosen Natur hinuntergezogen wird, so wird statt dessen diese in der Kalewala noch öfter dem Menschen gleich und ähnlich gemacht, so dass sie Seele und Sprache erhält. Jedes Tier hat seine Gefühle, Gedanken und sittlichen Begriffe, der Mensch redet es an und es antwortet; zuweilen kommt es vor, dass es in sehr wichtigen Fällen dem

[1]) R. 25, V. 283.
[2]) R. 25, V. 631.
[3]) R. 4, V. 199.

Digitized by Google

Menschen entscheidende Ratschläge gibt. So belehrt z. B. die Meise den Wäinämöinen, auf welche Weise der Boden zum Acker zu roden ist, die Spottdrossel beeinflusst die Ansichten der Jungfrau von Pohjola über die Ehe, der Rabe erweckt Rachegedanken in Kullerwos Herzen. Damit ist es nicht genug; es fuhlen, denken und sprechen alle Bäume und Steine, sogar die von den Menschen selbst verfertigten Gegenstände, Schwerter, Böte u. s. w. Der Mensch in der Kalewala lebt noch in der der griechischen Weltanschauung schon längst entschwundenen, kindlichen, halb unbewussten Einheit mit der Natur. Diese Art der Auffassung, obgleich natürlich unserer Bildungsstufe noch fremder als der griechischen, spricht uns dennoch sehr oft durch ihre Naivetät an, und hat überdies viele der lieblichsten Naturidyllen erzeugt, die zu den kostbarsten Perlen der Kalewala gehören.

Fortsetzung folgt.

Albanesische Märchen und Schwänke.

Mitgeteilt und übersetzt

von

J. U. JARNIK — PRAG.

Der Richter sieht das heilige Buch an.

Einer ging, um den Richter zu fragen. Er sagt zum Richter: „Schau das Buch an, soll etwa das Weib gehört werden oder soll es nicht gehört werden?“ Der Richter sagt zu ihm: „Wozu das Buch anschauen, denn das weiss man ohne Buch: das Weib soll nicht gehört werden.“ Der Mann sagt: „Auch ich habe es gewusst, dass das Weib nicht gehört werden soll, aber ich kam um zu fragen und um die Sache genau zu wissen, denn jetzt zwei Wochen sagt das Weib täglich zu mir: „Sende dem Richter einen Topf Honig und einen Topf Butter.“ Sobald der Richter vom Topf Honig und vom Topf Butter hörte, sagte er zu ihm: „Beeile dich nicht mit dem Weggehen, denn ich sehe das heilige Buch an.“ Er brach nicht auf um zu gehen, bis der Richter das heilige Buch angeschaut. Er sagt zu ihm: „In je 40 Jahren soll man dem Weibe einmal gehorchen.“ Er antwortet dem Richter: „Hättest du das heilige Buch früher angesehen, nicht jetzt, wo du vom Topf Butter und vom Topf Honig hörtest.“ Und so ging der Mann seinem Geschäfte nach und der Richter blieb mit dem heiligen Buche in der Hand.

Drei Wünsche.

Es waren drei Männer, welche in der Nacht Kurzweil trieben. Eines Abends geht der Sultan verkleidet. Der Sultan geht geradeaus in das

Zimmer derselben, gekleidet wie ein Derwisch. Er tritt hinein, sagt zu ihnen: „Ich bin gekommen als Gast für heute Nacht", und sie sagen zu ihm: „Befiehl, heiliger Vater!" Während sie singen und sich belustigen, sagt der eine derselben: „Würde ich die Tochter des Sultans haben!" Der andere sagt: „Möchte ich das beste Pferd, welches der Sultan hat, haben!" Der andere sagt: „Ich will nichts anderes haben, aber möchte ich keine Schulden haben!"

Der Sultan behielt die Reden derselben im Sinn. Am folgenden Tage in der Frühe ging der Sultan seiner Arbeit nach und lässt die drei Männer rufen, die in der Nacht Kurzweil trieben. Sie gingen auch, der Sultan fragt sie: „Was für Leute seid ihr?" Sie sagen ihm: „Wir sind arme Leute, am Tage arbeiten wir, und am Abend belustigen wir uns." Der Sultan fragt sie: „Habt ihr wohl gestern Abend irgend einen Gast gehabt?" Sie erschraken, der Sultan sagt zu ihnen: „Erschrecket nicht, erzählt die Wahrheit!" Sie sagen ihm: „Es ist ein Derwisch bei uns gewesen." — „Was habt ihr vor dem Derwisch gesprochen?" — Derjenige, welcher die Tochter des Sultans wünschte, erklärte ihm und sagt ihm: „Ich habe gesagt: möchte ich die Tochter des Sultans zur Frau bekommen!" Der Sultan sagt zu ihm: „Wohlan geh in den Harem und nimm sie!" Wie er in den Harem geht, dort hatte man einen Teller mit drei Weintrauben vorbereitet. Der Wein war von drei Arten: weiss, schwarz und rot; man band ihm die Augen mit einem Taschentuch zu und sagte zu ihm: „Da sind drei Weintrauben, du wirst sie essen. Wenn du vermagst sie zu unterscheiden, welche weiss, rot und schwarz ist, dann nimm die Tochter des Sultans." Er begann den Wein zu essen; ass den weissen und den roten und den schwarzen, konnte aber keinen einzigen unterscheiden, welcher weiss und rot und schwarz ist. Man fragte ihn: „Welcher schien dir am besten?" Er antwortet ihn: „Der eine wie der andere, alle ähnlich, ein Geschmack." Und man sagt ihm: „Nachdem doch die drei Arten Weintrauben einen Geschmack gehabt haben, so hast auch nicht du mit der Tochter des Sultans was zu thun, denn mag sie arm sein oder reich oder die Tochter des Sultans, ist alles eins, aber du schau und nimm deinen Stand und die Tochter des Sultans nimmt den ihrigen." Der Sultan rief ihn: „Nahmst du etwa das Mädchen?" Er sagt zu ihm: „Verzeihe mir, denn alle waren sie eins." Der Sultan verzieh ihm: „Wohlan geh und nimm deinen Stand."

Er sagt zum andern: „Was hast du gesagt?" Der sagt ihm: „Ich habe das beste Pferd gewünscht." Und der Sultan gab Befehl ihm das Pferd zu geben, wo das beste sei. Er ging und band das Pferd los, ging seiner Arbeit nach mit dem Pferde.

Der Sultan fragt den andern: „Was hast du verlangt?" — „Ich habe gewünscht: möchte ich keine Schulden haben!" Der Sultan sagt zu ihm: „Wo willst du ohne Schulden sein, da ich, der ich Sultan bin, Schulden habe: es ist nicht dein Stand keine Schulden zu haben." Der Sultan gab Befehl ihm den Kopf abzuschneiden. Unter den dreien kam einer mit einer Sache davon, der, welcher das Pferd verlangte, und der andere blieb ohne eine Sache und der andere blieb ohne Kopf.

Digitized by Google

Der Türke von Djakova im Sterben.

Einem Türken aus Djakova kam die Zeit zu sterben. Bevor er jedoch starb, dachte er nach: „Ich sterbe gewiss, wohin ich gehe, weiss ich nicht, ob ich wohl in das Paradies oder in die Hölle gehe.“ Er rief den Hodża und einen Priester, sagt zum Hodża und zum Priester: „Ich lasse euch nun je 500 Piaster, 500 Piaster fur die Kirche und 500 Piaster fur die Moschee und wo es besser sein sollte, dorthin möchte ich gehen.“

Volksüberlieferungen aus Österreich.

Von

FRANZ BRANKY — WIEN.

29. Teufelsbeschwörung

um einen in Verlust geratenen Gegenstand wieder zu finden.

Während die Kinder den in Verlust geratenen Gegenstand suchen, sagen sie fortwährend:

Teufel, Teufel, dua dein Bräzn weg,
Sunst kumt da Engl und schlägt d'as weg.

30. Wie die Kinder einen gefundenen Gegenstand dem Eigentümer einhändigen.

Wenn die Kinder etwas Verlornes, das einem ihrer Kameraden gehört, gefunden haben, so gehen sie zu dem Eigentümer des Gegenstandes, mahnen ihn, die Hände in der Bitt- oder Kantstellung zusammenzuhalten, und sie selbst halten die Hände, worin sie den Fund bergen, ebenso und sprechen dann, indem sie mit ihren Händen die des Verlustträgers der Länge nach schneiden und den betreffenden Gegenstand in dieselben gleiten lassen:

Goldl, goldl, sag nit ja,
Brich in Kind in Kopf nit á![1])

31. Ein Zwiegespräch

von einem schwerhörigen Knechte, der Stöfel heisst und auf dem Baume Äpfel pflückt, und einem Vorübergehenden:

Der Vorübergehende: Grüass di Gott, Stöfl! —
Stöfl: „Já Äpfel brock'n thua i.“

[1]) Dieser Gebrauch ist in Gross-Russbach zu Hause und wurde mir von Franz Höfer aus Hernals mitgeteilt.

Der Vorübergehende: I hoab di jâ nuar glei grüasst. —
Stöfl: „I woass nit, sein's sauer oder süass."
Der Vorübergehende: I glaub', du bist a Noar." —[1])
Stöfl: „Jâ, wâns lâng liag'n, wern's moar."[2])
Der Vorübergehende: Wou[3]) geaht[4]) denn d'r Weag dâ hin?
Stöfl: „In an Sâk is a Viarling[5]) drin.

(Aus Wolfsberg im Lavantthale in Kärnten.)

32. Die Metrik und Skansionsübungen in der Bauernstube.

Ans, zwa, dâ,
fili, fili, fo,
fili, fili, fili, fili,
fili, fili, fo.
Wer net zwanzig zöl'n kân,
Stengans do schon dâ.

Dieses Silbenspiel hat zusammen gerade 20 Hebungen. Jede Hebung bezeichnet der Bauer mit einem Kreidestrichlein auf seinem Tische. Auch im Erzgebirge kennt man dieses metrische Scherzspiel. Da hebt es so an:

fili, fili, fo,
fimmerle, fammerle, fo.

(Dr. Ad. Müllers, Volkslieder aus dem Erzgebirge, S. 206.)

Der 12. Band des Heimgartens, S. 939, brachte dieses Spiel in der folgenden Fassung:

Eins zwei ho! sechse stehn schon da!
Viela, viela, viela, viela, viela, viela, ho,
Der bis zwanzig zählen kân, stehn schon alle da.

33. Scherzfragen.

Wohin fliegen die Schwalben im Herbste?
(Wohin ihnen der Schnabel steht.)

Was ist das Beste an des Müllers Säcken?
(Dass sie nicht reden können, denn sonst würden sie sagen, wie viel Mehl der Müller stiehlt.)

Wer ist der Älteste in der Kirche?
(Der Weichwadel, weil er einen weissen Bart hat.)

Warum heisst der Fuchs Fuchs?
(Weil sein Vater auch so geheissen hat.)

Warum heisst der Esel Esel?
(Weil er wirklich ein Esel ist.)

[1]) Narr. [2]) werden sie mürbe. [3]) Wo. [4]) geht. [5]) Ein bestimmtes Mass.

Digitized by Google

Rumänische Volksromanzen

Übersetzt von

ROBERT PREXL — MÜHLBACH (Siebenbürgen).

I.

Gutza.

Plecă Guța la'nsurat,
Mândră nevast'a căpătat,
Și de mândră ce-era.
Sóță'n țară nu'si afla
El din graiu așa-i grăia:
„Tu nevastă draga mea,
Când pe tin'te-am luat
Ghem mare mi-am căpătat.
Vîndui casa, vîndui oi,
Vindui curte, vîndui boĭ,
Și ghemu nu 'lam plătit,
Pan' pe tin nu team vîndut.
Baga'ți fața'n rumenele
Și sprîncenele'n cernele,
Ca să am folos din iele
Să mergem la tîrg cu iele.

Și-o bâgat fata'n rumenele
Și sprîncenele'n cernele,
Ca să aibă folos din iele
Și sa dus la tîrg cu iele.

Nici bine'n tîrg n'a ajuns,
Un turc tiner la ea vine
Și din graiu așa-i grăia:
„Ce cei pe nevastă-ta?"
„„Eu nu ceiu sute prea multe,
Nu ma să mi-o cumpĕnești
De trii ori in gălbiori
Și apoi de cinci arginți!""
Nici bin' vorba no gătat,
Și banĭ și-o căpĕtat.

Turcu din graiu așa-i grăia:
„Tu nevastă draga mea,
Eu pe tine bani am dat,
Și eu nu te-am intrebat,
Ce fel de om miam luat."

Gutza zog auf Freien aus,
Bracht' sich eine Frau nach Haus,
Die an Pracht und Zier im Land
Wohl nicht ihres Gleichen fand.
Einmal sprach er sehr betrübt:
„Du mein Weib, so heiss geliebt,
Als ich dich zum Weibe nahm.
Grossen Knauel ich bekam.
Ich verkaufte, liebes Kind,
Haus und Hof und Schaf und Rind,
Doch der Knau'l ist nur bezahlt,
Wenn ich feil dich selber halt'.
Färbe also im Vertrau'n
Deine Wängelein und Braun,
Dass sie mir zum Vorteil dienen
Und komm' auf den Markt mit ihnen!"

Und sie färbte im Vertrau'n
Ihre Wängelein und Braun,
Dass sie ihm zum Vorteil dienen
Und ging auf den Markt mit ihnen.

Kaum erreichten sie den Ort,
Kam ein Türke auch sofort,
Frug, entzückt von ihrem Leib:
„Was begehrst du für das Weib?"
„„Freund, ich überhalt' dich nicht;
Wäg' ihr eigenes Gewicht
Dreimal mit Dukaten, d'rauf
Fünfmal noch mit Silber auf!""
Kaum bestimmte er den Lohn,
War das Geld gewogen schon.

Also sprach der Türke dann:
„Hör' mein junges Weib mich an!
Wohl den Kauf hab' ich gemacht,
Hab' dich aber nicht befragt
Um dein Volk und Vaterland."

Nevasta din graiu grăia:
„„Ea's fata voivodului
Din ţara Ardealului.““
„Şi eo's ficiorul voivodului
Din ţara Ardealului.
Dumi-te tu la bărbat,
Ca 'ti mai dau pecât ţ'am dat!
Că dór nu mi-o fi pecat,
Pentru că te-am sĕrutat!“

Und das holde Weib gestand:
„„Bin die Tochter des Wojwoden
Uber'n siebenbürger Boden.““
„Ich der Sohn g'rad des Wojwoden
Uber'n siebenbürger Boden.
Kehre heim zu deinem Mann,
Der das Geld behalten kann!
Vielleicht ist es keine Schuld,
Dass ich küsst' dich in Geduld!“

II.

Bruder und Schwester.

Astă vară n'au fost vară,
Ca'u picat o ghiaţă mare,
Da n'au picat de recóre,
Ca'u picat de jele mare;
Că se'n sóră un craiu mare
Vrea sĕ ia pe sorusa.

Dieser Sommer war kein Sommer,
Denn es fiel ein grosser Hagel,
Doch er fiel ja nicht vor Kälte,
Sondern nur aus tiefer Trauer;
Es vermählte sich ein König
Und nahm seine eigne Schwester.

„Haida soră după mine!“
„„Atunci frate ieu moi duce,
Când tu frate mi aduce
Auor galbin pe pământ,
Şi aramă,
Peste vamă!““

„Nimm mich Schwester doch zum Mann!“
„„Dies nur dann geschehen kann,
Wenn du bringest Bruder hold
Auf die Erde gelbes Gold,
Kupfer wohl,
Über'n Zoll!““

„Haida soră după mine,
Că 'ţi-am adus ce'm-ai spus!“
„„Atunci frate eu moi duce,
Când tu frate mi aduce
Sfântu sóre nănaşiu mare,
Sfânta lună nânăşiţă,
Găinuşa socăciţă
Şi stelele
Fetele!““

„Nimm mich Schwester nun zum Mann,
Deinen Wunsch hab' ich gethan!“
„„Wenn du meinen Wunsch erfullst
Und vom Himmel bringen willst
Sonne zum Hochzeitsvater,
Mond zur Hochzeitsmutter,
Siebengestirn zur Köchin
Und die Sterne
Zu Brautjungfern!““

„Haida soră după mine,
Că ti-am adus ce'm-ai spus!“

„Nimm mich Schwester nun zum Mann,
Deinen Wunsch hab' ich gethan!“

Când în biserică tunară,
Tóte icónele lăcrămară.
Icóna lui maica precesta
Din graiu ea aşa grăia:
„Dar tu popâ ce-aî lucrat!
De doi fraţi a-i cununat,
Din tr'un sânge mestecat!“

Als sie in die Kirche traten,
Alle heil'gen Bilder weinten.
Und das Bild der Muttergottes
Sprach zum Popen am Altare:
„Pope was hast du begangen!
Du hast einen Bund der Ehe
Hier geweiht, den zwei geschlossen,
Die aus einem Blut entsprossen.“

Digitized by Google

Aus der Provinz Sachsen.

I.

Der Festkalender von Hornburg (bei Oberröblingen am See) in Sitte, Brauch und Schwank.

Zusammengetragen und mitgeteilt nebst Vorwort
von
EDM. VECKENSTEDT – HALLE A/S.

Inhalt.

I. Geschenk- und Freudentage der Kinder, Dienstboten, Lehrlinge, Gesellen, Schäfer. Herrenstrafen. Von Weihnachten bis Fastnacht, 1—11

II. Die Hänsel- und Anführtage. Fastnacht bis 1. April, 12—14.

III. Ostern. Gründonnerstag bis 3. Ostertag, 15–19.

IV. Maienfeste (Betula, Birke). Himmelfahrtstag bis Kirschfest (1. Drittel des Juli), 20—28.

V. St. Johannes der Täufer, 29—31.

VI. Erntefest und Erntedankfest, 33—35.

VII. Martinsgans, Stöperkanne, der Alte, 36—38.

Vorwort.

Es sei ausnahmsweise gestattet zu dem *Festkalender* aus *Hornburg* in *Sitte*, *Brauch* und *Schwank* einige einleitende Worte zu geben.

Wie nach meiner Ansicht nur die Sagenforschung rechten Sinn hat, welche darauf verzichtet, dem Einzelzuge *einer* Sage die entscheidenden Beweise für die Deutung des Ganzen zu entnehmen, da in diesem Falle die Gefahr des Irrtums überaus nahe liegt, so muss des besonnenen Forschers Bemühung darauf gerichtet sein, zunächst einen Sagenkreis zu bilden und dann erst von dem Umfang zum Mittelpunkt einzudringen.

So konnte denn meine Aufgabe, als ich beschloss einen Festkalender zu schaffen bez. den etwa vorhandenen durch eigene Nachforschung zu bewahrheiten oder zu wandeln, nur die sein, neue Erhebungen vorzunehmen.

Zu dem Zweck begab ich mich über Eisleben und Bornstedt nach Hornburg, in Begleitung meines Neffen, des hiesigen Gymnasiasten Paul Sickel.

Die Herren, denen ich alle folgende Mitteilungen verdanke, sind vor Allem der Landwirt *Franz Sturm*, sodann der Gutsbesitzer *Rühlmann*, der Gutsbesitzer *Wolf*, der Gutsbesitzer *Hermann Holze*, der Wirt *Noth*.

Die Aufzeichnungen sind von mir bei den Mitteilungen der genannten Herren gemacht worden, auf meinen Wunsch zu gleicher Zeit auch von

Digitized by Google

meinem Neffen *Paul Sickel:* die kontrollierende Vergleichung der gegenseitigen Aufzeichnungen hat in meiner Wohnung stattgefunden am Sonntag Nachmittag, den 12. April.

Wie ich in Russland das Glück hatte, ausser der von meinem damaligen Direktor Herrn *Staatsrat N. von Lenström* mir stets erwiesenen Teilnahme für meine Erhebungen, welche ich ihm sofort mitzuteilen pflegte, zu eigener und anderseitiger Kontrolle, die Polizei meine wichtigsten wissenschaftlichen Funde bewahrheiten zu sehen, — denn in Krottingen waren von ihr alle Aufzeichnungen mit Beschlag belegt worden, darunter besonders solche von dem mythischen Könige der Lithauer und der Żamaiten, und erst mit Hülfe des Herrn Kaufmanns *Drübin* gelang es mir, dieselben am folgenden Tage zu befreien, — so machten mir zur Vergewisserung meiner Erhebungen mein Vetter, Herr *Pastor Sickel*, das Vergnügen, einige Stunden dabei anwesend zu sein, sowie der Schulze des Ortes, Herr *Gutsbesitzer Wolf jun.*

Wie bereits die Inschriften der einzelnen Abschnitte beweisen, fuhren die Mitteilungen zu durchweg anderen Ergebnissen, als unsere Mythologen und mythologisierende Germanisten aus den Einzelheiten der Volksfeste herauszudeuten verstanden haben: die neuen Erhebungen beweisen, dass vor *Weihnachten* das *Beschenken* von Kindern und Dienenden beginnt — am Fastnacht will auch der Herr seinen Spass haben und bestraft sich und seine Freunde — dann werden besonders Kinder und Dienstboten *gehänselt*, obschon an den betreffenden Tagen auch den Kindern gern das Vergnügen gemacht wird, dass sie sich ihrer überlegenen Klugheit erfreuen können — das *Osterfest* ist ein schwacher Nachklang der Weihnachtsfreuden. Mit dem *Himmelfahrtstag* beginnt ein neuer Festabschnitt.

Der Reim des *Himmelfahrtstages* spricht mit erstaunlicher Deutlichkeit aus, welches Ziel die Feste am 3. Pfingsttag, am Tag des Mädchenwahlrechtes, am Kirschfesttage haben — und wenn der *Maienkönig* aus dem Wald geholt wird, ein junger frischer, aber verheirateter Mann, der *wilde Mann*, an demselben Tage geholt, die Zielscheibe des Spottes ist, so wird man eben nicht umhin können, mit den *Vegetationsdämonen* hier fortan sein Spiel zu unterlassen, um in diesen Festen, Tänzen und Spielen die Anbahnung und Verklärung des zu erringenden und errungenen *Liebes-* und *Eheglückes* zu erblicken.

Fortgang und Schluss des Jahres führen dann zum *Erntefest*, dem weltlichen und kirchlichen mit weltlichem Ausgang, um mit *Martinsgans*, *Stöperkanne* und dem *Alten* den Kreislauf der Feste zu vollenden.

Werden wir nicht umhin können, unseren mythologisierenden Germanisten unser tiefstes Beileid zu bezeugen, dass ihr *Schimmelreiter*, der *Wodan* ihrer Phantasie, sich in den *Eselreiter* verwandelt hat, welcher den *Marterbock* (vgl. Zeitschrift für Volkskunde, Jahrg II, S 226), den *Esel*, mit Scherzen und Spässen *persifliert*, — dass der „*Gute Teil*“ — ihr *Wodansteil* — der Erntearbeiter vom Ernteschmause — jetzt sich in ein Stück *Kuchen* und einen *fetten Hammel* gewandelt hat — dass dieser *Erntewodansteil* sicher auch beim *Bier* oder *Schnaps* erscheinen würde, hatte ich längst als Vermutung ausgesprochen, als mir Herr Oberlehrer Knoop denn auch schrieb, dass der Erntearbeiter, welcher dem Herrn auf dem Ernte-

Digitized by Google

fest zutrinkt, dies *upt Gaude* thut — nach unsern seltsamen mythologisierenden Germanisten also auf *Wodan*, in Wirklichkeit auf das Gute — *„dass es gut bekomme“* — wie der *Wodan* der *Drescher* als ihr *„Alter“* beschaffen ist, zeigt die Nummer von der Stöperkanne — so haben wir doch aus diesen Schwänken und Bräuchen den Gewinn zu ziehen, dass wir wissen, ein wie *reiches Volksleben wir Deutsche entwickelt hatten*, eine wie *fröhliche, sinnreiche Ausgestaltung* der *einfachsten Anschauungen* und *Verhältnisse* uns eigen war, bevor der *Missverstand* diese schönen Feste *zerstört*, der *Unverstand* die Bedeutung ihres *erheiternden* Thuns und Treibens in das *mythisch-wodanisch-friggische* umgedeutet hatte.

Die Feste sind nicht mehr oder umgewandelt. Da aber von den Herren, welchen ich diese Mitteilungen verdanke, die älteren *alle diese Feste und Belustigungen persönlich mitgemacht haben*, so dass der *Esel-* wie der *Drescherwodan jeden Augenblick* in die *volle Anschaulichkeit umgesetzt* werden kann, so habe ich die Form der Mitteilung in der Gegenwart gewählt, so wie berichtet wurde.

An diesen Festkalender aus Hornburg wird sich später ein *wendischer*, sowie ein *polnischer* schliessen, Poestion aber wird uns die wichtigen nordischen *Frühlingsfeste* weiter schildern.

Damit aber wird das Material geboten sein, zu entscheiden, was Heidentum, was Christentum, was Schwank, was altheidnische Übung. Denn dass auch ich geneigt bin, heidnische Anschauung da zu erkennen, wo dieselbe hervortritt, wie in dem Johannesfest mit seinem Gold und Perlen führenden Wasser, seinem Wuchs oder Verderben anzeigenden Regen — denn um Johannes beginnt uns Nordländern die Regenzeit, seinen Wasseropfern, seinen Heilkrautern, seinem Feuer, welches die Unholde von der Feldfrucht verscheucht, seinem neuen Triebe, seinem leuchtenden Käfer, der mit seinem phosphorreszierenden Glanze als blaues Feuer das Gold anzeigt, welches der glückliche Finder hebt oder das sich seinem Suchen entzieht — braucht kaum bemerkt zu werden, es sei denn für denjenigen, welcher frühere Wahngedanken zu halten die Wahrheit nicht sehen kann oder nicht will. Die Forschung hat aber nicht beliebigen Einfällen zu dienen, sondern der Wahrheit, welche vorurteilslose Prüfung des Stoffes ergibt.

Für die Notwendigkeit diese Wahrheit zu allgemeinerer Erkenntnis zu führen, trete jetzt auch der Festkalender ein.

I. Geschenk- und Freudentage der Kinder, Dienstboten, Lehrlingen, Gesellen, Schäfer. Herrenstrafen.

Vor Weihnachten (Adventszeit) bis Fastnacht. 1—11.

1. Vor Weihnachten kommt zu den Kindern der Knecht Ruprecht. Derselbe ist in der Regel ein Knecht oder eine Magd von dem Gehöft, welche vermummt sind und eine Rute sowie einen Sack haben.

Sie lassen die Kinder beten: wenn sie das können, so beschenken sie dieselben, wenn nicht, so drohen sie ihnen, schlagen sie auch wohl leicht mit der Rute.

Digitized by Google

2. Am Sylvester gehen die Kinder schon am Vormittag in der Frühe um und singen: „Lobt Gott ihr Christen allzugleich."

Sie werden dafür beschenkt und erhalten Geld oder Kuchen, Pfefferkuchenscheiben, Rechenstifte oder Äpfel.

3. Früher knallten die Knechte am Sylvester mit ihren Peitschen vor der Werkstatt der Handwerker, welche für das betreffende Gut arbeiteten; sie wurden von diesen dafür beschenkt.

Jetzt kommen alle Knechte des Dorfes am Sylvester den Abend gegen sieben Uhr zusammen und knallen mit ihren Peitschen vor dem Gehöft der Gutsherren, des Pastors, des Kantors, der Handwerker und des Kaufmanns.

Darauf wird das Geld, welches sie erhalten, vertrunken.

4. Am Sylvesterabend muss man einen magern Hering essen, wenn es geht, einen solchen, welcher Rogen hat: thut man dies, so hat man das ganze Jahr hindurch Geld.

5. Am Sylvesterabend legen die jungen Leute ihre Weste auf den Tisch hin, an den Platz, an welchem sie zu essen pflegen, um damit anzuzeigen, dass sie wünschen, dass ihre Geschenke einen eben solchen grossen Platz bedecken mögen, wie ihre Weste.

6. Die Bescherung findet am ersten Weihnachtstage statt.

7. Am zweiten Weihnachtstage ist Nachmittag Tanz.

8. Der dritte Weihnachtstag war der Klingeltag der Kinder. Ein jedes Kind nimmt einen Zweig und eine Klingel und geht damit im Dorf herum, besonders zu seinen Verwandten und Paten und wird von denselben beschenkt. Die Kinder haben auch das Recht, an diesem Tage die Leute zu hauen, wenn sie sich Geschenke einholen.

9. Am Neujahrstage ziehen die Gesellen und Lehrburschen der Handwerker herum und gratulieren den Leuten. Dafür erhalten sie Geschenke, welche sie dann verjubelten.

10. Fastnacht geht der Schäfer im Dorfe herum und bläst auf dem Gehöft, von welchem er die Schafe austrieb. Er erhält dann ein Geschenk.

11. Zu Fastnacht findet eine Gemeindeversammlung statt: in derselben werden allerlei Strafen aufgelegt, die frisch Zugezogenen müssen etwas zum Besten geben, und alles wird vertrunken.

II. Die Hänsel- und Anführtage.

Fastnacht bis 1. April. 12—14.

12. Zu Fastnacht (am 10. Februar) pflegt man die Leute zu hänseln. Man schickt an diesem Tage besonders gern die Dienstmädchen aus, damit sie eine Kräppelform leihen, denn an diesem Tage werden Kräppel (Kräpfel, Pfannkuchen) gebacken und gegessen, welche bekanntlich ohne Form gemacht werden.

Dem Mädchen, welche eine Kräppelform leihen will, pflegt man die Schürze voll Steine zu packen.

Digitized by Google

Man nennt Jemand, der sich an diesem Tage hat anführen lassen, einen Fastnachtsnarren.

13. Am 1. März sucht man Jedermann anzuführen, und zwar thun dies besonders gern die Kinder. Wer sich hat anführen lassen, dem ruft man „Märzenschaf" zu.

14. Am 1. April sucht man Jedermann anzuführen, besonders gern die Dienstboten und Kinder, indem man sie nach dem Kaufmann schickt, dass sie dort Zwirnsamen holen.

Von den also Ausgeschickten sagt man, dass sie sich in den April haben schicken lassen.

III. Ostern.

Gründonnerstag bis 3. Ostertag. 15—19.

15. Am Gründonnerstag muss man etwas Grünes essen, wenn es geht, Grünkraut oder Rabunzen.

16. Wenn man Osterwasser holen will, so muss dies am Heiligabend geschehen: man kann dasselbe aus jedem fliessenden Wasser holen. Das Jahr darauf kocht man aus diesem Osterwasser wie aus dem Johanniswasser Kaffee. Der Kaffee schmeckt gut und man ersieht daraus, dass das Wasser anders ist als jedes andere, denn es verdirbt nicht.

17. Am ersten Ostertag werden die Kinder am Nachmittag mit Eiern beschenkt.

18. Am zweiten Ostertag ist Tanz.

19. Am dritten Ostertag geht man nach Querfurt zum Jahrmarkt auf die Eselswiese.

IV. Maienfeste. (Die Maie, Betula alba, Birke.)

Vom Himmelfahrtstag bis zum Kirschfeste (1. Drittel des Juli). 20—28.

20. Am Himmelfahrtstag pflegen diejenigen jungen Leute, welche noch keine Liebste oder keinen Liebsten haben, sich darnach umzuschauen: deshalb sagt man auch:

„Wer zu Himmelfahrt sich nicht paart,
Der ist zu Pfingsten schlecht verwahrt."

21. Am Pfingstheiligabend setzt der Bursch seiner Liebsten um Mitternacht eine Maie (Betula alba, Birke). Je grösser die Zuneigung des Burschen ist, eine um so grössere Maie sucht er sich zu verschaffen.

Die Maien werden von den jungen Mädchen sorgfältig gepflegt und erhalten, so lange es geht.

Auf dem Schenkplatz, mitten im Tanzsaal, wird eine Maie eingesetzt und um dieselbe getanzt.

22. Wenn ein Bursch ein Mädchen auf das schwerste beleidigen will, so setzt er derselben am Pfingstheiligabend eine Maie mit Schäfchen.

23. Am 1. Pfingsttag geht man zur Kirche und enthält sich besonderer Lustbarkeiten.

Digitized by Google

24. Am 2. Pfingsttag ist den Nachmittag Tanz.

25. Am 3. Pfingsttag lässt sich früh um 8 Uhr die Musik hören. Alsdann beginnt im Dorf allerlei Kurzweil, Schwank und Scherz.

Die Hauptpersonen, welche den grössten Schwank machen, müssen sehr gewandt und rüstig sein, sonst halten sie das tolle Treiben nicht aus. Dieselben melden sich freiwillig zu dem Posten, welchen sie übernehmen wollen.

Diese Hauptpersonen sind der Eselreiter, der Bärenführer mit Bär, der Schornsteinfeger, der Pëas (Bajazzo) oder Hanswurst.

Der Eselreiter muss ein verheirateter Mann sein. Seinen Namen führt er nach folgender Vermummung.

Neben dem Schenkplatz oder dem Tanzlokal befand sich früher ein Holzbock, also ein Gestell aus Holz. Wenn sich ein Bursch beim Tanze unpassend benommen hatte, so musste er dafür zur Strafe auf diesem Holzbock, welcher der Esel genannt wurde, eine Viertelstunde oder eine halbe Stunde reiten.

Um die Art dieser Strafe auf dem Marterbock oder Esel zu verspotten, macht sich der Eseltreiber ein Gestell zurecht. Er bindet sich nämlich zu diesem Zweck vorn und hinten eine Rolle (ein Sieb) vor und behängt dieses dann mit einem Bettlaken, damit man die Zurüstung nicht sehen kann und auch von den Beinen nichts. So sieht es denn aus, als ob der Reiter auf dem Marterbock, dem Esel also, reitet.

Der Eselreiter reitet im Dorfe umher und sucht möglichst viel Aufsehen zu machen.

Der Bärenführer hat einen Bären an der Kette und lässt denselben tanzen. Der Pelz des Bären wird aus Erbsenstroh hergestellt, denn dieses ist kraus und braun wie der Pelz des Bären.

Wie der Eselreiter und der Bärenführer, so machen auch der Schornsteinfeger und der Pëas oder Hanswurst ihre Spässe im Dorfe.

Nachdem diese vier Hauptpersonen des lustigen Tages ihre Spässe im Dorfe getrieben haben, schliessen sich die jungen Leute zu einem Zuge zusammen und ziehen durch das Dorf.

Der Eselreiter, der Bärenführer mit dem Bär, der Schornsteinfeger, der Pëas oder Hanswurst sind bald mitten im Zuge, bald umkreisen sie denselben, bald sind sie an der Spitze des Zuges zu sehen.

Während der Zug so langsam im Dorfe herumzieht, sammeln die jungen Burschen in den Häusern ein, Wurst, Speck und Eier. Davon wird zu Mittag in der Schänke ein grosser Schmaus angerichtet und dann wird getanzt.

26. Etwa vierzehn Tage nach Pfingsten geben die Mädchen ihr Fest.

Zu diesem Fest bestellen die Mädchen die Musik und bezahlen die Musikanten. Sie sammeln zu dem Schmause, welchen sie an diesem Tage den jungen Burschen geben, Eier, Wurst und Kuchen ein.

Nach dem Schmause findet allerlei Kurzweil statt, als da ist Hahnenschlagen, Topfschlagen, Sackhüpfen.

Die Mädchen verteilen dabei Tücher und Bänder als Preis, welche an einer Maie hängen.

Digitized by Google

Zu diesem Feste müssen die frisch Verheirateten wie die in das Dorf Eingezogenen besonders reichlich beisteuern, und zwar Tücher oder Geld.

27. Zur Zeit der Kirschreife, um den 9. Juli, wird das Kirschfest gefeiert, welches 2 Tage währt. Am 1. Tage des Festes wird der Maienkönig eingefangen. Derselbe ist ein verheirateter Mann. Derselbe versteckt sich im Walde. Besondere Kleidung oder Ausputz hat er nicht.

Darauf gehen zwei Mädchen aus und zwar in dem Anzug, welchen sie zum Tanze tragen. Dieselben suchen den Maienkönig und führen ihn heim.

Vorrechte irgend welcher Art hat der Maienkönig nicht.

Ebenfalls an diesem Tage wird der wilde Mann eingefangen. Derselbe ist mit Moos und Läppchen bedeckt und trägt eine spitze Mütze.

Sobald die Mädchen den wilden Mann eingefangen haben, treiben sie ihre Possen mit ihm.

28. Am 2. Tage des Kirschfestes finden allerlei Vergnügungen statt, als da sind Hanswurstessen, Auskegeln, Wettlauf, Räubereinfangen.

Die neu in das Dorf Gezogenen werden auf den Grenzstein gestaucht, bei dieser Grenzfahrt wird tüchtig getrunken.

Der Bäcker hat zu diesem Fest drei Tonnen Bier zu liefern, welche vertrunken werden: es ist dies ein Teil seiner Pacht für die Gemeindebäckerei.

Beim Tanz wird der Barbiertanz aufgeführt.

V. St. Johannes der Täufer.

29—32.

29. Das Johanniswasser wird am Heiligabend um Mitternacht schweigend geholt, aber man darf es nur aus dem Toppsteinquell holen, eine Stunde weit vom Dorfe. Wenn der Johannistag auf einen Sonntag fällt, so speit die Toppsteinquelle goldene Perlen aus. Man nennt deshalb den Sonntag, welcher mit dem Johannistag zusammenfällt, den güldenen Sonntag.

30. Das Johannisfeuer wird am Heiligabend auf dem Galgenberg angezündet: man macht das Feuer mit Stein und Stahl an. Zu dem Feuer benutzt man Stroh, Holz, das im Dorfe gesammelt ist, und alte leere Theertonnen. Die Theertonnen steckt man gern auf Latten oder Stangen und treibt mit den Bränden allerlei Kurzweil; man schwenkt sie hin und her, dass die Funken nur so stieben, wirft sie den Berg hinauf und hinunter und vergnügt sich damit auf jede Weise.

31. In der Johannisnacht holt man besonders die Kräuter:
Armetill = Tormentille (Potentilla Tormentilla L.).
Feld- oder Stiefmütterchen (Viola tricolor L.).
Farnkraut (Filix, wohl Aspidium filix mas.).
Berghopfen (Marrubium vulgare L.).

32. Wenn die Johanniskrone gemacht werden soll, so müssen die Kinder dazu Feldblumen holen. Damit sie nicht zu tief in das Korn gehen und dasselbe zertreten oder sich darin verirren, droht man ihnen mit der Kornmutter oder mit dem schwarzen Mann. Die Johanniskrone wird frühmorgens am Hause aufgehängt.

VI. Erntefest und Erntedankfest.

33—35.

33. Das Erntemädchen wird mit der Erntekrone und dem Erntekranz auf dem letzten Fuder eingebracht.

Das Erntemädchen ist eine bunt angeputzte Puppe mit Harke und Knebel. Das Erntemädchen soll der Herrschaft zeigen, dass ihre Leute bei der Ernte fleissig geschafft haben, und mit welchen Werkzeugen die Frauen und Mädchen.

Die Erntekrone und der Erntekranz sind aus Hafer, denn der Hafer ist die Erntefrucht, welche am letzten eingebracht wird.

34. Wenn das Erntemädchen, die Erntekrone und der Erntekranz eingebracht werden, so hält der erste Drescher eine Ansprache an den Besitzer des Hofes, worauf dieser antwortet.

Alsdann beginnt der Schmaus, welchen der Besitzer den Leuten gibt, und darauf der Tanz.

Jetzt gibt der Hofbesitzer statt des Schmauses den verheirateten Leuten einen Hammel, welchen sie sich schlachten und daraus einen Schmaus herrichten, sowie ihren Teil Kuchen.

35. Um Michaelis wird das Erntedankfest kirchlich gefeiert; am Nachmittag findet Tanz statt.

VII. Martinsgans, Stöperkanne, der Alte.

36—38.

36. Am Martinstage (10. November) wird in jedem Hause eine gebratene Gans gegessen.

37. Wenn die Frauen oder Mädchen die Arbeit des Federschliessens beendet haben, so erhalten sie von der Herrin eine Stöperkanne.

38. Wenn die Drescher die letzte Arbeit beendet haben, so muss ihnen der Herr eine Stöperkanne geben.

Derjenige von den Dreschern, welcher den letzten Schlag thut, kriegt den Alten. Er muss Geld zum Trinken geben und behält den Alten bis zum nächsten Dreschjahr; man verspottet ihn wegen des Alten die ganze Zeit über, bis der neue Ausdrusch beginnt.

Digitized by Google

Die alten nordischen Frühlingsfeste.

Nach dem Dänischen des **Troels Lund.**

Von

POESTION — WIEN.

Mit dem Karsamstag, dem „Osterabend", begannen bereits die Vorbereitungen zu dem fröhlichen Osterfeste. In der Zeit des Katholicismus war es Sitte gewesen, dass die Priester an diesem Tage die Esswaren und das Saatkorn der Bauern weihten, und dieser Brauch erhielt sich noch einige Zeit nach der Einfuhrung der Reformation. Noch im Jahre 1566 fand die „Speisenweihe" selbst in der Nähe Kopenhagens, in der Umgebung von Roskilde statt. Man brachte allerlei Esswaren herbei und ausserdem Roggen, Gerste und Hafer; der Priester segnete dies Alles und sprach ein besonderes Gebet daruber, wodurch die Bauern Speise und Korn fur das folgende Jahr gesichert glaubten. Des Abends wurde ein Gottesdienst abgehalten, der das Osterfest einleitete. Beides, die Speisenweihe und der Gottesdienst, wurden später im Norden ausdrücklich verboten, und die Leute mussten sich nun damit begnügen, den Karsamstagabend innerhalb der Wände ihres Heims zu feiern, indem sie sich an den alten Festgerichten: süssem Brei und weichgekochten Eiern gütlich thaten.

Der Ostersonntag war ein vollständiges Freudenfest. Vom frühen Morgen an waren die Leute auf den Beinen, um den Sonnenaufgang zu betrachten Nach einem, wie es scheint, bei allen christlichen Völkern verbreiteten Glauben soll nämlich am Ostersonntage die Sonne bei ihrem Aufgange tanzen oder „spielen" aus Freude uber die Auferstehung Christi. Nur in ganz vereinzelten Gegenden knüpfte sich ein Aberglaube betrüblicher Art an den Ostermorgen. So scheute man sich in Telemarken, Feuer auf dem Herde anzuzünden; denn der Hof, von dem zuerst Rauch aufstieg, sollte von Raubtieren heimgesucht werden. War man endlich dazu gezwungen, so gebrauchte man die Vorsicht, neun verschiedene Arten von Holz zugleich mit einem Holzlöffel, einem Topfhenkel, einem Besen, sowie Pulver und Schwefel zu verbrennen. Die Absicht hierbei war ohne Zweifel die, den Schornstein von der Verunreinigung zu säubern, die möglicherweise von der Nacht des Gründonnerstags her darin haftete, wo die Hexen durch denselben hinausfuhren. Selbst der Rauch war noch verunreinigt. Alle mussten vor das Haus hinaus, um zu sehen, wohin derselbe sich zog. Trieb er in der Richtung des Weges zur Kirche, so bedeutete dies, dass jemand im Hause bald sterben werde.

Wenn man nach beendigtem Gottesdienste, bei welchem in der Kirche geopfert worden war, nach Hause zurückkehrte, vertrieb man sich die Zeit mit allerlei Scherz. Ein besonderes Ostervergnügen waren auch damals schon die Ostereier, mit welchen man auch Spiele trieb, von denen dasjenige, welches darin bestand, dass man ein Ei nach dem andern über eine schräge Fläche hinabrollen liess, das gewöhnlichste und beliebteste war. Es galt dabei, mit seinem Ei eines der früher hinabgerollten entweder blos zu berühren oder die Schale desselben einzuschlagen. Das Spiel hiess auf dänisch „at trante Paaskeag." In Deutschland und England hatte man ausser diesem auch noch andere Spiele, z. B. die Eier in „Hasen-Nestern" verbergen, sie in geballter Hand halten und damit schlagen u. s. w.

Die Sitte der Ostereier ist bekanntlich einer der ältesten und verbreitetsten Festgebräuche, die man kennt. Die „Speisenweihe" am Karsamstage, die sich im Norden nicht nur auf Eier und Esswaren im allgemeinen, sondern auch auf das Saatkorn erstreckte, beschränkte sich in den südlichen Ländern hauptsächlich auf die Eier. Sowohl in der römisch- wie in der griechisch-katholischen Kirche begann die Osterfeier mit dem Genusse der geweihten Eier. Und die „Ostereier" sind bekannt von Skandinavien bis Ägypten, von England bis Persien und Sibirien. Man kann denn auch den Ursprung dieser Sitte nicht allein im Hinblick auf das Ende der Fastenzeit, in dem Feste zur Auferstehung Christi, in der beginnenden Zeit des Eierlegens oder in irgend einem der übrigen Umstände suchen, von denen man sie herleiten wollte. Das Ei ist seit undenklichen Zeiten das Sinnbild des eingeschlossenen und doch wahren, üppig hervorbrechenden Lebens gewesen und hat sich daher gleich leicht als Zeichen des Frühlings und der Auferstehung anwenden lassen. Es geht hiermit wie mit den entsprechenden deutschen und englischen Namen für dieses Fest.[1]) Das deutsche „Ostern" und das englische „easter" stammen beide von dem altsächsischen „oster" d. h. aufstehen. Schliesst man aber daraus, dass der Festname nur auf die Auferstehung Christi sich beziehe, so wird dies dadurch abgeschwächt, dass die alten Germanen eine Göttin des Frühlings Namens „Ostara" verehrten. Und auch hierbei darf man nicht stehen bleiben, denn der Name dieser Götten steht offenbar in Verbindung mit „Osten", der Himmelsgegend der aufgehenden Sonne.

[1]) Die Nordländer verwenden für „Ostern" mit den Romanen das lateinische Wort „pascha", das wieder dem Hebräischen entlehnt ist und dänisch-norwegisch „paaske", schwedisch „pask" und isländisch „paskar" (Pl.) lautet.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Kongress zu London.

Bücherbesprechungen.

I.

1) Folk-Lore Congress 1891. Report of the Literary Committee. (Adoptet by the organising Committee.) 2) The Handbook of Folklore. Editet by Georg Laurence Gomme. London 1890. 3) Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon. Ière Livraison. Liége 1890. 4) Vraagboek tot het Zameln van Vlaamsche Folklore of Volkskunde door August Gittée. Gent 1888. 5) Instructions et Questionnaires par P. Sébillot. Paris 1887. 6) Questionnaire des Croyances, Légendes et Superstitions de la Mer par Paul Sébillot. Paris 1885. 7) Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur Germanischen Sittenkunde von Wilhelm Mannhardt. 1. Aufl. 1865. 2. vermehrte Aufl. Danzig 1866.

Ist die letzte der zu besprechenden Schriften vor länger als einem Vierteljahrhundert erschienen, so muss sie doch deshalb in den Kreis unserer Darlegungen hineingezogen werden, weil von ihr die mächtige Bewegung ausgegangen ist, welche eine neue Zeit für jene sich entwickelnde Wissenschaft hervorgerufen hat, welcher der Angelsachse den Namen Folklore beigelegt hat, während der Franzose seinen der Wissenschaft dienenden Organen den Namen Tradition, Revue des Traditions giebt, der Deutsche aber sich anschickt, die Volkskunde als Teil der germanischen Philologie anzuerkennen, wo nicht Hochmut oder Unkenntnis der Sache zu falschem Urteil Anlass wird.

Ob diese Sprossen des angelsächsischen, romanischen und deutschen Geistes als gleichgesinnte, gleichberechtigte und gleichwertige Brüder zu bezeichnen sind, ob wir Deutsche mit den Bestrebungen des Engländers oder des Franzosen uns näher zu berühren Neigung haben werden, ob wir um der Wissenschaft willen allein unsere Wege wandeln müssen, das wird sich uns alsobald ergeben.

Wir haben mit Mannhardt's Schrift zu beginnen.

Bekanntlich war das Geschick Mannhardt's — wie sein wissenschaftlicher Erfolg — dem Lebenden ein trübes, ein ruhmvolles dem Toten.

Ein solches Los pflegt den Menschen beschieden zu sein, welche mit aufgebender Hingabe an den Stoff eisernen Fleiss zu verbinden pflegen, mit voller Unabhängigkeit des Denkens den Mut, ihren Gedanken Worte zu leihen.

So wuchs Mannhardt zuerst an Grimm, dann aber an Kuhn und Schwartz heran, um später die in deren Sinne verfassten Schriften als verfehlte zu bezeichnen.

Die neue Art seines Schaffens bezeichnen die Werke: Roggenwolf und Roggenhund, Die Korndämonen, Wald- und Feld-Kulte, aus den

Dig

Jahren 1865, 1866, 1868, 1876, 1877 — Mythologische Forschungen Strassburg 1884.

Sind Mannhardt in der ersten dieser drei Schriften die Elementargeister noch Winddämonen, gesellen sich ihnen in hervorragender Weise seelische Geister in den Korndämonen, so treten in den Feld- und Waldkulten Vegetationsdämonen und Pflanzenseelen in den Vordergrund seiner Darlegungen.

Der Spott, welcher über den Wandel der Ansichten über Mannhardt ausgegossen ist, kennzeichnet die Träger derselben entweder als unfähig, eine andere Ansicht auch nur zu verstehen, oder als besorgte Vorkämpfer um des eigenen kleinen Ichs Bedeutung, welche durch Mannhardt's gewaltige Arbeiten gefährdet erscheint: allerdings ergiebt doch aber auch dieser unausgesetzte Wandel der Ansichten, dass Mannhardt den festen Grund nie gefunden hat, von dem aus die Forschung zu sicheren Ergebnissen zu führen ist.

Dieser unausgesetzte Wandel in der Entwicklung ist nun aber bei Mannhardt veranlasst worden durch seinen früheren zu weit getriebenen Autoritätsglauben, durch sein Vertrauen auf die Richtigkeit der von ihm verwandten Mittel in Bezug auf sein Material und dessen Herbeischaffung und Verwendung, endlich durch sein Fernsein von den Erscheinungen des Lebens und der Ausübung der Bräuche, auf welchen er das neue Gebäude aufrichten will. So hat er denn auch der wissenschaftlichen Bedeutung von Kuhn und Schwartz in ihren Mythenerklärungen zwar schwere Wunden zu schlagen vermocht, aber er hat nie erkannt, dass der Urstoff ihrer Forschungen, die von ihnen gesammelten und mitgeteilten Sagen und Bräuche Deutschlands an Unzuverlässigkeit wohl nicht ihres gleichen haben: das ist erwiesen aus der Gegend von Magdeburg, vom Harze, von Hannover, von der mecklenburgisch-pommerschen Seenplatte, und das wird sich uns noch des weiteren erschliessen.

Wie Mannhardt, weil dem Volksleben fremd, diese Kuhn-Schwartzschen gefährlichen Gaben nicht erkannt hatte, so ist ihm auch nie der Zweifel darüber angekommen, dass ihm selbst die Antworten auf seine ausgesandten Fragebogen schwer auf ihre wissenschaftliche Richtigkeit zu prüfende Ergebnisse eintragen könnten. 1865 giebt er die Zahl der versandten Fragebogen bereits auf 50,000 an, die Schriften, welche sich auf diese Antworten gründen, entbehren vielfach wahrer Einsicht in das Wesen der Vorgänge und die Ansichten der Leute — das halbe hundert Mythengestalten, welche Mannhardt bereits 1865 gefunden haben will, verdampft — er redet vielfach von Winddämonen, Korndämonen, Vegetationsdämonen, Pflanzengeistern, wo ein ruhiges Urteil sich von seinen Darlegungen abwenden muss.

Die ausführlichen Beweise für diese Behauptungen werden in der Zeitschrift für Volkskunde so sicher erbracht werden, wie dies bereits in Bezug auf verschiedene Mitteilungen von Kuhn, Schwartz, Jahn und einigen anderen Herren dieser Richtung geschehen ist und weiter geschehen wird.

Haben wir sonach der Art der Stoffgewinnung, wie sie Mannhardt geübt, ebenso den verschiedenen seiner wissenschaftlichen Darlegungen

Digitized by Google

unsere Zustimmung zu versagen, so werden wir doch nie aufhören, ihn als den bewährtesten Agitator für seine ihm so liebe Wissenschaft zu bezeichnen, als den mutigen Finder neuer Wege, als den Erneuerer der Wissenschaft von der Volkskunde, deren Aufgabe er scharf und klar bereits 1865 mit den Worten ausspricht: „Ein jeder Sammler hat im Wesentlichen nur solche Überlieferungen dem Volksmunde abgelauscht, nach denen er aus besonderer Neigung fragte. Es müssen daher Anstalten getroffen werden, die Lücken zu ergänzen, ganz bestimmte Traditionen durch das ganze Gebiet ihres Vorkommens, Gau bei Gau, ohne Ausnahme bis auf die letzte Grenze ihrer ethnographischen Verbreitung und historisch rückwärts bis auf ihre erste Erwähnung in der Litteratur zu verfolgen; die Sammlung muss in ausgedehntem Masse von einem einzigen Mittelpunkt aus und nach methodischem Plane in Angriff genommen werden."

Deckt sich in dieser Beziehung bei mir Ansicht und Erfahrung vollständig mit der Anforderung von Mannhardt, so verwerfe ich doch Absicht und Ausführung, ausführliche Fragebogen in unbekannte Hände zu legen; ich sehe das einzige Mittel, sichere Ergebnisse zu erlangen darin, dass in jedem Gau je ein geschulter Sammler die Aufgabe übernimmt. In der Erkennung und Ausführung dieser Aufgabe hat auch allein die Bildung einer Gesellschaft für Volkskunde wahren Wert, nie und nimmer in der Beförderung dilettantischer Neigungen durch Auf- und Ausstattung von bunt behängten Modepuppen im Geleit prunkender Redemacherei.

Die Mannhardtsche Unsicherheit und Einseitigkeit zu vermeiden hat zunächst Frankreich sich angeschickt: in den Instructions et Questionnaires par Paul Sébillot finden wir das beste Buch für Schulung des Sammlers. Wir heben daraus für den Umgang des Sammlers mit Landleuten folgendes hervor (S. 6): Souvent des demi-lettrés sont peu indulgents pour les croyances naives, arriérées si l'on veut, de leurs concitoyens des champs, et ne se font pas faute d'en rire. Aussi le premier mouvement d'un rural, lorsqu'il se trouve en présence d'un monsieur qui l'interroge est la défiance ou tout au moins le réserve.

Seite 7 und 8 lesen wir sodann: J'ai souvent employé, et presque toujours avec succès, un autre moyen: il consiste à réunir, chez soi ou chez un ami, un certain nombre de gens du pays, à les mettre bien à l'aise en leurs offrant du tabac et aussi un peu de boisson.

In Bezug auf die Volkssprache lesen wir bei Sébillot S. 11: Si l'on est embarrassé par un terme qu'on entend pour la première fois, — et cela peut arriver à aux qui connaissent le mieux un patois — il vant mieux le noter, et attendre, pour s'enquérir de sa valeur exacte, que le conteur ait terminé son récit.

Über das Aufschreiben der Mitteilungen lesen wir sodann (Seite 11): La parole allant plus vite que l'écriture, il est presque impossible d'arriver à réproduire toutes les paroles d'un conteur. Quelquefois même il n'aime pas à voir coucher par écrit ce qu'il dit, et il se méfie. Lorsqu'il n y a pas à craindre une défiance de sa part, ou peut prendre des jalons qui, la mémoire aidant, servent à reconstituer le récit entier.

Und endlich über die Wiedergabe des Gehörten: Quelques-uns — — content avec un tel charme et une telle naiveté que le mieux est de les réproduire en élaguant seulement les répétitions inutiles, en traduisant les mots patois qui ne sont pas pittoresque et en remplaçant les façons de parler par trop incorrectes.

Alle diese Darlegungen sind einfach, klar und so richtig, dass die Nützlichkeit ihrer Anwendung jeder Sammler erfahren hat oder wird.

Aus meiner Erfahrung kann ich nun zur Überwindung der von Sébillot erwähnten Schwierigkeiten folgendes von mir erwähnte Mittel empfehlen. Herr zu werden über das Misstrauen der Leute und die Schwierigkeiten der Volkssprachen liess ich es mir stets angelegen sein, einen Lehrer aus den verschiedenen Landschaften, in denen ich weilte und sammelte, zu meiner Arbeit heranzuziehen, vor Allem auch Schüler: und diese Mithulfe und Genossenschaft auch für das Aufschreiben des Gehörten musste von mir umsomehr gesucht werden, je tiefere Einblicke ich in die Volksüberlieferungen that — bei eigenem Sammeln, beim Lesen des von manchem Sammler Gebotenen — da sich mir zu ergeben begann, dass ein grosser Teil der Sagen von einigen Sammlern — zurechtgestutztes Material bergen müsse — wenn nicht unmittelbare Willkürlichkeiten der Studierstube enthielte. Würde ich nun beginnen, diese Pseudo-Volkssagen als solche zu erweisen, so hatte ich zu vermuten, dass sich zunächst nur der Teil der Forscher mit meinen Darbietungen einverstanden erklären würde, welcher bereits selbst zur Kritik durchgedrungen wäre; diesen Freunden die Gewähr der Sicherheit zu bieten musste ich für fragliche Fälle die Aufnahme der Controlle ermöglichen. Deshalb habe ich stets in meinen Werken meine Mitsammler angegeben, jung und alt. Aus diesen Verhältnissen will ich nun einige weitere Ausführungen bieten. Wurde die grosse Stammsage der Žamaiten zuerst von dem Bernsteinarbeiter Feiwischowitz in Krottingen in Russland unmittelbar nach den Worten der Erzählung von einer Grenzgängerin und deren beiden Söhnen aufgezeichnet, wie ich wiederholt öffentlich geschrieben habe und in Vorträgen berichtet, so ging ich doch mit der Niederschrift zuerst zu meinem damaligen Director, Herrn Staatsrat N. von Lenström, um dieselbe mit ihm durchzugehen. Über die darauf geübte Controlle habe ich gleichfalls wiederholt berichtet.

Die grösste Anzahl der Mythen und Sagen von der Žamaite und dem mythischen König der Lithauer entstammen dem russischen Krottingen. Dorthin hatte ich mich begeben, nachdem ich in Polangen durch den Grafen Tyškiewicz an den Herrn Arrendator Stein-Dimitrow empfohlen war, wo ich Ausgrabungen machte und mir lithauische Sagen in Gegenwart des Herrn Stein-Dimitrow und meines Schülers Medalje, welcher mein Sekretär auf der Reise war, von einem über 90 Jahr alten Lithauer berichten liess.

In Krottingen wurden von meinen Schülern Medalje und Drübin, beide judischer Religion, Leute aus dem Armenhause nach dem Hotel geholt. Der Inhaber des Hotels war Herr Busse, in einer Person Advokat und Hotelier. Sein Vater war hier aus Halle gebürtig und in Russland eingewandert. Herr Busse sprach schlecht deutsch, gut lithauisch, vollkommen russisch. Soviel ich weiss ist er orthodoxer Confession, die Lithauer waren

Digitized by Google

katholischer Confession, ich bin Protestant, die beiden Schüler sind judischer Religion.

Um möglichst den Irrtümern zu entgehen, welche durch die Volkssprache veranlasst werden könnten, liess ich zu den Sitzungen den gerichtlichen Dolmetscher holen. Fragesteller und Aufzeichner waren meine Schüler Medalje und Drübin. Da die Leute in meiner Gegenwart nicht erzählen wollten, so musste ich den Sitzungen im Nebenzimmer beiwohnen, Herr Busse stand zumeist hinter der Eingangsthüre.

So hübsch controllierbare Zeugen nun das sind, so hatte ich doch das Glück, andere zu finden. Eines Abends wurde mein Schüler Medalje auf dem Heimgang verhaftet, die Papiere wurden mit Beschlag belegt. Am folgenden Tage gelang es mir mit Hülfe des Herrn Kaufmann Drubin, nachdem mein Schüler Medalje bereits frei war, auch die Papiere zu befreien, nicht ohne dass die Polizei gründlich Einsicht von denselben genommen und sich viele Stellen daraus hatte übersetzen lassen.

Darauf fuhr ich zum Herrn Arrendator Sack, judischer Religion, mir vom Herrn Grafen Tyškiewicz als ein überaus ehrenhafter Mann bezeichnet. Dort hörte ich in Gegenwart des Herrn Sack und seiner Söhne, meiner Schüler, sowie meiner Schüler Medalje und Drubin, einen Lithauer von der Laima und dem Pijokas singen. Der Pijokas-Rhapsode war Lithauer, katholischer Confession. Hier wurden verschiedene der Pijokas-Überlieferungen aufgezeichnet.

Über die Incorrektheit des Adsendelis meines Buches sind einige Tintenfässer leer geschrieben worden. Nun hat der Commentar meines Werkes Bezzenbergers grammatisch sicher richtige Form Atžindajis — also doch der vollste Beweis dafur, dass ich in Adsendelis eine corrumpierte Form der Volkssprache zu verhehlen nie die Absicht hegen konnte. Aber ein kleines Kind sieht auch den Vorgang, wie sich die Form der Volkssprache gebildet haben wird. Adsendelis ist offenbar zunächst als Deminutiv gebildet, dann contrahiert. So bilden wir aus Alter, platt Oller, das Deminutiv Ollerken. Daraus mag in Pommern Ollke(n) oder U(o)llke(n) werden, nie aber der neuhochdeutsche Zwerg Ulk, den Herr Hartland sich aus Ulr. Jahns fragwurdiger Sammlung zugeeignet hat: allein die Thatsache, dass der Ulk ein College seines Punch ist, hätte ihn vor diesem furchtbaren Missgriff schützen sollen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr 1888/89 besuchte mich der Finder der Adsendelis, Herr Sack, judischer Religion, in Leipzig. Natürlich teilte ich ihm die gegen seinen Adsendelis vergossene Tinte mit. Er dagegen — er war nie mein Schuler, wohl aber, als ich in Liebau war, Hauslehrer in Lithauen — erklärte sich bereit zu beschwören, dass ihm der Lithauer, dem er die Adsendelis-Mitteilungen verdanke, den Namen so und nicht anders aufgeschrieben habe.

Bis man nun Herrn Sack seinen Eid hat leisten lassen und ihn dann meineidig gemacht, muss der arme Adsendelis als Wort der Volkssprache eben sein Dasein weiter fristen, soviel Tintenfässer auch aufs Neue gegen ihn leer geschrieben werden sollten.

Andere der Gestalten meines Buches mag man mittelbar durch die gedruckten lithauischen Sagen des Herrn von Darwainis-Silvestraitis con-

trollieren, erschienen Tilsit 1889, auf die ich in der Zeitschrift fur Volkskunde bereits hingewiesen habe — andere zu controllieren werden später die Veröffentlichungen von Wolters Schriften Gelegenheit geben.

Als ich zu Sammlungen von russischen Überlieferungen ausfuhr, war mein Geleit die Primaner Korolew, Holowko, Fenenko, Russen, orthodoxer Religion, Schapiro als Reisemarschall, judischer Religion.

Auf dieser Sammlungsreise habe ich den russischen Fischkaiser gefunden und den russischen Till Eulenspiegel, Schut Chomka, sowie andere Gestalten der russischen Sagenwelt. Meine Schuler waren die Fragesteller, ich hörte zu und leitete die Fragen. So hatte ich aufgegeben, sie sollten sich mit ihren Landsleuten von den Fischen unterhalten. Dabei hörte ich dann den Ausdruck und liess nun die Mitteilungen genau nachschreiben.

Wer sich nun damit nicht zufrieden geben will, dass hier das Rübezahlrätsel gefunden und somit lösbar wurde, der mag an Ulr. Jahns Kobold Räudeschwanz sich halten, mir ist das gleich.

Am folgenden Tage, als wir einen Lithauer erzählen liessen, machte die Polizei dem Vergnugen ein jähes Ende — der Lithauer lief bei seinem Eintreten davon, meine Schüler wurden zum Verhör abgeführt.

Als sie nach einiger Zeit wieder frei waren, gingen wir zum nächsten Russendorfe; es begleitete uns Herr Rostowsky, judischer Religion, der mit den Russen dort bekannt war. Bald wurde nach Möglichkeit gesammelt, ich liess mir auch Lieder vorsingen und die jungen Leute aus dem Dorfe tanzen. Dann gerieten wir in Gefahr geprügelt zu werden, denn die Gendarmerie hatte am Nachmittag dem Dorfe ihre Aufwartung gemacht, nach uns fragend und im Dorfe weilend. Da ich aber 8—10 Wochen zuvor einem jungen Mädchen, das schwer augenleidend war und von ihrem Feldscheer wohl um ihr Augenlicht gebracht wäre, Heilung durch eine Augenkur gebracht hatte, so entkamen wir, stark durch den Schutz der dankbaren Jugend, ungeprugelt, fern im Geleit die Gendarmen.

Waren die merkwürdigsten Sagen vom mythischen Wendenkönig, diejenigen also aus Reinbusch und Jamlitz, mir zuerst von meinen Schülern Riedel, Gruban, Schachne, die beiden ersten protestantischer Confession, Schachne jüdischer Religion, mitgeteilt worden, sowie von meinen Schülern, den Brüdern Wolf, Söhnen des Glashuttenbesitzers Wolf zu Jamlitz, evangelischer Confession, so war ich doch bereits am nächsten Tage mit Riedel, Gruban und Schachne in Reinbusch selbst und liess mir den ursprünglichen Erzähler holen, — Herr Riedel ist jetzt Kaufmann in Drebkau und wird die Vorgänge sehr gern jedem Freunde der Wahrheit berichten — in der nächsten Freizeit aber in Jamlitz, bei dem Herrn Glashuttenbesitzer Wolf und seinen Söhnen. Deshalb konnte es mir nur ganz ungemeines Vergnügen machen, als der Herr Willibald von Schulenburg seine Tinte über diese Sagen ausspritzen wollte und selbst Berg und Gewässer wegleugnete, Bilaw und Panuschka, an denen ich in Jamlitz gestanden, in der Begleitung des Herrn Wolf, sowie seiner beiden Söhne, alle drei Protestanten.

Dass freilich hat Herr Willibald von Schulenburg nicht geschrieben, dass er die Namen eigentlich fast aller seiner wendischen Götter beziehentlich Dämonen entweder meinen Vorträgen entnommen hat, welche ich in

Digitized by Google

Berlin in den Jahren 1877, 1878 gehalten oder meinen Privatmitteilungen verdankt, da er mir bei dem Sammeln behülflich sein sollte oder wollte. Genutzt hat ihm freilich auch das wenig, denn was er bietet, diese Gestalten mit Fleisch und Blut zu umkleiden, ist teils trivial, teils fragwürdig, teils — trotzdem er von Schwartz eingeschult war, wie mir derselbe später schrieb — einfach Pornologie.

Über einen Teil dieser jetzigen Mitteilungen habe ich in den Zeitungen von Cottbus, Dorpat, Riga, Libau geschrieben, — und es war nötig, da meine Verleger mir je eine Zugabe zu drucken sich weigerten — der wendische einen wissenschaftlichen Apparat, der lithauische ein Register — sodann habe ich in wissenschaftlichen öffentlichen Vorträgen darüber berichtet in der anthropologischen Gesellschaft zu Leipzig, sowie im dortigen litterarischen Verein seligen Angedenkens, endlich in der Zeitschrift für Volkskunde, in der Juni-Nummer der Tradition — und damit ist für den ruhigen Beurteiler wirklicher Verhältnisse mehr Aufklärung gegeben, als je ein Sammler geboten hat, den Rabulisten befriedigt aber eben keine Darlegung, da er ja selbst das einfachste Datum der Geschichte fälscht, wie ich in Bezug auf die Aufhebung der Leibeigenschaft der Lithauer durch die Russen in Heft 2 Jahrgang 3 der Zeitschrift für Volkskunde erwiesen habe, oder Berg und Gewässer versetzt er in Wolkenkuckucksheim, um wie der Wendenpornologe Herr Willibald von Schulenburg dies mit der Panuschka und Bilaw gethan, seinen Auftraggebern den Eindruck höchster Gewissenhaftigkeit hervorzurufen: wenn schon die Welt betrogen sein will, so scheinen denn doch verschiedene unserer Gelehrten dazu besonders zu neigen als ungemein unsichere Beurteiler von Mensch und Gegenstand, wenn sie auch in dem Gewässer Bilaw bei Jamlitz sich spiegeln, den Hügel Panuschka bei Jamlitz in der Niederlausitz sehr wohl zu besteigen im Stande waren und sind, denn der Hügel ist in der That kein Brocken, aber umspielt von einer der merkwürdigsten Sagen vom mythischen König der Wenden.

Doch es ist hier abzubrechen, da der Raum für die Bücherbesprechungen besetzt ist: das nächste Heft wird uns nun zur Lösung der weiteren Aufgabe zu fuhren haben, welche uns London stellt.

Edm. Veckenstedt.

Zur Bücherkunde.

Bis zum 1. Mai 1891 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23 b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Johannes Bolte: Nochmals Lollius und Theodericus. (Einzelabzug aus der Zeitschrift für Vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Berlin 1891.) Ein Antwerpener Chluchtboek von 1576. Overgedr. uit het Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk. 2. Afl. Jaarg. 1891.

Digitiz

Sagen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung. Gesammelt von Dr. Hermann Grössler. Eisleben 1880.

Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung. Gesammelt von Dr. Hermann Grössler. Eisleben 1887.

Die alte Herrschaft Querfurt. Historisch-topographische Skizze von C. Heine.

Eine Wanderung an den beiden Mansfelder Seen. Heimatsstudie aus der Grafschaft Mansfeld von K. Heine, Pastor zu Erdeborn. Halle 1872.

Litterarisches Jahrbuch. Zentral-Organ für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. Begründet und herausgegeben von Alois John. (Siehe Anmerkung 1.)

Les Contes Populaires du Poitou par Léon Pineau. Paris. Ernest Leroux Editeur 1891

Suomen kansan Muinaisia Taikoja. I Metsästys Taikoja. Helsingissä 1891.

„Deenas Lapas" peelikums. N. 61. I. 1891. Latweeschu dsihwe un waloda. — Latweeschu tautas chdeeneem. — Rad neezibas nosaukumi. — Wardnizas druskas. — No kureenes zehluschees wahrdi „lihgo" un „lihgawa?" — Teikamanas latwju wirsaitis. — Rakati par leischu etnografiju. — 1879—1890. — Tautas etimologija. — Tautas dseesmas. — Daschadas sinas. — (Siehe Anmerkung 2.)

Harzer Monatshefte. Zeitschrift für die Kunde der Vergangenheit und die Interessen der Gegenwart im Harze. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen a. H. 2. Jahrgang. April 1891. Heft 4. Inhalt: Harzlied, Ostara von M. Eichler. Die Paternoster-Klippe von W. Arminius. Luthers Prophezeiung über das Grafenhaus Mansfeld, Nixenzauber von Carola Freiin von Eynahten. Roswitha von Gandersheim von Aug. Tecklenburg-Gottingen. Monatsplauderei. Aus dem Vereinsleben. Witterungsbericht vom Harze. Bücherschau.

The Journal of American Folk-Lore. Editor William Wells Newell. Editorial Committee Franz Boas, Frederick Crane, Daniel G. Brinton, J. Owen Dorsey. Vol. III. October—December 1890. N. XI. Vol. IV. January-March 1891. N. XII. Contents: 1. Second Annual Meeting of the American Folk-Lore Society. 2. Dissemination of Tales among the Nations of North America. Franz Boas. 3. Some Hawaiian Pastimes. H. Carrington Bolton. 4) Folk-Lore of Stone Tools. Frederick Starr. 5. Exhibition of Gems used as Amulets etc. George Frederick Kunz. 6. The Daughter of the Sun. James Deans. 7. A Creation Myth of the Thimshians of Northwest British Columbia. James Deans. 8. Games and Popular Superstitions of Nicaragua. E. A. P. de Guerrero. 9. Iroquois Notes. W. M. Beauchamp. 10. Some Tales from Bahama Folk-Lore. Charles L. Edwards. 11. A Page of Child-Lore. Frederick Starr. 12. The Indian Messiah. Alice C. Fletcher. 13. Account of the Northern Cheyennes concerning the Messiah Superstition. George B. Grinnell. 14. Waste. Banket of Words. 15. Folk-Lore Scrap-Book. 16. Notes and Queries. 17. Record of Folk-Lore and Mythology. 18. Local Meetings and other Notices. 19. Bibliographical Notes. Books. Journals. Boston and New-York, Published for the American Folk-Lore Society by Houghton, Mifflin and Company.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. S'adresser pour la Rédaction et les Abonnements au Directeur 19, rue le Verrier, Paris. 8e Année. Sommaire du N. 2. Avril 1891. Deuxième causerie sur l'Enseignement des Langues vivantes: Steph. Alceste. — Les Langues du Midi dans l'Université: Foulché-Delbosc. La Conversation en Allemand. Conseils et

---

Anmerkung 1. Enthält den Artikel des Herausgebers der Zeitschrift: Über Wesen, Zweck und Bedeutung der Volkskunde. E. V.

2. Es sei erlaubt, aufs Neue auf diese höchst bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiet der Völker- und Volkskunde hinzuweisen: die erste Nummer der ethnographischen Beilage des Lettischen Tageblattes wird sicher nur den Anfang bezeichnen für weitere rüstige Arbeit auf dem Gebiete der lettischen Volkskunde. Möge es der Redaktion beschieden sein, durch tüchtige lettische Mitarbeiter den wichtigen Platz zu erringen, welcher der lettischen Volkskunde sicher beschieden ist. N. 1 bringt unter anderem Auszüge aus des Unterzeichneten Arbeit „Der mythische König der Letten" — sowie eine Besprechung von Dr. Krause (Carus Sterne) Tuisko-Land.

Wir heissen die Beilage willkommen.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Renseignements: A. Büchner. — A. Midsummer Night's Dream de Shakespeare: E. Malvoisin. — Varia. Chronique des Livres. Concours de 1891 etc.

Revue des Traditions Populaires. 6. Année. Tome VI. N. 4. 15. Avril 1891. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4. Sommaire: Sur quelques origines de la tradition celtique. I. (suite). Sources historiques. D. Fitzgerald. — La nonne Femme ès Brunes. I. Normandie. II. Haute-Bretagne. Gabrielle Walther. P. S. — Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. VIII. — Les Ponts (Ponts hantés Superstitions diverses) P. Sébillot. — II. Les Chemins de Fer (suite). Superstitions. A. Harou. Facéties et Expressions pittoresques. P. S. Devinettes. L. Morin. I. Les Routes (suite). P. Sénéquier. — Bibliographie du Folk-Lore en Pologne. M. de Zmigrodzki. — Pèlerins et pèlerinages. VIII. Pèlerinages aux Cèdres du Liban. A. Certeux. La Mines et les Mineurs IX. Les Statues dans les Mines. P. S. X. Fêtes et Croyances. E. Penny. — Allusions à des Contes populaires (suite). R Basset. Les Cloches II. Présages et Superstitions. G. de Launay. — Le peuple et les Monuments I. Pierres gravées. R. Bayon. Extraits et Lectures. Sorcellerie dans les Hautes-Alpes. R. Blanchard Bibliographie. Livres reçus aux bureaux de la Revue. Notés et enquêtes. Illustrations.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 4e Jaargang. 4e Aflevering. Gent 1891. Inhoud: Volkshumor in Geestelijke Zaken (Vervolg.) door Aug. Gittée. Volksliederen: 1. (13.) De Muzikant (P. d. M.). Boekbeoordelingen: Tiroler Schnadahüpfeln, Tiroler Volkslieder. Hausspruche aus den Alpen. P. de Mont. Antwerpsche Keldermondvertellingen Aug. Gittée. Vragen en Aanteekeningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 3. Jaargang 1891. 4. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Levende Spraakkunst. III. Uitgangen der Verkleinwoorden (Vervolg). J. Cornelissen. Hoe het Volk Wappenschilder en Sommige Opschriften uitlegt. Alf. Harou. Sagen 4. (29) De Geest. J. B. Vervliet. Sprookskesen Vertelsels. Spotrijmen op Steden en Dorpen. J. Cornelissen. Een Woord over het Rechtgebied der Bezitters van Heerlijkheden in Brabant. J. Th. de Raadt. Boekbespreking, Vragen en Aanteekeningen.

Der Kyffhäuser. Deutsch-nationale Rundschau. Salzburg-Berlin. V. Jahrgang. April-Heft. Herausgeber: Dr. Heinrich von Schullern und Dr. Josef Sulter in Salzburg.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Quatrième Livraison. Avril 1891. Paris, Aux Bureaux du Polybiblion 5 rue Saint-Simon, 1891.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. IV. 5e Année (N. 49) Livraison. — Avril 1891.

Verlag von **H. Bechhold**, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon
der
Naturwissenschaften und Medizin

bearbeitet von
A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal
und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca. **10 Lieferungen à 80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrücke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:

Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften, **Rohstoffe, technische Erzeugnisse** und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklärung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berücksichtigt.

Literarisches Jahrbuch

Begründet und herausgegeben von **Alois John.**

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist zunächst das Zentralorgan für die Literatur des nordwestlichen Böhmens und der deutschen Grenzlande (Oberfranken, Vogtland) und bringt als solches **wissenschaftliche, literarische** und **künstlerische Beiträge**, Saison- u. Bäderberichte, eine **alle Gebiete geistigen Lebens umfassende kritische Rundschau**, Gedichte etc.

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist aber kein lokales Organ, sondern sucht auch Fühlung mit den neuen Strömungen in Wissenschaft und Literatur und wird daher auch **allgemein orientirende Beiträge über modernes Geistesleben** bringen.

Das **„Literarische Jahrbuch"** vereinigt also eine echt autochthone, nationales aus einem bestimmten deutschen Gau herausgewachsene Eigenart mit den Tendenzen einer weltfreien, das Leben im neuen Sinne erfassenden und reformatorischen Literatur.

Das **„Literarische Jahrbuch"** erscheint in zwanglosen Bändchen, mit literarischen Porträts, 5 Bogen stark, gut ausgestattet. Vorherbestellungen und Abonnements beim Herausgeber:

Alois John
EGER (Böhmen) Bahnhofstrasse 25.

Band I. enthält unter anderen einen Beitrag:

Die Volkskunde
nach Wesen, Zweck und Bedeutung,
von **Dr. Edmund Veckenstedt.**

Digitized by Google

JUL 2 1891

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 9. HEFT.

LEIPZIG 1891.

DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene und am Harz. IV. Frau Hinne. Von O. Knoop-Rogasen 321

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. (Julius Krohn's finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übersetzt von O. P. 328

Sagen vom Schratel aus Steiermark. Mitgeteilt von Anton Schlossar-Graz 341

Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Sprichwörtern des russischen Volkes. (Mittel-Russland.) Gurwitsch-Petersburg. Mitgeteilt von Edm. Veckenstedt-Halle a/S. . . . 343

Die „grosse" wendische Hochzeit. Von Schwela-Schorbus . . . 346

Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. Von Poestion-Wien 349

Bücherbesprechungen. II. Der Kongress zu London. 1) Folk-Lore Congress 1891. Report of the Literary. Committee. (Adoptet by the organising Committee.) 2) The Handbook of Folklore. Editet by George Laurence Gomme. London 1890. 3) Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon. Ière Livraison. Liégé 1890. 4) Vraagboek tot het Zameln van Vlaamsche Folklore of Volkskunde door August Gittée. Gent 1888. 5) Instructions et Questionnaires par P. Sébillot. Paris 1887. 6) Questionnaire des Croyances, Légendes et Superstitions de la Mer par Paul Sébillot. Paris 1885. 7) Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur Germanischen Sittenkunde von Wilhelm Mannhardt. 2. vermehrte Aufl. Danzig 1866 351

Zur Bücherkunde 359

Digitized by Google

JUL 2 1891
LIBRARY

Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene und am Harz.

IV. Frau Hinne.

Von

O. KNOOP — ROGASEN.

In der Vorrede zu meinen im Jahre 1885 erschienenen Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern habe ich, von den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz beeinflusst, das Vorhandensein einer mit der Frau Holle identischen Frau Hinne auch in Pommern nachzuweisen gesucht. Damals ging ich von der Ansicht aus, dass die noch jetzt üblichen Fluchwörter wie Donnerwetter, Hellewetter u. s. w. in ein hohes Altertum hinaufreichten und dass in ihnen eine Verbindung zweier Götternamen, also des Donar und Wodan, der Hel und Wodans, vorliege, wie das zuerst von Grimm in seiner Mythologie (IV. Aufl. S. 151) angenommen und später auch von K. Simrock behauptet war, der in der Fluchformel Dunner Saxen eine Zusammenstellung der Götternamen Donar und Saxnot sah. So musste ich denn die Fluchwörter Hinnewetter und Hinnesaxen (Hinnesaxink) als eine Verbindung von Hinne und Wodan einerseits, von Hinne und Saxnot andrerseits auffassen, und es schien mir das Fortleben des Saxnot wie auch das Dasein der von Kuhn und Schwartz in ihren norddeutschen Sagen eruierten Frau Hinne dadurch bestätigt.

Indessen bezeichnete schon E. H. Meyer in der Besprechung meines Buches (Deutsche Litteraturzeitung 1885, No. 45) diesen Versuch als einen missratenen, und heute stehe ich nicht an, dem genannten Gelehrten beizupflichten. Ich habe inzwischen gelernt, die Kuhn'schen Götter mit Misstrauen zu betrachten, und es ist mir klar geworden, dass auch Frau Hinne nur ein Gebilde Kuhn'scher Phantasie ist.

Lassen wir hier den wiederentdeckten Saxnot, wie er es verdient, völlig unberücksichtigt, denn in den Fluchwörtern Dunnersaxen, Hellesaxen, Hinnesaxen, Hinnersaxen, Dunnersaxink, Hellesaxink und Hinnesaxink, Hinnersaxink, die alle in Pommern sehr gebräuchlich sind, steckt etwas ganz Anderes als des Gottes Name, und sehen zunächst nach, auf welche Weise Kuhn zu der Frau Hinne gekommen ist.

In den norddeutschen Sagen S. 167 lesen wir folgende Mitteilung: „Am Wege von Westerhausen nach Thale liegt gleich hinterm Dorf an einem mit Sandsteinklippen überdeckten Berg die Hinnemutterstube, eine Höhle im Stein. Darin sitzt die Hinnemutter, ein wildes Weib, aber wie sie hineingekommen, weiss kein Mensch. Einige sagen zwar, sie sei nicht

Digitized by Google

mehr darin, aber die Kinder wissen das besser, denn wenn sie nicht artig sind, so sagt man: „Wart, die Hinnemutter wird gleich kommen und dich holen!“ und sie mögen noch so unartig sein, das hilft gewiss.“

Was wir daraus über die Hinnemutter erfahren, ist dürftig und gibt uns über ihr eigentliches Wesen kaum irgend welchen Aufschluss: sie wohnt in einer Berghöhle, wie von manch anderem dämonischen Wesen ähnliches berichtet wird; sie ist ein wildes Weib, und von wilden Weibern weiss man in und bei Westerhausen manches zu erzählen; sie ist eine Kinderscheuche, und darin deckt sie sich allerdings mit dem wohl frei erdichteten hinterpommerschen Weibe mit den spillbomenen Zähnen, in dem ich seiner Zeit wegen der langen Zähne Frau Holle wiedererkennen zu müssen glaubte. Nun aber fügt Kuhn S. 489 folgende Anmerkung hinzu: „Der Name Hinnemutter erinnert an die Haulemutter, Harrys S. II, 6. Wie nun diese wohl keine andere als Frau Holle ist, da ja die Haulemännerchen dem nordischen Huldumenn gleich stehen, so dürfen wir aus der Hinnemutter auf eine Frau Hinne schliessen, und zwar wird dies keine andere als die als Mutter und Königin der Heimchen auftretende Berhta sein.“

Es ist also nach Kuhn die Hinnemutter eine Frau Hinne, und zwar wird in dieser die als Mutter und Königin der Heimchen auftretende Berhta erblickt. Berhta aber soll Göttin der Ernte sein, und so beweist nun Kuhn die völlige Identität beider durch einige Erntegebräuche, die er in den norddeutschen Sagen S. 395 f. mitteilt: „In Tilleda am Kyffhäuser, sowie in der ganzen Umgegend lässt man, nachdem aller Roggen abgemäht ist, eine Garbe unabgemäht stehen; die Ahren derselben werden darauf umgeknickt mit bunten Bändern unterwärts gebunden, so dass das Ganze die Gestalt einer Puppe mit einem Kopfe bekommt, und nachdem diese fertig ist, springen alle der Reihe nach darüber fort; das nennt man „über schâinichen springen.“ Wer anstösst, muss Strafe zahlen. In Hohlstedt sagt man: „über schinnechen springen.“ In Buttstädt hatte man sonst bei der Flachsernte diese Gebräuche. War der Flachs ausgerauft, so liess man noch ein Büschel stehen, band die Knoten oben zusammen und sprang darüber, das nannte man ein „schâinichen machen oder über schâinichen springen.“ Wir fügen gleich hinzu, dass dieser Gebrauch auch im Altenburgischen vorhanden ist; man sagt dort: eine Scheune bauen.

Die hier genannten Ausdrücke hat Kuhn zu der Frau Hinne in Beziehung gesetzt, indem er über schâinichen und über schinnichen springen erklärt durch übersch hâinichen, übersch hinnichen springen, da im thüringischen Dialekt s nach r im Auslaut, wie im Anlaut nach auslautendem r und auch im Inlaut in sch überzugehen pflege. „In Verbindung mit dem Namen für diesen Gebrauch“, so heisst es dann weiter, „möchte auch das Altenburgische „eine Scheune bauen“ stehen und vielleicht nur aus Missverständnis irgend einer älteren, der unsren nahe stehenden Redensart entstanden sein; dass wenigstens die Formel über schâinichen springen nicht durch jene Altenburgische ihre Erklärung finde, dafür spricht einmal die Nebenform über schinnichen und dann vor allem die Gestalt der Puppe, die den Gedanken, dass man auch hier eine Scheune gebaut habe, nicht aufkommen lässt. Vielleicht gibt es im Altenburgischen noch andere Bezeichnungen für jenen Gebrauch, die noch bestimmtere Aufklärung geben;

Digitized by Google

es sind ja gerade jene Gegenden, welche das Andenken an Berhta, die Königin der Heimchen, am lebendigsten bewahrt haben."

Also: über schinnichen springen wäre so viel wie übersch hinnichen springen, hinnichen wäre der Name der Puppe, über welche fortgesprungen wird; die Puppe aber bezeichne ursprünglich die Erntegottheit selbst, also wäre das Hinnichen, d. i. Frau Hinne, eine Erntegottheit wie Berhta, d. h. nur ein anderer Name derselben.

Fügen wir hier gleich hinzu, was Herr Dr. Jahn in seinen deutschen Opfergebräuchen über diese Frau Hinne berichtet. S. 182 sagt er: „Scharfsinnig erklärt Kuhn dies über Schâinichen (Schinnichen) springen mit übers Hâinichen, Hinnichen springen. Sage 190 nennt nun eine Hinnemutter, welche durchaus an die Haulemutter erinnert. Da aber letztere gleich Frau Holle ist, so dürfen wir auf eine Frau Hinne schliessen und in dem Brauche des übers Hinnichen springen ein Opfer für die grosse weibliche Gottheit der Germanen erkennen, welche sonst als Berchta, Frîa, Holda u. s. w., hier als Frau Hinne auftritt."

S. 183 wird Frau Hinne mit als eins von den „überirdischen Wesen genannt, welche als Empfänger des Ährenopfers bezeichnet werden, und S. 198 heisst es: „Überall sind die Hauptzüge des alten Opfers noch deutlich erkennbar. Nach vollendeter Ernte liess man einen Flachsbüschel stehen, schürzte die einzelnen Stengel oben in einen Knoten zusammen, band ein Brot hinein, schmückte das Ganze mit Blumen aus und sprang schliesslich, um Anteil an der Heilkraft des Opfers zu bekommen, darüber hinweg. Dieser Opferflachs, welcher für Frau Hinne, die fahrende Mutter, in christlicher Umdeutung für die Jungfrau Maria bestimmt war und deshalb selbst Frau Hinne hiess, wurde entweder bis zum nächsten Jahre als Heiligtum aufbewahrt, oder, und dies war das ungleich häufigere, man warf ihn in ein fliessendes Wasser. Letzteres weist uns aber wieder auf die hohe weibliche Gottheit der Germanen, die wir oben als Frau Hinne und fahrende Mutter oder Frau kennen lernten, zurück, welche ihrer unterweltlichen Seite nach als Beherrscherin der Gewässer gedacht wurde."

Herr Dr. Jahn hat also, wie auch der Verfasser seiner Zeit, die Kuhnsche Beweisführung und Deutung als richtig und massgebend anerkannt, und so bezeichnet er denn weitergehend in dieser falschen Deutung die Puppe, welche nach Beendigung sowohl der Roggen- als auch der Flachsernte angefertigt wird, wie das nun einmal seit Kuhn die hergebrachte falsche Meinung war, selbst als Frau Hinne, und diese ist ihm dann weiter eine weibliche Gottheit, Frau Holda oder Berhta selbst, welcher das letzte Bündel als Opfer dargebracht wurde, und das Hinüberspringen über dasselbe bedeutet ihm den Wunsch, an dem Segen des Opfers Anteil zu haben. —

Hatte Grimm sich in seiner deutschen Mythologie einer Deutung der Altenburgischen Scheune enthalten, da ihm der Ausdruck nicht klar sein konnte, weil ihm die Bräuche nur unvollständig vorlagen, so ist Kuhn auf dem Wege gewagtester Kombination zu seiner der Berhta identischen Frau Hinne gelangt. Wir werden aber sehen, dass dieselbe überhaupt nicht vorhanden ist.

Zunächst sei bemerkt, dass es lautlich schwer möglich ist, die Ausdrücke über schâinichen und über schinnichen zu deuten durch übersch hâi-

Digitized by Google

nichen und übersch hinnichen, sicher durch übersch schâinichen und übersch schinnichen; der Klang der Worte ist nur dem ungeübten Ohr in allen drei Fällen derselbe. Und warum schreibt Kuhn nicht gleich übersch hâinichen und übersch hinnichen, wenn er so gehört? Wozu erst der Umweg? Offenbar hat er erst nach der Bedeutung der Ausdrücke gefragt und auch die richtige Erklärung erhalten, die ihm indes, weil er anderwärts von der Puppe gehört, in der er die Gottheit selbst erblickte, nicht annehmbar erschien.

Wollen wir die Ausdrücke erklären, so müssen wir allerdings von der klaren und durchsichtigen Altenburgischen Bezeichnung des Gebrauches „eine Scheune bauen" ausgehen. Es wurde nicht überall eine Puppe gemacht, sondern an manchen Orten eine Scheune gebaut, eine kleine als Sinnbild der Scheune, in welcher das geerntete Getreide aufbewahrt wird. So musste denn auch diese kleine Scheune ein Aufbewahrungsort sein. Und das ist sie in der That. Dr. Rackwitz teilt in einer kleinen, in der Halberstädter Zeitung abgedruckten Abhandlung über Erntegebräuche aus der Provinz Sachsen folgendes mit: „Aus Borau bei Weissenfels erfahre ich folgendes: Vom letztgemähten Roggenstück lässt man auf einer Ecke eine Anzahl Ähren stehen, bindet sie oben zusammen und schmückt die Spitze mit einem Feldblumensträusschen. Das Halmbündel öffnet man etwas, um Raum zu erhalten für eine Hand voll Ähren, die man hineinstopft, und nennt daher das Ganze Merschen- oder Mertenscheune (Martinsscheune). Nun schicken sich die Schnitter an, über das Gebilde hinwegzuspringen, woran sie von ihren Kameraden gehindert werden. Wer nicht darüber hinwegkommt, muss etwas zum besten geben. Gleichzeitig spendet der Besitzer des Feldes seinen Schnittern, welche die Mertensscheune hergestellt haben, einen stärkenden Trank oder verabreicht ein Trinkgeld."

Andere Mitteilungen bestätigen den Gebrauch der Scheune. In Witzschels Thüringischen Sagen S. 221 wird berichtet: „In Neidschütz bei Naumburg lässt der Besitzer, wenn Korn, Weizen und Hafer geschnitten sind, ein kleines Eckchen stehen und springt mit geschwungener Sense darüber. Man nennt dies „über die Scheune springen" und glaubt, dass dann die Vorräte nicht verderben und die Scheune vor Feuer geschützt ist."

Herr Dr. Veckenstedt teilt mir aus seiner Sammlung von Viehzauber und Ackerbräuchen aus der Grafschaft Mannsfeld (Hornburg) mit: „Die Mäher lassen vom letzten Rest des Getreides einige Hand voll Ähren auf dem Felde stehen. Sie schneiden die Ähren ab und binden dann die Halme so zusammen, dass sie ein kleines Dach bilden. Das nennen sie „Scheune." Sie thun das nach ihrer Angabe, damit der Getreidebau guten Fortgang hat."

Es ist also klar, dass bei der Scheune und dem Scheunchen (dialektisch Schainichen und Schienechen, — die Schreibung Schinnichen erscheint auch möglich) an eine wirkliche Scheune zu denken ist; dieselbe ist wie bemerkt, ein Sinnbild der Scheune, in welche das Getreide hineingebracht wird, und die ganze Handlung ist als eine symbolische aufzufassen, während das Springen über die Scheune oder die Puppe die Bedeutung hat, dass die Frucht im nächsten Jahre so hoch werden soll, als man gesprungen ist. Das wird z. B. klar aus den in meinen Hinterpommerschen Sagen S. 176 mitgeteilten Gebräuchen: „Wenn der Flachs gesät war, gingen früher die

Digitized by Google

Frauen gegen Abend auf das Feld und riefen: Hutz Knutt, bet an de Kutt! So hoch wurde dann der Flachs. — Wird beim Fastnachtsball der Flachs betanzt, so müssen die Tänzer dabei recht hohe Sprünge machen, dann wird auch der Flachs hoch.“ Und aus dem Mannsfeldischen teilt Herr Dr. Veckenstedt mir mit: „Wenn um Johannis das Kraut (Spinacia oleracea L.) gepflanzt wird, so trägt man die jungen Pflanzen in einem Korbe auf den Acker. Ist das Pflanzen beendet, so springt jemand, und wenn es die Frau ist, welche den Korb mit Pflanzen auf das Feld getragen hat, über den umgestülpten Korb mit dem Wunsche, dass das Kraut so hoch werde, wie der Korb ist.“ Andere Gebräuche anzuführen, unterlasse ich, da die Ackergebräuche, wie mir mitgeteilt, von anderer Seite ausführliche Behandlung erfahren werden.

Nur ein polnischer Brauch, der uns wieder zur Puppe als Scheune zurückführt, sei hier noch mitgeteilt. Er ist aufgezeichnet von einem meiner Gnesener Schüler. „In Szymborze, einem grossen Dorfe im Kreise Inowrazlaw (Kujavien) herrscht folgender Gebrauch: Wenn die Ernte vorüber ist, versammeln sich alle Bewohner auf einem freien Platze, in dessen Mitte eine hohe Stange errichtet ist. Oben an derselben wird in Gegenwart der Zuschauer eine mächtige Strohpuppe, eine Mannsfigur darstellend, befestigt; sie ist von aussen mit Würsten besteckt, innen ebenfalls mit Würsten, Päckchen Bonbon u. a. gefüllt. Die Knaben des Dorfes versammeln sich um die Stange und versuchen hinaufzuklimmen; diejenigen, die sich nur so lange oben halten können, bis es ihnen gelingt, eine Wurst zu ergreifen, bilden eine Abteilung für sich, derjenige aber, dem es gelingt, die in der Strohpuppe vorhandenen Sachen herauszuholen und die ganze Figur herunter zu werfen, bekommt alles, wird mit einem Orden geschmückt und am Abend mit Musik nach Hause begleitet; die Abteilung derjenigen, die nur eine Wurst herunterbekommen haben, folgt ihm. Um die Stange ist ein Heuschober aufgepackt; dies Heu wird am Abend von der Stange entfernt und zu einem Schober aufgehäuft. Dieser wird am Abend in Brand gesetzt. Während er angezündet wird, wird er von den Mädchen umtanzt. Das Anzünden geschieht mit dem Wunsche eines langen Lebens und eines fröhlichen Zusammenfindens im nächsten Jahr. Auch werden am Abend von den Mädchen drei kleinere Figuren gewunden, indem sie dabei Verse singen. Diese Figuren sollen ewige Seligkeit, langes Leben und Glück bedeuten. Diese werden von den Knaben fest zusammengebunden und auf einer Fahne befestigt. Die Fahne wird demjenigen, der alles heruntergeholt hat, in die Hand gegeben. Dann bewegt sich der Zug unter Gesang und Musik nach Hause. Die Fahne wird zur Erinnerung aufbewahrt.“ Also auch hier wieder Volksbelustigung und symbolische Bedeutung der Strohpuppen. —

Dass das Kuhn'sche Schinnechen kein Hinnechen, also auch keine Frau Hinne ist, sondern ein einfaches Schienechen, d. i. Scheunchen, ist somit zweifellos, und damit fällt denn auch alles, was Jahn von dieser angeblichen Frau Hinne berichtet; auch das Springen hat dann nicht — auch in anderen Gebräuchen nicht — die Bedeutung, die ihm Jahn zuschreibt, wie denn überhaupt, wenn hier die Scheune eine symbolische Bedeutung hat, die so

vielfach im Interesse der Mythologie ausgebeuteten hierhergehörigen Erntegebräuche nun in einem durchaus anderen Lichte erscheinen.

Es bleibt uns aber noch die Hinnemutter. Unseres Erachtens ist es unrichtig, wenn Kuhn aus der Hinnemutter auf eine Mutter oder Frau Hinne schliesst, so dass also Hinne als Name derselben zu fassen wäre. Das ist gegen allen vernünftigen Sprachgebrauch, und höchstens scherzweise könnte sich jemand einmal so ausdrücken. Auch die Hollefrau ist keine Frau Holle d. i. Holda, mit der sie gleichgesetzt ist, sondern entweder eine Höhlenfrau, die ihre Wohnung in der Höhle, im holl hat, wie die Hinnemutter, oder sie ist eine olle d. i. alte Frau, die nur durch Missverständnis zu ihrem h gekommen, wie sicher auch die Haulemutter, deren Namen zwar die Volksetymologie mit heulen in Verbindung zu bringen scheint, die aber eine aule d. i. alte Mutter ist, wie auch die Haulemännerchen des hessischen Märchens nur aule d. i. alte Männerchen sind. Ein vorgesetztes h bei vokalischem Anlaut findet sich ausserordentlich häufig, vgl. z. B. Schiller-Lübben, Nd. Wörterbuch II., S. 171, wo eine Anzahl von Beispielen angeführt wird. Ich erinnere auch an das Ahrenkind, welches als Hôrkind bei Kuhn W. Sagen II, 185 und bei andern herumspukt. War de olle und dat olle einmal Attribut dämonischer Wesen geworden — und gerade dieses Adjektiv ist es vielfach geworden, wie es auch jetzt noch fast stets zum Schimpfwort als Verstärkung hinzugefügt wird — so konnten, nachdem mit Weglassung von Mann, Männchen, Frau u. s. w. Substantivierung eingetreten war, leicht allerhand Umwandlungen erfolgen; es konnte ein h vorgesetzt werden, und daraus haben unsere Mythologen ihre Frau Holle, ihre guten Hollen, ihre Haulemutter und Haulemännerchen gemacht, oder es trat Deminutivbildung ein, wie fast stets bei den Namen der Zwerge, die in den verschiedensten Formen erscheinen. Auch der Jahn'sche Zwerg Ulk ist nur ein Ullke, ein Alterchen, und ebenso ist die von den übrigen pommerschen Namen abweichende Form Jölker Ableitung von alt. Endlich finden wir vereinzelt sogar einen Wechsel der liquida: die Umken in Jahn's Volkssagen S. 63 und die Kuhn'schen Schönaunken. An lat. olla Topf, Urne, ist dabei selbstverständlich ebensowenig zu denken, wie bei dem Nobiskrug an Abyssus, wohl aber an den Nachbarskrug, platt Nab'skrog.

Wenn Kuhn weiter sagt, der Name Hinnemutter erinnere an die Haulemutter, so erscheint mir auch diese Behauptung gewagt. Zwar wird die Hinnemutter als wildes Weib bezeichnet, aber von wilden Weibern wird, wie uns aus Westerhausen berichtet wird, dort und in der Umgegend viel geredet, und man bezeichnet mit dem Ausdruck offenbar allgemein jedes dämonische Wesen oder Gespenst weiblichen Geschlechts. Daraus eine Wesensähnlichkeit zwischen der Hinnemutter und der Haulemutter zu folgern, geht nicht an. Die Haulemutter, die auch nach Simrock mit der klagenden Mutter eins ist — beide sind olle Mütter — sitzt in weissem Gewande da und heult, und so ist, abgesehen von dem allgemeinen Ausdruck wildes Weib eine Ähnlichkeit zwischen beiden nicht zu ersehen.

Das ergibt denn auch die richtige Erklärung des Namens Hinne selbst. Auf meine Bitte wandte sich Herr Dr. Veckenstedt an mehrere Herren der Gegend um Auskunft. Vom Superintendenten Herrn Frobenius in

Westerhausen erhielt er infolgedessen die Mitteilung: „Auf Ihre Anfrage beehre ich mich Ihnen ergebenst mitzuteilen, dass auf dem sogenannten Hinneberg (Hüne- oder Hünenberg), auf dem Wege nach Thale gelegen, eine stubenähnliche Höhle in den Sandsteinklippen existiert hat, die im Volksmunde die Hinnemutterstube genannt wurde. Die Klippen sind leider zum Abbruch verkauft worden, und so ist seit 1885 die Hinnemutterstube verschwunden. Was es mit derselben für eine Bewandtnis hat, habe ich nicht erfahren können. Die Leute, auch die ältesten, wissen von keiner Sage, die sich daran knüpft, und schriftliche Notizen habe ich nicht auffinden können. Jedenfalls weist die Bezeichnung auf die in hiesiger Gegend mehrfach gefundenen Hünengräber hin."

Und drei Wochen später schreibt der Herr Superintendent auf erneute Anfrage aus Halle: „Von den ältesten Ortsbewohnern habe ich nicht mehr in Erfahrung bringen können, als dass man den Kindern mit der Hinnemutter gedroht hat: Wart, die Hinnemutter wird kimmen und dir holen! Den Berg selbst, in dessen abgetragenen Klippen die Höhle, genannt Hinnemutterstube, sich befand, nennen sie „Hinneberg." Von Hinnegräbern habe ich hier auch reden hören, aber gerade am Hinneberg sind solche nicht aufgefunden. Über Bedeutung und Herkunft der Hinnemutter wissen die Leute schlechterdings nichts anzugeben."

Also in Westerhausen werden die Hünengräber, wie ausdrücklich bemerkt wird, Hinnegräber genannt, mit Kürzung des zu erwartenden langen i, genau so, wie Kuhn statt Schienechen Schinnechen schreibt; der Berg heisst Hinneberg bei den Leuten und wird mit „ein Hünenberg" erklärt; auf diesem Berge haust in einer Höhle die Hinnemutter, als gespenstisches Wesen, also als ein wildes Weib, und die Höhle heisst nach ihr die Hinnemutterstube. Was ist also die Hinnemutter weiter als eine Riesenmutter, eine Riesin? Ohne Zweifel hat es einst eine Sage gegeben, welche die Hünen, oder doch eine Hünin, zu dem Berge in Beziehung setzte, der von ihnen seinen Namen empfing. Aber die Sage schwand, und es blieb nur noch die Erinnerung an das wilde Riesenweib, das zu einem Schreckgespenst für Kinder sich eher eignet als eine segnende Erntegöttin.

Und nun die pommersche Hinne in den Fluchworten? Dass es keine Hinne in Pommern gibt, braucht nicht erst dargethan zu werden. Über die Bedeutung des Wortes in den Flüchen werden wir später handeln. Vorerst gilt es noch, die Fluchwörter und Fluchformeln zusammen zu tragen, und ich bitte alle Freunde dieser Zeitschrift, das ihnen bekannte Material freundlichst aufzuzeichnen und an mich einzusenden. Hoffentlich gelingt es dann, auch hier erwünschte Klarheit zu geben, wie solche jetzt für die Hinnemutter, das Riesenweib des Harzes, gefunden ist.

Anmerkung. Die Bitte des Herrn Oberlehrer O. Knoop in Rogasen, Provinz Posen, erlaube ich mir dringend zu befürworten, da nur bei allgemeiner Anteilnahme aus dieser Sammlung und Forschung ein allseitig befriedigendes Ergebnis zu erhoffen steht.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet.

(Vgl. **Julius Krohn's** finnische Litteraturgeschichte I, 1.)

Übersetzt von

O. P.

Eine solche ist die Klage der Birke über ihr Dasein in der zweiten Variation von der Entstehung der Kantele. Indem Wäinämöinen das Material für seine Harfe sucht, hört er die Birke weinen und fragt sie:

„Warum weinst du, herrlicher Baum,
Jammerst laut, du grünende Birke,
Klagst in deinem schimmernden Kleid?"

Hierauf antwortet die betrübte Birke:

„Über meine Geringheit wein' ich,
Uber meine Armut und Not,
Dass ich ohne Stütze und Hilfe,
Dass ich Arme so elend bin,
Hier an diesem verlassnen Orte,
Diesem traurigen Weideplatz!
Andre wohl, vom Glücke begünstigt,
Hoffen und sind der Freude voll,
Dass die warmen Tage sich nahen,
Dass der herrliche Sommer kommt;
Andres hab' ich Arme zu fürchten,
Meiner wartet ein traurig Los:
Meine glänzende Rinde schält man,
Bricht aus meiner Krone das Laub.
Oft schon kamen zu mir Verlassnen,
Zu mir unglückseligem Baum,
In den Tagen des Frühlings Kinder,
Knaben und Mädchen nahten sich,
Schnitten mit Messern meine Rinde,
Ritzten meine saftige Haut.
Böse Hirten an Sommertagen
Nahmen mir mein schimmerndes Kleid,
Schnitten Becher daraus zum Trinken,
Oder Körbchen zu Beeren gar.
Oft schon kamen zu mir Verlassnen,
Zu mir unglückseligem Baum,
Junge Mädchen, um auszuruhen,

Digitized by Google

Spielten fröhlich um mich herum,
Schnitten meine buschigen Zweige,
Banden Badequaste daraus.
Oft genug, ich arme Verlassne,
Ich bejammerungswürdiger Baum,
Werd' ich gefällt, das Land zu schwenden,
Oft zu Scheiten spaltet man mich;
Dreimal schon im Laufe des Sommers,
In der warmen, herrlichen Zeit,
Ruhten Männer in meinem Schatten,
Schärften die Axt zum schweren Hieb
Gegen meine grünende Krone,
Mir zum traurigen Untergang.
Das ist meine Freude im Sommer,
Ist im Lenz mein einziges Glück!
Trauriger wird es noch im Winter,
Schlimmer noch in Kälte und Frost.
Früh schon in den Tagen des Herbstes
Ändert Kummer meine Gestalt,
Sorgen beugen das Haupt mir nieder,
Meine frische Wange erbleicht,
Denk' ich meiner traurigen Tage,
Denke der unglückseligen Zeit;
Bald noch mehren Stürme die Leiden,
Und der Frost bringt bittre Not,
Meine Kleider entführt der Nordwind,
Und der Frost mein grünes Gewand.
So, ich arme verlassne Birke,
Ich bejammerungswürdiger Baum,
Steh ich ohne den Schmuck der Blätter,
Schutzlos draussen im öden Wald,
Stehe zitternd in Frost und Kälte,
Frierend bis ins innerste Mark."[1])

Zu dieser Lebendigkeit und Frische der Darstellung kommt endlich noch die in der Kalewala stets lebhafte, klare, an charakterisierenden Worten und Formen reiche Sprache. Welche Kraft haben nicht z. B. jene unzähligen so vielfache Abstufungen von Naturlauten, auch das Äussere oder eine und die andere physische Eigenschaft abbildenden onomatopoetischen Worte. In ihnen liegt ein gewaltiges Darstellungsmittel, welches die durch Kultur abgenutzten Sprachen, sogar jene reiche, klagende griechische Sprache vermissen. Ist doch im Finnischen oft ein einziges Wort hinreichend, die ganze Beschaffenheit einer Handlung oder die Haupteigenschaft eines Gegenstandes leibhaftig vor uns aufsteigen zu lassen. Der Natur der epischen Dichtung sehr entsprechend ist auch jene Ausschmükkung der finnischen Dichtung, die man den Parallelismus nennt. Wenn nämlich dieselbe Sache zum zweiten Male mit anderen Worten berichtet

[1]) R. 44, V. 84.

Digitized by Google

wird, so wird sie dadurch von verschiedenen Seiten in ihrem Ganzen beleuchtet. Jedoch ist zuzugeben, dass diese Gedankenwiederholung zuweilen, besonders wenn zu viele Parallelverse nach einander stehen, dem natürlichen Verlaufe der Handlung sehr hinderlich wird und Weitläufigkeit erzeugt.

Der griechische Hexameter ist seiner Länge und seiner Harmonie wegen, sowie auch durch die Veränderlichkeit seiner Füsse ohne Zweifel am passendsten für die epische Dichtung. Unser altes Versmass ist gar zu kurz, woraus zum Teil die Kürze der Darstellung im Vergleich zur griechischen herfliessen mag, denn da jeder kurze Vers seine Parallelzeile haben muss, könnte eine längere Erzählung leicht ermüdend wirken. Andererseits muss man zugeben, dass eben dieses Versmass dazu geschaffen ist, den ganzen Wohlklang der finnischen Sprache hervortreten zu lassen. In diesem Versmasse nämlich stimmt der gewöhnliche Accent der Rede mit der Quantität der Versfüsse meistens nicht überein; so kommt es, dass „das rhytmische Mass und die Sprache sich verbinden und in ihrer Verbindung sich wieder fliehen, sich bekämpfen, um desto ausdrücklicher verbunden zu erscheinen. Es sind zwei Liebende, die sich entzweien und versöhnen und in diesem Spiele die Natur eines Bundes offenbaren, der ein freies Opfer der Freiheit ist.“[1]) Dadurch erhält unser altes Versmass eine grosse wechselnde Mannigfaltigkeit, von welcher fast alle[2]) vor Hermann Pauls deutscher Übersetzung herausgekommenen schwedischen und deutschen nicht den geringsten Begriff zu geben vermögen; sie haben es nämlich in einförmige, regelrechte Trochäen verwandelt, welche der ganzen Dichtung den Stempel der erschöpfendsten Langweiligkeit aufdrückt.

Wir haben hier die vielseitige Schönheit der Kalewala von neuem bewundert, wir haben uns durch den Vergleich mit Schöpfungen derselben Art bei anderen Völkern, besonders den Griechen, überzeugt, dass diese unsere Bewunderung nicht von einer blinden nationalen Einseitigkeit herrührt; wir haben weiter gesehen, dass auch die hervorragendsten ausländischen Forscher mit begeisterten Worten an unserer Bewunderung teilgenommen, aber wir haben auch gesehen, dass einer dieser Forscher seine lobenden Worte durch einen äusserst strengen Zusatz beschränkt hat. Max Müller gibt den Vergleich der Kalewala mit den homerischen Gesängen nur unter der harten Bedingung zu, dass man vorher alles vergessen möge, was man sich von Kindheit an gewöhnt, für schön anzusehen. Was kann dieses scharfe Urteil veranlasst haben? Die Art der Darstellung konnte damit nicht gemeint sein, denn diese ist, wie wir gesehen, mit der griechischen ziemlich übereinstimmend; eine geringere Kunstfertigkeit in der einen oder der anderen Hinsicht berechtigt auch noch nicht zu dieser Entscheidung, welche sichtlich auf irgend einen allgemeinen Grundfehler hinzielt. Es mag auch wohl kaum dem Plan der Kalewala gelten, denn auch

[1]) Vischer, Ästhetik: die Dichtkunst § 858.

[2]) Professor Ahlquist ist der erste, welcher ein Stück aus der Kalewala ins Schwedische vermittelst eines wechselnden und dadurch eben dem Originale mehr entsprechenden Versmasses übersetzt hat.

Digitized by Google

dieser, obgleich so unverhältnismässig, unterscheidet sich im Grunde doch nicht von anderen Werken derselben Gattung. Augenscheinlich zielt Müller auf irgend eine Eigentümlichkeit der Kalewala in ihrer ganzen Weltanschauung hin, eine Eigentümlichkeit, welche sowohl den Begriffen der alten Griechen, wie auch den jetzigen europäischen fremd entgegensteht und durch ihre Fremdartigkeit den Genuss der Schönheit unseres Epos beeinträchtigt. Dieses durchgehende fremde Element kann nichts anderes sein, als was Rosencrantz für so charakteristisch für unsere epische Dichtung ansieht, dass er ihr den Namen „Zauberepos" gegeben hat. Übernatürliches und Zauberei treffen wir wohl auch hier und da in den Epopöen anderer Völker, so auch in den Gesängen des Homer. Denken wir in der Iliade an den Drachen Chimära, welchen Bellerophontes ums Leben bringt; erinnern wir uns in der Odyssee an den ungeheuren Riesen Polyphem und Circe, welche die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelt. Alle diese Wunder sind aber in anderen Epopöen nur seltene Ausnahmen und viele von ihnen werden als in uralten, vergangenen Zeiten oder in fernen, unbekannten Ländern geschehen, dargestellt. In der Kalewala jedoch sind die übernatürlichen Absonderlichkeiten alltägliche Erscheinungen und der Zauberei wird ein grosser und wichtiger Teil der Handlung selber eingeräumt.[1])

Mit den Zeit- und Ortsverhältnissen spielt die Kalewala oft mit einer solchen Kühnheit der Phantasie, wie man sie nur in den indischen Dichtungen findet. Bevor Wäinämöinen zur Welt geboren wird, vertrödelt er 700 Jahre, 9 Mannesalter, im Mutterleibe. Die Hochzeitsstube in Pohjola wiederum ist so gross, dass:

„Wenn vom Dache der Haushahn krähte,
Hörte niemand unten den Ruf:
Bellte der Hofhund drinn im Zimmer,
Drang das Bellen nicht zur Thür."[2])

Noch ungeheuerlicher war der für dieselbe Hochzeit gemästete Ochse:

„Schwang den mächtigen Schweif in Häme,
Schüttelt das Haupt am Kemifluss;
Hundert Klafter messen die Hörner,
Hundert und fünfzig misst das Maul.
Eine Woche brauchte das Wiesel
Auf dem Wege über den Hals,
Einen Tag gebrauchte die Schwalbe,
Wenn sie zwischen den Hörnern flog,
Konnte doch kaum zu Ende kommen,
Ohne auf dem Wege zu ruhn;

[1]) Das Nibelungenlied hat die Welt der Wunder beinahe vollständig bei Seite gelassen, wogegen sie in den Heldengesängen der Edda noch einen wichtigen Platz einnimmt (z. B. Fafnir der Drache, die im Flammenkreise schlummernde Sigrdrifa). An den Werken der „älteren Helden" der Russen hat die Zauberkunst noch einen grossen Anteil, in den „jüngeren" Abenteuern ist sie seltener, wenn auch noch nicht völlig verschwunden. Ungeheure Riesen u. s. w. sieht man noch in beiden. Jedoch ist die Zauberei nicht so vollständig mit dem Geiste dieser Dichtungen verwachsen, wie in der Kalewala.

[2]) R. 20, V. 123.

Einen Monat hüpfte das Eichhorn
Von der Schulter hinab zum Schweif,
Konnte das Ziel doch nicht erreichen,
Selbst zu Ende des Monats nicht.“ [1])

Solcher Riesentiere treffen wir noch mehrere; z. B. Adler und Hechte. Zu dieser Gattung gehört auch die unermessliche Eiche, welche die Wolken aufhielt und den Tag verfinsterte; so auch der beim ersten Anblick so winzige Fäller dieser Eiche, und Antero Wipunen, dessen Sehnen entlang Wäinämöinen im Kahne schiffte, und in dessen Bauche er eine Schmiede errichtete. Es ist jedoch zu bemerken, dass diese Formlosigkeit des Körperlichen sich nirgends anders kundgibt, als in der Schilderung der Tiere und der ausserhalb der Menschenwelt stehenden Riesen.

Bei der Darstellung ihrer Helden hält sich die finnische Muse stets innerhalb der Grenzen des Masses und der Schönheit.[2]) Es gibt auch Stellen, wo auch diese Ungeheuerlichkeit, wenn wir von den Forderungen der Wahrscheinlichkeit absehen, in ihrer übernatürlichen Gewaltwirkung, eine eigenartige Schönheit besitzt. Betrachten wir z. B. den grossartigen Kampf des von Ilmarinen geschmiedeten Adlers mit dem Hechte von Tuonela. Beim Fluge dieses Riesenvogels[3])

„Streift er das Wasser mit einem Flügel,
Mit dem andern des Himmels Rand,
In die Wogen schlägt er die Krallen,
Stösst den Schnabel am Felsgestein.“

Der Hecht hingegen hatte:

„Wohl zwei Äxte lang die Zunge,
Einen Rechen ist jeder Zahn,
Nicht drei Ströme füllen den Rachen,
Sieben Böte misst er am Leib.“

Nach dem wechselnden Kampfe, welcher durchgehend meisterhaft geschildert wird:

„Und der Adler mit scharfen Krallen,
Wagt zum dritten Male den Kampf;
Feurig glänzen die starken Flügel,
Flammen sprüht es aus seinem Blick,
Streckt die Krallen nach Manas Untier,
Packt mit seinen Klauen es an,
Zerrt es mit den eisernen Fängen,
Reisst das gräuliche Ungetüm
Aus der Tiefe der schwarzen Wogen
An die Oberfläche empor.“

[1]) R. 20, V. 21.
[2]) Die einzige Abweichung davon ist der dem Wäinämöinen entfliessende ungeheure Blutstrom, welcher sieben Kähne füllt. R. 9, V. 17.
[3]) R. 19, V. 203—288.

Digitized by Google

Aber die durch ihr Aneinanderstossen in der ganzen Natur hervorgebrachte Verwirrung lässt sich nicht sogleich beilegen.

„Kaum noch war das Wasser sich ähnlich,
Dicht mit Schuppen war es bedeckt;
Kaum noch liess sich die Luft erkennen,
Dicht mit Federn war sie erfüllt."

Noch fremdartiger für uns, noch störender für den ästhetischen Genuss der Kalewala wirken die Beschwörungen, besonders wenn sie durch äusserliche Hexenkünste zu Stande gebracht werden. Wenn z. B. Lemminkäinen durch das Reiben einer Feder ein Volk Birkhühner, aus Wollenflaum eine Herde Schafe erzeugt, zum Frasse für den ihm auf dem Wege nach Pohjola entgegenkommenden Feueradler und den das Thor hütenden Wolf und Bären; oder wenn Wäinämöinen durch das Hineinwerfen eines Stückchens Zunder ins Meer eine Klippe aufsteigen lässt, an welcher das Schiff von Pohjola zerschellt — so sind es Heldenthaten, welche heutzutage nur noch in der Kinderstube Interesse zu erwecken vermögen. Ebenso wirkt es, wenn die Helden der Kalewala oder die Wirtin von Pohjola sich in Schlangen, Habichte, Tauben u. s. w. verwandeln. Auch der durch Worte ausgeführte Beschwörungs„gesang" hat nicht viel bessere Wirkung, besonders wenn durch diese übernatürlichen Mittel gewöhnliche Arbeiten zu Stande gebracht werden sollen, oder auch wenn sie anstatt eines zu erwartenden Heldenwerkes angewandt werden. Wenn z. B. Wäinämöinen seine ganze Zauberkunst in Bewegung setzt, um ein gewöhnliches Boot zu verfertigen, oder Osmotar um gewöhnliches Bier zu brauen, — wenn Lemminkäinen und der Wirt von Pohjola, bevor sie sich in ehrlichen, mannhaften Kampf begeben, einander zum Verdruss allerhand Getier hervorzaubern, oder wenn Wäinämöinen, indem er sich zur grossen, nationalen Heldenunternehmung rüstet, nicht wirkliche Menschen in seinem Schiffe versammelt, sondern die Ruderbänke durch sein „Singen" anfüllt, d. h. mit nicht existierender Mannschaft, — so verliert die ganze Begebenheit ihre Wahrscheinlichkeit und zugleich auch den grössten Teil ihres Reizes.

Dagegen gibt es aber auch manche Gelegenheiten, bei welchen das Zaubern durchaus nicht den poetischen Genuss verringert, sondern im Gegenteil durch seine Grossartigkeit dermassen unser Staunen und unsere Bewunderung erregt, dass wir darüber das Unnatürliche vergessen. Solcher Art ist der kraftvolle Gesang, womit Wäinämöinen den übermütigen Joukahainen bestraft[1]), solcher Art sind die Schutzworte des Lemminkäinen[2]) und die Beschwörung des Eisens.[3]) Wir empfinden das nämliche, wenn das Zaubern vielmehr zu einem Anrufen der Hilfe der Götter wird. Hierzu gehören z. B. die Waldsprüche des Lemminkäinen[4]), die Besprechung

[1]) R. 3, V. 283—330.
[2]) R. 12, V. 253—296.
[3]) R. 9, V. 271—392.
[4]) R. 14, V. 31—78, 106—230.

Digitized by Google

des Viehes durch Ilmarinens Hausfrau [5]) u. s. w. In diesem letzten Falle ist das Übernatürliche eigentlich abgestreift, in dem ersteren in eine geistige Erscheinungsform geläutert, und ausserdem einer so gewaltiger Mittel würdigen grossen Handlung angepasst.

„Wenn wir das vergessen könnten, was wir in unserer Jugend schön zu nennen lernten", so dürfte uns eigentlich das Zaubern in der Kalewala auch in einem weiteren Sinne nicht anstössig und fremdartig erscheinen. Geschieht denn nicht sowohl in der Iliade wie in der Odyssee viel des Übernatürlichen, wenn die Götter, wie sie es beständig thun, in der Gestalt bald dieser, bald jener Nebenperson auftreten, die Beschlüsse beeinflussen und an den Kämpfen teilnehmen, die Speere und Pfeile abwehrend, die ihre Lieblinge bedrohen, und die Waffen derselben zum Verderben des Feindes kehrend? Von den Göttern erscheint es ganz natürlich, wird man uns antworten, in Anbetracht dessen, dass sie übernatürliche Wesen sind. Ganz richtig, so ist es der Fall nach griechischen Begriffen; allein der alte Glaube der Finnen gab wiederum den Menschen die grösste übernatürliche Macht in die Hände. Es liegt nämlich ein gründlicher Unterschied in der Weltanschauung der Griechen und der nordischen Völker. Die Südländer beugten sich demütig unter der Herrschaft der Götter, so dass sie alle ihre Gedanken und Beschlüsse, sowie den Erfolg ihrer Bestrebungen, als eine Gabe derselben betrachteten. Ein ganz anderes Verhältnis bestand zwischen Göttern und Menschen hier im Norden. Der skandinavische Viking fragte in seinem Stolze, in seiner masslosen Kühnheit wenig nach der Hilfe der Götter; er baute auf seine eigene Körperkraft, auf die Festigkeit seines Eisenpanzers, auf die Schärfe seines Schwertes. Derselbe selbständige Grundzug lag auch in seinem finnischen Nachbar; der Unterschied bestand nur darin, dass dieser sich mehr auf die Kraft seines Wortes, als auf die Schärfe seines Schwertes, mehr auf die Macht seines Geistes, als auf die Stärke seines Leibes verliess. Ja, wenn wir genauer untersuchen, war er noch stolzer, noch sicherer in seiner Kraft, noch selbständiger als der skandinavische Held. Der Viking bekannte dennoch die Übermacht der Götter über sich, wiewohl er oft trotzig sich ihrem Willen entgegenwarf, furchtlos sich in das ihn unabwendbar treffende Verderben stürzend. Aber der finnische Zauberer hielt seine Kraft für eine noch grössere als die der Götter; er betrachtete diese bloss als Werkzeuge in seinen Händen. Die Götter in der Kalewaladichtung mischen sich nicht aus eigenem Antriebe und selbständig in die Dinge; wenn die Helden von Kalewala sie gegen Pohjola ausschicken, eilen sie, dort Schaden zu bringen; wenn die Wirtin von Pohjola sie zum Verderben Kalewalas aufstachelt, gehorchen sie ebensowohl ihren Befehlen. Ihre Hilfe oder ihr Widerstand sind nimmermehr ein Belohnen der Gerechtigkeit, eine Strafe der Bosheit; der Unterschied zwischen Bösem und Gutem ist überhaupt noch in den alten Begriffen der Finnen nicht zur Klarheit gediehen. Sehr selten wird den Göttern, sogar um ihre Gunst zu erlangen, geopfert, sie müssen blos wie Sklaven, ohne eigenen Willen, ohne Hoffnung eines Lohnes, fremde Befehle vollführen. Sie sind nur eine Art kräftigerer

[5]) R. 32, V. 49—158, 207—314, 493—542.

Digitized by Google

Zauberwerkzeuge als die gewöhnlichen und werden von dem geschickten Zauberer gebraucht, je nachdem es sein Bedürfnis erfordert.[1])

Von dem Standpunkte der altfinnischen Weltanschauung betrachtet, ist das Zaubern nichts Unnatürliches, da die Zauberer kraft ihrer Kunst zu übernatürlichen Wesen zu rechnen sind. Und warum könnte man nicht ebensowohl im Lichte des alten finnischen Glaubens dieses annehmen, wie die Einmischung der Götter vom griechischen Standpunkte aus? Warum? — darin liegt eben die Sache! — Desshalb, dass wir uns nicht von Kindheit an eine solche Anschauungsweise angewöhnt, desshalb, dass wir freilich eine solche Anschauungsweise mit unserem Verstande begreifen, aber unser, durch unsere ganze Erziehung ausgebildetes Schönheitsgefühl derselben entfremdet, entwöhnt ist. Dies ist ausser der mangelhaften Ausführung des Planes die Ursache, dass die Kalewala uns beim ersten Lesen keinen so grossen und reinen dichterischen Genuss gewährt, wie sie ihn eigentlich zu bieten hat. Die Begebenheit selber mit ihren vielfachen Absonderlichkeiten zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich, erst später, wenn beim mehrmaligen Durchlesen der Eindruck dieser äusserlichen Umstände sich abgestumpft, da öffnen sich unsere Augen, die zwischen und unter denselben verborgene ewige Schönheit zu bewundern. Hierin ist das Lesen der Kalewala mit einer Reise durch unser finnisches Land zu vergleichen. Wir müssen viel durch dürre Haiden und ödes Steingerölle wandern, von welchen das an Cultur gewöhnte Auge sich mit Scheu und Befremdung abwendet. Aber plötzlich taucht vor unseren Blicken ein blauäugiger See empor, mit seinen Hunderten von Inseln, seinen Tausenden von Landzungen, seinen grünen Laubwäldern, zwitschernden Vögeln, dem am Horizonte blauenden Himmel, den hohen, fichtenbewachsenen Bergen — und uns ist hier ein Genuss geboten, dessengleichen wir weit in fernen Ländern zu suchen hätten, ein Genuss, zu dem zu gelangen wir mit Vergnügen ein zweites Mal auch durch jene reizlosen Gegenden ziehen möchten.

Manche von den Schönheiten der Kalewala sind uns bei dieser allgemeinen Betrachtung näher bekannt geworden, aber viele, ja eben die wunderbarsten, sind noch nicht hervorgezogen worden. Zunächst haben wir jetzt die Charakterschilderungen der handelnden Personen kennen zu lernen, welche, wie wir schon oben angedeutet, in volkstümlich epischer Hinsicht ganz unvergleichlich da stehen, und endlich unsere Aufmerksamkeit auf zwei Episoden zu richten, die an reiner Menschlichkeit, aus welcher die Zauberwelt bereits vollständig entschwunden, sowie auch an tiefen Grundgedanken und künstlerischer Zusammensetzung zu den edelsten Schöpfungen unserer Muse gehören.

III. Wäinämöinen.

In seinem Hauptheldeu Wäinämöinen hat das finnische Volk ein Ideal jener Richtung seines Charakters schaffen wollen, auf welches es selber

[1]) Die einzigen selbständigen Götter waren die Geister des Waldes. Alltägliche harte Erfahrung hatte augenscheinlich die finnische Waldbevolkerung gelehrt, dass in Tapios Gefilden die eigene Kraft nicht immer ausreiche.

Digitized by Google

stets den grössten Wert gelegt. In ihm sind die Gedankentiefe und Poesie des Finnen, sein Hang zu geistigem Streben, und sein Vertrauen auf die Kraft des Geistes personifiziert.

Wäinämöinen erfindet das finnische Saiteninstrument die Kantele, und versetzt damit die ganze Natur in Entzücken. Er ist auch zugleich der grösste Seher; er kann singen

„Von vergangner Zeiten Sagen,
Alte tiefe Ursprungsworte,
Die nicht jedes Kind kann singen,
Nicht ein jeder Held kann fassen."

Er thut auch seine Weisheit in Ratschlägen und Warnungen kund, die er bei jedem wichtigeren Ereignisse seinem Volke vorträgt.[1]) Zuweilen offenbart sich aber auch diese Weisheit in einer Form, die nicht ganz rechtschaffen ist, und die wir eher als List bezeichnen möchten. Die Lüge gleitet recht geschmeidig über seine Zunge, wenn er es für seinen Zweck passend erachtet. Sehen wir z. B. mit wie ausweichenden Erklärungen er die Schwester des Ilmarinen[2]), und die Jungfrau von Tuonela[3]) zu betrügen sucht, und wie hinterlistig er den Ilmarinen zur Fahrt nach Pohjola verführt. In ihm sehen wir also den weisen Nestor und den schlauen Odysseus der Griechen in einer Person vereinigt. — So ist und bleibt der Grundzug seines Charakters durch alle seine Schicksale hindurch. Die anderen Züge jedoch, welche sein Bild vollenden, sind nicht eben so fest; in vieler Hinsicht ist Wäinämöinen ein Anderer in den Schöpfungsrunen, ein Anderer als Freiersmann, wiederum ein Anderer in seinem Kampfe gegen das Volk von Pohjola. Mag wohl hierin, wie Manche behaupten, ein Beweis mehr gegen die Einheit der Kalewala liegen? Oder wäre es jenen Mängeln in der Ausführung des Planes zuzuschreiben, von denen schon die Rede gewesen ist? Oder wäre noch irgend eine andere Erklärung möglich, welche auf natürliche Weise die Widersprüche dem natürlichen Fortschritte der Handlung anpassen könnte? Meiner Ansicht nach muss das genauere Eingehen in die Details, die freilich hie und da unerklärlichen Widerspruch enthalten, in der Hauptsache die zuletzt erwähnte Auffassung befestigen.

In der jetzigen Gestalt der Schöpfungsrunen sieht man Wäinämöinen in denselben noch nicht seine volle Kraft entwickeln. Nachdem er zur unbenannten Landspitze, zum baumlosen Festlande gelangt, lebt er dort viele Jahre, bevor er es für notwendig erachtet, die Erde mit grüner Pflanzendecke zu bekleiden. Und auch da eilt er nicht selber zur wichtigen Arbeit; diese vollbringt Pellerwoinen, und die Rune erwähnt nicht, ob es auf Wäinämöinens Geheiss geschieht, oder freiwillig, bloss auf seine Bitte hin. Während die anderen Bäume schon in voller Entwickelung stehen, ist die Eiche allein noch nicht aufgeschossen; auch deren Wachs-

[1]) Siehe z. B. R. 9, V. 579, R. 16, V. 401, R. 36, V. 351, R. 37, V. 241.
[2]) R. 18, V. 111—166.
[3]) R. 16, V. 181—240.

tum wird schliesslich nicht durch Wäinämöinen bewirkt, sondern der dem Meere entstiegene Tursas säet die Eichel in die Asche verbrannter Gräser. Ebensowenig vermag auch Wäinämöinen jenen zu hoch emporgeschossenen Eichbaum zu fällen; auch an dieser Arbeit hat er keinen weiteren Anteil, als dass seine Erzeugerin, die Wassermutter auf sein Verlangen ihm einen Fäller sendet. Das Säen der am Meeresstrande gefundenen Gerstenkörner ist das erste Werk, das Wäinämöinen selber angreift, aber auch hier erfährt er erst durch die Meise, dass er zu diesem Zwecke die Erde zu roden und den Wald zu fällen hat. Ebenso versteht er nicht selber den Wald in Brand zu setzen; der Adler, der Vogel der Lüfte, giebt ihm dazu das Feuer. Nach vollendeter Aussaat spricht er seine ersten Zaubersprüche zur Entwickelung des Getreidewuchses; jedoch sind diese nur zum Teil Machtgebote des Weisen an die Naturkräfte, zum Teil sind es Gebete. Es scheint fast, als hätte die Dichtung hier die Lehrjahre des jungen Genius darstellen wollen, die ersten Flugversuche des jungen Adlers mit den noch halbwüchsigen Schwingen.[1])

Hier überspringen wir gleich einen grossen Zeitraum. Schon in der dritten Rune sehen wir Wäinämöinen als alten, zugleich auch grundgelehrten, berühmten Seher, welcher[2])

„Lässt die herrlichen Lieder klingen — —
Singt von längst vergangenen Tagen,
Ursprungsworte aus alter Zeit,
Wie sie Kinder gewiss nicht singen,
Nicht die Männer sogar verstehn."

Dieses sein tiefes Wissen und seine gewaltige Kunst wird nun mit der Weisheit gewöhnlicher Menschenkinder verglichen. Der junge Joukahainen begiebt sich in einen Wettkampf mit ihm, stolz auf sein Wissen, und des Sieges sicher. Hochmütig fährt er dem Wäinämöinen entgegen, ohne ihm aus dem Wege gehen zu wollen, und zerschlägt ihm den Schlitten in Stücke. Der Alte hält es für eine unabsichtliche Ungeschicklichkeit, und wirft es mild dem Jünglinge vor, ihn darauf aufmerksam machend, dass es sich für den Jüngeren schicke, dem Älteren auszuweichen. Aber Joukahainen offenbart jetzt seine Frechheit und Geringschätzung auch in Worten:[3])

„Nicht von Jugend ist hier die Rede,
Nicht wer älter und jünger ist;
Wer der Überlegne an Weisheit,
Wer im Wissen am höchsten steht,
Der mag auf dem Wege stehn,
Mag der andre bei Seite gehn."

[1]) Diese Darstellung der Jugend ist jedoch erst späteren Ursprungs; im Anfange, wie es die alte Kalewala zeigt, hatte Wäinämöinen bald nach seiner Geburt das Chaos in eine Welt verwandelt; ebenso auch nach den esthnischen Varianten säet der Kalewasohn, der vermutlich den Wäinämöinen bezeichnet, Bäume und Pflanzen, ohne Hilfe des Pellerwoinen. Er war also als der von seiner Geburt an Allweise gedacht worden.

[2]) R. 3, V. 5—12.

[3]) R. 3, V. 123.

Digitized by Google

Auf seine Forderung, ihr Wissen gegen einander zu messen, antwortet Wäinämöinen ebenso mild und demütig, obwohl schon mit einem kleinen Anfluge geheimen Spottes:[1])

„Wahrlich, wenig bin ich erfahren
Im Gesange und andrer Kunst,
Hab seit meiner frühsten Jugend
Nur in dieser Öde gelebt."

Zugleich giebt er jedoch seine Zustimmung zu diesem Messen der Geister. Joukahainen zieht nun aus der Vorratskammer seines Wissens in Zoologie, Geographie und Etnographie allerlei hervor. Allein der alte Wäinämöinen achtet dieses empirische Wissen für sehr gering.[2])

„Kinderweisheit, Weibergewäsch,
Keines bärtigen Mannes würdig,
Lass mich Ursprungsworte vernehmen,
Rede vom Anbeginn der Welt!"

Joukahainen weiss in der That mehr als solche Elementarbegriffe. Er erklärt jetzt die Einteilung der Tiere in Familien und grössere Gruppen, zählt die Eigentümlichkeiten einiger Naturstoffe her und untersucht schliesslich dieser und anderer Grund und Ursprung. So trägt er seinen Versuch eines Natursystems, dazu seine Kenntnisse der Physik und Altertumskunde vor. Aber obgleich dieses Wissen schon sichtlich auf einer höheren Stufe steht und dem Bereiche eines denkenden Verstandes angehört, genügt es nicht dem Wäinämöinen.

„Weisst Du etwa noch andre Dinge,
Oder ist des Schwatzens genug?"

Als letzten Notbehelf bringt Joukahainen seine geologischen Kenntnisse zum Vorschein, die Entstehung und Bildung des ganzen Erdballs und des Weltbaus erklärend; der besseren Wirkung wegen thut er auch etwas Eigenes hinzu, und rühmt sich, an der Schöpfung der Welt beteiligt gewesen zu sein. Aber nun ist die Geduld des Wäinämöinen, dessen Gereiztheit sich schon in früheren Antworten kundgegeben, ganz erschöpft, und er bezeichnet den letzten Zusatz des Jünglings als eine schändliche Lüge. — Also in seinem Wissen geschlagen hofft Joukahainen durch das Schwert seine Niederlage gutzumachen. Hierin muss doch er, der kräftige Jüngling, den Alten überwinden:[3])

„Find ich in mir selber nicht Weisheit,
Find ich sie hier in meinem Schwert.
Komm und lass die Klingen uns messen,
Lass das Schwert zum Kampfe uns ziehn!"

Allein Wäinämöinen verachtet den Gegner, dem es sowohl an wahrem

[1]) R. 3, V. 137.
[2]) R. 3, V. 183.
[3]) R. 3, V. 257—262.

Digitized by

Wissen, wie auch an männlicher Geradheit fehlt; er will ihm nicht so grosse Ehre erweisen, dass er sich mit ihm in einen Kampf einlasse:[1])

„Wahrlich, wenig kümmre ich mich
Um die Waffen und Deine Weisheit,
Um Dein Schwert und Kindergeschwätz;
Dennoch aber, dessungeachtet
Prüf' ich nie und nimmer das Schwert
Gegen Dich, armseligen Lügner,
Dich, verächtlichen Wicht im Kampf."

Über diese Geringschätzung ergrimmt, droht Joukahainen Wäinämöinen in ein rüsseltragendes Schwein zu verwandeln. Dieses ist nun ein unvorsichtiges, verhängnisvolles Wort, das ihm teuer zu stehen kommt! Seinerseits ist auch Wäinämöinen aus seiner anfänglichen geringschätzigen Ruhe erwacht. Was der Andere nur zu drohen vermocht, das vermag der mächtige Zauberer Wäinämöinen zur That zu machen. Wie es nun zum Singen kommt, singt er den Joukahainen in den Sumpf bis an den Gürtel, in die Haide bis unter die Arme hinein. In dieser Leibesnot zerstiebt der ganze Hochmut des Joukahainen; demütig bittet er Wäinämöinen diesen strengen Urteilsspruch zurückzunehmen und verspricht ihm vielerlei als Lösegeld, endlich auch seine eigene schöne Schwester. Dieses letzte Versprechen ist das einzige, welches auf Wäinämöinens Herz Eindruck macht; darüber gerät er in Entzücken, wird windelweich und giebt den Joukahainen wieder los.

So hatten also die Weisheit, die Kunst und der Geist des Alten einen glänzenden Sieg über den unwissenden, gedankenlosen, zu viel auf sich pochenden Jüngling errungen; aber dieser Sieg war, schlimm genug, ein Pyrrhussieg für den alten Wäinämöinen; denn aus demselben erwächst ihm nun eine ganze Reihe von Demütigungen, Spöttereien und Gemütskränkungen. Das Versprechen des Joukahainen hat in ihm den Funken der Liebe entzündet; diese ist spät in ihm erwacht, flammt aber dafür zu einem um so unbändigerem Feuer auf, ebenso wie der Waldbrand am Schlusse des Sommers, wo die Blätter an den Bäumen, das Gras auf der Erde bereits ihre Frische verloren, schlimmer wütet, als zur Zeit des saftigen Frühlings. Von nun an kann der arme Alte keinen Weiberrock sehen, ohne dass sein Herz in Freierabsichten zerschmelze. Er begehrt Aino zu eigen, darauf freit er zweimal nach der Tochter von Pohjola, und sogar nach der Schwester des Ilmarinen, mitten während seiner Freierfahrt nach Pohjola. Ein Wunder nur, dass er sich nicht auch in die untersetzte, schwarze Jungfrau von Tuonela verliebt, die ihn über den Fluss geleitet. Diese unglückselige Leidenschaft macht sein ganzes Gemüt erschlaffen; er, der feste, geschickte Mann, wird weinerlich, schwankend und unbeholfen. Das ist nun freilich noch nicht zu tadeln, dass er den Tod der schönen Aino bitter beweint; aber es lässt sich süsslich, weibisch an, wenn dieser alte, bärtige Held, nachdem das Auffischen der Aino aus dem Meere sich als fruchtlos erwiesen, auf die jämmerlichste Weise girrt und seufzt, und

[1]) R. 3, V. 264.

Digitized by Google

endlich wie ein kleiner Milchbart bei seiner Mutter Trost suchen geht. Auch beim Fischen hat er gezeigt, dass sein ganzes Wissen in Verwirrung geraten ist. Er weiss nicht mehr, wo die Wellamojungfrauen hausen, zu welchen Aino gegangen ist. Und wie Aino sich an seiner Angel gefangen, erkennt er nicht die teure Beute, sondern will sie mit seinem Messer aufschneiden, wobei er sich aber so ungeschickt benimmt, dass ihm der Fisch wieder ins Wasser entschlüpft. Noch erbärmlicher ist sein Gebahren auf der ersten Fahrt nach Pohjola. Nachdem er durch Joukahainens Pfeil sein Pferd eingebüsst, und ein Spielball der Wellen geworden, bleibt ihm kein Rat übrig als Weinen und Jammern. Er, der als kleines, neugeborenes Kind im Meere wie in seinem Elemente geschwommen, bis er nach acht Jahren ans Land gelangt, er ist jetzt schon nach wenigen Tagen in die äusserste Verzweiflung geraten. Er, der gefeiertste Zauberer der Erde, welcher durch seinen Gesang Alles hervorzubringen vermag, kann sich nicht einmal einen Balken herbeizaubern, der ihn über die Wasser tragen hülfe.[1])

„Weder kann ich Armer erraten
Welches Schicksal meiner wartet,
Welcher Tod am ersten mir naht,
Ob der Hunger mein Leben endet,
Oder die Tiefe mich begräbt."

Aus dieser Unbeholfenheit rafft er sich nicht einmal dann empor, wie ihn der Adler aus dem Meere rettet und an den Strand von Pohjola bringt. Wäinämöinen befindet sich jetzt in dem Lande, wohin seine Reise gerichtet gewesen, erinnert sich aber durchaus nicht, welche Absicht er beim Ausziehen gehabt. Er sehnt sich jetzt blos nach Hause, und weint und jammert, dass er den Weg nicht kenne, — er, der allwissende Seher! Sein Weinen wird weithin gehört, bis zu den Hütten Pohjolas, woher die Wirtin ihm endlich zu Hülfe eilt, den Alten zu sich nach Hause nimmt, ihn speist und tränkt, ihm mit den grössten Ehren begegnet, und ihm schliesslich ihre eigene schöne Tochter anbietet, im Fall er es vermöge, für Pohjola den Sampo zu schmieden. Allein dieses Anerbieten hat jetzt keine verführerische Kraft. Wäinämöinen jammert nur immer weiter fort nach der Heimat, und verspricht endlich, wenn man ihn dorthin geleitete, seinen Bruder Ilmarinen zum Verfertigen des Sampo und Freien des Mädchens herzusenden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde er aber nicht so gesprochen haben, wenn die Jungfrau von Pohjola zu Hause gewesen wäre; denn wie er unterwegs diese Schönheit erblickt, freit er sogleich, und thut Alles, was das launenhafte Mädchen, mit ihm ihr Spiel treibend, ihn thun heisst. In seinem Eifer schlägt er sich zuletzt eine grosse Wunde in den Fuss. An und für sich wäre dieser Unfall dem kundigen Seher, dem Kenner hunderter von Heilsprüchen nicht so gefährlich gewesen. Aber, o Wunder! Wäinämöinens Kopf geht ihm so herum, dass er sich nicht einmal aller zur gewöhnlichen Zauberei gehörigen Worte erinnert. Er muss sich anderswo, in der Ferne, Hülfe suchen gehen. — Der Schmerz der Wunde hat

[1]) R. 7, V. 83.

die Freiersgedanken wieder aus seinem Sinne getrieben, zu Hause angelangt, sendet er an seiner Stelle Ilmarinen nach Pohjola. Jedoch nicht lange währt es, und schon sehen wir das heftige Feuer der Liebe in ihm wieder auflodern; er macht sich daran, zur Freierreise ein Boot zu zimmern. Bei dieser Arbeit zeigt er wieder die sonderbarste Zerstreutheit; er erinnert sich nicht der erforderlichen Worte, und würde ohne den Rat des Hirten nicht daran denken, sie bei dem alten Wipunen zu holen. Alle diese Vorkehrungen sind jedoch ganz nutzlos; Ilmarinen erhält für seine Arbeit die wohlverdiente Schönheit von Pohjola. Jetzt endlich gewahrt Wäinämöinen, dass all dieses Sorgen der Liebe zu seinem Alter nicht passe:[1])

„Dann ermahnte der ew'ge Sänger
Alte Männer mit ernstem Wort;
Warnte ein junges Weib zu wählen,
Um die Schönste sich zu bemühn."

Nachdem er sich bezwungen und beruhigt hat, nimmt er neidlos Teil an der Hochzeit seines glücklichen Nebenbuhlers, das Fest durch seinen Gesang verherrlichend. Und auch späterhin lässt er sich nicht einen Augenblick beirren, wie Ilmarinen ihm die von ihm geschmiedete goldene Braut anbietet.

Fortsetzung folgt.

Sagen vom Schratel aus Steiermark.

Mitgeteilt von

ANTON SCHLOSSAR — GRAZ.

In dem slovenischen Teile der Steiermark gilt der Škrat, Škratez als ein böser Geist, gewissermassen als die Verkörperung des Teufels selbst. Man sieht ihn mitunter als flammenden Besen Nachts durch die Luft fliegen. Auf den Zusammenhang des Škratez mit dem Teufel deutet auch die Volksmeinung, dass man ihn durch gewisse Beschwörungsformeln an sich bannen und durch einen mit eigenem Blute unterschriebenen Vertrag zwingen kann, Schätze herbei zu bringen. Im Vertrage ist der Lohn festgestellt, den der Geist versprochen erhält: gewöhnlich übergiebt die vertragschliessende Person sich oder ein Glied der Familie nach einer bestimmten Zeit demselben. Man bezeichnet das Fenster, an welches der Škratez die begehrten Dinge bringen soll, dafür hat

[1]) R. 19, V. 511.

Digitized by Google

man ihm dann Hirsebrei als Speise hinzustellen. Hierüber berichtet und fügt noch einige Sagen aus der Gegend von Negau bei: R. Reichel in seinen „Kl. Beiträgen zur Kenntnis des Volksglaubens und Brauches in der wendischen Steiermark." (Mitteil. des hist. Vereins f. Steiermark. XX. Heft Graz 1873. S. 19 f.)

Ähnlich ist die Ansicht der slovenischen Bevölkerung des Bachergebirges und seiner Umgebung in Untersteiermark über den Škrat, welcher daselbst auch Skobnik (Kindermörder) heisst. Er fliegt als brennender Besen oder Wisch durch die Luft und wo er sich niederlässt, stirbt bald darauf ein Kind. In finsteren Schluchten jenes Gebirges haust der Škrat als schwarzes Gespenst und sucht daselbst auch gerne die Gesellschaft anderer Unholde, welche ebenfalls im Walde wohnen, auf. (R. G. Ruff im Marburger Taschenbuche. II. Jahrg. Graz 1859. S. 33 f.) In dem an Steiermark grenzenden Gebiete Krains ist der Škrat als Waldgeist ebenfalls bekannt: insbesonder soll er sich in den zahlreichen Schlünden des Karstgebietes aufhalten. (Urbes, Die Tschitscherei in der Zeitschr. des deutschen u. österr. Alpenvereins. XV. 1884. S. 21.) Im slovenischen Teile Kärnthens, westlich von Steiermark kommt der Škrat auch unter dem Namen Škratez, Škratel und Škritek und zwar immer als böser Geist vor.

In dem deutschen Teile des steirischen Mittellandes ist der Glaube an den Schratl (Schratel) ein sehr verbreiteter. Das Gebiet, in welchem die nachstehend mitgeteilten Volksmeinungen über diesen Kobold herrschen, ist beiläufig die Gegend südlich und südöstlich von Graz etwa bis zur slovenisch-ungarischen Sprachgrenze. Diese Meinungen sind zumeist heute noch in Geltung und bilden zum grossen Teile das Ergebnis der Beobachtung des Herrn Pfarrers A. Meixner und anderer vortefflich verlässlicher Gewährsmänner seit ungefähr dreissig Jahren. Der Schratl hat nach diesen Volksansichten den Charakter eines Koboldes, der nicht immer gerade bösartig auftritt, sich den Menschen sogar zugethan zeigt. Er kann sich unsichtbar machen und die Gestalt von Menschen und Tieren annehmen, am liebsten verwandelt er sich in eine Katze. Nach den Erzählungen von Murfeld (Gegend um Wildon) zeigt er sich oft als kleines Männchen oder Bübchen, auch wohl als Jägersmann. In St. Georgen an der Stiefring und bei Gleisdorf heisst es: man soll keine Katze neun Jahr alt werden lassen, sonst wird aus ihr ein Schratl. Den Teufelscharakter weist der Schratl allerdings auf, denn um des Schratls Hilfe zu erlangen, verschrieb man nach älterem Volksglauben ihm seine Seele auf einem Zettel, unterschrieb mit Blut den Namen, fing zwei schwarze Käfer, that diese nebst dem Zettel in eine kleine Schachtel und legte dieselbe auf einen Kreuzweg, worauf der Schratl in Gestalt eines schönen Jägers erschien und nach dem Begehr fragte. Auch die oben erwähnte Ansicht, dass er als feurige, besenartige Lufterscheinung vorkommt, findet sich und zwar in Straden unfern von Mureck. Als solche Erscheinung bringt er durchs Dachfenster oder den Schornstein dem ihm „Verschriebenen" Schätze ins Haus. Insgemein hilft er der Person, „die ihn hat", in jeder Arbeit und macht dieselbe reich. Allerdings ist der Schratl schwer wegzubringen, dennoch kann man ihn ausbrennen oder erschlagen.

Digitized by Google

I.

In einem Hause, lautet eine mündliche Erzählung von St. Stephan im Rosenthale, hatten sie einen Schratl, welcher unsichtbar bei jeder Arbeit half. Manches Bund Heu wurde über den Zaun getragen, ohne dass man gesehen hätte, wer dies gethan. Aber die Leute im Hause wurden des Koboldes überdrüssig und ängstlich, es gelang ihnen denselben in einem Tuche zu fangen und in diesem wurde er in siedendes Wasser getaucht, worauf er nicht mehr erschien.

II.

Ein Schratl schaute einem Schuster immer zum Fenster herein und sagte dabei stets: „Schuster, siehst mein' Schnabel?" darauf ergriff der Schuster den Knieriem — mit diesem kann man den Kobold erschlagen — und sprach: „Schnabl, siehst 'n Schuster!" dabei schlug der Schuster auf den Schratl los und erschlug ihn wirklich. (Mitteilungen aus St. Georgen a/St.) In ähnlicher Weise wird diese Geschichte aus dem Raabthale erzählt, nur tritt daselbst an die Stelle des Knieriems der Schusterhammer. —

Zumeist gilt die Ansicht, dass man dem Schratl als Gegengabe eine Speise, gewöhnlich ist dies Brei mit Milch gekocht, geben muss. Man thut dies Abends, in der Nacht kommt dann der Schratl und verzehrt die Speise, so dass man die Schüssel am Morgen leer findet. Wer aber das Hinstellen der Speise vergisst oder gar irgend einen Schabernack üben will, dem geht es schlecht.

Fortsetzung folgt.

Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Sprichwörtern des russischen Volkes.

(Mittel-Russland.)

BORIS GURWITSCH — PETERSBURG.

Mitgeteilt von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Das Recht eines jeden Volkes ist der Rechtsausdruck seines nationalen Bewusstseins: der Einfluss der eigenen Bräuche, Sitten und heimatlichen Anschauungen ist von ungeheurer Tragweite und unbestreitbar in Bezug auf sein Recht. Was sind hierbei die Sprichwörter? Sie sind das Produkt der Volksweisheit und der Erfahrung des Volkes. Alles was aus der Erfahrung sich herausgebildet hat, geht über, von Mund zu Mund, in den Besitz eines Jeden, bis es dadurch zum Sprichwort wird.

Digitized by Google

Kaum bei einem anderen Volke ist eine solche Masse von Volkssprichwörtern vorhanden wie in Russland. Die heimatlichen Gebräuche treten sehr scharf in dem russischen Civilrecht hervor. Aber am verbreitetsten kann man kriminalistische Tendenzen in den russischen Sprichwörtern sehen. Aus dieser Art von Sprichwörtern lernen wir, was das russische Volk als Gerechtigkeit auffasst, wovor der Mann des Volkes Angst hat, was er liebt, und wie er die schwersten Fragen über die Zurechnung der That dem Schuldigen gegenüber annimmt und nicht annimmt. Im allgemeinen ist das russische Strafrecht codificiert, aber in den Sprichwörtern Russlands, in seinem Gewohnheitsrechte treten deutlich kriminalistische und sehr charakteristische Gedanken im Volksbewusstsein hervor.

So kennt z. B. das russische Volk schon seit sehr langer Zeit *einen grossen strafrechtlichen Gedanken*, dass nämlich die Strafe ohne deutlich klares Beweismaterial nicht angewendet werden kann. Das Volk sagt, dass ein Verdacht hier ungenügend ist. So spricht diesen Gedanken das folgende Sprichwort aus:

„Ne poiman, ne wor!"

Bist du nicht gefangen
Bist du kein Dieb.

Augenscheinlich will diese grosse Volksregel ein wahres formelles Prinzip aussprechen, mit welchem sich die neueste Gesetzgebung der europäischen Kulturvölker und der russischen Strafprozessordnung brüstet.

Dann sagt das russische Volk:

„S odnowo wola, dwuch schkur ne derut.

Von einem Ochsen kann man nicht zwei Felle abziehen.

Was will das sagen? Ist das nicht das grösste Prinzip der modernen prozessualen Theorie: *„Ne bis in idem?"*

Ja das Sprichwort spricht eine grosse Wahrheit aus, mit welcher sich die neuesten Gesetzgebungen brüsten, welche dem russischen Volke seit langer Zeit bekannt ist. Aber was für ein Fell, was für Strafen hatte das Volk hier im Sinne? Vielleicht alle Strafen. Bei den alten russischen Sitten war es sehr wohl möglich, dass man den Urheber doppelt strafte, oder vielleicht noch öfter. Denn die alte primitive Gesetzgebung war noch nicht soweit, um die grosse Bedeutung des Prinzipes „ne bis in idem" zu begreifen. Deshalb ist es sehr wohl möglich, dass sich dies Sprichwort in Bezug auf alle Strafen gebildet hat, aber dabei ist es doch auch wahrscheinlich, dass dies Sprichwort am meisten die Geldstrafen betrifft, weil einerseits das Fell des Ochsen, nach russischer Anschauung Ware ist, Geld kostet und andererseits hasst der russische Bauer nichts so, nichts fürchtet er so, als die Geldstrafen. Für diese Auffassung haben wir folgenden Beweis:

„Ne bei mujika dubiëm, a bei rublëm!"

Schlage nicht den Bauer mit dem Knüppel, sondern mit dem Rubel.

Folglich sind die Geldstrafen sehr schwer in den Augen des russischen Volkes, viel schwerer selbst als die Leibesstrafen, die früher so häufig angewendet wurden.

Digitized by Google

Der schwere *kriminalistische Begriff vom Zusammentreffen* mehrerer Verbrechen in einer strafbaren Handlung, der Begriff der Konkurrenz hat das russische Volk in dem folgenden Sprichwort erörtert.

„Sem bied, odin otwiet!"
Siebenmal Unglück, eine Verantwortlichkeit.

Der Begriff der Beleidigungen und demnach auch *der Ehre* ist bei dem russischen Volke völlig eigentümlich und durchaus patriarchalisch an einigen Orten Russlands.

So z. B. kennt das russische Volk besonders *symbolische Beleidigungen*. Hierher gehört, dass in Nord-Russland und in den Gouvernements um Moskau es für ein Mädchen eine sehr schwere Beleidigung bildet, wenn man die Thür oder das Thor des Hauses mit Teer beschmiert, in dem Hause, in welchem sie wohnt, wenn sie sittlich verdächtig ist oder aus Feindschaft. —

Das russische Volk hat sehr lange in seinem Sprichwort *das Prinzip der Zurechnungsfähigkeit* erörtert.

In seinem Bewusstsein lebt schon lange die Erkenntnis des Prinzipes, das Unzurechnungsfähige von dem Gesetz geschieden sind. So sagt das Sprichwort:

„Durackam sakon ne pissan!"
Für die Dummen ist das Gesetz nicht geschrieben.

Derartig sind die Anschauungen und Sprichwörter, welche Bezug haben auf *das materielle Strafrecht.*

Aber das Volk hat auch Sprichwörter, welche das strafprozessuale Gebiet berühren und damit beweisen, wie es in Altrussland mit der Gerichtsbarkeit war vor der grossen Reorganisation der alten Gerichtsbarkeit durch Kaiser Alexander II.

So sagt das Volk:

„Ne boissia ssuda, boissia ssudii."
Fürchte nicht das Gericht, aber fürchte den Richter.

Schicken wir uns an, dieses Sprichwort zu interpretieren. Zunächst sehen wir, dass in den Augen des russischen Volkes nicht das Gericht als etwas abstraktes, als eine collegialische Einrichtung gilt, sondern als Ausdruck der Willkür einer Person, eines Mannes, der Richter heisst. Somit erscheint der Richter in unangenehmer Anschauung bei dem Volke als historische Erbschaft aus früherer Zeit.

Dann sagt das Volk weiter:

„W ssud nogoju, w karman rukoju."
In's Gericht mit dem Fuss,
In die Tasche mit der Hand.

Was heisst das? Welcher Gedanke liegt darin?

Das heisst, wenn der Bauer hineingeht in das Gericht, so muss er sogleich Geld auslegen, es heisst aber auch, dass *das Klageführen* viel Geld kostet und dass die Entdeckung der Wahrheit durch den Geldmassstab reguliert wird.

Digitized by Google

In einem weiteren Sprichwort spricht das russische Volk diesen Gedanken noch schärfer aus und zwar so:

„W ssudie tiagalis, oba bes rubach ostalis."

Vor Gericht prozessierten sie
Und beide ohne Hemde blieben sie.

Hieraus ersehen wir, dass in den alten Zeiten die Wiederherstellung verletzten Rechtes im Gericht mitunter den vollständigen Ruin des Vermögens im Gefolge hatte.

Wenn das Volk sagt: ohne Hemde — so sind die Leute eben ohne Hemde geblieben, wie sie geboren waren, nackt also.

Ein grosses Elend bildeten im alten russischen Justizwesen die sogenannten *Rechtsverdreher*.

Die juristische Bildung war früher schwach und deshalb wurden die im Gesetz unerfahrenen armen Leute der Willkür eines im Rechte wenig Bewanderten geopfert, einer Person, die mit dem Rechte nur wenig bekannt die Wahrheit vollständig verwickelt hatte, blos zu gewinnsüchtigen Zwecken.

Deshalb vergleicht das russische Volk den Rechtsverdreher mit den Repräsentanten des schlimmsten Elends in dem folgenden Sprichwort:

„W semlie tscherwi, w wodie tscherti, w liessu ssudja, a w ssudie krütsckotworez!"

In der Erde Würmer,
Im Wasser Teufel,
Im Wald Richter,
Und im Gericht Rechtsverdreher.

Die „grosse" wendische Hochzeit.

(Ta welika szerbska szwaijzba.)

Von

SCHWELA — SCHORBUS.

1. Erklärung der verschiedenen wendischen Namen, die bei der wendischen Hochzeit üblich sind.

(Roskłażeńe tych szłow.)

Wie die deutsche Sprache mit dem Worte „Hochzeit" die betreffende Feierlichkeit selbst charakterisiert, denn das deutsche Hoch-

---

Anmerkung. Der Verfasser des Aufsatzes: „Die grosse wendische Hochzeit", Herr Schwela-Schorbus, ein geborner Wende, Lehrer zu Schorbus und mehrjähriger Herausgeber

zeit bedeutet ein hohes kirchliches oder weltliches Fest, eine Vermählungsfeier, so kennzeichnet auch die wendische Sprache mit ihren Ausdrücken sehr treffend die Hochzeit sowohl, wie die dabei thätigen Personen und auch die einzelnen Hochzeitshandlungen. Das Wort Hochzeit heisst „sswaschba“, d. h. „das Fest der Sendung“; worauf das Senden jedoch Bezug hat, ob auf den Gang des Brautpaares zum Altar, oder ob, auf die mit besonderem Pomp arrangierte Einladung der Hochzeitsgäste, oder ob auf das gerade bei der Hochzeit sehr übliche Versenden des „Schönessens“, — das sei dahingestellt. Andrerseits könnte das Wort „sswaschba“ auch von „sswojzba“, die Verwandtschaft, abgeleitet werden.

Der Bräutigam heisst „nawozeńa“ der „Attakierende, Ansetzende, Fleiss und Mühe Anwendende“. Die Braut, „ńewesta“, d. i. die „Unge-

---

der wendischen Zeitung in Cottbus, ist den Lesern des Werkes: „Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche, Graz 1880“ nicht unbekannt, da er in der Vorrede unter denjenigen Herren aufgeführt ist, mit welchen der Unterzeichnete gar manche Wanderung im Wendenlande gemacht, dem er gar manche wichtige Wendensage verdankt.

Herrn Schwela's Zusage entsprechend, werden wir auch im nächsten Jahrgange weitere wertvolle Beiträge von ihm bringen an wendischen Sagen und Bräuchen sowie den wendischen Festkalender — hoffentlich auch ein und das andere Lied vom mythischen Wendenkönig, wie denn in den Jahren ein solches in der wendischen Zeitung veröffentlicht wurde, als der Unterzeichnete nicht nur in der Berliner anthropologischen Gesellschaft, sondern auch in verschiedenen Städten der Niederlausitz Vorträge über den mythischen König der Wenden gehalten, zur Darlegung des bis dahin Erschlossenen, zur Kritik, zur Weiterforschung.

Da die Etymologien, welche der umfassende Aufsatz des Herrn Schwela enthält, allgemeine Billigung nicht finden werden, so hat sich der Unterzeichnete erlaubt, besonders nach Zwahr abweichende Erklärungen und Etymologien zu geben.

Da dem Zwahrschen Lexikon Hauptgehülfe der nun verstorbene hervorragende Slavist Bronisch zu Pritzen gewesen ist, mit dem auch der Unterzeichnete mehrfach in schriftlichen und mündlichem Verkehr gestanden, während der Sammlung und Herausgabe seines Wendenwerkes, um von ihm zu lernen, so glaubt der Unterzeichnete, dass diese sprachlichen Beiträge nicht unwillkommen sein werden. Es wäre dies aber:

szważjba, ta die Hochzeit von sswat, ten der Freiwerber, der Brautwerber, überhaupt jeder Verwandte des Bräutigams, der am Hochzeitsmahl Teil hat.

żeń, ta die Heirat, ženisch, sse sich beweiben, verheiraten, heiraten, wo-żenush, sse sich beweiben — demnach zu Lateinisch gigno, genus, griech. *γίγνομαι*, *γένος*, ahd. chind. Skt. ganas Wesen, ganús Geschlecht, Zend. zan erzeugen, ghena Weib u. s. w.

newèsta Braut, auch von Zwahr unter wèsty a, e, gewiss, sicher, gebracht.

Pobratschjka, ten und pobratscha, der Brautführer, von pobratschisch, sse sich verbrüdern, bratsch, ten der Bruder.

ten drużba der Brautdiener, drużba, ta, die Brautjungfer. po nach, auf, über, gemäss, pschi bei, neben, an.

ten towarisch Geselle, Brautdiener, ta towarischka die Brautjungfer.

sswazjbaŕ, ten der Hochzeitsgast.

wotpschossowańe Abbitte; Zwahr wotpschossba ta die Abbitte, zu pschossysch bitten, einladen, auch betteln, um Almosen ansprechen; wot von, in Zusammensetzungen = ab.

plaschésch und pwaschésch gelten, plaschisch zahlen, bezahlen.

mas, ta die Wagenschmiere, vorzugsweise der Teer.

masniza, ta die Teermäste, Teerkanne.

gelń, ten ein Stück, Keil Brot.

prédny und prény, a, e, erste, vorderste.

pusch, ten der Weg: pérpusch, ten der erste Kirchgang junger Eheleute. (Bei den Deutschen in Cottbus bedeutet perpusch Nachfeier, welche darin besteht, dass am Tage nach der Hochzeit Schmaus und Tanz stattfindet.)

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

wisse“ ist es, die der Bräutigam zu erringen sucht; ob er sie bekommt, ist zunächst ungewiss (ńewėsta), hat er aber das Jawort erhalten, dann eilt er mit dem „Żeń“ (Heirat). Żeń ist die Befehlsform von „laufen“, ist also mit „sswaschba“ dem Sinne nach verwandt.

Die Brautjungfern nehmen verschiedene Rangstufen ein und sind dementsprechend auch verschieden gekleidet. Unter den männlichen Hochzeitsgästen ist der Unterschied im Kleiderschmuck weniger bemerkbar, im Range jedoch entsprechen sie genau den Stufen ihrer schönen Genossinnen.

Die Hauptperson ist überall der Brautführer oder Speisemeister, teils „pobratscha“ (Mitbruder), teils „podružba“ (Mitpilger) genannt. Seine Genossin ist die erste Brautjungfer, die „podružka“; ihnen folgen (je nach den Kirchspielen in verschiedener Reihe) der družba mit der družka, der pschidružba mit der pschidružka, der towarisch mit der towarischka und der sswato mit der sswaschka; alle Übrigen sind einfache Hochzeitsgäste (sswaschbarske goscži). Ohne es weiter auszuführen, wollen wir nur erwähnen, dass in jeder Stufe mehrere Personen gleichen Ranges sein können und dass hin und wieder verschiedene der angeführten Namen Personen von gleichem Range bezeichnen, wie z. B. sswaschki und družki, beides sind Brautjungfern event. zweiter Linie, jene aus der Verwandtschaft der Braut, diese aus der des Bräutigams. In diesem Falle stehen die towarischki in der ersten Linie.

Die Kleidung der Braut sowie der Brautjungfern ersten Ranges zeigt die Farbe der hohen Feste: schwarz und weiss mit grüner Stickerei. Erst die Brautjungfern der zweiten Linie entfalten die ganze Pracht nationalwendischen Schmuckes. Die Kleidung der übrigen Gäste steht unter keiner besonderen Regel.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Die alten nordischen Frühlingsfeste.

Nach dem Dänischen des **Troels Lund.**

Von

POESTION — WIEN.

Ein österlicher Brauch rein christlichen Ursprungs war die Verteilung von sogenannten „Osterlämmern." Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als der Katholicismus noch herrschte, geschah diese Verteilung ohne Zweifel auf die althergebrachte Weise, indem die Priester nach dem Gottesdienst am Karsamstag-Abend den Kirchenbesuchern geweihte Osterlämmchen aus Wachs, die für eine Art geheimnisvoller Mittel gegen allerlei Böses angesehen wurden, schenkten oder verkauften. Aber gerade diese ihre wunderwirkende Kraft machte es in hohem Grade wünschenswert, sie aus einem dauerhafteren Stoffe als Wachs zu besitzen, um sie immer bei sich tragen zu können. Frühzeitig entwickelte sich denn auch die Sitte, dass Reiche ein Osterlamm aus Silber oder Gold an einer Kette um den Hals trugen. Und da fiel es dann wieder natürlich, diesen Schmuck in der gewöhnlichen Form der Schmucksachen zu besitzen, also als Medaille oder Münze, blos mit einem darauf abgebildeten Osterlamm. Schmuckstücke dieser Art hiessen schlechthin „Agnus Dei" und scheinen eine ziemlich allgemeine Gabe gewesen zu sein.

Nach der Reformation war die ganze Sitte mit den geweihten Osterlämmern ebenso sehlimm angesehen wie die übrigen katholischen Reste. Die Osterlämmer aus Wachs verschwanden zugleich mit dem Gottesdienst am Karsamstagabend und wurden zunächst nur noch heimlich geweiht, bis allmälig die ganze Sitte in Vergessenheit geriet. Die Schmuckstücke aus Metall hingegen wurden noch eine Zeit lang ganz offen getragen, die Bedeutung derselben aber war gar bald vergessen. Später gingen — in Dänemark wenigstens — die meisten Stücke verloren, da man ihnen keinen Wert mehr beilegte und sie nicht durch neue ersetzte. Überdies räumten der dreissigjährige Krieg und die beiden Kriege mit Schweden 1657 bis 1660 ordentlich mit dem alten Gold- und Silberzeug auf und gegen das Jahr 1700 war in Dänemark von dem alten „Agnus Dei" kaum mehr viel aufzufinden.

Anders in Norwegen. Hier hatte die Überlieferung sich ungehindert erhalten können; es waren nicht durch feindliche Einfälle die Schätze der Reichen geraubt worden, und was früher Sitte der Adeligen war, wurde von einer zahlreichen und gleichmässig wohlhabenden Bauernbevölkerung mit Eifer aufgenommen. In einer Beschreibung Norwegens aus dem Jahre 1762 lesen wir: „Ein „Angst-Ei" d. h. eine vergoldete Silbermünze, die an

einer silbernen, bis auf die Brust niederhängenden Halskette befestigt ist, zu tragen, ist sehr gebräuchlich, besonders wenn ein Mädchen als Braut geschmückt werden soll." Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese „Angst-Eier" oder „Angsti" nichts Anderes sind, als eine verdrehte Aussprache der alten „Agnus Dei". In der Form, wie sie später gebraucht wurden, war übrigens nicht mehr viel von der ursprünglichen Hauptfigur, dem Lamm, übrig geblieben: man nahm nämlich „gemeiniglich ein Zwei-Mark-Stück oder eine andere Silbermünze von gleicher Grösse", versah dieselbe rings-um den Rand herum mit Ösen, um dünne Silberstücke daran zu hängen, vergoldete das Ganze, und damit war der Schmuck fertig.

Merkwürdig genug haben die alten „Osterlämmer" in unserem Jahrhundert aufs neue ihren Einzug in Dänemark gehalten, aber nicht länger als Wachsfiguren oder Schmuckgegenstände, sondern als eine Art Spielzeug aus Zucker oder Baumwolle mit einer daran befestigten Kreuzfahne.

Der erste Mai.

Der Walburgis-(„Valborgs-") Tag oder der erste Mai war der alte Festtag für die Ankunft des Frühlings. Die römische Kirche hatte an die Stelle dieses Festes, das sich zwischen Ostern und Pfingsten so überaus ungelegen einschob, nichts anderes setzen können oder wollen. Die schwachen Widerstandsversuche bestanden wesentlich nur darin, dass der Tag nach den beiden Aposteln „Philipp-Jakobi-Tag" genannt wurde, ein Name, der weder in Deutschland noch in Dänemark den „Walburgistag" oder mit mehr kirchlichem Zuschnitt „Valdernisse" (Walburgismesse) verdrängen konnte.

Das Fest blieb also sich selbst überlassen und war und blieb ein blosses Volksfest. Man sollte nun glauben, dasselbe hätte sehr leicht seine ursprünglichen Gebräuche unverändert bewahren können. Allein hier machte sich ein anderer Umstand geltend, der dies verhinderte, nämlich der Unterschied in den äusseren Naturverhältnissen.

Schon manche Gebräuche, die in der Faschingszeit üblich waren, wiesen deutliche Spuren eines uralten Frühlingsfestes auf. Es hat also in der Kindheit des Volkes eine Zeit gegeben, wo dasselbe unter milderen Himmelsstrichen den Frühling im Monate Februar feierte. Aber diese Zeit war längst vorbei, als es sich in Nordeuropa ansiedelte. Noch könnte wohl das nordische „Vâr" für „Frühling" an Verwandtschaft mit den Römern erinnern, welche diese Jahreszeit „ver" nannten; allein nur wenigen von den Völkern, die sich nördlich der Alpen niedergelassen, und keinesfalls den Skandinaviern, konnte es passen, das Fest vor dem ersten Mai zu feiern. Erst zu dieser Zeit war es klar, dass das Tageslicht gesiegt hatte, erst jetzt verkündeten Luft und Keime, dass der Sommer nahe.

Fortsetzung folgt.

gitized by Google

Der Kongress zu London.

Bücherbesprechungen.

II.

(Vergl. Heft 8.)

1) Folk-Lore Congress 1891. Report of the Literary Committee. (Adoptet by the organising Committee.) (Druckort nicht angegeben, sicher London.) 2) The Handbook of Folklore. Editet by George Laurence Gomme. London 1890. 3) Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon. Ière Livraison. Liége 1890. 4) Vraagboek tot het Zameln van Vlaamsche Folklore of Volkskunde door August Gittée. Gent 1888. 5) Instructions et Questionnaires par P. Sébillot. Paris 1887. 6) Questionnaire des Croyances, Légendes et Superstitions par Paul Sébillot. Paris 1885. 7) Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur Germanischen Sittenkunde von Wilhelm Mannhardt. 2. vermehrte Auflage. Danzig 1866.

In dem ersten Aufsatz mit diesen Überschriften waren wir dahin gelangt zu bestimmen; dass Mannhardt der Ruhm gebührt, der Erneuerer der Wissenschaft von der Volkskunde genannt zu werden.

Gleichfalls hatten wir uns aber der Verpflichtung nicht zu entziehen vermocht, anzuerkennen, dass seinen Werken aus den Jahren 1865, 1866, 1868, 1876, 1877, 1884 zwar der Ruhm gebührt, neue Ansichten in die Wissenschaft eingeführt zu haben, dass aber die grösste Zahl derselben in der Folge als unhaltbar sich erwiesen hat oder erweisen wird. Als Grund dieses nicht eben erfreulichen Ergebnisses haben wir die Unsicherheit seines Materials zu bezeichnen, auf welches er sich stützt, seine Unkenntnis der wirklichen Vorgänge des Lebens und der Ansichten, um welcher willen die Bräuche geübt werden, sein Mangel in der Durchdringung der ethischen Beweggründe menschlichen Thuns und Treibens, seine Nichtbeachtung der geschichtlichen und gesellschaftiichen Verhältnisse, welche Anfang, Fortgang und Höhe der jeweiligen Kultur der verschiedenen Länder bedingt haben.

Sodann hatte sich uns ergeben, dass dem Franzosen P. Sébillot das Verdienst zuzusprechen ist, der praktischen Durchführbarkeit des Sammelns und der Aufzeichnungen die allein richtigen Wege gewiesen zu haben.

Deshalb begrüssen wir auch mit Freude die Anerkennung, dass Teile des Questionnaire von Nutt in das Englische, wie von M. Machado y Alvarez in das Spanische übersetzt sind.

Auch in Deutschland habe ich das Sébillotsche Buch ausgesandt zur Schulung der Sammler.

Das Vraagbook tot het Zameln van Vlaamsche Folklore of Volkskunde door August Gittée, Gent 1888 ist nach seiner Bedeutung bereits von mir gewürdigt worden in der ausführlichen Besprechung (vergl. Zeitschrift für

Digitized by Google

Volkskunde Jahrg. I, Heft 10, S. 402) sodass an dieser Stelle nur auf dieselbe verwiesen werden kann.

Von dem Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon habe ich bis jetzt nur die 1. Lieferung erhalten, sodass ein abschliessendes Urteil hier gespart werden muss. Lieferung 1 bietet Fragen mit erläuternden oder anführenden Überlieferungen.

1890 ist the Handbook of Folklore erschienen; als es mir übersandt wurde, habe ich es der Bibliothek der Gesellschaft überwiesen, und da Aufragen deshalb nicht gekommen sind, so habe ich es ausgesandt zur Erprobung von Seiten der Sammler.

Das Buch der Engländer hatte Anwartschaft darauf, weil es das letzte der früher erschienenen ist, weil Nutt Teile des Sébillotschen den Engländern durch seine Übersetzung zugänglich gemacht hatte, weil die englische Folklore Society seit dem Jahre 1878 besteht, also eine Summe von Erfahrung sich angesammelt haben musste, aus denen Gomme zu schöpfen vermochte, — das beste seiner Art zu sein — in Wirklichkeit befriedigt es nicht.

Mag für den Sammler durch Aufstellung einer Reihe bestimmter Fragen in fester Ordnung ein guter Anhaltepunkt gegeben sein, nicht nur dem Volksmunde solche Überlieferungen abzulauschen, nach denen er aus besonderer Neigung fragt — wovon Mannhardt durch seine Fragebogen bewahren will — so ist doch dieser Teil des Buches ganz frei zu halten von Theorien, um nicht in den Sammler schon bestimmte Vorstellungen hineinzutragen, welche dieser dann nur zu leicht entweder — und das ist noch das ehrlichste, dem Volke bei seinen Fragen vorspricht und das „Ja" der Leute, welches diese aus Missverständnis, aus Scheu, aus Ehrfurcht abgeben, dann als bestätigende Antwort einer trefflichen Überlieferung im Sinne des Forschers aufzubrauchen weiss, — oder, — und hier ist jede Spur einer wissenschaftlichen Ehrlichkeit, wenigstens etwa noch im guten Glauben gehandelt zu haben, einfach verletzt, eine Sage, ein Brauch wird vernommen — und da sie dem Sammler in das Bereich dieses oder jenes Vorstellungskreises zu fallen scheinen — so schiebt er nun aus theoretischen Erwägungen — an dieser oder jener Stelle, den Namen dieses oder jenes Dämons ein, drängt er den Brauch in diese oder jene Form.

Wer die Zeitschrift für Volkskunde gelesen, hat Bücher kennen gelernt, welche voll sind von Sachen, die in eine bestimmte Richtung durch den Fragenden hineingedrängt sind, die ausser den Missverständnissen, deren Anzahl gewaltig gross ist, solche Berichte haben, welche einfach den Stempel des Zurechtgemachten an sich tragen.

Aber auch Mannhardt's halbes Hundert Mythen-Gestalten, welche ihm durch seine Sammlungen in den agrarischen Gebräuchen zu Tage getreten sein sollen, sind zum grossen Teil — wenn nicht mit den allerwenigsten Ausnahmen überhaupt — keine Mythen-Gestalten — sondern Schemen seiner Einbildungskraft, aus Redensarten mit anderem Sinn gewonnen.

Und nicht viel glücklicher arbeitet die englische anthropologische oder historische Schule. Die Survivals, wo sie wirklich als solche erweisbar sind, werden zwar immer den Vorteil haben, nüchterne Erwägung wirk-

Digitized by

licher Verhältnisse nahe zu legen — es mögen sich auch Mythenzüge in ihrem Gefolge gebildet haben — die Ursache der ganzen Mythus selbst sind sie nur in wenigen Fällen. Daneben öffnet die Syrvivaltheorie von Andrew Lang unendlichen neuen Irrtümern das Feld.

Die Beweise für die Wahrheit dieser Darlegungen werde ich nun anzutreten haben.

Zuvor haben wir uns aber mit der Erklärung bekannt zu machen, welche das Handbook selbst von seiner Wissenschaft giebt.

Nun lesen wir aber S. 180: The science of Folklore is the comparison and identification of the survivals of archaic beliefs, customs, and traditions in modern ages.

Wenn diese Erklärung von der Wissenschaft der Folklore gegeben wird als Ausdruck der Gesamtheit — also nicht des Herausgebers nur des Buches — der englischen Gesellschaft — so ist dieselbe als eben nicht glücklich zu bezeichnen, da sie unheilvollen Einfluss auf alle diejenigen Geister üben kann, welchen nicht ungemeine Selbständigkeit des Denkens eigen ist — sie ist selbst logisch nicht gut ausgedrückt, denn sie will offenbar sagen, dass es Aufgabe der Wissenschaft von der Folklore ist, durch Vergleichung den Erweis zu erbringen, dass die Äusserungen des Glaubens, die Bräuche und Überlieferungen unserer Zeit Überlebsel sind der Vergangenheit, — aber sie spricht das nicht klar aus.

Mit Aussprechen aber selbst dieses Satzes haben wir nur eine bedingte Wahrheit gewonnen, eigentlich weiter nichts.

Das zu erweisen nehmen wir das Handbook wieder zur Hand.

Nach Tylor — belehrt uns das Buch S. 92 — giebt es eine Art von Kinderspielen, in welchen die Kinder das im Spiele treiben, was sie im späteren Leben im Ernst auszuführen haben.

Da wäre zunächst von Survivals nicht zu reden, sondern Nachahmung einer zukünftigen Beschäftigung.

Wie aber nun die Survivals hineintragen?

Das Buch sagt: Probably savage children, too, play at making fire by drilling one piece of wood against another.

Also zunächst ist das Spiel von Kindern der Wilden überhaupt gar nicht erwiesen — sondern nur als wahrscheinlich bezeichnet.

Dann lesen wir weiter: At all events the Swiss children of to-day do so, and the game must have come down from the primitive practice.

Hierauf nun folgendes zur Antwort.

Wenn wirklich die Kinder der Wilden Feuerreibspiele kennen, so ist der Beweis für die Verhältnisse der Kinderspiele der Schweiz damit nicht erbracht, denn die sogenannten Naturvölker haben ihre Culturentwicklung für sich gehabt: höchstens wenn das Spiel der schweizer Kinder ein Survival wäre, und die Kinder der Wilden wirklich das Feuerreibspiel haben, würde aus diesem Vergleich und aus dieser Gleichsetzung der Beweis geführt werden können, dass wie Aristoteles sagt, dieselben Erfindungen unzählige Male unabhängig von einander gemacht sein werden.

Diese Weisheit ist also aus Büchern zu erringen, vor mehr als zweitausend Jahren geschrieben.

Aber das Feuerreibspiel der Schweizerkinder ist auch in nichts als Sur-

Digitized by Google

vival erwiesen. Wenn der Herr Engländer eine Ahnung davon hätte, welchen Einfluss auf die Jugend der meisten europäischen Völker — sein Landsmann Robinson gehabt hat, — dann würde er wissen, dass weit über den Anfang dieses Jahrhunderts hinaus — unsere Kinder in der Robinsonlebensweise so bewandert waren, dass sie emsig die Cultur der Wilden nachzuschaffen sich bemühten. Wenn ihnen der Lehrer davon erzählt hatte, dass die Wilden das Feuer nicht anpinkten — mit Stein und Stahl — sondern durch Reibung erzeugten, dann griffen die Kinder nach Holz und rieben — dass es nur so rauchte, — denn Feuer erzielten sie nicht, — wie noch jetzt nicht, wenn ihnen der Lehrer vom Feuerreiben erzählt und sie das nun nachmachen wollen, was sie gehört.

Abgesehen nun davon, dass zwar das Feuerreiben auch bei den nordischen Völkern früher bekannt gewesen ist, wurde doch das Notfeuer wie das Johannisfeuer, wo nicht durch Stahl und Stein, und das war wohl das gewöhnliche, so doch auch durch eine Walze in zwei Pfählen erzeugt, durch ein Rad, durch den Strick.

Hier wäre es möglich, als Survival zu erweisen, dass meine noch ungedruckten Wendenüberlieferungen berichten, es hätten die Hirtenjungen an der Branitzer Lache (bei Cottbus) sich Feuer gemacht, indem sie Peitschenschnüre um Holz hin und hergezogen hätten.

Wenn die Wendischen Jungen bei dieser Art des Spieles nicht Selbsterfundenes geübt, so wäre hier ein Survival erwiesen — denn diese Belehrung ist nicht aus Robinson oder sonstigen Büchern der Wilden geschöpft, — aber es ist doch auch möglich, dass auch hier wieder die Behauptung des Aristoteles zu Rechte besteht.

Macht sich Philoktet nach Sophokles das Feuer an, Stein mit Stein — Kuhn führt auch dieses Feuer des Philoktet als Beweis für das Holzreibefeuer der Alten an und es ist unglaublich zu sehen, dass diese und ähnliche von ihm einfach falsch oder nach einem bestimmten Zweck hin zurechtgemachten Zeugnisse ein Menschenalter hindurch Gelehrte und Ungelehrte mit falschen Vorstellungen haben tränken können, ohne dass eine warnende Stimme sich dagegen erhob — so kann ich den Herrn von der Survival-Theorie dazu scheinbar das schönste Beispiel aus meiner Erfahrung geben — und derjenigen des Herrn Justizrat Herold hier in Halle, welcher mir aus seiner Jugend gleiches bestätigt.

Wir übten nämlich als Kinder die Gewohnheit des „Fierschmietens“ — des Feuerschmeissens — Zeuge Schmiedemeister Chr. Schirmer in Vehlitz bei Magdeburg — und andere Bewohner in Vehlitz.

Unsere Übung war nicht aus Büchern geflossen, nicht aus der Erinnerung des Urmenschen, wie ihn Steinthal sich für seine Mythendeutung erschaffen, uns überkommen, sondern wir Kinder hatten beim Abladen der Feldsteine an den Steinerbergen gesehen, — und Herr Justizrat Herold bestätigt gleiche Erfahrung, dass die Funken den getroffenen oder aufschlagenden Steinen entfuhren. Das machten wir nach. Vervollkommnet habe ich dann dieses Kinderspiel, als ich hier in Halle in der Gesellschaft für Erdkunde unter praktischer Feuerzeugung zu den verschiedenen Arten derselben die Sagen und Mythen erklärte — und jetzt kann ich dem Herrn Engländer das Feuer zeigen, Stein mit Stein geschlagen, wie Philoktet

Digitized by Google

gethan — aber nicht ein Survival-Feuer, sondern ein solches nach Combination aus einem Kinderspiel, den Versen des Sophokles, Virgil und Ovid und dem Gebrauch der sogenannten prähistorischen Messer aus Silex — Gräberfunden oder jetzt von mir geschlagenen.

Diese Survival-Theorie würde ich nun gern weiter beleuchten nach Beispielen, dem Handbook entnommen — die köstliche Leitergeschichte ladet dazu ein wie manches andere, — aber ich denke, in diesem Aufsatz ist Beschränkung auf das nötigste geboten — und das ist gegeben.

Das Feuer wird später von mir besonders behandelt werden — dabei auch eingehend Andrew Lang's Prometheussagenerklärung, um den Funken Wahrheit in derselben bereitwilligst anzuerkennen — die überschlagende Flamme zu begrenzen auf den Raum, welcher ihr gebührt. —

Sind mittelbar verschiedene Beziehungen des Handbook auf Mannhardt in dem Aufsatz von O. Knoop „Die Hinnemutter", mit meinen Beigaben, auf ihren wahren Wert erwiesen, so habe ich mich jetzt dieser Ausführungen hier zu enthalten, weil sie dort nachgelesen werden können.

Unseren Sagenforschern und Mythologen anderer als Mannhardt'scher Färbung bringt sodann das Handbook seine Huldigung dar, indem dasselbe S. 32 aufgiebt, zu forschen nach „Beings who seem to represent ancient goddesses, as Frau Holda" etc.

Hier haben wir nun zuerst zu fragen, welche Frau Holda die Engländer in England denn eigentlich suchen sollen.

Freilich nach Weinhold wäre die Sache hübsch einfach und klar, denn wir lesen noch in der zweiten Auflage (1882) seiner Frauen im deutschen Mittelalter, dass Fria oder Frick, Wodene oder Wode, Herke, Holde, Berchta ein und dieselbe Göttin ist, dass noch im Volksglauben des 19. Jahrhunderts die Wodene oder Wode, Holde, Berchte, Here als die grosse Göttin mit denselben Zügen fortlebt, die Weinhold an Jörð-Frigg und Nerthus-Freya aufgewiesen zu haben behauptet. Als weitere Erklärung lesen wir dann bei ihm: „sie ist die Göttin der Wolken, jagt im Sturme über die Lande an der Spitze der elbischen Geister, verleiht den Feldern und Menschen Fruchtbarkeit und überwacht den Fleiss der Frauen im Hause."

Diese hohe Göttin Weinhold's, welche doch also wohl die Engländer in England aufsuchen sollen, trägt nun aber bei Sommer, welcher die Weinhold'sche Identität sicher vor Weinhold aufgestellt hat, denn nach dem deutschen Litteraturkalender von Kürschner tritt Weinhold 1851 mit seinen Schriften hervor, Sommers Buch ist 1846 erschienen (Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen) folgende Züge (S. 9 und 10): „Frau Holle, die man in ganz Thüringen kennt, ist ein kleines bucklichtes altes Mütterchen. Sie ist sehr hässlich und spielt den Leuten manchen bösen Streich, besonders wenn sie in den zwölf Nächten spinnen. Sie macht dann, dass die Kühe Blut statt Milch geben, dass das Garn ungleich wird und die Leinwand bald zerreisst. Man fürchtet sie und spricht nur Gutes von ihr: das Böse flüstert man sich leise zu" u. s. w.

Sommer führt dann aus anderen Gegenden noch die Namen Frau Wolle und Frau Rolle an — natürlich hat auch Kuhn Frau Wulle — aber abgesehen davon, dass ich sie an verschiedenen der von Sommer be-

Digitized by Google

zeichneten Orten nicht habe auffinden können, lesen wir nun über Frau Holle und Frau Berchte folgendes bei Fr. Kaufmann, Deutsche Mythologie, Stuttgart 1890: S. 96: „Was in der Volksüberlieferung von Hulda (Frau Holle), Berchta (Übersetzung des lateinischen epiphania) fabuliert wird, ist in der Überlieferung des Altertums nicht nachweisbar: auch von einer Göttin Ostara ist eine Spur nicht zu finden. Was uns von der angelsächsischen Eostre und Rheda berichtet wird, ist auf gelehrtem Wege von den entsprechenden Monatsnamen abgeleitet."

Die Namen der Herren Weinhold, Sommer, Kaufmann sind mit den Universitäten Berlin, Halle, Marburg verknüpft — die Herrn Engländer ersehen aber daraus, dass sie besser thun statt in der Universität — in der Beurteilung der Sache an sich Heil und Erfolg zu suchen.

Von mir ist die Holda noch besonders behandelt, mitsamt ihren anderen Namen Wolle und Rolle, da ich seit Jahren das Hollerätsel zu lösen versucht, nach Studien und Nachforschungen vielerorts: der betreffende Artikel ist im Druck und wird von mir angezeigt werden.

Im Übrigen sei hier zur Orientirung der Herrn Engländer folgendes zu geben erlaubt: Der Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin, zwölfter Jahrgang 1890, 1. Abt. L. 1891 sagt Seite 116 N. 29. O. Knoop, die neu entdeckten Gottergestalten und Götternamen der norddeutschen Ebene, Zeitschrift für Volkskunde 2, 449—459. 3, 41—48: „Der Verfasser (also O. Knoop) leugnet die Existenz der von Kuhn, Schwartz, U. Jahn aufgestellten nnd. Gottheiten Frîe, Frick u. s. w., sie beruhen auf Missverständnissen der Forscher. Im 2. Aufsatz wird ebenso Gauden-Wodan abgewiesen; für jeden, der plattdeutsch versteht, überzeugend."

Also auch der ruhig erwägende Teil der Berliner Gelehrten lässt diesen Götterspuk in den Tartarus versinken, England wird ihn nicht neu zu beleben vermögen.

Das letzte Beispiel dafür, wie klar und eigentlich einfach die wirkliche Kenntnis von Land und Leuten den mystischen Nebel zu verscheuchen vermag, welcher in Deutschland sich erhoben, jetzt nach England herübergezogen werden soll durch die Zauberformeln der Fragen des Handbook, möge nun folgen.

Bei den Erntebräuchen tritt uns im Handbook unser bekannter Freund Vergodendêl entgegen, dort falsch gedruckt Vergôdenêl.

Auch Mannhardt hat den Unfug dieses Wortes nicht geahnt, Grimm ihn aufgenommen, Simrock, Menzel u. s. w. haben damit gearbeitet.

Wie der angebliche Name sich in die Redensart zerlegt und wie die Redensart nie den Namen Wodan bergen kann, das hat O. Knoop in der Zeitschrift für Volkskunde erwiesen.

Da aber der Ursprung dieser und der hier gehörigen Redensarten, bei Ulr. Jahn auch in dem fälschlich von dem Verfasser als zweite Auflage bezeichneten und mit prunkender Vorrede versehenen Buche aus Pommern zu lesen — in der Knoopschen Darlegung nicht scharf genug hervortritt, so sei er hier gegeben.

Digitized

Zum Erntefest erhalten die unverheirateten Arbeiter den Ernteschmaus vom Besitzer des Gutes auf dem Gute, die verheirateten eine Kabel dieses Schmauses, ihren Teil vom Schmaus zum Verzehren im eigenen Heim. Dieser Anteil vom Schmause, welchen sich die verheirateten Deputatsleute als Anteil ihres Deputates selbst vom Gute zu holen haben, wenn ihnen derselbe nicht etwa gebracht wird, und das geschieht auch, wo genug Kinder zum schicken da sind, ist ein Teil ihres Deputates, also des Ausgemachten ihres Lohnes, und heisst als solcher Kabel, bei der Anrede an die Leute yuer Dêl, in Pommern der gute Teil, fär oder up goden Dêl.

Da in Pommern auch dem Herrn ein Trunk auf sein Wohlsein geleert wird, so sagt der Arbeiter dazu „upt Gaude" — auf das Gute, „dass es gut auskomme". Wir im Magdeburgischen würden sagen: „aufs Wohlsein", „Prosit", „Mag et yuch bekämen".

Und das ist nun der Wodan von Kuhn, Schwartz und Jahn, welchen das Handbook offenbar gern auch in England zu finden Anlass bieten möchte — denn es druckt den Vergôdenêl ab — zum Aufsuchen in England!

Und hier muss wiederholt darauf hingewiesen werden, dass die berührten Herren die Worte und Redensarten, aus denen sie ihre Götter gemacht haben, vielfach in den Gegenden, von welchen sie, wie z. B. das unsinnige Vergôdendêl angeben, gar nicht gehört, sicher nie in der von ihnen aufgeführten Weise, denn wenn auch Kuhn schreibt, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, Leipzig 1859, S. 178: In der Gegend zwischen Wittingen und Uelzen heisst das Erntefest fast überall noch Vergodendêl, so steht dem entgegen dass Heft 3, Jahrgang 3 der Zeitschrift für Volkskunde die feste Versicherung aus jener Gegend erbracht ist, dass dort kein Mensch diese Bezeichnung für das Erntefest kennt — es sollten zur Ergänzung die Erkundigungen aus mindestens 20 Ortschaften ausserdem erbracht werden, — ich lehnte das Anerbieten ab, weil nicht zu negieren ist, was überhaupt nicht ist: dass die klar erkennbaren Redensarten beim Zutrinken von Schnaps oder Bier, das Austeilen der Kabel der Deputatsleute weder auf Wodan Bezug — noch zur Bezeichnung des Erntefestes je gedient haben kann. Wir wollen aber recht milde urteilen, und das Schlussergebnis dahin zusammenfassen: Kuhn und Schwartz und ihr Anhang haben sich auch in solchen Fällen schwer getäuscht und dann weiter getäuscht — aber es ist Zeit, dass dieser Art der Forschung endlich ein Ende gemacht wird, wenn die Herren Folkloristen nicht vorziehen, missverstandenen Worten und Redensarten als Göttern zu huldigen.

Es bleibt der Congress in London.

Um der Aufgabe überhoben zu sein, dass Circular hier eingehend zu behandeln, habe ich dasselbe in Deutschland in Curs gesetzt.

Es ist selbstverständlich, dass ich der Idee des Congresses meine Teilnahme nie versagen werde.

Nach meiner Auffassung sind jedem Congress, bevor derselbe andere Gebiete bearbeitet, folgende Aufgaben gestellt; er hat

I) sich klar darüber zu werden, welcher Wert den bereits vorhandenen Quellenschriften gebührt, zugleich was zu geschehen hat, die Fehler zu beseitigen, welche in diesen Schriften hervortreten. —

ized by Google

II) Dem Sammler zur Schulung das beste Instructions- und Fragebuch zu schaffen, also etwa durch Approbierung oder weiteren Ausbau desjenigen von Sébillot. —

III) Die Kenntnis und Durchdringung der Theorien der Sagen- und Mythenerklärung sowie der Bräuche zu fördern durch

1) umfassende Behandlung der Mythenerklärung der Alten,
2) umfassende Behandlung der Theorien der Neueren.

IV) Klarlegung und Vertiefung des Wesens der Folklore, des Traditionismus, der Volkskunde, wenn die bis jetzt nicht eben nahe Verwandtschaft unserer Ansichten und Arbeiten zu einer Verbrüderung führen soll.

Hier ist allerdings den Herrn Folkloristen die schwerste Aufgabe gestellt, wenn das Handbook als Ausdruck ihrer Gesamtanschauung zu gelten hat — aber so manches treffliche Buch in England geschrieben wird dort sicher die Bereitwilligkeit mehren, die alten Sätze zu wandeln, neuen Zielen entgegenzugehen.

Vor allem muss jetzt aber darüber die erwünschte Klarheit erstrebt werden, dass solange das höchste Ziel der Sagen- und Mythenforschung nicht besser erfüllt ist als bisher — solange nicht gesicherte Überlieferungen der Arbeit unterbreitet werden können, solange nach dem Wechsel der Theorien selbst ein Odhin bald allein als Sturmgottheit gilt, bald als Sonnengottheit, bald als Erntegottheit, bald als die Idealisirung des römischen Vates-Wesens, bald als Toten- und dann Himmelsgott — die Volkskunde zum Range einer anerkannten Wissenschaft, auf der Universität zu lehren — es sei denn, dass dort freie Arbeit gedeiht — noch nicht zu erheben ist — geschweige denn die Folklore, nach den Gaben und Aufstellungen des Handbook of Folklore.

Der Congress von London vom Jahre 1891 wird nun freilich nicht in der Lage sein, für diese Anforderungen bereits vorbereitete Gemüter zu bieten — deshalb sei hier die Einladung ausgesprochen — und ich glaube darin volle Beistimmung bei allen Mitgliedern unseres Vereins, bei allen Mitarbeitern der Zeitschrift für Volkskunde, bei allen Lesern dieser Zeitschrift zu finden — dass es den Herrn vom Congress gefallen möge, in 2 Jahren uns hier in Deutschland, speciell in Halle oder Leipzig mit einem Abstecher auch nach Berlin, mit ihrem Besuch zur Abhaltung eines Congresses beehren zu wollen. Sie werden freundlichste Aufnahme finden, wir werden in den Tagen des Congresses fleissig in Deutschland gemeinsam arbeiten. Das Asaheim bei Hamburg gelegen und in Berlin erdacht ihnen dann zu zeigen, verbietet zwar unsere angeborne Höflichkeit: die nähere Bekanntschaft des Gebietes des Koboldes Räudeschwanz zu machen, würde nur denen Freude gewähren, welche begierig sind in Wirklichkeit den Dämon oder Gott der Gewässer des Riesengebirges und ihrer Fische an Ort und Stelle kennen zu lernen, nach Sage und Brauch, — Pseudo-Friggstudien anzustellen würde dem mutvollen Forscher Gelegenheit geboten werden können, welcher Neigung hat, ein altes Weib so zu reizen, dass er das Schimpfwort derselben Pfui Dick an, ick fuie Di an (Fi à toi) zu hören im Stande ist (Vergl. Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 1 Heft 3, Jahrgang 2 Heft 12, Jahrgang 3 Heft 5), aber zu den

Muspelheimen Deutschlands sollen sie ohne Unbehagen geführt werden, denn die gelben Teichrosen entzücken durch Farbe und Duft (Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 3, Heft 5). Wodan mag als Schimmelreiter den Martereselsritt in seiner Clownvermummung travestierend uns durch seinen Schwankumzug ergötzen (Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 3, Heft 8), ein Ernteschmaus lässt sich in natura herstellen bei diesem oder jenem befreundeten Gutsbesitzer in der Nähe von Halle oder in Pommern, mit dem auf das Wohl Trinken des Vormähers und der Kabel der Deputatsleute (Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 3, Heft 8, 9), die Gruppe, den Strauss, die Puppe, das Scheunchen auf dem Felde sollen uns die Erntearbeiter herrüsten, wobei freilich keine Frau Hinne über Haulemutter uns zur Frau Holle und von da zur Frigg führen wird — aber die Forschung wird, da Krankheitserscheinungen in derselben nicht mehr zu leugnen sind, durch diese Anschauung gesunden.

Auch Wenden sind zur Stelle zu bringen, einen wie heftigen Abscheu sie auch wegen des ihnen angethanen Schimpfes von slavischer Seite haben werden — dafür trete ich bei meinen Beziehungen zu ihnen als Bürge ein.

Dass wir in Deutschland zur Klärung der Theorien der Sagen- und Mythendeutung unser möglichstes thun werden — dafür bürgen die Eigenschaften des deutschen Volkes.

Also in zwei Jahren in Deutschland, wem es Ernst ist mit der Wissenschaft.

Edm. Veckenstedt.

Zur Bücherkunde.

Bis zum 1. Juni 1891 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23 b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa. Nach österreichischen, russischen, preussischen, sächsischen, schweizerischen und belgischen Quellen. Reiseberichten des Dr. Lotz und anderer, sowie nach eigenen Untersuchungen in den Jahren 1844, 48, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 86, 87 im Auftrage des deutschen Schulvereins und unter Mitwirkung von R. Böckh dargestellt von Prof. Dr. H. Nabert. 1. Sektion. Vollständig in 8 Sektionen. Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Folk-Lore Congress, 1891. Report of the Literary Committee.

Annuaire de l'Enseignement des Langues Vivantes, publié par A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. Directeur de la Revue de l'Enseignement des Langues vivantes. Première Année 1891. Paris, Le Havre.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für Deutsche Philologie in Berlin. 12. Jahrgang 1880. 1. Abt. Leipzig. Verlag von Carl Reissner 1891.

Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern? Von Dr. Georg Jacob. 2. gänzlich umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Berlin, Mayer & Müller 1891.

Digitized by Google

Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. oder 11. Jahrh. über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andere deutsche Städte. Zum ersten Male aus dem Arabischen übertragen, commentirt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Georg Jacob. Berlin. Mayer & Müller 1890.

Die Kirchen-, Schul- und Spital-Ordnung von Joachimsthal. Ein Kultus- und Kulturbild aus der Reformationszeit Böhmens. Decanatsrede in erweiterter Gestalt von Georg Loesche, Doktor der Theologie und Philosophie, k. k. Professor der Kirchengeschichte in Wien. Wien 1891. Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. Leipzig. Julius Klinkhardt. Berlin.

Firdosi's Konigsbuch (Schahname) übersetzt von Friedr. Rückert. Aus dem Nachlass herausgegeben von E. A. Bayer. Sage I—XIII. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1890.

Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festbräuchen bis zur Gegenwart. Mit durchgreifender Religionsvergleichung von Professor Dr. Sepp. München 1890. Verlag der J. Lindauerschen Buchhandlung (Schöpping).

„Deenas Lapas" peelikums. N. 62. II. Riga 1891.

Harzer Monatshefte. Zeitschrift für die Kunde der Vergangenheit und die Interessen der Gegenwart im Harze. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen a/H. 2. Jahrgang. Mai 1891. Heft 5.

Der Kyffhäuser. Deutsch-nationale Rundschau. Salzburg-Berlin. V. Jahrgang. Mai-Heft. Herausgeber: Dr. Heinrich von Schullern und Dr. Josef Sulter in Salzburg.

Nyare Bidrag till kännedom om de Svenska Landsmålen ock Svenskit Folklif. Tidskrift utgifven på Uppdrag af Landsmåls föreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund. Genom J. . Lundell. 39: d. h. 1891. **A. B. C.**

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. S'adresser pour la Rédaction et les Abonnements au Directeur 19, rue le Verrier, Paris. 8e Année. Sommaire du N. 3. Mai 1891.

Revue des Traditions Populaires. 6. Année. Tome VI. N. 5. 15. Mai 1891. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction MM. Émile Blémont et Henry Carnoy. N. V. 5e Année (N. 50) Livraison. — Mai 1891.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofskunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 3. Jaargang 1891. 5. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever.

Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. Unter Mitwirkung namhafter Fachgenossen herausgegeben von Dr. Chr. Meyer. 1. Bd. 4. Heft. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder, 1891.

Anmerkung. Aus Raummangel musste diesmal die nähere Inhaltsangabe der Zeitschriften unterbleiben, welche dieselbe von der Zeitschrift für Volkskunde geben, was zu entschuldigen bittet

Edm. Veckenstedt.

Verlag von **H. Bechhold**, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon
der
Naturwissenschaften und Medizin

bearbeitet von
A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal
und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca. **10 Lieferungen** à **80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrücke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:

Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften, **Rohstoffe, technische Erzeugnisse** und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklärung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berücksichtigt.

Literarisches Jahrbuch

Begründet und herausgegeben von **Alois John.**

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist zunächst das Zentralorgan für die Literatur des nordwestlichen Böhmens und der deutschen Grenzlande (Oberfranken, Vogtland) und bringt als solches **wissenschaftliche, literarische** und **künstlerische Beiträge,** Saison- u. Bäderberichte, eine **alle Gebiete geistigen Lebens umfassende kritische Rundschau,** Gedichte etc.

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist aber kein lokales Organ, sondern sucht auch Fühlung mit den neuen Strömungen in Wissenschaft und Literatur und wird daher auch **allgemein orientirende Beiträge über modernes Geistesleben** bringen.

Das **„Literarische Jahrbuch"** vereinigt also eine echt autochthone, nationales aus einem bestimmten deutschen Gau herausgewachsene Eigenart mit den Tendenzen einer weltfreien, das Leben im neuen Sinne erfassenden und reformatorischen Literatur.

Das **„Literarische Jahrbuch"** erscheint in zwanglosen Bändchen, mit literarischen Porträts, 5 Bogen stark, gut ausgestattet. Vorherbestellungen und Abonnements beim Herausgeber:

Alois John
EGER (Böhmen) Bahnhofstrasse 25.

Band I. enthält unter anderen einen Beitrag:

Die Volkskunde
nach Wesen, Zweck und Bedeutung.
von **Dr. Edmund Veckenstedt.**

Digitized by Google

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Die Flutsagen.

Ethnographisch betrachtet von

Richard Andree.

Mit einer Tafel. 8. geh. **Preis 2 Mark 25 Pf.**

Soeben erschien in unserem Kommissions-Verlage:

Jahrbuch der K. K. Heraldischen Gesellschaft „Adler".

Neue Folge. — 1. Band.

275 S. gr. 8° mit 14 Tafeln u. 1 Tabelle. Preis 16 ℳ ord., 12 ℳ no. bar.

Da diese Publikation bisher von W. Braumuller, hier debitiert wurde und wir unverlangt nicht versenden, so bitten wir an der Hand Ihrer Kontinuationsliste zu bestellen. Nicht abgesetzte Exemplare nehmen wir innerhalb 3 Monate bar zurück.

Wien. **Gerold & Co.**

Als die denkbar zuverlässigsten, allen billigen Anforderungen entsprechenden

Sprachführer

für die Reise nach, bezw. den Aufenthalt in England oder Amerika, sowie Frankreich bitten auf Lager zu halten:

Langenscheidts Notwörterbücher.

Englisch: Teil I. Englisch-deutsch. Teil II. Deutsch-Englisch. Teil III. Land und Leute in England. Teil IV. Land und Leute in Amerika.

Französisch: Teil I. Französisch-deutsch. Teil II. Deutsch-Französisch. Teil III. Land und Leute in Frankreich.

Teil III. bezw. IV jeder Sprache à 3 ℳ ord., 2,25 ℳ no., 2 ℳ bar;
alle übrigen Bändchen à 2 ℳ ord., 1,50 ℳ no., 1,35 ℳ bar.

Langenscheidtsche Verlagsbuchh. in Berlin.

Eduard Trewendt in **Breslau.**

Im Mai kamen zur Ausgabe:

Lieferung 2/3 von

Gottschall, Nationallitteratur.

6. Auflage.

à 1 ℳ ord., 75 ₰, netto, 60 ₰ bar u. 7/6.

Lieferung 4 erscheint Anfang Juni. **— Nur fest und bar. —**

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 10. HEFT.

JUL 31 1891

LEIPZIG 1891.
DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. (Julius Krohn's finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übersetzt von O. P. 361

Sagen vom Schratel aus Steiermark. Mitgeteilt von Anton Schlossar-Graz 377

Volksüberlieferungen aus Österreich. Von Franz Branky—Wien 379

Mundari- (Kol-) Lieder, Mitgeteilt und übersetzt von A. Nottrott-Ranchi, Chota Nagpore, Bengalen. 381

Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Bräuchen und Sprichwörtern des russischen Volkes. Gurwitsch-Petersburg. Mitgeteilt von Edm. Veckenstedt-Halle a/S. 382

Der Schwerttanz von Atteln bei Büren. Von B. Hüser-Brilon. . . 385

Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. Von Poestion-Wien 387

Die „grosse" wendische Hochzeit. Von Schwela-Schorbus . . . 390

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. Gesammelt von O. Knoop-Rogasen. 393

Bücherbesprechungen. Volksmärchen aus Pommern und Rügen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Ulrich Jahn. Erster Teil. Norden und Leipzig, Diedr. Soltaus Verlag. 1891. 397

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
JUL 31 1891
LIBRARY.

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet.

(Vgl. **Julius Krohn's** finnische Litteraturgeschichte I, 1.)

Übersetzt von

O. P.

Nur selten schimmert hie und da während dieser langen Zeit der Schwäche die wirkliche feste Mannhaftigkeit Wäinämöinens durch, nämlich auf jenen gefahrvollen Fahrten nach Tuonela und zum alten Wipunen. Obgleich die Alte von Tuonela ihm geradeaus erklärt, dass aus ihrem Reiche kein Entrinnen sei, giebt Wäinämöinen sich nicht langen, weibischen Klagen hin, sondern als ein Mann, der Rat weiss, verwandelt er sich in eine Schlange, und entschlüpft also den Netzen Tuonelas. Ebenso verliert er nicht die Geistesgegenwart, wie ihn Wipunen in seinen Rachen hinunterschlingt; kühn greift er zu allerlei Mitteln, welche dem Riesen seine Anwesenheit so qualvoll machen, dass er ihn endlich freilassen muss.

Ebenso und noch viel heldenmütiger zeigt sich Wäinämöinen von jetzt ab in den Runen, welche von der Samposchlacht berichten. Sein egoistisches Streben nach Glück hat er aufgegeben; sein ganzes Leben, alle Gedanken und Empfindungen hat er dem Vaterlande geweiht. Dafür belohnt ihn aber auch die Muse reichlich, indem sie ihn zum alleinigen Lieblingshelden macht. Die anderen Helden, welche sie bisher an die Seite des Wäinämöinen erhoben, denen sie dazwischen noch grössere Gunst gezollt, bleiben jetzt ganz bei Seite stehen; wenn sie vorgeführt werden, so geschieht es bloss in der Absicht, Wäinämöinens Vorzüge, mit den ihrigen verglichen, um so glänzender hervortreten zu lassen. Von Wäinämöinen geht zuerst der Gedanke an den Raub des Sampo aus, und als scharfer Gegensatz zu seiner Kühnheit wird Ilmarinens Zögern und seine Furcht vor der Seereise hingestellt. Grossartig wird auch Wäinämöinens Kriegslust in den Rüstungen zur Fahrt geschildert. Nachdem er ein neues schönes Schwert von Ilmarinen erhalten, schwingt und versucht er es voller Entzücken wie ein Jüngling:[1])

[1]) R. 39, V. 112.

Digitized by Google

„Wahrlich, leicht zerspaltet' ich wohl
Hier mit dieser Klinge die Berge,
Teilte Klippen mit diesem Schwert!"

Auf eine meisterhafte Weise wird dargethan, wie die feurige Begeisterung des Hauptheldeu auch seine ganze Umgebung begeistert und anfeuert. Wäinämöinen hört sein Schiff am Strande weinen. Warum weint es, warum klagt es? Es stöhnt in seiner Trauer: [1])

„Damals, als ich gebaut ward, hiess es,
Dass zum Kampfe ich ausersehen,
Reiche Beute sollte ich bringen,
Schwere Lasten an Geld und Gut — —
Doch nie zog ich hinaus zum Kriege,
Führte niemals Beute nach Haus."

„Andere, auch schlechtere Fahrzeuge", fährt das Boot weiter fort, „dürfen in den Krieg ziehen. Nur ich, das hundertbretterige, muss hier in Unthätigkeit verwittern, — ein Wohnsitz ekler Frösche und Vögel!" Könnte man wohl treffender, lebendiger, die plötzlich erwachte Begeisterung eines Volkes für eine edle, grosse Unternehmung bezeichnen?

Hier tritt das Volk nun zum ersten Male auf den Schauplatz der Begebenheiten. Wäinämöinen singt sein Schiff voll Menschen, sowohl junger, wie alter, sowohl Männer wie Weiber. Bisher haben sich uns Pohjola und Kalewala in den Gesängen bloss als zwei Familien dargestellt, obgleich wohl diese Familien nach der alten finnischen patriarchalischen Weise aufzufassen sind, wo Kinder und Kindeskinder sich zu einem hundertzähligen Volkshaufen zusammenschliessen. Jetzt hat sich dagegen augenscheinlich der Gesichtskreis erweitert; hier stehen sich zwei Völker entgegen, bereit um das höchste Glück und die Herrschaft mit einander zu kämpfen. An diesen Umstand haben sich die meisten Forscher gestossen und fuhren ihn als Zeugniss gegen die Zusammengehörigkeit der Freier- und Samporunen an. In Wirklichkeit jedoch liegt hierin kein Widerspruch. Die Freierrunen sind bloss Einzelbestrebungen, der Wunsch der Kalewalahelden sich aus Pohjola die Gattin heimzuführen. Diese Privatsache betreiben sie natürlich einzeln; dazu brauchen sie weder, noch wollen sie die Hilfe des Volkes. Jetzt hat sich hingegen die Sachlage wesentlich geändert; hier ist von dem Aufschwunge oder dem Untergange des ganzen Volkes die Rede; jetzt ist also der rechte Augenblick gekommen, dass das Volk hervortrete und an dem Werke teilnehme. Jedoch ist auch jetzt diese Teilnahme nur eine sehr geringe; auch in der Kalewala, sowie in der Iliade, wird beinahe ausschliesslich das Thun der Helden geschildert; der übrige namenlose, unbekannte Haufen dient demselben eher als eine Art Staffage. Die Darstellung des niederen Volkes bezweckt vielmehr nur, neben der Schwäche der Anderen die Kraft der Helden sich um so grösser und edler abheben zu lassen.

Es ist schon früher erwähnt worden, wie Wäinämöinen zuerst sein Schiff durch die Mannschaft rudern lässt; aber diese ganze Menge der Men-

[1]) R. 39, V. 177.

schen erweist sich als unzureichend zur Beförderung der Fahrt. Erst als Ilmarinen die Ruder zur Hand nimmt, da schiesst das Boot schäumend vorwärts. Bald sehen wir aber auch die Kraft des kundigen Schmiedes, sowie auch die des dazwischen hinzugekommenen Lemminkäinen nicht reichen. Das Schiff stösst im Meere auf einen riesigen Hecht und bleibt stecken. Da schlägt Lemminkäinen mit seinem Schwerte nach dem Hecht, trifft ihn aber nicht und fällt dabei selber ins Wasser. Ilmarinen zieht ihn an den Haaren heraus und redet mit Spott:[1])

„Jetzt will All und Jeder ein Mann sein,
Jeder trägt am Kinne den Bart,
Einzig um das Hundert zu füllen,
Nur damit es ein Tausend sei!"

Doch auch ihm gelingt's nicht viel besser bei seinem Dreinschlagen:

„Wohl zersplittert die scharfe Klinge,
Doch den Fisch verwundet er nicht."

Erst als Wäinämöinen selber ans Werk geht, wird voller Ernst daraus.

Aus dem Kopfe des Fisches bildet der Alte die Kantele und bietet sie zuerst seinen Gefährten an, dass sie sich darauf versuchen:[2])

„Da versuchten Junge und Alte:
Junge spielten, die Finger flogen,
Alte spielten mit Müh und Not;
Doch nicht Lust erweckte die Harfe,
Nicht zur Freude erhebt das Spiel."

Lemminkäinen verspottet den ungeschickten Haufen:

„Oh ihr Knaben ohne Verstand
Und ihr unverständigen Mädchen,
Auch ihr übriges dummes Volk!
Keiner von euch versteht zu spielen,
Keiner trifft den richtigen Ton."

Aber es gelingt ihm selbst nicht besser.

Auch nach Pohjola wird die Kantele zum Versuch geschickt; allein dort hört man erst ein recht hässliches Geklimper:[3])

„Bald verwickelten sich die Saiten,
Kreischten unerträglich und falsch,
Übel klangen und scharf die Töne,
Gräulich schnarrte das Saitenspiel."

Nachdem in dieser Weise die Muse das Unvermögen aller Anderen gezeigt, da gibt sie erst die Harfe dem Erfinder selber in die Hände. Seine poetische, für alles Schöne schwärmende Natur ist von Anfang an in der

[1]) R. 40, V. 141.
[2]) R. 40, V. 259.
[3]) R. 40, V. 307.

Digitized by Google

Dichtung angedeutet worden. Erinnern wir uns, wie er beim Fällen des Waldes eine Birke zum Ruheplatz der Vögel stehen liess, und wie mit sinnigen Worten er den Kuckuck einlud, hier seinen Ruf erschallen zu lassen.[1]) Jetzt hat sich seine Dichtergabe zur vollendeten Kunst entwickelt. Nachdem er sich durch das Waschen der Finger zu dem heiligen Werke bereitet, und nun die Saiten des Instrumentes erklingen lässt:[2])

„Da erwachte wirkliche Freude,
Und die Lust ward wirkliche Lust,
Da erst wurde das Spiel zum Spiele,
Ward Gesang erst wahrer Gesang."

Es gab kein Tier, weder im Walde, noch im Wasser, noch in der Luft, das nicht hinzugeeilt wäre, um zu lauschen, zu bewundern; es gab auch keinen Gott, der nicht all seine Geschäfte in Stich gelassen, um dieses Wunder zu geniessen. Ebenso auch waren die Herzen der Menschen tief bewegt; es gab keinen:[3])

„Der nicht Thränen vergossen hätte,
Den der Sänger nicht tief gerührt,
Weil die Töne so lieblich waren,
Und die Klänge so wunderbar."

Aus den Augen des Wäinämöinen selber fliessen die hellen Thränen in Strömen; sie fliessen in die klaren Gewässer des Meeres. Dort sammelt sie dann eine blaue Ente auf Wäinämöinens Geheiss, und siehe! sie haben sich unterdessen in Perlen verwandelt:[4])

„Klar und schimmernd im höchsten Glanz,
Für die Könige sich zu schmücken,
Für die Grossen sich zu erfreun."

Kann man sich ein schöneres, edleres Bild der göttlichen Gabe des Gesanges vorstellen?

Bei der Rückfahrt von Pohjola mit dem geraubten Sampo, versucht der weise Wäinämöinen auf alle Art den unvorsichtigen Lemminkäinen, der vorzeitig den Sieg durch Gesang verherrlichen will, zurück zu halten. Dann als das Verderben dennoch eingetroffen, und die aus dem Schlaf erwachte Louhi allerlei Übel wider die Räuber in Bewegung setzt, da ist Wäinämöinen der einzige, der die Gefahren abzuwenden vermag.

Wie Iku-Tursa die Wellen zu Schaume schlägt, da erschrickt Ilmarinen jämmerlich und feige; aber Wäinämöinen packt unerschrocken das

[1]) R. 2, V. 366.
[2]) R. 41, V. 23.
[3]) R. 41, V. 175, 176, 183, 184.
[4]) R. 41, V. 264. Eine andere Variante, welche die 44. Rune enthält, erzählt die Entstehung der Harfe auf sehr poetische Weise: Wäinämöinen hört die Birke ihr schweres Los beklagen; er tröstet sie und bildet aus ihrem Holze das Gehäuse der Harfe. Die Saiten zieht er aus den Haaren jener Jungfrau, welche nicht geweint, noch gelacht, sondern in Sehnsucht ihres Geliebten harrend, immer nur gesungen. Deshalb klingt auch durch die lyrischen Gesänge Finnlands hindurch „Trauer, aber eine Trauer rosenrot."

Digitized by Google

Ungetüm fest und zwingt es, für immer in die Tiefen des Meeres zu flüchten. Als darauf, beim Heranziehen des entsetzlichen Sturmes, Ilmarinen nichts weiss als zu jammern und zu stöhnen, da stillt Wäinämöinen das Rasen der Elemente durch sein gewaltiges Zauberwort.

Schliesslich erscheint Louhi selber am Horizonte in einem stattlichen Kriegsschiffe nacheilend, worin sich hundert schwertumgürtete Männer, tausend mit Bogen gerüstete Helden befinden. Die Grösse der Gefahr vollkommen ermessend, ermuntert jetzt Wäinämöinen seine Gefährten:[1])

„Nun, o Schmieder, treibe das Boot,
Lemminkäinen, rühre die Ruder,
Rudert all', ihr Männer im Schiff,
Dass das Fahrzeug hurtig hinausfliegt,
Der gewissen Gefahr entrinnt!"

Zu beachten ist, dass er sich hier auch an das Volk wendet. Sichtlich hat die Dichtung uns auf die ewige, alte Wahrheit aufmerksam machen wollen, dass auch die mächtigen Herren, wenn nicht sonst, so doch in ihren letzten Nöten, sich der dem Volke innewohnenden Kraft erinnern. Dieses Mal jedoch können auch die vereinten Anstrengungen die Flucht nicht genugsam fördern; Louhi erreicht die Räuber. Das Gefecht beginnt Lemminkäinen, indem er nach der in einen Adler verwandelten Wirtin von Pohjola mit dem Schwerte schlägt; doch fruchtlos ist sein Dreinschlagen. Da stürzt mit viel schlechterem Werkzeuge, mit dem blossen Steuerruder Wäinämöinen Louhi mitsamt ihren tausend Mannen ins Meer.

Beim Umkehren nach der Heimat droht die besiegte Wirtin von Pohjola allerlei Übel zum Verderben des neuen Glückes von Kalewala heraufzubeschwören; aber Wäinämöinen antwortet ihr furchtlos, mit edler, fester Mannhaftigkeit. Und als diese Drohungen sich in wirkliche Gefahren verwandeln, wendet er sie von seinem Volke mit ebenso viel Kunst als Heldenmut ab. Die aus Pohjola heraufbeschworenen Krankheiten heilt er mit kräftigen Sprüchen; den von Pohjola aufgehetzten Bären tötet er mit seinem Speer, und als schliesslich Louhi die Sonne und den Mond in den Kupferberg schliesst, da zieht Wäinämöinen allein in den Kampf gegen die Jünglinge von Pohjola, ihre Köpfe gleich Rüben spaltend.

Freilich vermag er noch nicht auf diesem Zuge die verlorenen Himmelslichter an ihren früheren Platz zu schaffen; allein er hat den Bewohnern von Pohjola eine so grosse Furcht eingejagt, dass Louhi sich aufmacht, um zu erkunden, welche neuen, gefährlichen Absichten die Helden von Kalewala noch im Sinne hegen mögen, und durch eine blosse Drohung erschreckt, ihre Gefangenen wieder frei gibt, so dass Wäinämöinen die Gelegenheit hat, dem Tagesgestirne jenen bekannten, schönen Gruss zu singen.[2])

IV. Ilmarinen.

Mit viel weniger Sorgfalt, mit weniger Ausführlichkeit hat die Dichtung den glücklichen Freier, nachmaligen Gatten der Jungfrau von Pohjola,

[1]) R. 43, V. 78.
[2]) R 49, V. 403.

Digitized by Google

den Schmied Ilmarinen gezeichnet. Aus den hie und da hingeworfenen Zügen können wir uns jedoch auch von ihm ein klares Bild entwerfen. In seinem Charakter vertritt er diejenige Richtung des Finnentums, welche dem Ausländer zuerst ins Auge fällt, und den gewöhnlichen Anlass sowohl zu Lobeserhebungen wie zum Tadel gibt.

Ilmarinen ist langsam von Gedanken und Entschlüssen, sodass zuweilen der rechte Augenblick ihm ungenützt aus den Händen schlüpft. Auch Annikki, seine eigene Schwester, tadelt ihn deshalb, indem sie ihm die Nachricht von Wäinämöinens Auszug zur Freierfahrt bringt:[1])

„Rastlos schwingst du den schweren Hammer,
Schmiedest in Zeit und Ewigkeit
Für dein Ross im Sommer die Eisen,
Hämmerst selbst im Winter den Stahl,
Um zur lieblichen Braut zu fahren,
Fern nach Pohjolas nebligem Strand;
Doch ein Klügerer fährt schon vor dir,
Eilt in hastiger Fahrt voraus,
Heimzuführen die schöne Braut,
Die du lange dir schon erwähltest."

Aus denselben Eigenschaften entspringend ist auch die bei ihm häufig hervortretende Abneigung gegen neue, fremde Dinge. Er bedenkt sich, ob der gehoffte Gewinn auch wirklich der Gefahr und der Mühe lohne; er zweifelt, ob das gerustete Werk im Allgemeinen auch zu vollführen möglich sei. Als ihn Wäinämöinen auffordert, nach Pohjola zu ziehen, den Sampo zu schmieden, ist dem Ilmarinen dieser Gedanke durchaus nicht nach dem Sinne:[2])

„Nie und nimmer im ganzen Leben,
Nicht so lange die Sonne scheint,
Werd' ich Pohjas Grenze betreten,
Wo man tückisch Männer ermordet."

Es hilft auch nicht, dass Wäinämöinen in den beredtesten Worten ihm die Schönheit der verheissenen Jungfrau von Pohjola rühmt und preist. — Dann als Wäinämöinen seine Absicht kund thut, sich bei Antero Wipunen die Zauberworte zu holen, rät ihm Ilmarinen scharf ab, es für ein vergebliches, unmögliches Unternehmen erklärend.[3])

„Wipunen schläft lange im Grabe,
Dort sind keine Worte zu finden,
Nicht ein halbes erfährst du dort."

Auch als Wäinämöinen den gemeinschaftlichen Zug nach Pohjola zur Eroberung des Sampo zum Vorschlag bringt, ist Ilmarinen dagegen. Er meint, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, da ja der Sampo hinter 9

[1]) R. 18, V. 247.
[2]) R. 10, V. 107.
[3]) R. 17, V. 43.

Digitized by Google

Schlössern verborgen liege; — allerdings ein sonderbarer Grund des Zögerns für einen Schmiedemeister. — Dann, als während der Sampofahrt der Hecht gefangen wird, und Wäinämöinen überlegt, was aus demselben zu machen ist, erklärt Ilmarinen mit Bestimmtheit:[1])

„Wahrlich, aus nichts kann nichts entstehn,
Nichts wird aus den Zähnen des Hechtes,
In der besten Schmiede sogar,
Des geschicktesten Schmieders Hand."

Ein bemerkenswerter Umstand, der gewiss nicht bloss Zufall sein kann, ist, dass Ilmarinen nur äusserst selten ohne das Geheiss eines Anderen, sogar an das Verfertigen gewöhnlicher Gegenstände schreitet. Nur zweimal sehen wir ihn ein grösseres Unternehmen beginnen, dessen Gedanke in seinem eigenen Kopfe entsprungen — aber beide Male ganz vergeblich. Das eine derselben ist nämlich das Schmieden der goldenen Braut, das andere die zweite Freierfahrt nach Pohjola, nach dem Tode seines ersten Weibes.[2])

Wie wir sehen, haben wir in Ilmarinen keinen initiativen Geist zu suchen; allein einmal in Bewegung gesetzt und die Arbeit in Angriff genommen, zeigt er stets, besonders wenn die Sache in den Grenzen seines Handwerks liegt, eine um so grössere Kunstfertigkeit, eine um so unermüdlichere Ausdauer und um so sorgfältigere Genauigkeit. Wenn auch der Anfang ihm schwer fällt und widerwärtig ist, so wird ihm das in Stichlassen erst recht unmöglich. Obgleich er wider seinen Willen mit Gewalt nach Pohjola entführt wird, so zögert er, dort angelangt, nicht, ans Schmieden des Sampo zu schreiten, eine Arbeit, welche wirklich dem Anscheine nach grundunmöglich ist. Auch da stutzt er nicht, wie er in Pohjola weder eine Schmiede, noch einen Blasebalg, mit einem Wort, keins von den Werkzeugen eines Schmiedes vorfindet.[3])

„Mögen Weiber am Werk verzweifeln,
Thoren lassen die Arbeit halb,
Doch kein Mann und wär er der schwächste,
Nicht einmal der schlechteste Mann."

So redet er mit edler Männlichkeit. Mehrere Male muss er die aus dem Herde zu Tage geförderten Gegenstände zerstören und von neuem einschmelzen, da sie nicht dem Zwecke entsprechen; jedoch wird er nicht müde, und lässt nicht ab, bis er den Sampo fertig gebracht. Ebenso auch später, nachdem ihn die Schwester Annikki vom Denken zum Handeln gebracht und die Jungfrau von Pohjola ihren Rat gegeben, vollbringt er die geforderten Aufgaben mit ebenso grosser Geschicklichkeit wie auch kaltblütiger Tapferkeit. Unerschrocken tritt er inmitten der zischenden Schlangen, unerschrocken geht er auf den Fang der Bären, Wölfe und Hechte von Tuonela aus.

[1]) R. 40, V. 216.

[2]) Freilich darf man nicht vergessen, dass Ilmarinen selbständig das Eisen erfand, aber diese That gehört augenscheinlich einer früheren Periode unserer Dichtung an.

[3]) R. 10, V. 291.

Digitized by Google

Allein obwohl er sich bei diesen Gelegenheiten mannhaft zeigt, so ist Ilmarinen dennoch im Allgemeinen kein Kriegsheld zu nennen. Wir staunen z. B. wenn wir sehen, dass eine Bestrafung des Mörders seines Weibes, eine blutige Rache an der blutigen That ihm auch nicht im geringsten einfällt. Vielleicht diente es zu seiner Rechtfertigung, wenn man sich seiner Langsamkeit erinnerte; vielleicht hatte er sich von seinem Schrecken nicht erholt, als Kullerwo bereits in unbekannte Fernen verschwunden war. Allein immerhin ist es unmöglich, sein Gebahren auf der Sampofahrt zu beschönigen: denn hier erweist er sich bei den meisten Gelegenheiten als ein gar erbärmlicher Feigling. In der Seeschlacht gegen Louhi sitzt er müssig, ohne auch nur einen Finger zu rühren, und sich bloss „auf seinen Gott verlassend", fleht er um Hilfe bei Ukko. Beim Sturme, welchen Louhi schon früher heraufbeschworen, wird er leichenblass und hüllt sich in seinen Mantel, um das sich nähernde Verderben nicht mit Augen zu schauen. Im Allgemeinen sieht es aus, als ob Ilmarinen durch das zu seinem Handwerk gehörende Element, das Feuer, in eine Art Wasserscheu geraten wäre.

Während der Beratschlagung über den Raub des Sampo stellt er sich auf das bestimmteste einer Fahrt zu Wasser entgegen:[1])

„Lempo mag zu Schiffe sich wagen, —
Wilde Stürme könnten uns treiben, —
Mit den Händen müssten wir rudern,
Hätten als Steuer nur den Arm!"

Ilmarinen ist einzig und allein ein tüchtiger Arbeiter, ein Vertreter der Industrie; er ist und will nichts anderes sein. Er hat also keine Verwandtschaft mit dem tapferen Schmiede von Perth in Walter Scotts bekanntem Romane, der ebenso geneigt war, Eisenhelme zu spalten, als sie zu schmieden. Er ist viel eher ein Repräsentant der Industrie neuerer Zeiten zu nennen, natürlich bevor die allgemeine Wehrpflicht ihren Einfluss geltend gemacht. Jedoch obwohl kein Held, ist Ilmarinen statt dessen in seiner Arbeit, in seinem Handwerke unvergleichlich geschickt und in der ganzen Welt berühmt. Wo nur irgend ein Gegenstand von Nöten ist, sei es in Kalewala oder in Pohjola, vom Sampo an bis zum gewöhnlichen Schwerte, zum Rechen herab, da wendet man sich jedesmal an ihn. Und besonders bemerkenswert ist das, dass er zu seinen Arbeiten fast immer nur der Hände Kraft gebraucht, und keine Zauberei, wie sonst das übrige Volk von Kalewala und Pohjola. Die kurzen Worte oder Gebete, die er dazwischen spricht, sind kaum Zaubersprüche zu nennen. Ein einziges Mal sehen wir ihn wirklich zu Zaubermitteln greifen, nämlich da, wo er erzürnt über die geraubte Braut, sie in eine Möwe verwandelt.[2])

Sehr geschickt ist übrigens dargestellt, wie er je nach der Schwierigkeit der Arbeit, derselben die Art, wie er zu Wege geht, anpasst. Beim Schmieden gewöhnlicher Gegenstände lässt er das Feuer durch Sklaven schüren, beim Verfertigen der goldenen Jungfrau aber begnügt er sich nicht mit dieser Hilfe, da facht er mit eigenen Händen an. Viel weniger noch

[1]) R. 39, V. 35.
[2]) R. 38, V. 279.

Digitized by Google

kann er natürlich, wie der Sampo im Entstehen ist, mit der Kraft der Sklaven zurechtkommen. obwohl sie derartig blasen, dass[1])

„Steine wachsen an ihren Füssen,
Klippen unter den Sohlen fest."

Da müssen bei dieser wichtigen Gelegenheit die himmlischen Winde selber als Blasebälge dienen.

Ebenso viel wie an Heldenhaftigkeit, fehlt es dem Ilmarinen aber auch an Poesie; auch hierin ist er der Vertreter der werktäglichen Handarbeit. Als die Kantele gefertigt, und das ganze Volk von Kalewala, alt und jung, Männer und Weiber, alle darauf zu spielen versuchen, und selbst Pohjola sich beteiligt, ruhrt Ilmarinen allein mit keinem Finger daran. Derselbe Mangel an dichterischer Phantasie tritt jedesmal, wenn irgend etwas Fremdartiges vorbereitet wird, in seinem Zaudern hervor.

Ilmarinens Sinn ist so vollständig in die Wirklichkeit, in reelle Zuständen aufgegangen, dass er nicht einmal fassen kann, es könne einmal Einer in seinen Worten davon abweichen. Dieser seiner ehrlichen Unschuld halber ist er auch gar leicht zu täuschen. Als an Stelle der von ihm ausgesandten Biene die Wespe, der Vogel Hiisis, ihr Gift als Mittel zum Härten des Eisens anbietet, merkt Ilmarinen den Betrug nicht und misstraut nicht dem Überbringer. Ebenso bildet ihm auch Wäinämöinen ein, dass die in den Zweigen der Fichte hängenden falschen Gestirne die rechten Himmelslichter seien.

Trotz seiner Prosa besitzt er aber doch einigen lustigen Humor. Das sehen wir schon, wie er seine goldene Jungfrau dem von zu grosser Heiratsbegierde entbrannten Wäinämöinen anbietet; da gibt er dem ganzen schönen Geschlechte zugleich einen kleinen Seitenhieb, indem er beim Anpreisen rühmt, das Jungfräulein[2]) sei:

„Mit der Zunge nicht allzu rührig,
Mit dem Munde nicht überlaut."

Dieselbe Schalkhaftigkeit offenbart er auch in den Abschiedsworten, mit denen er beim Hochzeitsfeste in Pohjola die endlosen Abschiedsthränen seiner jungen Gattin abbricht.[3])

Aber obgleich Ilmarinen die zu grosse Weichseligkeit der Jungfrau von Pohjola verspottet, und er überhaupt ein Vertreter des Realismns ist, fehlt es ihm dennoch nicht an Gemüt. Dieses bricht sehr häufig durch die Rinde der Alltäglichkeit hervor. Wie er z. B. durch Annikki Kunde von der Freierfahrt Wäinämöinens, die vielleicht alle seine Hoffnungen zu schanden machen kann, erhält, wird sein Herz durch die Nachricht schmerzlich berührt.[4])

„Da ergreift ein Schrecken den Schmieder,
Angst und Furcht erwachen in ihm,
Seinen Händen entfällt die Zange,
Und der Hammer der starken Faust."

[1]) R. 10, V. 327.
[2]) R. 37, V. 209.
[3]) R. 24. V. 467.
[4]) R. 18. V. 267.

Digitized by Google

Tief und rührend ist auch seine Trauer um das Dahinscheiden seines jungen, schönen Weibes:[1])

„Ilmari, der kundige Schmieder,
Weinte und klagte um sein Weib,
Schlaflos sass er die langen Nächte
Ohne Speise von Tag zu Tag,
Nie mehr schwang er mit starken Händen
Seinen Hammer mit Kupferschaft,
Keine Hammerschläge erdröhnten
Schon den ganzen Monat hindurch."

Bemerken wir doch an ihm sogar einmal eine über die natürlichen Grenzen hinausgehende, geradezu moderne Sentimentalität. Wie er nämlich nach Vollendung des Sampo, von der Jungfrau von Pohjola den zweifelhaften Bescheid erhält, sie sei noch nicht bereit, einem Manne zu folgen, da bricht der arme Schmied in wertherähnliche Verzweiflung aus und ruft:[2])

„Sehnsucht treibt mich wieder nach Haus,
Dort im eignen Lande zu sterben,
In der Heimat Erde zu ruhn."

Hier, sowie bei Annikkis Mitteilung, offenbart sich im Verein mit den Anfällen von Sentimentalität, auch zugleich die dem Grundcharakter des Ilmarinen eigene Unbeholfenheit im ersten Augenblick. So fügt die Muse mit geschickten Händen auch diejenigen Züge, welche von den anderen abzuweichen scheinen, wieder zusammen, um sie in das allgemeine Charakterbild zu versenken.

V. Die Jungfrau von Pohjola.

Welcher Art ist aber nun die Jungfrau von Pohjola, jene Schönheit, „im Lande kund, auf dem Wasser gepriesen", welche in den Herzen aller Helden von Kalewala eine so glühende Liebe entzündet, dass sie sich um ihretwillen in die schwierigsten, gefährlichsten Unternehmungen stürzen, dass sie um ihretwillen mit Freuden das kostbarste Wunder der Welt dahinopfern? Die Dichtkunst hat versucht, in den glänzendsten Farben ihre Schönheit zu schildern, um einen vollen Begriff dieser allsiegenden Zaubermacht zu geben:[3])

„Sterne glänzen an ihren Schläfen,
Von den Schultern leuchtet der Mond,
Von der Achsel die goldne Sonne,
Von der Brust das Siebengestirn."

Solchergestalt blendet sie die Augen Wäinämöinens, während er nach dem ersten missglückten Zuge nach Pohjola auf der Heimkehr begriffen ist.[4])

[1]) R. 37. V. 134.
[2]) R. 10, V. 480.
[3]) R. 10, V. 89.
[4]) R. 8.

Digitized by Google

Ist es denn zu verwundern, dass der Alte augenblicklich in Entzücken gerät, sein Pferd anhält und bittet: „Komm, o Jungfrau, zu mir in den Schlitten?"

Doch die Jungfrau von Pohjola ist eine schlaue Schelmin. Sie stellt sich ganz unschuldig, als verstände sie nicht den rechten Zweck der Bitte. Sie frägt bloss: „Was willst du mit der Jungfrau im Schlitten?" Da sieht der alte Wäinämöinen, dass mit halben Worten nichts auszurichten sei: er erneuert deshalb seine Werbung mit geraden Worten, unverhüllt, wiewohl in ausgeschmückten Sätzen.[1])

„Darum sollst du in meinen Schlitten,
Sollst dich niederlassen zu mir;
Süsse Honigbrote zu backen,
Starken, schäumenden Met zu brauen,
Um zu singen auf allen Bänken,
Laut zu jubeln an jedem Tag,
Auf den herrlichen Heimatfluren,
Wäinös stattlichem, reichem Hof."

Allein das Mädchen gibt ihm keine eben so gerade Antwort. Sie erzählt nur, dass sie am vorhergehenden Abend auf die Blumenwiese gegangen und dort die Drossel von dem so verschiedenen Lose der unverheirateten Tochter und der verheirateten Schwiegertochter singen gehört. Und so lauteten die Worte der Drossel[2])

„Heiter sind die Tage des Sommers,
Heiterer ist der Jungfrau Los;
Rauh im strengen Winter ist Eisen,
Rauher das Los der jungen Frau;
So lebt bei dem Vater die Tochter,
Wie die Blume im Sonnenschein;
So beim Manne die Schwiegertochter,
Wie der Hund am eisernen Ring.
Selten wird der Dienerin Liebe,
Doch der Schwiegertochter wohl nie."

Solches Zwitschern der Drossel erklärt Wäinämöinen für leeres Geschwätz; im Gegenteil:[3])

„Kind nur ist die Tochter im Hause,
Jungfrau, wenn sie dem Manne folgt."

Er wiederholt seine Werbung, und bemerkt zugleich, damit die Jungfrau die grosse Ehre der ihr angebotenen Heirat begreife:

„Bin ich als Mann doch hochgeachtet,
Bin dem Besten an Ansehn gleich."

---

[1]) R. 8, V. 43.
[2]) R. 8, V. 71.
[3]) R. 8, V. 85–90.

Digitized by Google

An diese prahlerische Rede klammert sich die Jungfrau fest; sie thut, als zweifle sie an Wäinämöinens Versicherung, und wendet dadurch die eigentliche Frage ab. Sie bestimmt zwei unausfuhrbare Arbeiten; wenn Wäinämöinen sie dennoch zu vollbringen vermöge:[1])

„Dann erst würd' ich Mann dich heissen,
Sähe dich dann als Helden an."

Wäinämöinen bringt auch wirklich die Bedingungen zu Stande, und jetzt lässt die Jungfrau ihre Zweifel fallen. Sie bestimmt wohl wieder zwei eben so schwierige Arbeiten, gibt aber dabei dem Wäinämöinen einige Hoffnung. Sie sagt, sie werde „vielleicht" seine Gattin werden, wenn der Alte auch diese Wunder vollbrächte.

Was weiter! Dem geschickten Zauberer gelingen die verlangten Arbeiten augenblicklich und diese Kundgebung einer unbegrenzten Kunstfertigkeit scheint denn endlich das Herz des Mädchens getroffen zu haben. Sie verspricht jetzt sicher demjenigen sich hinzugeben, welcher aus den Splittern ihrer Spindel einen Kahn zimmern und ihn ohne Anwendung von Körperkraft ins Wasser stossen könnte. Dieses kommt fast einer vollständigen Einwilligung gleich; denn die jetzt gestellte Bedingung ist im Vergleich zu den früheren viel weniger unmöglich. Merkwürdig genug bleibt aber das Zimmern des Bootes, eines dazwischen getretenen Unfalles wegen, unausgeführt.

Inzwischen stellt sich bei der stolzen Jungfrau von Pohjola noch ein zweiter Freier ein, der berühmte Schmiedemeister Ilmarinen. Bei seinem Nahen heisst Louhi die Tochter ihre schönsten Schmucksachen anlegen. Ein solcher Befehl wäre wohl kaum von Nöten gewesen, denn das Mädchen ist augenscheinlich schon an und für sich geneigt, ihre Schönheit im vollen Glanze zu zeigen. Die Jungfrau von Pohjola

„Kleidet sich in schöne Gewänder,
Ziert mit glänzendem Schmuck das Haupt."

Also geschmückt tritt sie in die Stube:[2])

„Klar und hell erglänzen die Augen,
Stolzer trägt sie das schöne Haupt;
Anmut leuchtet aus ihren Zügen,
Von den Wangen liebliches Rot,
Über der Brust hängt goldner Zierrat,
Silber schmückt das lockige Haar."

Die von der Natur erhaltenen Reize hat sie durch alle möglichen Kunstgriffe noch zu erhöhen versucht; hat sie doch auf den Rat der Mutter auch ihre Wangen rot geschminkt, folglich Toilettenkünste dazu angewandt, deren Bekanntschaft man bei den zur Zeit der Kalewala lebenden Töchtern Evas nicht vermutet hätte. Aus allem ersieht man, dass sie dem jetzt angelangten, ihr sympathisch gewordenen Freier in jeder Weise zu gefallen strebt.

[1]) R. 8, V. 93.
[2]) R. 10, V. 245.

Digitized by Google

Was aber antwortet sie, als Ilmarinen, nachdem er den Sampo fertig gemacht, sie auffordert, mit ihm zu ziehen? „Wer denn", frägt das schelmische Mädchen ihrerseits[1])

„Ach, wer liess im kommenden Jahre,
Wer im nächsten Sommer darauf
Wohl im Walde den Kuckuck rufen,
Weckte der Vögel muntres Lied,
Wenn ich hinaus ins Weite zöge,
Mit dir ginge in fremdes Land?
Ging ich Blümchen auf Wanderung,
Würde der Kuckuck auch verschwinden
Und die Vöglein zögen hinweg,
Liessen rings die sonnigen Hügel,
Meiner Heimat Berge zurück."

„Ausserdem", fügt sie hinzu, „habe ich vor eiligen Sommerarbeiten keine Zeit:"

„Beeren muss ich suchen im Walde,
Muss noch singen am grünen Strand,
Blumen pflücken auf Feld und Wiese,
Fröhlich spielen im Birkenhain."

Was bezweckt denn die Pohjolamaid mit diesen Worten? Deutlich offenbart sich hier eben dasselbe schelmische Tändeln, dieselbe Koketterie, wie auch in den Wäinämöinen zu Teil gewordenen Antworten. Jedoch ist dieses Mal des Mädchens Herz heimlich getroffen, obgleich ihr Jungfrauenstolz ihr nicht erlaubt, diese Schwäche zu bekennen. Welchen Wert hätte denn die Liebe eines Mädchens, wenn sie gleich auf das erste Begehren hin zu erlangen wäre? Gehört es ja doch eben zu dem ausdrücklichen Ruhme der gefeierten Schönheit, dass sie nicht gar zu leichthin „dem Geliebten gewähre, den Männern hold sei." Immerhin ist aber diese tändelnde Weigerung nur ein leichter Schleier, durch welchen das liebliche Zugeständnis hindurch schimmert; augenscheinlich ist es eine Bedenkzeit, auf welche kein Nein! die Hoffnungen des Liebenden mehr erschüttern kann.

Dieses alles wird uns klar, wie die beiden Freier in der 18. Rune zum zweiten Male und zu gleicher Zeit bei den Hütten Pohjolas eintreffen. Bei ihrer Annäherung fragt Louhi ihre Tochter:[2])

„Welchem Manne denkst du zu folgen,
Wenn sich beide als Freier nahn?
Welchem willst du als Weib gehören,
Wessen Täubchen möchtest du sein?"

Die Mutter selber rät ihr zu Wäinämöinen, denn

„Schätze führt er in seinem Fahrzeug,
Gold und Silber in seinem Schiff."

[1]) R. 10, V. 441—462.
[2]) R. 18, V. 611—626.

Digitized by Google

wogegen Ilmarinen bloss

„Lügen führt in seinem Schlitten,
Nichts als Worte und leeren Schein."

Aber die Jungfrau ist anderen Sinnes als die Mutter; unerschrocken erklärt sie, sie kümmere sich weder um die Trefflichkeit des Vermögens, noch um die des Geistes; lieber wähle sie die Schönheit der Stirn, die Herrlichkeit der ganzen Erscheinung. Vergeblich versucht die Mutter, sie noch zu warnen, indem sie ihr das mühselige Leben der Frau eines Schmiedes zeichnet:[1])

„O du unverständiges Kind,
Wählst zum Manne den Ilmarinen,
Den bestaubten, russigen Schmied,
Ihm die Leinenkleider zu waschen,
Und das kohlengeschwärzte Haupt."

Aber auch hier findet das witzige Mädchen die treffende Antwort; den geschilderten Mühseligkeiten stellt sie andere entgegen, noch grössere, weil es dafür keine Entschädigung gibt:[2])

„Nimmer nehm' ich den Greis zum Manne,
Will des Alternden Schutz nicht sein;
Alte Männer machen Beschwerde,
Greise sind sich selber zur Last."

Damit ist die Sache abgethan; die Mutter, obwohl sonst die herrschende, versucht nicht weiter die Tochter zu zwingen.

Als darauf Wäinämöinen zuerst anlangt und die Jungfrau zur lebenslänglichen Gefährtin begehrt, erinnert diese schelmisch an ihr früheres Zusammentreffen und an die damals unerfüllt gebliebenen Bedingungen.[3])

„Hast du das Fahrzeug schon gezimmert,
Schon das mächtige Schiff gebaut
Aus den kleinen Spähnen der Spindel,
Aus den Stücken des Messerschafts?"

Wäinämöinen deutet auf das am Ufer stehende schmucke Fahrzeug, obwohl es eigentlich nicht aus den bestimmten Materialien zusammengesetzt ist. Doch jetzt wirft die Maid das Spiel bei Seite und erklärt unverhohlen, sie werde nimmer die Seinige werden. Zart und feinfühlend gibt sie jedoch den eigentlichen Grund ihrer Weigerung, Wäinämöinens zu grosses Alter, nicht zu erkennen. Sie antwortet ihm bloss: der Seemannsberuf sei ihr nicht nach dem Sinne; so vermeidet sie geschickt jenen würdigen, wenn auch missliebigen Freier unnötigerweise zu kränken. Ganz anders, als erschnter Bräutigam wird hierauf Ilmarinen empfangen, als er etwas später hinkommt. Freilich muss er, bevor er an die Erfüllung seiner Wünsche gelangt, noch allerhand schwere Heldenthaten verrichten. Der-

[1]) R. 18, V. 650.
[2]) R. 18, V. 657.
[3]) R. 18, V. 679.

jenige, der ein Weib zu ehelichen wünschte, musste nach alter finnischer, edler Sitte, erst in Wirklichkeit beweisen, dass er Mannesmut und Manneskraft besässe. Bei der Ausführung dieser Aufgaben ist die Jungfrau von Pohjola durch ihre schlauen Ratschläge immer die treue Gehülfin des Geliebten.

Und nun beginnt die Darstellung der berühmten Hochzeitsfeierlichkeiten von Pohjola, die sich vor uns in einer Breite aufrollen, wie sie unserem Epos sonst nicht eigen ist. Der leckeren Speisen und Getränke gibt es im Überfluss; Gesang und Musik vermehren noch den allgemeinen Jubel. Jedoch ist die Freude nicht Alleinherrscherin bei diesen stattlichen Gelagen. Wohl ist eine Hochzeit hienieden das grösste Jubelfest; jedoch liegt im Becher der Freude immer ein Tropfen Bitterkeit verborgen. Ich möchte, wiewohl es sonderbar klingt, eine Hochzeit als am nächsten mit dem Tode verwandt bezeichnen. Beides führt uns in ein gehofftes, besseres Leben; bei beiden Gelegenheiten aber auch macht die Trennung von den früheren bekannten und geliebten Verhältnissen, sowie die Unruhe über die ja immerhin ungewisse Zukunft, diesen entscheidenden Augenblick schwer. Diese ernste Seite der Hochzeitsfeier und des Ehelebens überhaupt bringen jetzt die folgenden Runen mit der feinsten Kenntnis des Menschenherzens und besonderer lyrischer Schönheit hervor. Wir können dieser übersprudelnden Dichtungsquelle nicht vorübergehen, ohne aus ihr mehr zu schöpfen, als was der Gegenstand, die Charakterzeichnung der Jungfrau von Pohjola, eigentlich fordert.

Die Mutter spricht zuerst ihre Hoffnung aus, dass es kein zu bereuender und ewig zu beweinender Kauf sei, den die Tochter abgeschlossen, und erinnert daran, dass das einstige sorglose, leichte Leben sich nun in eines verwandele, das viel Sorgen mit sich bringe:[1])

„O wie glücklich warst du im Hause,
In des gütigen Vaters Schutz,
Wuchsest wie die Blume am Wege,
Wie die Beere auf offnem Feld;
Kummer hast du nimmer erfahren,
Weder Leiden noch Not gekannt,
Liesst statt deiner die Tannen sorgen,
Liesst die Fichte sich Kummer machen,
Und die Birke im dürren Sand.
Schwebtest wie ein Blättchen im Winde,
Gleich dem Schmetterlinge dahin."

Aber in dem neuen Hause, in der fremden Familie:[2])

„Anders ist, als hier zu Hause,
Anders ist es im neuen Hof.
Anders klingen die fremden Hörner,
Anders tönt der Thüre Geknarr;
Anders öffnet sich dort die Pforte,
Anders drehen die Angeln sich.

[1]) R. 22, V. 75.
[2]) R. 22, V. 99.

Weder kannst du die Thüren öffnen,
Noch im Thorweg kannst du dich drehen,
Wie die eigne Tochter des Hauses;
Kannst nicht Feuer zünden am Herd,
Ja, den Ofen heizen nicht einmal,
Wie es der Herr des Hauses wünscht."

Um dieses Bild vollkommen zu begreifen, müssen wir die patriarchalische Art des Zusammenlebens der alten Finnen kennen. Die neuen, jungen Paare sonderten sich nicht in getrennten Wirtschaften ab, sondern blieben auch ferner zusammen und wohnen in demselben Hause mit ihren Schwägern, Schwägerinnen und deren Kindern. Oft stieg die Zahl der Personen in einer solchen Familie bis zu 60—100 heran; der ganze Haushalt, fast alles Eigentum gehörte ihnen gemeinschaftlich und über allen waltete die Herrschaft eines alten Hausvaters oder einer Hausmutter. Auch in einer gewöhnlichen Ehe ist ja immer anfangs eins oder das andere beizugeben, zu verschmelzen zwischen den Ehegatten, welche doch ihre verschiedenen Sitten, ihre verschiedenen Gewohnheiten ins Haus bringen. Diese Verschmelzung macht die Liebe wohl leicht; von der einen wie von der anderen Seite wird nachgegeben und mit Freuden dem Liebsten zugestanden. Aber anders war es bei diesen grossen, zahlreichen Geschlechtern. Hier trat die Schwiegertochter in eine fertige, gefestigte, unbeugsame Hausordnung hinein, welcher sie gezwungen war, sich zu unterwerfen. Nicht einmal der liebende Gatte vermochte den Zwang durch eigenes Zugeständnis zu erleichtern; denn auch er befand sich unter demselben strengen, patriarchalischen Regiment.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Sagen vom Schratel aus Steiermark.

Mitgeteilt von

ANTON SCHLOSSAR — GRAZ.

III.

Aus Mittelsteiermark wird die folgende, auch in der oberen Steiermark ähnlich vorkommende Sage erzählt: Eine Magd hatte den Schratl, der ihr bei jeder Arbeit half. Sie musste ihm aber jeden Abend auf dem Herde ein Abendessen richten, das der Schratl Nachts verzehrte. Der Schratl erhielt stets den Überrest, welcher in der Schüssel zurückblieb, aus welcher die Dienstboten gemeinsam assen und die Magd wusste immer geschickt die Schüssel auf die Seite zu bringen, so dass sie nie ganz geleert wurde. Ein Knecht, der sich darüber ärgerte und wohl auch etwas merkte, schlich, als alles im Schlafe lag, in die Küche und sah auf dem Herde die Schüssel mit Milchbrei stehen. Er zog den Rahm herab, ass den Brei auf, gab dann Kot hinein, den er wieder mit Rahm deckte und ging davon, indem er den Löffel, welcher dabei gelegen war, wieder neben die Schüssel legte. Als der Schratl später kam, essen wollte und den Betrug merkte, welchen er von der Magd ausgeübt vermeinte, wurde er zornig, nahm den Löffel und stiess ihn der Dirne durch den Leib, dass sie sogleich tot war.

Bemerkenswert ist es, dass der Schratl besondere Vorliebe für Pferde hat und seinen Wohnsitz gerne in Pferdeställen sowie auf Heuböden wählt. Man findet auch wohl dann im Heu kugelförmige Nester. Es sind dies des „Schratels Nester", der sich dort aufhält. Ein solches Nest fand einst in einem Hause zu Baldau der Knecht im Heu, es war ganz warm und schwer, als er dasselbe angriff, sprang plötzlich Etwas wie ein kleines Bübchen heraus: das war der Schratl.

Unter den Pferden kann der Schratl jedoch die Schimmel nicht leiden, diese plagt er Nachts im Stalle, reitet auf ihnen und verflicht die Mähne und den Schweif zu schwer entwirrbaren Knoten oder umwickelt sogar die Hinterbeine des Pferdes mit den Schweifhaaren. Auf den verwickelten Pferdehaaren pflegt er sich gerne zu „hutschen" (schaukeln). Man sagt von einem Ross, welches die Haare derartig verflochten zeigt, es hat den „Schratlzopf." Will man die Verwickelung in Ordnung bringen, so hängt man ein Säckchen Hirse in den Stall. Davor erschreckt der Schratl, „er meint, er müsse die Hirsekörner zählen" und geht mit dem Säckchen davon. Das Pferd hat aber fortan vor ihm Ruhe (Frauendorf bei St. Stephan im Rosenthale). Ein anderes Mittel, um den Pferden vor dem Schratl Ruhe zu verschaffen, besteht in dem „Schratlspiegel." Dies ist ein Spie-

Digitized by Google

gelchen, nicht grösser als eine Faust, meist eirund, welches das Bild des Hineinblickenden vergrössert und verzerrt. (Also wohl ein Konkavspiegel?) Der Spiegel wird im Stalle über dem Futtergitter so hoch aufgehängt, dass ihn das Pferd nicht mehr erreichen kann. Erblickt der Schratl darin seine hässliche Gestalt und noch dazu verzerrt, so erschrickt er so davor, dass er davongeht und sich nimmer wieder blicken lässt. Aus Preding wird ein bestimmter Fall erzählt, wonach „ein solcher Spiegel dem Pferde wirklich geholfen hat." Man findet deshalb derartige Spiegel nicht selten in Pferdeställen, beiläufig bemerkt selbst in Kuhställen, denn er schützt die Kühe vor dem Verhexen, die Hexe entflieht, wenn sie in einen solchen Spiegel blickt. Endlich hilft zur Vertreibung des Schratl auch das Kämmen der verflochtenen Pferdehaare mit dem sogenannten Drudenmesser.

Es kam auch der Fall vor, dass der Schratl ein Ross Nachts auf den Heuboden zu tragen pflegte, so dass man es in der Frühe daselbst fand. Wenn man es aber nicht anschrie, so kam es immer wieder unversehrt herunter. — Wo der Schratl ein schwarzes Ross fand, fütterte er dasselbe so, dass es mit der Zeit ganz stark und feist wurde. Mitunter pflegt der Schratl die Pferde des Nachts auch zu striegeln, Knechte wollen es öfters gehört haben, dass er mit dem Striegel an die Wand geklopft hat.

IV.

Dass der Schratl übrigens selbst den Kühen, Schweinen und Ziegen, auch Ziegenböcken Nachts im Stalle übel mitspielt, darüber gehen ebenfalls manche Erzählungen; eine derselben aus Ebersdorf berichtet, dass im Jahre 1840 in einem Stalle Morgens die Kuh in die Krippe hineingeworfen gefunden wurde, also, dass sie die Füsse in die Höhe gestreckt habe, mit den Hörnern sei sie an der Wand „gehenkt." Es war dies ein Werk des Schratl. — Nach mehreren Berichten, welche Herr Pfarrer Meixner mitteilt, wurde in früherer Zeit ein Rossschädel unter den Schweineställen eingegraben, damit der Schratl die Schweine nicht „reite." Einen solchen Rossschädel fand man beispielsweise beim Abbrechen eines alten Schweinestalles zu Standorf unter demselben, 1858 sah man noch auf dem alten Schweinestall des Marktschmiedes zu St. Georgen a. d. St. das uralte Skelett eines Pferdekopfes.

V.

Nachstehend noch einige Schratlsagen aus dem angedeuteten Gebiete des steirischen Mittellandes. Zwei lustige Bauern fuhren gegen 9 Uhr, nachdem sie in Wildow gezecht hatten, von dort nach St. Georgen. Plötzlich spürten sie, dass hinter ihnen auf dem Wägelchen jemand aufsass und als sie umblickten. hakte hinter ihnen ein kleines Männchen mit grünem Hute. Dasselbe sprang plötzlich dem Einen auf die Schulter und erdrückte ihn fast, zugleich war beim Gespann und Ross alles verwickelt und sie fuhren in die Kreuz und Quer ohne den Weg zu finden, über drei Stunden umher, bis die Glocke vom Turme 12 schlug; sie befanden sich plötz-

Digitized by Google

lich im Markte und das Gespann kam von selbst in Ordnung. Man meint, dass jenes Männchen der Schratl gewesen sei.

VI.

Ein Bauer in Mirnsdorf hatte einen Schratl, der ihm den Weinkeller hütete. Trotzdem der Keller nicht versperrt war, konnte nichts gestohlen werden, denn wer hinein wollte, konnte nicht von der Stelle und war festgehalten bis der Bauer kam.

Volksüberlieferungen aus Österreich.

Von

FRANZ BRANKY — WIEN.

34. Sprichwörter und Sprüche.

Wer meld't, der bellt.

Hausierer — Anschmierer.

A Scheit allan brennt nit.
(D. h. zu Zank und Streit müssen mindestens zwei sein.)

Liaber zum Bäck'n
Als in d' Apothek'n.

Das Fleisch ist da Diab in Häfen.
(Jenes Fleisch, welches beim Kochen oder Braten sehr zusammenschrumpft.)

Lås da an Stadn aufduarn!
(Etwas in reifliche Überlegung nehmen, mit Bedacht handeln u. dgl. Dieses Sprichwort gemahnt an das italienische: „Chi va piano, va sano.)

Alti Kirchn habn dunkli Fensta.

Mancher glaubt, er is fett, aba er is nur gschwolln.

Viel wüll ma habn,
Mit wenig muss ma si betragn.

A Stadtmadl gegn an Landmadl is grad als wia nix,
Wâns a glei von Kuastal stinkt, so schadts ihr do nix.

Stark g'salzen essen macht z'humorisch.

Digitized by Google

Mülnerwârm [1]) und Ofawârm [2])
Mâcht an reich'n Bauern arm.

Drei gehören zum Salat anmachen: Ein Geiziger, der den Essig gibt, ein Verschwender, der das Öl spendet und ein Narr, der ihn gut durcheinander schüttelt.

A Trunk Wassa aufn Salat,
Isn Docta a Thala a Schad.

Die Schulmeister wissen den Wein zu schätzen. Sie trinken ihn gern und trinken viel, daher der Spruch:

Neunundneunzig Schulmasta —
Hundert Nâsskittel.

Wer sich entschuldigen will, dass sein Gespräch über Politik harmloser Natur ist, der sagt:
„I red ja eh nur glei, was kân Kaisa und kân Bauern d' Heanaaugen druckt."

Misthaufen und Mehlladl soll man net zsamschürn.

Der Kehraus und Putzaus bringt nix ins Haus.

Der Orndliche braucht si net zfürchtn, nur der die Gans eh schön hat.

Wer in Heu net gabelt,
Und in Arn net zabelt,
Und in Lesen net frua aufsteht:
Der soll schaun, wie's ihm in Winter geht. [3])

Wer auf Getrud net baut
Kriagt kan Kraut.

Kartoffelreim:

Legst mi in Aprül,
Kum i wân i wül;
Legst mi in Mai,
Kum i glei.

A [4]) gscheidi [5]) Hen [6]) vadearnt [7]) a [8]) oefda [9]) an [10]) Oa. [11])

Heanaaugen an den Fiassn sein besser als in Kopf.

Bei schlimmen Leuten verdirbt man nicht.

Es ist gscheida, da Haas valaft si, als er vaschlaft si.

Besser der Bursch geht in d' Welt n' aus, als er verdirbt z' Haus.

Beim Reichen, wenn er stirbt, wird viel g'läut't; bei dem Armen hassts: Klingl, klangl, marsch mit'n Schlankl!

---

[1]) Das ist feuchtes, frisches Mehl.
[2]) Das ist frisches, warmes, schwammiges Brot.
[3]) Ähnliches in J. H. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes, I. S. 175.
[4]) eine. [5]) gescheite. [6]) Henne. [7]) vadearnt = verlegt. [8]) auch. [9]) öfters. [10]) ein. [11]) Ei.

Digitized by Google

Den Schlafenden Gott ernährt,
Der Wachende sein Geld verzehrt.

Das Wasser gibt dem Ochsen Kraft,
Dem Menschen Bier und Rebensaft.

Brüder lebt wohl! und sollten wir uns nicht mehr segn,
Ist auch kein Pfifferling dran glegn.

Der Neid ums Diandl, der Neid ums Geld,
Dös sind die zwei grössten Neid auf der Welt.

Auf dem Beutelkasten einer Mühle stand geschrieben:

Das ist das Beste auf der Welt,
Dass der Teufel nimmt kein Geld.
Sonst müsste mancher arme Gesell
Für einen Reichen in die Höll.[1])

Mundari- (Kol-) Lieder.

Mitgeteilt und übersetzt von

A. NOTTROTT — RANCHI, CHOTA NAGPORE, BENGALEN.[1])

I. Kleiner Ehezwist.

Frau: Wie der Baumstumpf dröhnt von der Äxte Schlag,
So erzittert mein Herz bei dem Schelten:
Her und hin das Chama-Gras schleudern man mag,
Doch lass ich bei mir das nicht gelten.
Willst Du mich verstossen, verstosse mich,
Doch zanke nicht mit mir;
Willst das Band Du lösen, so löse es,
Doch hadre nicht mit mir.
Willst Du mich verstossen, so thue es nur,
Viele Toa-Blumen sind auf der Flur;
Und die Natal-Blume, die steck ich mir an,
Als freies Mädchen ich das ja dann kann.

Anmerkung I. Vgl. hierzu: Die Gossnersche Mission unter den Kolhs. Bilder aus dem Missionsleben von L. Nottrott, Archidiakonus in Naumburg a/S. Halle 1879.

Anmerkung zu Nr. 1. Toa- und Natal-Blumen stecken sich die Mädchen hinters Ohr, wenn zie zum Tanze gehen.
Botscho, ein kleines Vögelchen mit glänzend schwarzem Kopfe.

Mann: Liebe, wie magst Du das sagen,
Nimmer lass ich Dich von mir,
Keine kann den Zopf so tragen,
Keiner steht er so wie Dir.
Liebes Botscho-Köpfchen Du,
Bleib bei mir und halt nun Ruh!

---

2. Affenhochzeit.

Heuer hat der Lama Frucht getragen,
Drum haben die Gari's Hochzeit gemacht:
Heut hat der Burju reich geblühet,
Drum haben die Sara's Hochzeit gemacht
Mit Rupies aus dem Kerne der Lama-Frucht
Hat der Gari die Frau sich von Ferne gekauft;
Mit Geld aus dem Samen der Burju-Frucht
Hat der Sara heuer Hochzeit gemacht.

Fortsetzung folgt.

Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Gebräuchen und Sprichwörtern des russischen Volkes.

Von

BORIS GURWITSCH — PETERSBURG.

Mitgeteilt von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

II.

Das Gewohnheitsrecht eines jeden Volkes enthält selbst Prinzipien, welche den modernen Anschauungen und Theorien widersprechen: nicht

Anmerkung zu Nr. 2. Die Mundari behaupten steif und fest, dass die Affen für ihre Frauen auch Geld, d. h. die Früchte des Lamabaumes geben, die ganz wie Gulden gestaltet sind, und den Samen des Burju-Baumes, der so gross ist wie ein Zweigroschenstück (jetzt also dem 50-Pfennigstück entsprechend). Das scheint wohl fest zu stehen, dass die Gari- und Sara-Affen in grösseren Familien zusammen leben und ihre Weibchen aus einer andern, acht Tagereisen weit wohnenden Familie holen. Man will das beobachtet haben. Das Dorf Burju, welches neben dem Patrasburj liegt, hat seinen Namen von dem dort viel wachsenden Burju-Baume.

Digitized by Google

selten treten in demselben Naivität, Rohheit, urväterliche Anschauung hervor, welche sich im Gegensatz befinden zu den Ansichten des modernen Lebens. Alles das stellt zwar das Gewohnheitsrecht nicht höher, aber wir finden in demselben doch einige höchst beachtenswerte Züge, durch die wir im Stande sind, die Anschauungen des Volkes kennen zu lernen und in die Tiefen derselben einzudringen.

Sehen wir nun, wie das russische Volk in seinen Bräuchen und Sprichwörtern vom kriminalistischen Standpunkt aus erscheint.

Das russische Volk liebt nicht die *„Diebe."*

Schon seit lange gibt es in Klein-Russland das Sprichwort:

„Lútsche swoje látane, nišj tschusje chwátane."

Lieber eigenes Geflicktes
Als fremdes Gestohlenes.

Wir sehen hier eine bescheidene Zufriedenheit mit der eigenen Armut und Verachtung des Reichtums, welcher durch Dieberei erworben ist. Es ergibt sich aber daraus, dass das russische Volk den Diebstahl hasst, wie es denn auch eine besondere Art der Bestrafung derjenigen Person erfunden hat, welche denselben begangen. So bindet man in einigen Gegenden Russlands, wenn es gelungen ist, den Dieb *„in flagranti delicto"* (auf frischer That) zu ertappen, demselben die Hände hinter dem Rücken zusammen, man bindet den gestohlenen Gegenstand am Körper des Betreffenden fest und führt den Dieb so durch alle Strassen und Gassen des Dorfes. Nicht selten zieht man auch den Dieb vollständig nackt aus, und dann beschmiert man ihn mit Teer und beschüttet ihn mit Federn.

Es fragt sich, welchen Zweck eine solche Behandlung hat. Offenbar liegt derselbe darin, den Dieb zu beschimpfen.

Das Volk verachtet, wie bemerkt, den Diebstahl als Akt unerlaubten Erwerbes. Es sieht in dem Dieb einen heimlichen, feigen, schändlichen Thäter und übt deshalb an ihm eine Strafe der Art, welche seine selbständige Beurteilung des Diebstahles und des Diebes zum Ausdruck zu bringen geeignet erscheint, um dadurch den Dieb vor seinen Nachbarn oder der ganzen Gegend zu erniedrigen.

Sehr streng beurteilt das russische Volk eine besondere Art des Diebstahles, nämlich den *„Pferdediebstahl."*

Es gibt keinen tötlicheren Feind für den russischen Bauer als den Zigeuner, welcher Pferde stiehlt. Und das ist natürlich. Im allgemeinen ist der russische Bauer arm. Sein einziges Vermögen, welches er wirklich liebt, ist sein bewegliches Inventar, und darunter vor allem das Pferd. Das Pferd ernährt den Bauer; es ist ihm unentbehrlich für die Feldarbeit, im Winter, wenn keine Feldarbeit zu thun ist, fährt er in die Stadt und verkauft dort die Produkte des Dorfes, welche die Stadt bedarf.

Wir wiederholen: das Pferd ist sein Ernährer; er nennt es zärtlich „Pferdchen" (loschádiuschka), er beschützt und bewahrt es vor allem Übel. Deshalb fordert die heimliche Wegführung des Pferdes, welche in Russland sehr verbreitet ist und noch heute in verschiedenen Gegenden blüht, grausame Arten der Selbsthilfe heraus, um des Lebensunterhaltes willen.

Digitized by Google

Diese Anschauung unerbittlicher Selbsthilfe in Bezug auf die Pferdediebe ist in Russland überall zu finden.

Eine ungemein grosse Bedeutung haben in dem russischen Volksleben auch die *„Feuersbrünste"*, welche böswillig herbeigeführt werden. Russland ist ein Landwirtschafts-Staat, in den Dörfern gibt es nur Holzgebäude, bei denen Brandstiftung sehr leicht ausführbar ist, und nicht selten werden die grössten Dörfer Opfer der elementarischen Gewalt des Feuers, da durch die ungeheuer grossen Entfernungen der Dörfer von einander eine prompte Hilfeleistung und Löschen des Feuers erschwert wird.

Deshalb ist es nur natürlich, dass das russische Volk mit furchtbarem Hass seinen unter der Diele lauernden Feind verfolgt, welcher den roten Hahn fliegen lässt; wehe dem Brandstifter, welcher auf frischer That von den Bauern ertappt wird: kein Gebot wird im Stande sein, den Landmann zu veranlassen, sich der Gewalt zu enthalten. Die Selbsthilfe findet hier ihren schärfsten Ausdruck.

Es hasst das russische Volk auch das *„Geschlechtslaster."* So weiss man in verschiedenen Gegenden Russlands auf verschiedene Art die Missachtung zum Ausdruck zu bringen gegen ein Mädchen, welches sich vergessen hat. So z. B. belegt in Süd-Russland und besonders in Klein-Russland die Bauerngemeinde ausgelassene Mädchen mit beschimpfenden Strafen. Die Gemeinde will die Schande des Mädchens öffentlich ausstellen. Zu diesem Zwecke wird das Mädchen mit tadelnden und beschämenden Schimpfworten überhäuft und öffentlich geprügelt. Mitunter bringt man in Kleinrussland die Missachtung gegen das Mädchen auch in der Weise zum Ausdruck, dass man dasselbe durch die Strassen des ganzen Dorfes fuhrt: oder man bereitet dasselbe Schicksal dem Vater des Mädchens, weil er dessen weiblicher Ehre nachlässig gewartet hat.

In anderen Gegenden Russlands bindet man ein Weib, welches dem schmählichen Gewerbe dient, an einen Pfahl oder an das Thor, oder man setzt sogar das Weib und ihren Liebhaber auf einen Wagen, nicht selten vollständig nackt, und fährt es so durch das ganze Dorf.

Nicht selten wird das Verbrechen im Volk auf Grund des *„Aberglaubens"* begangen. So gräbt man z. B. in einigen Gegenden die Gräber auf, weil man meint, der Verstorbene ist ein Zauberer „Koldún". Um seine Macht zu brechen nimmt man verschiedene Handlungen mit der Leiche vor: man kehrt nämlich den Toten entweder um, dass er mit dem Gesicht zur Erde zu liegen kommt, man treibt ihm einen Keil von Eschenholz in den Rücken oder man schlägt ihm den Kopf ab.

Wenn man das Grab aufgräbt, in welchem nach der Volksmeinung ein Hexenmeister begraben ist, trotz aller gesetzlichen Verbote, das zu thun, so ist es nur natürlich, dass in den Augen des russischen Volkes die Tötung eines Hexenmeisters kein Verbrechen ist.

Das russische moderne Strafrecht hat für eine derartige Ausgrabung des Begrabenen auf Grund solcher abergläubischen Motive die Strafe der Verschickung nach Sibirien in die Kolonien.

Es gibt ferner im russischen codificierten Recht vom Jahre 1857 eine Stelle, worin es heisst, dass die Leiche eines vorsätzlichen Selbstmörders an einen unehrlichen Ort weggetragen und dort begraben werden muss.

Digitized by Google

Es ist in der russischen Litteratur ausgesprochen, dass diese Gesetzstelle aus dem sächsischen Volksrechte übernommen ist: heute ist diese Meinung erschüttert und zwar besonders deshalb, weil man einen innigen Zusammenhang dieser Gesetzesstelle mit russischen Volksanschauungen anerkennt, wonach die Seele des Selbstmörders ewig um das Grab herumwandert. Es ist augenscheinlich, dass diese Anschauung der Grund ist, weshalb der Henker den Leichnam wegzutragen hatte.

Daraus ist aber zu ersehen, dass die damalige russische Gesetzgebung auf dem Boden der eigenen nationalen Volksanschauungen stand. —

Aber für heute genug der Bräuche und des Aberglaubens: gehen wir nun zu den Sprichwörtern über, in welchen kriminalistische Tendenzen hervortreten.

Schluss folgt.

Der Schwerttanz von Atteln bei Büren.

Von

B. HÜSER — BRILON.

Die folgende Beschreibung eines Schwerttanzes, wie er vordem in Atteln, einem Dorfe des Kreises Büren, aufgeführt wurde, verdanke ich einem zweiundachtzigjährigen Greise, der dort geboren wurde und seine Jugendzeit verlebte. Ich veranlasste denselben, seine hierauf bezüglichen Erinnerungen aufzuschreiben und habe an dem Wortlaute dieser Aufzeichnung nichts geändert. Eine spätere Mitteilung desselben

---

[1]) Dieser und die vier voraufgehenden Sprüche hat mir der Herr Bürgermeister aus Puckersdorf bei Wien, Karl Kerz, zugeschickt, der sie vor vielen Jahren, wie er als Wanderbursche durch die Welt ging, aufgelesen hat.

Anmerkung. Der Unterzeichnete erlaubt sich die Hoffnung auszusprechen, dass diese Mitteilungen über den Schwerttanz von Herrn Gymnasialdirektor Dr. B. Hüser zu Brilon Nachfolge finden werden, welche deshalb um so erwünschter erscheinen, als bereits in verschiedenen Berichten dadurch eine gewisse Verwirrung eingetreten ist, dass man nicht, wie nötig war, von vorn herein schied zwischen 1. Schwerttanz, 2. Tänze mit Schwertern, 3. Führung des Schwertes bei symbolischen Handlungen, 4. Gaukeleien mit dem Schwert.

Die vorliegende ausserordentlich klare Beschreibung eines Schwerttanzes wird hoffentlich dazu beitragen, zu erweisen, von wie hohem Werte jede sichere Mitteilung in dieser Beziehung für die Volkskunde ist.

Edm. Veckenstedt.

lautet: „Das letzte Spiel, welches ich gesehen habe, war im Jahre 1828; ob es später noch aufgeführt ist, weiss ich nicht, glaube es aber nicht, da ich später nichts weiter darüber gehört habe.

Was ich von dem in Atteln aufgeführten Schwerttanze in der Erinnerung habe, ist folgendes:

Es nahmen nur Mannspersonen in unbeschränkter Zahl teil. Dieselben trugen gepudertes Haar ohne Kopfbedeckung, ein buntseidenes Halstuch, weisses feines Hemd mit vielen seidenen Tüchern, Bändern u. s. w. behangen, die Ärmel in Puffen ebenfalls mit seidenen Bändern u. s. w. bespickt, kurze weisse Hosen mit Schnallen und bunten Riemen, weisse Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, in der Hand den entblössten Degen führend; eine Scheide führten sie nicht. So versammelten sich die jungen Leute Fastnachtsmontag schon um $^1/_2$8 in unserem Hause auf dem Saale, wo sie gemustert und in Reih und Glied gestellt wurden. Nachdem sie noch vorher Eierbier anstatt Kaffee zu sich genommen, ging der Zug, gewöhnlich 40 bis 50 Mann, die Musik voran, im Gänsemarsch ins Dorf hinein, wo meist beim Vorsteher der erste Schwerttanz stattfand. Vorab fand auf der Diele, je nachdem sie klein oder gross war, ein mit Musik begleitetes Tanzen (einzeln) in verschiedenen Touren, wie bei der Polonaise statt. Auf das Kommando, welches der erste Tänzer führte, „Rangieren“ und „Gewehr über“ ordneten sich die Tänzer, stets zur Musik tanzend, enger hintereinander. Auf das Kommando „Gewehr über“ legte jeder Tänzer seinen Degen mehr über die rechte Schulter geneigt, während auf das Wort „Fasst an“ jeder Träger das Schwert seines Vordermannes an der Spitze mit der linken Hand fasste, so dass der erste Tänzer mit dem letzten durch das Schwert in Verbindung war. So bewegte sich der stets im Takt der Musik bleibende Zug im Bogen, bis der erste Tänzer seinen Degen (ich meine, sich mit dem Körper umdrehend) gerade aushielt, jedoch wieder so, dass das Gesicht in die Mitte des sich bildenden Kreises blickte, und so der Folgende, bis zum letzten Mann. Sodann — die Schwerter wurden da natürlich von dem Hintermann losgelassen, sobald sie die gerade Richtung erhalten — bildete sich, wie ein Korbgeflecht geflochten, durch die von den Tänzern am Griffe festgehaltenen Schwerter ein festes, rundes, starkes Flechtwerk, welches je nach der Zahl der beteiligten Tänzer einen grösseren oder kleineren Kreis bildete. Auf dieses Flechtwerk sprang der wie die Tänzer gekleidete Redner und hielt von da herab eine längere oder auch kürzere humoristische Rede, je nach dem Range des Hausbesitzers. Dann löste sich das durch die Schwerter gebildete Flechtwerk umgekehrt wieder auf, indem der letzte der Truppe zuerst seinen Degen von dem Flechtwerk abzog, und so der Reihe nach die Übrigen, so dass der erste Tänzer zu allerletzt seinen Degen wieder los hatte. Dann ging es tanzend wie im Anfange, ohne Anfassen der Schwerter, zum nächsten Hause, wo dann das Schauspiel sich wiederholte. Wie sich das wirklich künstliche Flechtwerk bildete, weiss ich nicht.“

Digitized

Die alten nordischen Frühlingsfeste.

Nach dem Dänischen des **Troels Lund.**

Von

POESTION — WIEN.

Von Alters her scheint denn auch im Norden das Sommerhalbjahr mit dem ersten Mai begonnen zu haben. Und unbemerkt wurde diese Bestimmung im Laufe der Jahrhunderte durch einen Fehler in der Zeitrechnung begünstigt. Mit jedem Jahrhundert, das ablief, wurde die Ankunft des Frühlings um einen Tag hinausgeschoben, und die Jahreszeit erschien deshalb immer milder. Wenn man im sechzehnten Jahrhundert den ersten Mai schrieb, war es ja in Wirklichkeit der elfte!

Aber auch dieser stetige Fortschritt war nicht im stande, das Frühlingsfest hier ganz an den ersten Mai zu binden. Es machte sich auch die grosse Ausdehnung von Norden nach Süden geltend. Was half es, dass der Kuckuck sich bereits ein paar Wochen bei Koldinghus hatte hören lassen und die Buche bei Gurre ihre grünen Blätter hatte? In Dalarme konnte man doch unmöglich recht das Frühlingsfest feiern, wenn die Siljan noch mit Eis bedeckt war und um Mora sich Schneeluft lagerte. Hierzu kam noch, dass die wechselnden Kälteverhältnisse der einzelnen Jahre selbst in südlicheren Gegenden dazu verleiten konnten, die Festlichkeiten auf mehrere Gedenktage zu verteilen, um nicht alles auf einmal auf's Spiel zu setzen. Im Jahre 1528 z. B. war es am ersten Mai in Greifswalde noch vollständig Winter; nicht ein einziges grünes Keimchen war zu sehen, der Schnee lag fusshoch, so dass der Zug, der in leichten Costümen „den Sommer in die Stadt" ritt, sich beeilte, wieder in die warmen Stuben zu kommen, und ein Teilnehmer sich von dieser kalten Tour sogar den Tod holte. Die Folge all dieser Verhältnisse wurde dann für alle gothisch-germanischen Völker: eine fächerartige Verteilung der Gebräuche des Frühlingsfestes vom Fasching oder ersten März angefangen bis zum Mittsommertag. Je nach der Lage — zunächst den Alpen oder zunächst dem Nordkap — wuchs die Neigung, das Fest um einen Tag zu Beginn oder am Schlusse dieses Zeitraumes zu sammeln.

Dänemark lag in der Mitte. Im Einklang hiermit wurde hier am ersten Mai ein deutliches Frühlingsfest abgehalten. Das Fest wurde indessen, wenn man so will, Wochen hindurch fortgesetzt; es leuchtete wieder auf zu Pfingsten und glitt dann, ohne ganz aufzuhören, hinüber ins Mittsommerfest.

Digitized by Google

Das „Valbergsfest“ wurde damit eingeleitet, dass am vorausgehenden Abend, also am 30. April, Höhenfeuer angezündet wurden. Dieses Anzünden von Höhenfeuern am Walpurgisabend war eine uralte Sitte. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass diese Sitte sowohl im Norden wie an den unzähligen anderen Orten auf der Erde, wo solche Feuer seit undenklichen Zeiten an Festabenden angezündet wurden, ursprünglich eine religiöse Bedeutung gehabt haben, wie sie eine solche an vielen Orten ja noch jetzt haben. Ganz war diese auch im sechzehnten Jahrhundert noch nicht verschwunden. Man glaubte, dass diese Feuer verscheuchend auf all die bösen Geister wirkten, die in dieser Nacht ihr Unwesen trieben, in erster Linie auf die Hexen, deren Festzeit diese Nacht ja war. Die beiden Hauptmittel, welche gegen dieselben sowie gegen böse Mächte überhaupt angewendet wurden, Feuer und Stahl, waren in Wirklichkeit ein und dasselbe, indem ja die Kraft des Stahles gerade darin lag, dass er das Gehäuse des Feuers war, aus dem dieses sich durch Schlagen gegen den Feuerstein jederzeit hervorlocken liess.

In Verbindung hiermit stand es, dass die Walpurgisfeuer wie alle anderen Festfeuer eigentlich nicht mit gewöhnlichem, sondern mit „wildem“ Feuer angezündet werden sollten. Ein solches liess sich nicht anders schaffen als auf die uralte Weise, die in Gebrauch gewesen war, bevor man das Eisen kennen lernte, nämlich durch Reibung zweier Holzstücke gegen einander. Dieses Feuer wurde in allen gothisch-germanischen Ländern mit einem verwandten Namen bezeichnet, dessen Bedeutung im Schwedischen am deutlichsten zu Tage tritt. Hier heisst es: „gnideld“ d. i. Reibfeuer, (dänisch-norwegisch: „nodild“, deutsch: „Notfeuer“ oder „Nodfyr“, englisch: „neidfire“ oder „nedfire“). Und an dieses Feuer knüpfte sich viel Aberglauben, besonders hinsichtlich der Vertreibung von Viehkrankheiten. In Norwegen pflegte man z. B. Herden, die von einem wüthenden Wolfe gebissen waren, um die Verpflanzung der Seuche auf die übrigen Schafe zu verhindern, mit Hülfe des „Notfeuers“ dadurch zu heilen, dass man zwei Stückchen Eichenhölzer gegen einander rieb, damit zwei bis drei Scheiterhaufen anzündete und die Schafe mitten durchtrieb, so dass der Rauch um dieselben aufschlug. In Dalarme ist es noch heutigen Tages Sitte, durch das Walburgis-Feuer zu springen. Auf den Hebriden pflegte man noch vor nicht langer Zeit, wenn eine Viehseuche auftrat, das Feuer im ganzen Kirchspiel auszulöschen. Hierauf mussten einundachzig verheiratete Männer, immer neun auf einmal, zwei Balken aneinander reiben. Mit dem dadurch erzeugten Feuer wurde wieder das erste Herdfeuer angezündet. Mit dem Wasser, das sogleich damit gekocht wurde, besprengte man sodann das kranke Vieh. Etwas Ähnliches ist auch noch in Niedersachsen Brauch.

In Deutschland leitet man die Sitte aus der Zeit her, wo man auf diese Weise die heiligen Feuer der Halbjahresfeste anzündete. Dass die römische Kirche frühzeitig auf diese Form germanischen Aberglaubens aufmerksam geworden ist, kann man daraus ersehen, dass bereits bei einer Kirchenversammlung im Jahre 742 den christlichen Deutschen verboten wurde, die gottlosen Feuer, die sie „niedfeor“ (Nothfeuer) nannten, anzuzünden. Aber die Deutschen gaben ebenso wenig wie die Nord-

Digitized by Google

länder diese alte Sitte auf. Noch beiläufig im Jahre 1590 heisst es vom Johannisfeuer in Deutschland: „In vielen Gegenden des Landes pflegen die Bewohner der Dörfer einen Zaunpfahl auszureissen, ein Tau um denselben zu binden und ihn so stark umzudrehen, dass er endlich Feuer fängt. Mit diesem Feuer wird der festliche Scheiterhaufen angezündet. Wenn er ausgebrannt ist, streuen sie die Asche über Gartenpflanzen und meinen, dieselben dadurch gegen Würmer sichern zu können."

Die „Valbergs"-Feuer scheinen in Dänemark häufig nur in brennenden Strohbünden bestanden zu haben, die auf einer oder mehreren hohen Stangen in die Höhe gehalten wurden. Oft waren es aber doch geradezu Scheiterhaufen, die auf der Erde angezündet und kräftig mit Holz, alten Teerfässern u. dergl. genährt wurden. In Norwegen verstand man noch in unserem Jahrhundert unter dem Worte „brandskat" Holz, das zum Gebrauche bei den Feuern am St. Hanstage verschenkt wurde. Hingegen scheint man im Norden ganz die in der alten Zeit gebräuchliche Sitte vergessen zu haben, den Riesen „Thiasse" auf dem Frühjahrsscheiterhaufen zu verbrennen. In einzelnen anderen Ländern hat sich diese Sitte bis auf den heutigen Tag erhalten. In Böhmen und mehreren Gegenden Deutschlands wird noch der Winter-Riese in Gestalt eines ungeheuren Strohmannes verbrannt. An manchen Orten heisst er bloss „der Winter" oder „der Tod", in Schlesien aber hat er, seltsam genug, den dort unverständlichen Namen: „der Jude", „der alte Jude", welches vielleicht das altnordische „jötun" (Riese) ist. Bei den Katholiken hingegen ist der Strohmann zum Verräter Judas geworden, und die Verbrennung findet in Übereinstimmung hiermit am Karsamstag statt.

Ausser der religiösen Bedeutung hatten die Valbergsfeuer, oder hatten sie wenigstens gehabt, gleich allen Festfeuern einen allgemeineren Grund. Für eine Zeit, die kein Postwesen, keine Zeitungen oder Telegramme kannte und keinen anderen Kalender besassen, als einen Pflock mit eingeschnittenen Merkzeichen, war es eine besonders zweckmässige Art, das Eintreffen des Festtages dadurch bekannt zu geben, dass am Vorabend auf den höchsten Punkten Feuer angezündet wurden. In so manchem einsam gelegenen Heim brachte der Anblick der Feuer vielleicht erst Gewissheit darüber, dass der Festtag bevorstehend war; nur so wurde die Gleichförmigkeit im ganzen Lande bewahrt, und das Signalfeuer wurde nicht nur ein Vereinigungspunkt für das Gesicht, sondern auch ein wirklicher Versammlungspunkt; denn dahin strömte, trotz der Dunkelheit, alles, da man sicher war, daselbst Freunde und Bekannte zu treffen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Die „grosse“ wendische Hochzeit.

(Ta welika szerbska szwaijzba)

Von

SCHWELA — SCHORBUS.

2. Die Einladung.

(To pschepschosseńe.)

Etwa 8—14 Tage vor der Hochzeit machen sich der Brautführer und der erste Brautdiener entweder fahrend oder reitend auf den Weg, die Hochzeitsgäste „zu bitten.“ Hierbei gehen sie gekleidet wie am Hochzeitstage selbst: den Zylinderhut reich mit bunten (weissen und roten) Bändern geschmückt; um die Schulter hängt eine breite und sehr lange Schärpe von feinstem weissen Drillich. Des Brautführers Abzeichen ist, sofern er beritten ist — ein Degen; ist er zu Fuss, ein langer, mit weissen Atlasbändern gezierter Rohrstock mit einem grossen weissen Knopf. Der übrige Teil des Anzuges besteht bei Beiden aus den „Kirchenkleidern“ von schwarzem Tuch.

Sobald sie in die Wohnung eines zu bittenden Gastes eintreten, stösst der Brautführer mit seinem Degen, resp. Stabe (nach dem üblichen Gruss) wie ein Herold drei Mal auf den Fussboden und hält seine wohlgesetzte und gut gelernte Einladungsrede. Darin bezeichnet er sich und seinen Begleiter als Gesandte, zunächst von Gott, „ohne dessen Segen kein Beginnen gelingen kann“, dann als Gesandte des ehrbaren Bräutigams N., seiner ehrbaren Braut N. N. und deren beiderseitigen Eltern N. N., welche bitten... (es folgt die Einladung und eine umständliche Erzählung von dem beabsichtigten Verlauf der bevorstehenden Hochzeit). Zugleich bittet er um Auskunft, welche Antwort er zurückbringen solle.

Nun werden beide freundlichst bewillkommnet und aufs Beste bewirtet.

Haben sie in dieser Weise ihres Amtes bei allen Gästen sowie beim Pastor und Küster gewaltet, so kommen sie zurück ins Brauthaus und erstatten Bericht. Ein gemeinschaftliches „Nachtessen“ beschliesst diesen einleitenden Teil des wichtigen Festes. — Die letzten 2—3 Tage vor der Hochzeit findet das Schlachten, Backen und Zurichten statt. „Bluten“ müssen ein Schwein, ein Stier, verschiedenes Geflügel und Fische. An Gebäck sind erforderlich: ca. 100 Kuchen, 30—40 Brote, 10 Napfkuchen und 10 Schüsseln mit gebackenem Quarg. Bei den Getränken lässt man die Sparsamkeit am wenigsten walten.

3. Im Hause des Bräutigams.

Wa wjaży tog nawożeńa.

Am Morgen des längst ersehnten Hochzeitstages begibt sich der Brautführer mit sämtlichen Brautdienern, die zur Verwandtschaft der Braut gehören, zu Pferde oder zu Wagen in das Haus des Bräutigams, wo sich die Brautdiener aus der Zahl der Angehörigen des Bräutigams bereits eingefunden haben. Die Brautjungfern von beiden Seiten sammeln sich bei der Braut.

Das erste Werk ist natürlich wieder ein sogenanntes Frühstück. Während dessen erscheinen die Hochzeitsgäste, der Bräutigam wird geschmückt, die Kutschen und Pferde werden in Bereitschaft gesetzt. Erstere bestehen aus gewöhnlichen leichten Bauernwagen mit feinen Halbleitern, von denen die Wagen des Bräutigams und der Braut je nach der Jahreszeit mit Guirlanden oder andern Zierraten versehen sind. Auch die Pferde erhalten rote Bändchen und Rosetten an der Trense und an dem oberen Teil des Schwanzes.

Das Ehrenzeichen des Bräutigams, sofern er seine Ehrbarkeit im Rausche der Jugend nicht verscherzt hat, ist jetzt ein Myrthenstrauss. Ehemals sah man unter den Wenden die Raute als das Symbol des Jungfrauen- und Junggesellen-Standes an. Der betreffende Strauss wurde in früheren Zeiten dem Bräutigam an die oberen Kopfhaare gebunden; weshalb dieser von hier an bis nach der Hauptmahlzeit ohne Kopfbedeckung bleiben musste. Jetzt bindet man ihn mit grüner Seide an die Rockärmel zwischen Ellenbogen und Handgelenk an.

Ist alles in Ordnung, so gruppieren sich die Gäste, der Brautführer tritt in den Kreis und hält die sogenannte kleine „Abbitte“ (wotpschossowańe). Darin wird unter Hinweis auf die Brautfahrt des frommen Elieser gesagt, wie auch diese Hochzeitsgäste für den Bräutigam Gottes Segen erbitten, damit sein Ehestand glücklich beginne und selig ende. Sind die Verhältnisse derart, dass der Bräutigam sein Vaterhaus verlässt und zu der Braut hinheiratet, so wendet sich der Brautführer vor dem Hause noch einmal um und spricht noch folgendes: „Als unser Herr und Heiland diese Welt verlassen wollte und deshalb von seinen Jüngern Abschied nahm, sprach er zu ihnen: „Über ein Kleines so werdet ihr mich nicht mehr sehen!“ Diese Worte kann der ehrbare Bräutigam in dieser heiligen Stunde seinem Heilande „abborgen“ und zu seinen lieben Eltern sagen: „Von nun an werdet ihr mich nicht mehr sehen noch mit mir sprechen, denn ich scheide von euch! Amen.“

Vater und Mutter in Thränen, der Bräutigam gewiss nicht ohne Wehmut, die Gäste dagegen in heller Freude, wozu die mitgebrachten Musikanten redlich beitragen, — so geht's von hinnen zur holden, sehnsüchtig wartenden Braut.

Hier sei bemerkt, dass der Brautführer während der ganzen Feierlichkeit die Hauptperson ist — die Brautleute natürlich ausgenommen. Ist er ein gewandter und zungenfertiger Held, so ist ein gutes Gelingen des Festes vorauszusehen; wo nicht, so gibt es manchen „Bock.“

Digitized by Google

4. Im Hause der Braut.

(Wa wjaży teje ńewėsty.)

Bei der Ankunft des Bräutigams sitzt die Braut bereits im Brautstaate, an einem besonderen Brauttisch ihn erwartend. Ihre Kleidung zeigt, wie die der ersten Brautjungfern, nur die Farben Schwarz, Weiss und Grün; Rock und Jacke von schwarzem Tuch, Strümpfe von weissester Baumwolle, Lackschuhe mit schwarzer Rosette, Halstuch von Gardinenstoff, die eckige Kopfmütze mit Myrten- resp. Rautenkranz und langem Tüllschleier. Rechts und links an ihrer Seite haben die Brautjungfern Platz genommen, gleichsam als ihre Hüterinnen. Diese, namentlich die der zweiten Gruppe, wetteifern miteinander, in ihrer Kleidung die ganze Fülle wendischen Putzes und Geschmackes zu zeigen. Einer Mode unterliegt ihre ganz und gar originelle Kleidung jedoch nicht; wie Mutter und Grossmutter dermaleinst als Brautjungfern geschmückt waren, so sinds ihre Töchter noch heute. Das Auffallendste daran ist die zweieckige Mütze, „hupatz“ (zu deutsch „Wiedehopf“) genannt; und in der That sieht sie den bunten Farben des Wiedehopfes nicht unähnlich. Der „hupatz“ besteht aus einer Unterlage von steifer Pappe, die mit den buntesten, Gold- und Silberfäden enthaltenden Bändern umwickelt ist; die Ränder glitzern von Gold- und Silberfranzen. Unmittelbar über der Stirn sind die sauber gescheitelten meist dunklen Haare mit schwarzen Samtbändern bedeckt. Nun folgt der Wiedehopf; von ihm herab hängen zwei leichte Guirlanden, eine Anzahl weissseidener Bänder, und obenauf ist der Jungfernstrauss angeheftet. Die (früher) selbstgewirkten Frauenröcke zeigen die lebhaftesten bunten Farben; das Rot ist vorherrschend.

Eine bis zwei bunte Seidenband-Garnituren zieren den unteren Rand des Rockes, dessen Trägerin es verstehen muss, seine Falten beim Gehen mit den Füssen graziös nach Rechts und Links zu werfen. Eine graziöse Spreewälderin gehen zu sehen, macht sicherlich einen anmutigen Eindruck.

Die Brautjungfern tragen ferner zwei sehr breite Schürzen, von gleicher Länge mit dem kurzen, fast spanischen Rock; die untere von roter Seide, die obere von weissem, durchsichtigen Tüllstoff. Die feinen weissen Strümpfe reichen bis über die Knie, unter denen die muskulösen Waden strotzen; Lackschuhe umschliessen den netten Fuss. Der Rockmieder von schwarzem Samt ist mit einem weissen Tüllhalstuch bedeckt, dessen Zipfel über Brust und Rücken herabhängend, fest anliegen.

Eine Jacke kann bei solchem Putz nicht getragen werden. Der Unterarm ist nackt, die kräftigsten Muskeln zeigend; der Oberarm von der Schulter an zur Hälfte mit einem Hemdsärmel von feinster weisser Leinewand bedeckt, dessen nach oben gekehrte Ränder mit schönen Spitzen besetzt sind.

Die übrigen Brautjungfern sind in ihrer Kleidung an keine Vorschrift gebunden und tragen daher Stoffe und Tücher von neuester Mode; diese sind die teuersten.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

Gesammelt von

O. KNOOP—ROGASEN.

Die Tiere.

I. Pferd und Kuh.

1. Wenn ein Pferd, welches auf das Feld soll, um zu pflügen oder andere Arbeiten zu verrichten, erst anders wohin geht und so auf einem Umwege dorthin kommt, kann es nicht so stark arbeiten, als wenn es auf dem geraden Wege dorthin kommt. (Königliche Domäne Schönfelde bei Gnesen.)

2. Wenn ein Fohlen geboren wird, so gibt der Kutscher, welcher die Mutterstute unter seiner Aufsicht hat, dem Fohlen einen Löffel gesalzene Butter und einige Zuckerstücke, damit das Tier nie mager wird (polnisch).

3. Die Kühe dürfen nur am Sonntag, Dienstag und Donnerstag, den sogenannten Fleischtagen, zum ersten Mal auf die Weide getrieben werden, sonst werden sie nicht fett werden (Zdziechowa bei Gnesen).

4. Wenn unter einer Kuh eine Schwalbe fortfliegt, so gibt die Kuh Blut statt der Milch[1]) (Kreis Gnesen, polnisch).

5. Wenn ein Kalb geboren ist, legt man einen Stein vor die Thür und hebt das Kalb rückwärts über denselben, damit es gut gedeiht; man darf aber dabei nur vorwärts blicken und es darf dabei nicht gesprochen werden. Der Stein muss liegen bleiben (Zdziechowa bei Gnesen).

II. Schaf und Schwein.

6. Wenn bei der Schafwäsche die Schafe alle gewaschen sind, werden die Mädchen, die dabei beschäftigt waren, in das Wasser hineingeworfen (polnisch).

7. Wenn sich jemand kleine Schweinchen oder ein neugebornes Kalb ansehen will, so muss er zuerst auf die Nägel sehen und auf die kleinen Tiere spucken; und wenn sie auch schön sind, so soll er sagen, dass sie hässlich sind, sonst werden die kleinen Tiere sterben oder doch sehr langsam wachsen (polnisch).

III. Hund und Katze.

8. Wenn ein Hund mit dem Schwanze fast oder ganz seinen Kopf berührt, so wird er von einigen erschossen, weil sie ein solches Tier für ein böses Gespenst halten (Kr. Gnesen; polnisch).

9. Wenn ein Hund in der Nacht heult, so sagt man, es habe sich jemand erhängt (allgemein).

---

[1]) Siehe I, S. 485 (6, 2).

Digitized by Google

10. Wenn bei einem Besitzer auf dem Dorfe die Hunde in der Nacht sehr heulen, so stirbt einer aus der Familie, oder es brennt etwas ab, oder der Besitzer wird um sein ganzes Gut betrogen, oder es wird sonst ein Unglück passieren (Gnesen).

11. Mit Katzen dürfen Schulkinder nicht spielen; man sagt, das beeinträchtigt das Gedächtnis (Gnesen, deutsch).

12. Wenn eine Katze herunterfällt und fällt nicht auf die Beine, so ist das ein schlimmes Zeichen und bedeutet, dass jemand aus der Familie sterben wird. Man muss eine solche Katze sofort töten (Kr. Gnesen, polnisch).

IV. Huhn und Ente.

13. Wenn eine Henne kräht, so wird jemand aus dem Hause sterben; man muss, damit nicht mehrere sterben, eine solche Henne sofort töten (Pakosch und Gnesen, polnisch).

14. Wenn die Enten sehr schnattern, sagt man, dass es regnen wird (Gnesen).

V. Taube.

15. Wenn eine Taube ans Fenster kommt, so sagt man, das bedeute Freude, wenn aber eine Krähe oder ein Rabe, so heisst es, dass jemand aus der Familie sterben wird (Gnesen).

VI. Sperling und Schwalbe.

16. Wenn ein Sperling eine Schwalbe aus ihrem Neste heraustreibt, so wird in dem Hause ein Sohn geboren werden, aber eine Tochter sterben; treibt dagegen eine Schwalbe den Sperling aus dem Neste heraus, so wird eine Tochter geboren werden und ein Sohn sterben (Gnesen, polnisch).

17. Wenn ein Spatz dicht bei einem Fenster vorüberfliegt, so wird die Frau einen Sohn gebären, fliegt dagegen eine Schwalbe vorüber, so sagt man, die Hausfrau werde einer Tochter das Leben schenken oder es werde eine Tochter im Hause sterben. Wenn jemand die Schwalbe deshalb lästert, so sagen die Leute, dass ein solcher Mensch blind werden wird. (Deutscher und polnischer Glaube.)

18. Wenn eine Schwalbe sich bei offenem Fenster aufs Fensterbrett setzt und zwitschert, so wird in diesem Hause etwas Gluckliches passieren; setzt sich aber ein Sperling dorthin und piept, so wird etwas Unglückliches passieren (Gnesen, polnisch).

VII. Nachtigall und Amsel.

19. Wer eine Nachtigall zum ersten Mal bei Sonnenuntergang singen hört, dem wird etwas Unglückliches in der Familie passieren; wenn man sie aber vor Sonnenuntergang oder bei Sonnenaufgang singen hört, wird entweder ein Sohn geboren werden oder sonst etwas Gluckliches passieren (aus Gnesen, deutsche Quelle).

20. Wenn man eine Goldammer in die Erde picken sieht, so erzählen sich die Leute, es werde eine so grosse Hitze eintreten, wie sie in der Hölle herrscht; denn sie glauben, die Felder werden verdorren und deswegen trage die Goldammer, welcher sie die Kunst des Weissagens zuschreiben, ihre Nahrung in die Erde, um dann, wenn alles wirklich vertrocknet ist, Nahrung zu haben (aus Gnesen).

VIII. Kuckuck.

21. Wenn man einen Kuckuck dreimal rufen hört, so wird man in der Lotterie gewinnen (Gnesen).

22. Wenn man sich in einem Walde befindet und hört den Kuckuck rufen, so soll man ihn fragen, in wie viel Jahren man sich verheiraten wird, und so viel Mal, als er seinen Ruf ertönen lässt, so viel Jahre muss man noch warten, ehe man sich verheiratet (Kr. Gnesen, polnisch).

IX. Grille.

23. Wenn in einem Hause eine Grille zirpt, ausgenommen bei einem Bäcker, so stirbt bestimmt jemand aus dem Hause (Pakosch, polnisch).

X. Biene.

24. Wenn ein Bienenzüchter gestorben ist und ein anderer die Zucht derselben übernimmt, so muss er dreimal in das Loch, durch welches die Bienen in den Bienenkorb gelangen, hineinpusten und dabei sagen: „Euer Herr ist gestorben; ich bin jetzt euer Herr.“ Dann werden die Bienen ihren neuen Herrn kennen und ihn nicht stechen (Gnesen, polnisch).

25. Wenn man von Bienen und ähnlichen Tieren träumt, so wird jemandem in der Familie ein Unglück passieren; man sagt auch, wenn man von Bienen träumt, werde das Haus niederbrennen (Gnesen, polnisch).

XI. Blindschleiche und Otter.

26. Wenn ein verheirateter Mann drei Blindschleichen findet, die sich in Eins zusammengewunden haben, so meint er, dass seine Frau einen Sohn gebären wird; denn man hält die Blindschleichen für böse, aber des Weissagens kundige Tiere, und wenn sie sich so zusammenrollen, betrauern sie die Geburt eines Sohnes. (Aus Dörfern bei Gnesen, polnisch.)

27. Wenn ein unverheirateter Mann drei Blindschleichen in der vorher angegebenen Weise liegen sieht, so kann er hoffen, dass er eine gute und ruhige Frau bekommen wird; sieht er dagegen drei Kreuzottern so liegen, so wird er eine Frau bekommen, giftig wie eine Kreuzotter. So ist es schon vorgekommen, dass Leute, die drei Kreuzottern so gesehen haben, sich gelobten, sich nie zu verheiraten (bei Gnesen, polnisch).

28. Wenn ein verheirateter Mann drei Kreuzottern in derselben Weise zusammengewunden daliegen sieht, so weiss er ganz bestimmt vorher, dass seine Frau Zwillinge gebären wird (bei Gnesen, polnisch).

XII. Karpfen und Barsch.

29. Wenn in einem Hause ein kleines Kind ist und die Leute wollen wissen, wie lange das Kind leben wird, so gehen sie um 12 Uhr zu einem See oder Fluss und fangen einen Karpfen; diesen wiegen sie und multiplizieren die Gewichtzahl mit drei. Die Zahl, welche da herauskommt, zeigt an, wie lange das Kind leben wird (Gnesen, polnisch).

30. Das Volk erzählt sich, wenn ein Mensch beim Fischen oder Baden im Goplosee einen Barsch mit goldenem Stachel nahe bei sich sieht, dann ist er bestimmt dem Tode verfallen, wenn er auch nur bis an die Kniee im Wasser geht, denn der Goplosee fordert jährlich sein Opfer.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Volksmärchen aus Pommern und Rügen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Ulrich Jahn. Erster Teil. Norden und Leipzig, Diedr. Soltaus Verlag. 1891.

Die Jahn'schen Volksmärchen aus Pommern und Rügen erscheinen als zweiter bis vierter Band der von dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung herausgegebenen Forschungen. Der erste Band der Märchen, welcher bis jetzt vorliegt, enthält eine längere Vorrede, in welcher sich der Herausgeber hauptsächlich über seine Leute und die beim Märchensammeln gemachten Erfahrungen ausspricht, ferner 62 Märchen, einen Anhang mit Anmerkungen und einem Verzeichnis von Varianten, die letzteren zum Teil Beiträge des Unterzeichneten aus früherer Zeit, zum Teil recht ausführliche Auszüge aus seinen Hinterpommerschen Märchen. Von den 62 Märchen stammt mehr als ein Drittel aus dem Dorfe Quatzow bei Schlawe, mehr als ein Dutzend aus Petznick im Kreise Pyritz und etwa ein Dutzend aus Ferdinandshof im Kreise Ückermünde, einer erst im vorigen Jahrhundert angelegten und mit Süddeutschen bevölkerten Kolonie.

Das Erscheinen der Jahn'schen Märchen war schon seit Jahren angekündigt und die Sammlung war als eine höchst wertvolle bezeichnet worden. In einem Vortrage, den Prof. A. Reifferscheid im Jahre 1887 in Stettin hielt (abgedruckt im Jahrbuch des Vereins für nd. Sprachforschung, Jahrgang 1887), heisst es, nachdem die Jahn'schen Volkssagen und sein Buch uber Hexenwesen und Zauberei erwähnt sind: „Noch ergiebiger wird seine Sammlung pommerscher Märchen sein, die den reichsten Ertrag für die Wissenschaft versprechen. Dankbar ist seine Absicht anzuerkennen, in seinen Werken über pommersches Volkstum zuverlässige Stoffsammlungen über die Mundarten Pommerns zu bieten.“ So scheint also der niederdeutsche Sprachverein die Jahn'schen Märchen unter seine „Forschungen“ aufgenommen zu haben, weil er von ihnen eine Förderung seiner Bestrebungen erwartete und erwarten musste. Und so wollen auch wir heute nur die sprachliche Seite der Märchen betrachten; sie auf den Inhalt zu prüfen, werden der zweite und dritte Band hinreichend Gelegenheit geben. Nur so viel wollen wir schon jetzt hervorheben, dass das Lesen des Buches ausserordentlich ermüdend wirkt, selbst auf den grössten Märchenfreund; es sind dieselben Märchenzüge, die sich zehnfach wiederholen; man glaubt mehr als einmal, dasselbe Märchen wieder zu lesen. Wenn wir auch daraus dem Herausgeber keinen Vorwurf machen, so scheint uns die Sammlung doch dadurch an innerem Werte nicht zu gewinnen. Von den einzelnen Märchen sei nur Nr. 20, der gehörnte Sieg-

fried, erwähnt; ein Schalk mag das Herrn Jahn als Volksmärchen aufgebunden haben.

Herr Jahn hat es leider unterlassen, uns die Namen seiner Gewährsmänner zu nennen, und so sehen wir uns zu der Frage veranlasst: Wer in Quatzow hat Herrn Jahn die Märchen mitgeteilt? Er berichtet „mündlich" von dort, und S. 376 sagt er, er habe das und das in Quatzow gehört. Nun machte ich in den letzten Osterferien, wo ich in Schlawe zum Besuch war, mit meinem Schwager und einem andern Herrn einen Ausflug nach Quatzow, in der Hoffnung, den Märchenerzähler zu entdecken und von ihm vielleicht auch einige Sagen zu erfahren.

Wir rechneten so: Hat Herr Jahn die Märchen alle in Quatzow selbst gehört, wie er angibt, so muss er längere Zeit in dem Dorfe gewesen sein, denn um den Erzähler zu entdecken, mit ihm bekannt zu werden, sich 20 Märchen erzählen zu lassen und sie aufzuzeichnen, dazu gehört Zeit; und während derselben muss er sein Absteigequartier notwendig im dortigen Gasthause gehabt haben. So begaben wir uns denn zu der den Schlawer Herren wohlbekannten Gastwirtin; aber weder diese, noch ihr erwachsener Sohn, beide in Quatzow geboren und gross und alt geworden, wussten etwas von einem fremden Herrn, der dort nach Märchen und anderen volkstümlichen Sachen geforscht; sie hätten von ihm erfahren müssen, meinten sie, selbst wenn er nicht bei ihnen eingekehrt wäre, was aber doch wohl hätte geschehen müssen. Übrigens sei im Dorfe gar niemand, der so viel erzählen könnte. Auch der Schäfer, mit dem wir ins Gespräch kamen und der mir, ohne es zu wissen, meine Deutung von „up goden Dêl" bestätigte, wusste nichts anzugeben, und ebensowenig der Lehrer, der seit vielen Jahren im Dorfe amtiert. Hinzufügen will ich noch, dass auch der Lehrer Herr Zühlsdorff in Petznick, der seit bald 30 Jahren im Dorfe wirkt, von einem Märchensammler, der im Dorfe gewesen, nichts weiss; derselbe Herr teilt mit, dass ein alter emeritierter, aus Petznick stammender Lehrer später in Stettin gewohnt habe. Herr Jahn wird daher gut thun, seine Gewährsmänner noch nachträglich zu nennen, so lange uns aber gestatten, an der völligen Volkstümlichkeit seiner Aufzeichnungen zu zweifeln.

Und nun sehen wir uns die Sprache der Märchen an. Es handelt sich dabei natürlich nur um das Dialektische. Der Unterzeichnete ist geborener Hinterpommer, der selbst plattdeutsch spricht, und wenn er sich bestimmt fühlt, Herrn Dr. Jahn auf manches sprachlich Falsche in seinem Buche hinzuweisen, so wird man ihm dies um der Wissenschaft willen nicht verdenken.

Auf S. 38 steht das Wort Gotzel, welches durch Kugel erläutert wird; es stammt aus Neuklenz bei Cöslin. Aber das Wort gibt es nicht. In Quatzow kannte man das Verbum bozeln, und das Bozelgeld in Schlawe ist bekannt; aus der Dramburger Gegend wird mir Bozel und Bauzel für Kugel mitgeteilt, und in Dähnerts Wörterbuch findet sich Boossel, eine Kugel zum Kegelspiel. In einem Quatzower Märchen wird eine kurze Jacke Piejäcket genannt (S. 282). Ich kenne die kurze Jacke nur unter dem Namen Schakett oder Schekett (Ton auf der letzten), und so nannte sie auch die erwähnte Quatzower Gastwirtsfrau. Das Vorhandensein von

Digitized by Google

Piejäcket bestreite ich. Auf S. 54 wird Guseltanger (wieder aus Quatzow) erklärt als ein weitläufiger Fichtentanger. Aber Tanger ist im Schlawer Kreise nicht gebräuchlich, und Guseln gibt es nicht; richtig heisst das Wort Kuseln (mit kurzem u und weichem s) oder Kujeln (kurzes u, j = franz. j) und bedeutet verkrüppelte Fichten (s. mein Plattdeutsches aus Hinterpommern, Rogasen 1891, S. 6).

Aus nicht genügender Kenntnis der hinterpommerschen plattdeutschen Sprache ergeben sich auch sonst falsche Worterklärungen. So wird S. 343 drei Spier Haare erklärt durch Büschel Haare; das Spier (so sagen wir in Hinterpommern meistens, bei Dähnert die Spire, ein Hälmlein vom Korn oder Getreide) bezeichnet stets ein einzelnes Haar, Halm u. s. w. Auf S. 111 wird erklärt: Der Wuurt ist ein Grasplatz, welcher sich unmittelbar an den Garten anschliesst und diesen vom Ackerland scheidet. Abgesehen davon, dass diese Erklärung nicht immer zutrifft, ist das Wort stets weiblichen Geschlechtes. Dagegen sagt man stets der, nicht die Haspel (S. 162), ebenso der Knackhaspel, mit dem aber der Knackälbär, der Knackädeboar, nichts zu thun hat. S. 237 wird der Mistkäfer als der Bussbunk bezeichnet; das ist falsch, das Wort ist weiblichen Geschlechts (s. mein Plattdeutsches aus Hinterpommern, Rogasen 1890, S. 10). Dass in Sydow, Kreis Schlawe, ein Sitzplatz hart am Ofen Heert genannt werde, bezweifle ich, es ist der Kamin, der Feuerherd selbst, der sich ja in der Wohnstube neben dem Ofen befindet. Der Eckplatz am Herde wird gerade in der Schlawer Gegend (z. B. Carwitz) dat Rooschke genannt (hei sitt im Rooschke). S. 161 war nicht Deike (Teufel) zu schreiben, sondern Deiker (auch Deikert, Deitschker). Auf Missverständnis der plattdeutschen Sprache beruht auch der (sich übrigens schon in den mecklb. Sagen von Bartsch findende) Teufelsname Jenner oder der Jenner, z. B. S. 248, 252, 260. Es ist jener (jenn) oder derjenige (dei jenn), weiter nichts (vgl. Zeitschrift II, S. 455). S. 302 just ist kein plattdeutsches Wort; S. 269 wird der Bulten gesagt; ich kenne das plattdeutsche Wort Bilt nur als Femininum, Bilten ist Plural.

Was bedeutet auf S. 327 das Ken in der Verbindung nee Ken? Warum ist Ken gross geschrieben? Es ist doch kein Substantiv, sondern einfach: neinchen!

Das sind nur Einzelheiten, die allerdings des Herausgebers Bekanntschaft mit der plattdeutschen Sprache Hinterpommerns nicht gerade in glänzendem Lichte erscheinen lassen; noch schlimmer aber ist es, wenn ein ganzes Stück in einer völlig falschen Sprache geboten wird. Nr. 5 ist von einer Dame aus dem Lauenburger Kreise dem Volksmunde nacherzählt und in der Mundart wiedergegeben. Diese Mundart kann doch wohl nur die Lauenburger sein, aber von derselben hat die Dame offenbar keine Ahnung. Es heisst nicht Sloss, sondern Schloss; nicht Maachd, sondern Mägd; nicht al Daach, sondern all Dag'; nicht schtunn (stand), sondern stunt (oder nach der von Jahn beliebten Schreibweise: schtunt); nicht weetst, sondern wettst; nicht mutst, sondern musst; nicht naa een paar Daage, sondern nä a poar Däge; nicht Händschken, sondern Hannschen und Handschken (Handschuhe); nicht beet (bis), sondern bett und batt; nicht eeten und freeten, sondern aeten und fraeten. Schtaelke soll Stühlchen sein; nix

Digitized by Google

sagt kein Mensch, sondern nischt und nuscht; Miësch (als neutr.) bezeichnet für gewöhnlich nur eine liederliche Frauensperson, sonst sagt man Minsch. Grinen bedeutet in Hinterpommern niemals weinen, sondern stets lachen, was auch Dähnerts Wörterbuch bestätigt.

Auch in dem im Cratziger Dialekt gegebenen Stück (Nr. 53) findet sich manches Falsche, so z. B. in dea Wilt, ut dem Murr (der Modder, aber die Morr), hoola u. a. mehr. Die Form beschtreekt als Imperfekt von bestriken ist verkehrt; das Verbum ist stark, also bestrêk, oder, was auch möglich ist, bei schwacher Flexion bestrîkd'.

Verbindungen wie: über Stock und Block, eins fix drei, dein Leben ist Gras u. a. kann ich nicht als volkstümlich ansehen, wenn sie auch durch ihr häufiges Vorkommen den Anstrich des Volkstümlichen erhalten. Ebenso sind Ausdrücke wie Schlangenwesen, Krötenwesen, Kräuter- und Beerenwesen nicht volkstümlich, die Leute selbst bilden hier Composita mit Zeug. Sonst kommt manches volkstümliche Wort vor wie Addern, Klewer, Spierken, Possekel, Ellerei, Schwark, krieseln, Kinnerlüd u. a., doch zum Teil in halb hochdeutscher, halb plattdeutscher Form. Die auf S. 5 genannten Blenninge sind wohl Blindschleichen, sonst Blingling' genannt. Auf S. 64 steht Tuscheln und Pispern, dies letztere Wort kenne ich nur in der Form fispern. Anderes muss hier übergangen werden.

Nach der Angabe des Herausgebers soll die Märchensammlung sprachlichen Interessen nicht dienen. Wir müssen auch unsererseits davor warnen, dieselbe als Quelle für die plattdeutsche Sprache Hinterpommerns zu gebrauchen, bedauern aber lebhaft, diese Warnung bei einem so umfangreichen Werk, das gewiss manchen Leser finden wird, aussprechen zu müssen.

O. Knoop — Rogasen.

„Aus Mangel an Raum sahen wir uns genötigt, dieses Mal die Rubrik: „Zur Bücherkunde" auszusetzen, was wir zu entschuldigen bitten." Edm. Veckenstedt.

ADVERTISEMENT DEPARTMENT.

EDITED BY W T STEAD

THE REVIEW OF REVIEWS.

A SIXPENNY MONTHLY

JOHN HADDON & CO., 3 & 4, Bouverie St., Fleet St. E.C.

SCALE OF CHARGES.

One Page £30; Half-Page, £17; Quarter-Page, £9 10s.; One-Eighth, £5; One-Sixteenth, £3.

Several Coloured Pages of Advertisements

Will be exclusively confined to Announcements of BANKS, INSURANCE, and CHARITABLE INSTITUTIONS.

RATES as follows for above:

Whole Page £40; Half-Page, £21; Quarter-Page, £11; One-Eighth, £6; One-Sixteenth, £4.

IMPORTANT TO ADVERTISERS.

All Advertisements will be INDEXED, and on all Pages of Advertisements and Cover a line will be put calling attention to this Index.

SERIES DISCOUNTS off above prices—Three Insertions, 2½ per cent.; Six Insertions, 5 per cent.; Twelve Insertions, 10 per cent.

BILLS (not exceeding in size, 9 by 6 ins) **STITCHED IN** —
2-pp. Bills, 6/- per 1,000; 4-pp. Bills, 7 6 per 1,000
BILLS (not exceeding in size, 9 by 6 ins) **INSERTED LOOSELY**
2-pp. Bills, 5/- per 1,000; 4-pp. Bills, 6 6 per 1,000

No Series Discounts allowed on Bills.

Bills to be delivered by 25th of the month to CARLYLE PRESS, CHARTERHOUSE BUILDINGS, LONDON, E.C.

To ensure insertion, Advertisement with Copy, should be in our hands not later than the 20th of each Month previous to Publication.

Sole Advertisement Agents: JOHN HADDON & CO., 3 & 4, Bouverie Street, Fleet Street, London, E.C.
Telegraphic Adress: "FERGUSONITE, LONDON" Telephone No. 2792.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

3000 Abbildungen im Text.

Das 1. Heft und den 1. Band liefert jede Buchhandlung zur Ansicht.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Digitized by Google

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Die Flutsagen.

Ethnographisch betrachtet von
Richard Andree.

Mit einer Tafel. 8. geh. **Preis 2 Mark 25 Pf.**

Soeben erschien in unserem Kommissions-Verlage:

Jahrbuch der K. K. Heraldischen Gesellschaft „Adler".

Neue Folge. — 1. Band.

275 S. gr. 8° mit 14 Tafeln u. 1 Tabelle. Preis 16 ℳ ord., 12 ℳ no. bar.

Da diese Publikation bisher von W. Braumüller, hier debitiert wurde und wir unverlangt nicht versenden, so bitten wir an der Hand Ihrer Kontinuationsliste zu bestellen. Nicht abgesetzte Exemplare nehmen wir innerhalb 3 Monate bar zurück.

Wien. **Gerold & Co.**

Als die denkbar zuverlässigsten, allen billigen Anforderungen entsprechenden

Sprachführer

für die Reise nach, bezw. den Aufenthalt in England oder Amerika, sowie Frankreich bitten auf Lager zu halten:

Langenscheidts Notwörterbücher.

Englisch: Teil I. Englisch-deutsch. Teil II. Deutsch-Englisch. Teil III. Land und Leute in England. Teil IV. Land und Leute in Amerika.

Französisch: Teil I. Französisch-deutsch. Teil II. Deutsch-Französisch. Teil III. Land und Leute in Frankreich.

Teil III. bezw. IV jeder Sprache à 3 ℳ ord., 2,25 ℳ no., 2 ℳ bar;
alle übrigen Bändchen à 2 ℳ ord., 1,50 ℳ no., 1,35 ℳ bar.

Langenscheidtsche Verlagsbuchh. in Berlin.

Eduard Trewendt in Breslau.

Im Mai kamen zur Ausgabe:

Lieferung 2/3 von

Gottschall, Nationallitteratur.

6. Auflage.

à 1 ℳ ord., 75 ₰, netto, 60 ₰ bar u. 7/6.

Lieferung 4 erscheint Anfang Juni. — **Nur fest und bar.** —

Verlag von **H. Bechhold**, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon
der
Naturwissenschaften und Medizin
bearbeitet von
A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal
und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca. **10 Lieferungen** à **80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrücke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:
Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften,
Rohstoffe, technische Erzeugnisse
und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklärung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berücksichtigt.

Diesem Heft liegt

Katalog No. 10

der Buchhandlung von **Geo. Lau & Cie.** in **München**

sowie

Antiquarischer Katalog No. XLVIII

der Buch- und Antiquariatsbuchhandlung **N. Kymmel** in **Riga**

bei und empfehlen wir dieselben unseren werthen Lesern zu geneigte Durchsicht und Berücksichtigung.

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. II. HEFT.

LEIPZIG 1891.
DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. (Julius Krohn's finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übersetzt von O. P. 401

Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Bräuchen und Sprichwörtern des russischen Volkes. Gurwitsch-St. Petersburg. Mitgeteilt von Edm. Veckenstedt-Halle a/S. . . . 421

Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. Von Poestion-Wien 425

Die „grosse" wendische Hochzeit. Von Schwela-Schorbus . . . 433

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. Gesammelt von O. Knoop-Rogasen. 437

Zur Bücherkunde 438

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet.

(Vgl. **Julius Krohn's** finnische Litteraturgeschichte I, 1.)

Übersetzt von

O. P.

Dieser Umstand erklärt uns, weshalb in den finnischen Gedichten das Dasein einer Schwiegertochter mit dem einer Sklavin verglichen wird. Wie fein ist auch an diesen Stellen die der jungen Frau so fremdartige Sitte unter des Mannes Dache gezeichnet, indem auch die leblosen Gegenstände in der neuen Heimat eine andere Stimme haben, als die altgewohnten in dem eigenen Hause.

Die Veränderung ihres Geschickes tritt auch der Braut jetzt deutlich vor Augen. Sie seufzt, holt tief Atem und sagt, sonst hätte sie geglaubt[1])

„Dann erst wird man dich Jungfrau heissen,
Wenn du vom Hause dich begiebst,
Auf der Schwelle mit einem Fusse,
Mit dem andern im Schlitten schon,
Dann erst darfst das Haupt erheben,
Stolz dem Andern ins Auge sehn!"

Dieses hätte sie ihr Lebelang gehofft:

„Harrte darauf wie auf die Ernte,
Auf die fröhliche Sommerzeit."

Nun hat sich ihre Hoffnung erfüllt und:

„Doch befremdend ist es und seltsam,
Was den Sinn mir plötzlich gewandt;
Unter Klagen lass ich die Heimat,
Trauernd wandre ich aus von hier,
Wie in den Schoss der dunklen Herbstnacht,
Auf des Eises schlüpfrige Bahn."

[1]) R. 22, V. 137—184.

Digitized by Google

Der Glücklichen Stimmung ist anders als die ihrige. Deren Sinn ist:

„Gleich dem Strahle der Frühlingssonne,
Gleich dem leuchtenden Morgenrot."

Das Herz der Braut aber ist jetzt:

„Gleich dem finstern Wettergewölk,
Dunkel und drohend wie die Herbstnacht,
Trübe wie im Winter der Tag,
Ja, noch trüber als Herbst und Winter,
Düstrer als die schwärzeste Nacht."

Eine Dienerin des Hauses vermehrt noch ihren Kummer. Sie sagt, wohl hätte sie die Jungfrau gewarnt, auf die Schmeichelreden des Bräutigams zu hören und sich in die Sklaverei zu begeben:

„Doch du hörtest weder die Warnung,
Noch dem Rate bist du gefolgt;
Mir zum Trotze liefst du ins Feuer,
Ranntest eigensinnig hinein."

Auch dieses Weib vergleicht das Leben einer Jungfrau gegen das einer Schwiegertochter:[1])

„O wie lebt beim Vater die Jungfrau!
Also lebt sie im Elternhaus,
Wie in seinem Schlosse der König,
Nur das Einzige fehlt, das Schwert.
Und die Schwiegertochter dagegen!
Also lebt sie bei ihrem Mann,
Wie der Kriegsgefangne in Russland,
Nur das Einzige fehlt, die Wacht."

Zu Hause ist das Mädchen Aller Liebling gewesen:[2])

„Mondlicht nannte dich stets der Vater,
Und die Mutter dich Sonnenschein;
Meeresschimmer und blauer Schleier
Hiessen Bruder und Schwester dich."

In der neuen Heimat wird ihr kein freundliches Wort zu Teil, was sie auch schaffen mag. Vielleicht möchte sie den Verwandten gefallen, wenn sie in ihren Arbeiten[3])

„Gleich dem Nebel entschwebte,
Wie ein Wölkchen über den Hof,

[1]) R. 22, V. 313.
[2]) R. 22, V. 249.
[3]) R. 22, V. 263—272.

Digitize

Flöge gleich einem Blättchen im Winde,
Gleich dem Feuerfunken dahin."

Jedoch ist dieses unmöglich:

„Sie kann als Vogel nicht fliegen,
Noch im Winde als Blatt sich drehn;
Kann nicht gleich dem Funken entschweben,
Noch als Wölkchen über den Hof."

Die junge Maid hatte in ihrer Kindheit gemeint:[1])

„Ihre Sorgen hätten ein Ende,
Mit dem fröhlichen Abend heut."

Aber

„Jetzt erst gilt es sich wach zu halten,
Jetzt erst stellt der Kummer sich ein,
Ach, das Häubchen erst bringt den Kummer
Und der bräutliche Schmuck den Gram,
Mit dem Schleier folgen die Sorgen,
Mit dem Brauttuch bitteres Leid."

Schwer wird jetzt der armen Braut das Herz; sie weint und klagt bitterlich:[2])

„Anders glaubte ich, anders dacht' ich,
Anders hatte ich einst gehofft;
Dachte dem Kuckuck gleich zu fliegen,
Froh zu singen auf Berg und Thal,
Wenn ich einst zu reiferem Alter,
Mit den Jahren ans Ziel gelangt.
Doch ich fliege nicht gleich dem Kuckuck,
Singe nimmer auf Berg und Thal:
Einer Möwe im Meere gleich' ich,
Einem Wasservogel im See,
Der auf kalten Wogen dahinzieht,
In der eisigen Flut erstarrt."

Nun wird die Braut belehrt, wie sie es geschickt anzufangen hat, um in ihren künftigen schwierigen und heiklen Verhältnissen zurechtzukommen und ihrerseits die Gunst der neuen Verwandten zu erringen. Neue Sitte ist jetzt anzunehmen:[3])

„Sorgsam sollst du in Allem sein,
Nicht mehr wie im Hofe des Vaters,
In der eigenen Mutter Haus
Singend über die Berge wandern,
Sorglos summen auf Weg und Steg."

[1]) R. 22, V. 295—311.
[2]) R. 22, V. 403.
[3]) R. 23, V. 30.

Alle Lieder, alle Ausgelassenheit der Mädchenjahre ist zu Hause zu lassen,[1])

„Denn im Hause verlangt man Sitte,
Ordnung fordert ein guter Hof,
Sorgfalt wünscht dein künftiger Gatte,
Auch der Beste begehrt Verstand."

Deshalb wird das Mägdlein gewarnt:[2])

„Wie ein Mäuschen schärfe die Ohren,
Flink sei wie der Hase im Lauf,
Beuge den geschmeidigen Nacken,
Wende den wohlgeformten Hals
Gleich dem jungen Wacholderschössling,
Gleich der Krone des Eschenbaums."

Früh Morgens, vor allen Anderen, hat die Schwiegertochter aufzustehen. Nachdem sie das Feuer angemacht, muss sie gehen, das Vieh zu besorgen, den Tieren freundlich begegnend, nicht einmal die Schweine darf sie mit zorniger Stimme anschreien. Von dem Viehhofe hat sie dann als „Wirbelwind" in die Stube zurückzueilen, wo schon das Weinen ihres eigenen Kindleins vernehmbar wird.[3])

„Weiss doch selber noch nicht zu sagen,
Selbst versteht der Arme noch nicht,
Ob ihn Kälte oder der Hunger,
Oder ein andres Übel plagt,
Bis die Wohlbekannte zurückkehrt,
Bis er der Mutter Stimme hört."

Dann beim Waschen und Fegen der Dielen hat die Schwiegertochter sich in Acht zu nehmen, dass sie nicht Wasser auf die Kinder spritze[4])

„Siehst du ein Kind am Boden sitzen,
Wär' es selbst der Schwägerin Kind,
Nimm es behutsam in die Höhe,
Kämm' und wasche den Kleinen wohl,
Gib ihm in die Hände ein Brötchen,
Streich ein wenig Butter darauf;
Ist das Brot im Hause zu Ende,
Gib ein Spänchen ihm in die Hand."

Welch eine Zartheit, welch ein tiefes Verständnis des Kindergemütes liegt nicht in diesen Worten!

Nachdem sie die schmutzigen Morgenarbeiten verrichtet, muss die junge Frau sich sauber anziehen.[5])

---

[1]) R. 23, V. 83.
[2]) R. 23, V. 231.
[3]) R. 23, V. 169.
[4]) R. 23, V. 185.
[5]) R. 23, V. 214.

Digitized by

„Zeige dich nicht in schlechtem Anzug,
Gehe nicht halbgekleidet hinaus,
Ohne ein reines, weisses Linnen,
Ohne Halstuch und ohne Schuh!
Könntest leicht den Gatten erzürnen,
Gäbst ihm Grund dir böse zu sein!"

Bevor sie sich wieder an andere Geschäfte begibt, hat sie die Schwiegermutter freundlich zu fragen, wie die Arbeiten nach der Sitte des Hauses zu verrichten seien. Und auch bei den schwersten Arbeiten, beim Mahlen mit der Handmühle, darf sie nicht pusten, noch stöhnen:[1])

„Dass der Schwiegervater nicht glaube,
Oder die Schwiegermutter denkt,
Dass du im Unmut etwa seufzest,
Oder dass du im Ärger stöhnst."

Beim Wasserschöpfen soll sie sich nicht zu lange aufhalten, damit man nicht glaube:[2])

„Dass sie ihr eignes Bild betrachtet,
Ihrer Schönheit selber sich freut,
In dem klaren Spiegel des Brunnens,
In der hellen, schimmernden Flut."

Kommt ein Gast, so hat sie ihn freundlich zu empfangen:[3])

„Lasse den Gast sich niedersetzen,
Sprich zu ihm mit freundlichem Wort,
Unterhalte ihn mit Gesprächen,
Bis das Essen bereitet ist."

Aber auch bei dieser Höflichkeit hat sie Vorsicht zu beobachten, um nicht ihres Gatten Eifersucht zu erregen.[4])

„Wenn der fremde Besuch geendet,
Wenn die Abschiedsstunde sich naht,
Folg' dem Gaste bis an die Schwelle,
Ja nicht weiter als bis zur Thür;
Denn es könnte den Mann erzürnen,
Grund ihm geben, böse zu sein."

Geht sie selber aus, darf sie von der neuen Heimat nicht übel reden, besonders nicht von der Schwiegermutter:[5])

„Fragen des Dorfes Schwiegertöchter
Oder fragen andre Frau'n:

---

[1]) R. 23, V. 291.
[2]) R. 23, V. 313.
[3]) R. 23, V. 419.
[4]) R. 23, V. 423.
[5]) R. 23, V. 437.

Digitized by Google

Gibt die Schwiegermutter auch Butter
Wie die eigne Mutter gab?
So lass nimmer die Antwort hören:
Butter gab die Alte noch nie,
Sage, sie gibts zum Überflusse,
Gibt dir mehr noch, als du bedarfst,
Gäb sie auch einmal nur im Sommer,
Und auch dann noch wenig und schlecht."

Obwohl in diesen Gesängen viel vom Weibe gefordert wird, so ist es dennoch keine einseitige Forderung; das finnische Weib wird uns in der Kalewala nicht als eine niedrige Sklavin geschildert, die keinen eigenen Wert besitzt; im Gegenteil wird sie dem Manne fast gleichgestellt. Besonders tragen die Kinder, auch die grössten Helden ihren Müttern eine tiefe Ehrfurcht entgegen; besonders ist die grosse Gewalt Louhis, der Wirtin von Pohjola, sowohl in ihrem eigenen Hause, als auch unter ihrem Volke zu beachten. Deshalb werden in den Hochzeitsliedern nicht bloss der jungen Frau die Pflichten eingeschärft, sondern auch dem Bräutigam werden Lehren zu Teil. Und wenn wir die beiden zukommenden Ratschläge unter einander vergleichen, sehen wir, dass sie mit derselben tiefen Kenntnis der menschlichen Natur abgepasst sind, wie in der heiligen Schrift. Aus allen den mancherlei Lehren, welche dem jungen Weibe vorgehalten werden, klingt uns ein durchgehender Grundton entgegen: „Demut, Demut!" Als des Mannes Pflicht gegen seine Gattin wird ihm hingegen immer wieder und in verschiedenen Formen: „Liebe, Liebe!" gepredigt.

Dem Bräutigam wird eingeschärft, er solle in der neuen Heimat sein Weib[1])

„Nicht im Winkel sitzen lassen,
In der Zimmerecke versteckt!"

Die junge Frau ist in ihres Vaters Hause an Ehrenplätze gewöhnt gewesen:

„Nein, am offenen Fenster sass sie,
Tanzte frei im Zimmer umher."

Und so soll auch der Bräutigam nicht dulden, dass sie:

„Je vor Sehnsucht Thränen vergiesst!
Sollte die schwere Stunde kommen,
Wo die Holde zurück sich sehnt,
Spann' er den Braunen vor den Schlitten
Oder den Schimmel spann er ein,
Fahr' die Trauernde selbst zum Vater
Zu der guten Mutter ins Haus."[2])

Der Mann soll in seinem Hause nicht so sehr Alleinherrscher sein, dass er seinem Weibe in gemeinsamen Sachen nicht auch eine Stimme gestatte:[3])

[1]) R. 24, V. 107—116.
[2]) R. 24, V. 140.
[3]) R. 24, V. 147.

„Halte unsre blühende Jungfrau
Nicht wie eine gedung'ne Hausmagd,
Wehre ihr nicht ins Vorratshäuschen
Oder in den Keller zu gehn."

Endlich schütze er sein Weib bei jeder Gelegenheit:[1])

„Stehe vor ihr als schirmende Mauer,
Stelle als Pfeiler sich vor sie hin,
Dass die Schwiegermutter nicht schlage
Und der Schwiegervater nicht schilt;
Dass sie Fremde nicht tadeln mögen,
Oder der Nachbar gar ihr droht!"

Und wenn sie ihn heissen, seine junge Gattin selber züchtigen:

„Wird er sein Schätzchen doch nicht strafen,
Der Geliebten nicht wehe thun."

Zeigt sich aber beim Weibe irgend ein Fehler:[2])

„Unterweis er die junge Hausfrau,
Lehr' sein Blümchen der Bräutigam.
Lehre sie so im ersten Jahre
Nur mit Worten die ganze Zeit,
Doch im zweiten mit seinem Blicke,
Stampfe im dritten mit dem Fuss!

Erst im vierten Jahre, wenn die Frau den Warnungen nicht Folge leistet, da bringe der Mann die Rute ins Haus, jedoch:

„Trag' er's heimlich unter dem Kleide,
Dass beim Nachbar niemand es sieht."

Auch jetzt solle er anfangs nichts als Drohungen anwenden; erst wenn dieses Mittel sich als unzureichend erwiese, da dürfe er sein Weib züchtigen, jedoch nur heimlich:

„Ganz im Stillen, drinnen im Zimmer,
Schlag er sie ja nicht auf der Wiese,
Rauf sie nicht auf offnem Feld!
Bis zum Dorfe dränge das Lärmen,
In die Häuser der Jammerruf."

Ins Gesicht dürfe er nicht schlagen, damit keine Spuren zu merken seien:

„Lachend riefe die Weiberschar:
Ist sie etwa im Krieg gewesen,
War sie in der grimmigen Schlacht,
Oder wäre der Wolf ihr Gatte,
Wäre ihr Mann vielleicht der Bär?"

[1]) R. 24, V. 199.
[2]) R. 24, V. 211—264.

Digitized by Google

Nachdem also die beiden Ehegatten die nötigen Ratschläge und Lehren als Richtschnur für ihren Lebensweg erhalten, bleibt nichts anderes übrig, als aufzubrechen:[1])

„Schon zum Abschied hat man getrunken,
Hat den letzten Becher geleert;
In Bereitschaft stehen die Schlitten,
Von der Heimat hinweg gewandt."

Innig dankt nun die Braut beim Abschied allen Hausgenossen, besonders den Eltern, für die ihr erwiesene Liebe. In diesem wichtigen Augenblick überwältigt sie die Erinnerung an die geliebten Jugendplätze, wo sie als Kind gespielt, und die sie als Jungfrau entzückt. Noch ein letztes Abschiedswort richtet sie an dieselben, alles einzeln beim Namen nennend:[2])

„Leb' denn wohl, du friedliche Hütte,
Häuschen du mit hölzernem Dach — —
Leb' denn wohl, du trauliche Hausflur,
Rein und sauber mit Holz gedielt. — —
Du auch, freundlicher Hof des Hauses,
Und du Eberesche, leb' wohl, — —
Alle lass ich zurück in Frieden,
Äcker und Wälder rings umher;
Dich, du blumenbedeckter Rasen,
Und dich, weite Haide und Moor;
Euch, ihr Seen mit euren Inseln,
Auch euch Sunde, an Fischen reich;
O lebt wohl, ihr grünende Hügel,
Und ihr Birkenhaine im Thal!"

Dem harrenden Ilmarinen kommt dieser aus der Fülle des Herzens fliessende Strom der Empfindungen zu lang vor. Mit kräftigem Arm hebt er die junge Gattin in seinen Schlitten, kitzelt sein flinkes Ross mit der perlenverzierten Peitsche und äfft die sentimentalen Abschiedsergiessungen der Braut mit leichtem, meisterhaft humoristischem Spotte nach:[3])

„Nun lebt wohl, ihr lieblichen Ufer,
Lebt, ihr herrlichen Fluren wohl,
Auch ihr schattigen Tannenwälder,
Und ihr Fichten im dunklen Hain!
Lebt denn wohl ihr Bäume am Hause,
Ihr Wachholderbüsche am Weg,
O lebt wohl, ihr Kräuter am Boden,
All ihr Beeren im hohen Gras,
All ihr Weidenbüsche und Wurzeln,
Erlen und Birken, lebt denn wohl!"

[1]) R. 24, V. 321.
[2]) R. 24, V. 443—462.
[3]) R. 24, V. 467.

Hier endigen wir diese, manchem vielleicht zu lang ausgedehnt scheinende Betrachtung der finnischen Hochzeitsrunen. Man gestatte mir zum Schlusse nur noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Diese ernste, weichherzige, nur zu empfindsame Braut, kann sie wohl mit jener munteren, schelmischen, übermütigen Pohjolamaid identisch sein? Mögen nicht hier zwei ganz verschiedene Charaktere zusammengeworfen, mögen hier nicht zwei selbständig entstandene Dichtungsteile unverschmolzen zusammengelegt worden sein? Mag es nicht eins jener vielen Widersprüche sein, an welchen die Entstehungsweise der Kalewala, wie wir erwähnt, die Schuld trägt, — oder, nach einer anderen Erklärung, ein Beweis für die der Kalewala fehlenden Einheit?

Meiner Meinung nach, liegt hier kein Widerspruch vor, sondern im Gegenteil ein feines, psychologisch wahres Bild. Wird ja doch auch in unserer neueren Litteratur eine ähnliche Gemütsumwandlung dargestellt. Wird nicht in einem von Runebergs Gedichte „Hanna", die Braut des Bruders, die stolze, eigenwillige, launenhafte Maria, plötzlich zum stillen, sanften, prunklosen Mädchen?

Ebenso wahrhaft wie der Kunstdichter Runeberg dieses psychologische Rätsel erfasst hat, eben so wahrhaft hat es auch die Volksdichtung in dem Bilde der Jungfrau von Pohjola gethan. Wir sehen hier bloss die alluberwindende Macht der Liebe, welche den Hochmut fortschmilzt, den Übermut in demütige Hingebung verwandelt, die Spott treibende Schelmerei in tiefgefühlte Zärtlichkeit; wir sehen die Macht der Liebe, welche, um die Worte unserer Dichtung zu gebrauchen „die Jungfrau erst zur ganzen Jungfrau macht."

In den Kullerworunen aber tritt uns das Mädchen von Pohjola als Ilmarinens Weib noch in einer dritten Gestalt entgegen. Kann wohl diese erbarmungslose, so teuflisch höhnende Hausfrau, die ihrem armen Sklaven einen Stein ins Brot bäckt, dieselbe sein, wie hier die zärtliche Braut, oder auch selbst jene eben gezeichnete schelmische, jedoch immer feinfuhlige Tochter Louhis? Dass es der Fall sein kann, hat leider die Wirklichkeit nur zu oft bewiesen. Das ist ja der ewig schreckliche Fluch der Sklaverei, dass sie ebensowohl die Herzen der Unterdrücker, wie auch diejenigen der Unterdrückten verstockt. Haben wir ja doch auch zu unseren Zeiten davon gehört, wie in den Südstaaten Nordamerikas feingebildete, zartempfindende Frauen und Jungfrauen, deren Herzen vor Mitleid zersprangen, wenn sich ihr Lieblingshund einen Dorn in den Fuss getreten, deren Augen überströmten beim Lesen rührender Romane, dennoch steinharten und gefühllosen Herzens ansehen konnten, wie auf ihr Geheiss ihre Sklaven bis aufs Blut gepeitscht wurden. Das Menschenherz ist so voll heimlicher Winkel, dass auch die am widersprechendsten scheinenden Empfindungen in demselben zum Vorschein kommen können, wenn nur die äusseren Schicksale zu deren Entfaltung Gelegenheit geben.

VI. Lemminkäinen.

„Nun lasst mich von Ahti erzählen,
Von dem munteren Flattersinn."

Mit diesen Worten führt uns die finnische Muse selber die eigentümlichste aller ihrer Schöpfungen vor.

Und vor unseren Augen steht ein tapferer Held, dessen Sinn nach Kriegszugen und Kämpfen dürstet, wie der kühnsten der skandinavischen Vikinger, und zugleich ein leichtsinniger Verführer der Mädchen, dessen Lust nur brennt nach den Freuden der Jungfrauen, nach den Tänzen der Üppiggelockten, ein echter Geistesverwandter des Don Juan; — vor uns steht ein grossmäuliger Prahler, ein gedankenloser Windbeutel, welcher, ohne sich um die Folgen zu kümmern, wie ein halberwachsener Knabe, sich bald hierhin, bald dorthin wirft, von der Laune des Augenblicks getrieben, — und zugleich ein mächtiger Zauberer, an Wissen, an Kunst dem alten, weisen Wäinämöinen fast gleich stehend, — vor uns steht ein lustiger Schelm, welcher auch in den schwierigsten, gefährlichsten Verhältnissen das Tändeln nicht lassen kann, — und zugleich ein tiefempfindendes Herz, welches seine Mutter mit der wahrhaftesten, zärtlichsten Liebe umfasst.

Die Vereinigung der Kriegs- und Liebeslust wäre an und für sich nichts Seltenes. Wir haben ja doch auch in unserer neueren Litteratur ein Beispiel davon an Kulneff, welcher nach der Schlacht gleich Tänze anordnete und das Wohl des schönsten Mädchens aus ihrem Schuh trank. Und wenn wir den Übermut als dritte Eigenschaft hinzufügen, so erhalten wir das Bild des griechischen Alcibiades. Aber hier ist erst der halbe Lemminkäinen; die andere Hälfte hat bloss die finnische Muse aus dem wechselnden Strome der Dichtung herauszuholen verstanden, bloss sie hat es verstanden, diese anscheinend so entgegengesetzten Züge zu verbinden und ihrer Schöpfung einen lebendigen Geist einzuhauchen.

Aus allem ersieht man deutlich, dass dies eben das eigentliche Lieblingskind der finnischen Muse ist. Immer wenn ein neuer Abschnitt der Lemminkäinen-Runen anfängt oder endigt, spricht sie ein paar Abschieds- oder Begrüssungsverse, was ihr sonst bei anderen Gelegenheiten nicht einfällt. An diesem Günstlinge werden sowohl Schmeichelnamen wie auch lobende Bezeichnungen vielfach verschwendet. Bald wird er Ahti genannt und damit gleichsam zum Herrscher seines Lieblingselementes, des Wassers, erhoben, bald Kaukomieli, seine weithin strebende Abenteuerlust anzudeuten, bald wieder Lemminkäinen oder Lempis Sohn, als Versinnbildlichung seiner liebenden und Liebe erweckenden Natur. Bald heisst man ihn schmeichelnd „den Schönen", bald „den blühenden oder rotwangigen Schelm" und erhebt ihn sowohl seines Äusseren als auch seiner Eigenschaften wegen. Mit einem Wort, Lemminkäinen ist „ein Mann von den besten", obwohl freilich „mit einem kleinen Fehler behaftet", er sucht zu viel die Freuden der Jungfrauen, die Tänze der Üppiggelockten." Hier, wie auch sonst, wo ein Tadel nicht zu vermeiden ist, geberdet sich die Muse wie eine verzärtelnde Mutter, deren Lippen wohl Worte der Rüge für den unartigen Knaben finden, deren Lächeln aber zugleich kund thut, wie ihr Mutterherz über die sich in dieser selben Unart offenbarende Lebhaftigkeit und Munterkeit vor Freude springt. Diese Gunst der Muse spricht am meisten dafür, dass der Charakter des Lemminkäinen nicht dem Ideale eines fremden Volkstypus nachgebildet, sondern das eigene Fleisch und Blut des finnischen Volkes ist. Freilich weicht er sehr von jener langsamen,

ehrlichen, ruhigen Natur der Finnen ab, wie sie in dem Schmiede Ilmarinen dargestellt wird. Aber kann man die Abenteuerlust bei einem Volke für unmöglich ansehen, das nach Aufhören der Seeräubereien der Vikinger, die östlichen und südlichen Ufer der skandinavischen Halbinsel unsicher machte, und mitten im Herzen Schwedens die berühmte Stadt Sigtuna in Asche legte? Kann man sie wohl einem Volke absprechen, von welchem Auswandererscharen in grossen Massen in die Berge Vermlands und an die Fjorde Finnmarkens zogen, und von hier aus noch weiter hinter den Ozean? Wer die nähere Bekanntschaft des finnischen Volkes gemacht hat, — muss er ihm nicht den Humor, die Scherzhaftigkeit zugestehen? Und schliesslich, beweist nicht unsere Statistik, schlimm genug, nur zu deutlich, dass das feurige Herz eines Don Juan ebenso wohl im schneidigen Froste des Nordens, als auch unter der brennenden Sonnenglut des Südens entzündet werden kann?

Natürlich lernen wir Lemminkäinen zuerst auf einem Liebesabenteuer kennen. Auf den Inseln erwächst Kyllikki, die Inselmaid, die Inselblume, um welche Sonne, Mond und Stern vergeblich gefreit. Hier ist etwas nach dem Sinne des Lemminkäinen; hier gibt es nicht einen jener leichten Siege, an die er sonst gewöhnt gewesen.[1])

„Wo er den Kopf zur Seite wandte
Flogen Mädchenküsse ihm zu,
Wo er die Hand zum Gruss ausstreckte,
Fühlt er zärtlichen Händedruck."

Die schmucke Kyllikki ist festeren Sinnes; sie hat gezeigt, dass sie „dem Geliebten nicht gewähre, den Männern nicht hold sei." Hier ist ein Sieg zu erringen, welcher Mühe fordert, und die Mühe belohnt. Lemminkäinen rüstet sich also zum Freiersmann. Vergeblich wehrt ihm die Mutter, mit der Bemerkung, das Geschlecht der Insel sei höherer Abkunft; da möchte man vielleicht mit einem Manne von geringerer Geburt sich nicht genügen lassen. Aber Lemminkäinen brüstet sich mit seiner Schönheit:[2])

„Wenn ich von Herkunft nur geringe,
Nicht von hohem, stolzen Geschlecht,
Will ich mit dem stattlichen Ansehn,
Mit dem Äussern will ich frein."

Auf der Insel angelangt, verdingt sich Lemminkäinen als Hirt, und hat bald den Spott der Weiber in die glühendste Liebe verwandelt. Es gibt kein Weib auf der Insel, weder verheiratet, noch unverheiratet, das nicht um seinetwillen alle Bande vergessen hätte. Bloss Kyllikki beantwortet seine Werbung mit Geringschätzung. Lemminkäinen vermag nicht die Zustimmung der Jungfrau zu erlangen, der einzigen, um die er sich in Wirklichkeit kümmert. Da überwindet der Vikinger in ihm den Don Juan; mit Gewalt raubt er Kyllikki mitten aus den Spielen. Das Mädchen weint und jammert in seinem Schlitten, besonders trauert sie darum, dass sie die

[1]) R. 29, V. 227.
[2]) R. 11, V. 75.

Digitized by Google

Gattin eines geringen, unansehnlichen Mannes werden soll, der nicht Eigentümer eines reichen, grossen Gehöftes, sondern ein herumwandernder Kriegsmann ist.

Lemminkäinen tröstet sie, begütigt sie mit den schmeichelndsten Worten:[1])

„Hör mich, Kylli, geliebtes Täubchen,
Süsses Blümchen, höre mich an,
Lass die sorgenvollen Gedanken,
Nimmer soll dir Böses geschehn!
Sollst beim Essen auf meinem Schosse,
Sollst beim Gehen im Arm mir ruhn,
Mir zur Seite bleiben im Stehen,
Auch beim Liegen hübsch nah mir sein."

Reichtum kann er seinem Weibe freilich nicht bieten; allein er weiss diesen Mangel durch ein humoristisches Wortspiel zu verdecken, indem er die Beeren des Waldes zu seinen Kühen macht.[2])

„Lass, mein Herz, die thörichte Sorge,
Kühe hab' ich übergenug;
Viel, die reichliche Milch mir geben:
Erstens Multebeere im Sumpf,
Zweitens Blaubeer drüben am Hügel,
Drittens Preiselbeere im Wald.
Herrlich sind sie ohne zu essen,
Ohne alle Pflege auch schön;
Niemand braucht sie Abends zu binden,
Morgens mit zur Weide zu gehn,
Niemand ihnen das Heu zu reichen,
Oder Futter und Salz zu streun."

Und da von seiner geringen Herkunft die Rede wird, fügt er in edlem Bewusstsein seiner männlichen Würde hinzu:[3])

„Wenn ich von Herkunft nur geringe,
Wenn mein Haus nicht stattlich genug,
Ei, so hab' ich die blanke Klinge,
Hab' ein scharfes, blitzendes Schwert,
Das von hoher, herrlicher Herkunft,
Das aus mächtigem Hause stammt;
Denn bei Hiisi ist es geschliffen,
Von den Göttern selber gestählt."

Zu guter Letzt muss auch die geraubte Maid sich in ihr unvermeidliches Schicksal fügen. Als Bedingung stellt sie nur auf, dass Lemminkäinen allen Kriegszügen entsage; ihrerseits schwört sie, das Haus zu hüten und nicht mehr die Feste des Dorfes zu besuchen. Allein ein auf so ge-

[1]) R. 11, V. 247.
[2]) R. 11, V. 261.
[3]) R. 11, V. 277.

Digitized by Google

waltsame Weise begonnenes Ehebündnis kann nicht dauerhaft sein. Kyllikki begnügt sich nicht lange mit der neuen Heimat, welche ihr gleich anfangs so widerwillig gewesen, und dazu wohl auch sehr einfach sein mochte. Die zwölfte Rune beginnt damit, dass Kylliki sich wieder einmal zu den Spielen des Dorfes begibt. Dieser an und für sich noch nicht so wichtige Umstand[1]) verwandelt die eben noch so glühende Liebe des Lemminkäinen in eisige Kälte und Gleichgültigkeit. Mag es wohl weit gefehlt sein, zu vermuten, dieser flüchtige, wankelmütige Schelm hätte bereits Zeit gehabt, seiner schönen Beute überdrüssig zu werden, und ergriffe mit Freuden die erste Gelegenheit, sie auf rechtschaffene Weise los zu werden. Lemminkäinen erklärt, er wolle gegen das Volk von Pohjola zu Felde ziehen. Vergeblich ist selbstverständlich das Abreden Kyllikis, vergeblich auch die Bitten der Mutter. Treffend spiegelt sich in den Antworten des Lemminkäinen seine nicht zu bändigende Sehnsucht nach weiten Fahrten und gefährlichen Abenteuern. Er verlangt, man solle ihm seine Kriegsgewänder holen.“ [2])

„Mächtig treibt mich innere Lust
Von dem Bier des Krieges zu kosten,
Von dem Honigtranke der Schlacht.“

Vergebens erinnert ihn die Mutter, es sei des Bieres genug im Hause, und wenn er auch den ganzen Tag nur trinken wollte. Lemminkäinen verachtet es: [3])

„Nicht verlang' ich nach eignem Bier;
Eher trink' ich sumpfiges Wasser,
Mit geteertem Ruder geschöpft;
Süsser würde der Trank mich dünken,
Als im Hause der beste Met.“

Auch liegt ihm eigentlich nicht das Trinken des Bieres am Herzen, sondern das Erbeuten von Gold und Silber. Noch einmal mahnt ihn die Mutter:

„Gold sei mehr im Hause als nötig,
Reichlich Silber im Vorratshaus.“

Lemminkäinen legt hierauf keinen Wert: [4])

„Eigne Schätze begehr' ich nicht;
Eine Mark, im Kriege gewonnen,
Wahrlich, dünkt mich höher an Wert,
Als die Schätze des eignen Hauses,
Als das ausgegrabene Geld.“

Nun erst thut er seine eigentliche Absicht kund, hinzuziehen und mit eigenen Augen zu sehen: [5])

[1]) Eine Variante (Lönnrots Sammlung, A. II, 6) aus Russisch-Karelen fügt jedoch hinzu: „Sich einen andern Mann zu suchen.“
[2]) R. 12, V. 62.
[3]) R. 12, V. 74.
[4]) R. 12, V. 100.
[5]) R. 12, V. 114.

„Ob in Lapplands Grenzen ein Mädchen,
Eine Jungfrau in Pohja lebt,
Die des Freiers Rede nicht achtet,
Die dem Manne nicht willig folgt."

Diesen abscheulichen, die Sittlichkeit tief verletzenden Entschluss versucht die Mutter wenigstens in der Ausfuhrung zu hindern, indem sie ihrem Sohne die grosse Macht der Zauberer von Pohjola vorhält. Aber Lemminkäinen macht sich nichts aus diesen Warnungen. Er erwidert, auch fruher schon hätten die Zauberer versucht, ihm zu schaden:[1])

„Doch nicht mehr gewannen die Thoren,
Mehr erreichen konnten sie nicht,
Als die Axt vom härtesten Kiesel,
Als vom Stein der Bohrer gewinnt,
Als der Block vom blitzenden Eise,
Als aus leerem Zimmer der Tod."

Obgleich so voller Geringschätzung gegen die Feinde, versäumt er beim Ausziehen dennoch keine Vorsichtsmassregel. Er kleidet sich in die festeste Eisenrüstung. Hier ist er sichtlich in seinem eigentlichen Elemente; mit frohem Stolze redet er:[2])

„Sichrer ist der Krieger im Panzer,
In der blitzenden Waffen Schmuck;
Mehr geschutzt in stählerner Rüstung."

Ebenso nimmt er dann sein berühmtes feuerschneidiges Schwert in die Hande:

„Dass in Hiisis Esse geschliffen,
Von den Göttern selber gestählt."

Zu diesen äusserlichen Vorbereitungen fügt er noch andere, innerliche, geistige hinzu. Er singt gewaltige, kräftige Zaubersprüche, alle möglichen Widersacher abzuwenden. Auch an Ort und Stelle in Pohjola angelangt, benimmt er sich ebenso vorsichtig.

In alten Zeiten herrschte der Glaube, es sei gefährlich, gesehen zu werden, ehe man den Anderen erblickt; konnte ja doch der Feind diesen ersten Augenblick zu verderblichen Zaubereien benutzen. Deshalb blickt Lemminkäinen erst durch eine Spalte der Wand in die Stube, und stürzt dann auf diesem Wege, Allen unerwartet, plötzlich herein.

Keck fordert er nun von der Wirtin von Pohjola die schönste aus ihrer Mädchenschar. Da wird ihm als Dienstarbeit das Einfangen des Hirsches von Hiisi aufgetragen. Lemminkäinen kommt die Sache leicht vor. Nachdem er die neuen Schneeschuhe angeschnallt, zieht er hinaus und ruft herausfordernd:[3])

[1]) R. 12, V. 151.
[2]) R. 12, V. 221.
[3]) R. 13. V. 97:

„Sicher gibt es auf Gottes Erde,
Unter des Himmels weitem Dach.
Nicht im Walde und nicht im Felde,
Auf vier Füssen irgend ein Tier,
Das im Laufe sich nicht ergreifen,
Nicht im Fluge erreichen liess
Hier auf diesen herrlichen Schneeschuhn,
Lyylikkis schönstem Meisterwerk."

Mit noch grösserem Selbstvertrauen prahlt er sich etwas später, beim Auffinden der Spuren des Hirsches. Schon im Voraus, ehe er seine Beute gesehen, heisst er kuhn: [1])

„Nun herbei, ihr Männer in Lappland,
Dass ihr alle das Elenn tragt! —
Nun herbei, ihr Weiber in Lappland,
Dass ihr alle die Kessel bringt!
Nun herbei, ihr Kinder in Lappland,
Dass ihr alle nach Spänen sucht!
Schafft sie her, die Kessel des Landes,
Hurtig eilt zum Kochen herbei!"

Dieser prahlerische Hochmut bringt jedoch Lemminkäinen nicht ans Ziel seiner Hoffnungen; erst nachdem er den Beistand der Waldgötter erbeten, gelingt es ihm seine Beute zu erreichen Durch Hersagen von Zauberspruchen, mit Hilfe der Götter fängt er dann auch das Fullen von Hiisi, aber die dritte Aufgabe, das Töten des Schwanes von Tuonela, bringt ihm selber den Tod.

Es ist bereits andererorts die rührende, mächtig geschilderte Liebe der Mutter Lemminkäinens erwähnt worden. Hier wollen wir bloss auf einen Zug im Charakter der Mutter hinweisen, welcher uns ahnen lässt, dass manche Eigenschaft des Lemminkäinen angeerbt sein mochte. Auf die ausweichende Antwort der Wirtin von Pohjola, der Verlorene sei aus ihrem Hause ausgegangen, und vielleicht eine Beute der wilden Tiere geworden, spricht die Mutter des Helden eben so stolze Worte, als wenn sie aus dem Munde Kaukomielis selber kämen: [2])

„Lügen sprichst du mit jedem Wort:
Nimmer zerreisst der Wolf die Meinen,
Oder besiegt der Bär den Sohn;
Mit der Faust erschlägt er den Bären,
Mit der Hand erwürgt er den Wolf."

Nachdem sie ihren Sohn schliesslich wieder lebend und gesund vor sich hat, fragt sie: ob ihm noch etwas fehle? Sicher hofft sie von dem Geliebten ein paar warme Dankesworte zu vernehmen, ein paar Worte, welche den Wunsch verrieten, mit der Mutter zu gehen, und von jetzt an ein friedlicheres Leben im Hause zu fuhren. Allein hierin irrt sich die

[1]) R. 13, V. 203.
[2]) R. 15, V. 74.

arme Mutter gewaltig! Ihr „Wildfang“ ist sowohl körperlich wie geistig zu früheren Kräften wieder erstarkt.

Es antwortet der leichtsinnige Lemminkäinen:[1])

„Vieles, Mutter, entbehr' ich noch;
Weit von hier sind meine Gedanken,
In der Ferne Gefuhl und Herz,
Weit bei Pohjas bluhenden Jungfraun,
Bei den holden, lockigen Mädchen.
Nie gibt Pohjas tückische Hausfrau
Mir ihr einziges Kind zum Weib,
Eh' ich, Armer, den Schwan geschossen,
Den gewaltigen Vogel traf.“

Seinen übermütigen Sinn bezwingt er nur so weit, dass er für den ersten Anfang zur Mutter nach Hause zurückkehrt, um hier einige Zeit nach der überstandenen grossen Gefahr auszuruhen.

Jedoch eines Tages wird ein dicker Rauch im Norden sichtbar. Lemminkäinen beguckt und beschaut ihn, und kommt zu der Überzeugung, dass er von ungeheuren Festvorbereitungen in Pohjola herrühre.[2])

„Finstern Blickes sah er hinaus,
Schielte mit den Augen hinüber,
Höhnisch warf er die Lippen auf;
Dann in Worten liess er sich hören,
Rief zum anderen Strande hin:
O du treffliche Schwiegermutter,
Pohjas höchste Zierde und Stolz!
Brau nur Bier, und braue das beste,
Geh, bereite den schönen Trank
Für die frohe Menge der Gäste,
Doch für Lemminkäinen zunächst,
Ihm zum nahenden Hochzeitsfeste
Mit der schönen Pohjolabraut!“

Er geht aber doch nicht gleich hin, die Sache genauer zu untersuchen. In seinem Hochmute hält er es nicht für möglich, dass die Jungfrau von Pohjola einem Anderen gegeben werden könnte, nachdem er als Freier aufgetreten. Aber eines Tages wird ein ungewohntes Lärmen und Getöse vom Norden her vernommen. Das hört Lemminkäinen und da erst trifft „sein Gehirn der Gedanke“, dieses letzte Wunder, der für unmöglich gehaltene Fall, dass in Pohjola die Hochzeit der Jungfrau mit einem anderen Manne gefeiert worden wäre, sei dennoch eingetroffen! An und für sich ist es ja schon der grösste Schimpf. Aber das ist noch nicht alles; — so gering wird Lemminkäinen geschätzt, dass man ihn nicht einmal als Gast hingerufen. Dies ist ein Schimpf, der nur mit Blut abgewaschen werden kann.[3])

[1]) R. 15, V. 612.
[2]) R. 20, V. 486.
[3]) R. 26, V. 15.

„Zornig wirft er das Haupt zur Seite,
Zuckt die Lippen, schüttelt den Bart,
Von den Wangen entflieht die Röte,
Blässe bedeckt sein Angesicht."

Sogleich lässt er die Arbeit stehen und rüstet sich eilig zur zweiten Fahrt nach Pohjola.

Vergeblich versucht die Mutter ihren tollköpfigen Sohn zu warnen und abzuhalten; sie gibt ihm zu bedenken:

„Weder bist du zu Gast geladen,
Noch erwartet dich Jemand dort"

Aber damit giesst sie nur Öl ins Feuer. Lemminkäinens Heldengeist ist erwacht, und der Umstand, dass man ihn auf dieser Hochzeit nicht sehen will, ist eben ein neuer Sporn, um aufs Fest nach Pohjola zu gehen.[1])

„Nur der Wicht kommt, wenn er geladen,
Ungeladen der brave Mann."

Und wenn jemand es wagte, von ihm eine Erklärung zu fordern, mit welchem Rechte er ungebeten käme, so ist:[2])

„Hier eine ewige Mahnung,
Eine Ladung von Anbeginn,
Hier in dieser feurigen Klinge,
Diesem Blitze sprühenden Schwert!"

Die Mutter versucht ihn mit der Aufzählung aller ihm unterwegs zu begegnenden Todesgefahren zu schrecken. Kühn und stolz antwortet hierauf Lemminkäinen:[3])

„Immer sehen Weiber Gefahren,
Sehen auf Schritt und Tritt den Tod,
Doch den Mann bekümmert es wenig,
Furchtlos hat er dessen nicht Acht."

Jetzt nimmt er die von seinem Vater geerbten starken, zuverlässigen Kriegswaffen hervor. Das Schwert versucht er zu allererst an der Diele:[4])

„Dass die Klinge sich niederbeugte,
Wie des Faulbaums schmeidiger Zweig,
Wie der junge Wachholderschössling."

Mit Freuden sieht es der Held und rühmt:[5])

„Schwerlich lebt in Pohjolas Grenzen,
Dort in Sariolas Hof ein Mann,
Der sich diesem Schwerte zu nahen,
Dieser Klinge zu trotzen wagt."

[1]) R. 26, V. 91.
[2]) R. 26, V. 93.
[3]) R. 26, V. 107.
[4]) R. 26, V. 345.
[5]) R. 26, V. 349.

Digitized by Google

Ebenso reisst er seinen prächtigen Bogen von der Wand und prahlt:[1])

„Den erst hiesse ich einen Helden,
Achtete den für einen Mann,
Der den mächtigen Bogen anzieht,
Der die Sehne zu spannen weiss
In dem weit entlegenen Pohja,
Dort in Sariolas fernem Hof."

Da sieht die Mutter, dass keine Gewalt, weder im Himmel noch auf Erden, die Kriegslust des jungen Helden dämpfen, und ihn von dem gefährlichen Zuge abhalten kann. In ihrer Angst mahnt sie zuletzt den Tollkopf, er möchte sich wenigstens höflich und anständig in Pohjola benehmen, um dadurch vielleicht dem ihm drohenden Verderben zu entgehen. Mit rührendster Zärtlichkeit fleht sie:[2])

„Hör' mich an, mein einziger Liebling,
Achte der Mutter Rat, mein Sohn,
Wenn du in Trinkgelage etwa
Oder in Abenteuer gerätst,
Trinke den Becher nur zur Hälfte,
Bis zur Mitte trinke ihn nur;
Lass die andre Hälfte den Andern,
Lass das Schlechte dem schlechteren Mann;
Larven kriechen unten im Becher,
Auf dem Boden schwarzes Gewürm. — —
Wenn du in Trinkgelage etwa
Oder in Abenteuer gerätst,
Sitz' zur Hälfte nur auf dem Sessel,
Tritt mit halben Schritten heran;
Lass die andre Hälfte den Andern,
Lass das Schlechte dem schlechteren Mann."

Diese Warnungen sind aber auch in den Wind gesprochen, denn Lemminkäinen sitzt bereits im Schlitten und treibt sein flinkes Pferd mit der Peitsche an. Durch das eine Ohr sind sie hineingegangen und durch das andere hinaus. In Pohjola sehen wir unseren Helden keineswegs Demut an den Tag legen oder auch Zufriedenheit mit einer ihm widerfahrenden halben Ehre. Drohend und stolz tritt er in die Mitte der Stube, dazu mit so starkem, gewaltigen Fussstampfen, dass[3])

„Heftig schwankte die lindne Diele,
Rings erdröhnte der fichtne Saal."

Da ihm niemand einen Bewillkommnungsgruss bietet, bewillkommnet er sich selber:[4])

[1]) R. 26, V. 357.
[2]) R. 26, V. 393—412.
[3]) R. 27, V. 19.
[4]) R. 27, V. 23.

Digitized by Google

„Heil mir, der ich hereingetreten,
Heil auch dem, der mich begrüsst!“

Sein Hochmut trifft aber auf einen gleichen Hochmut. Auf seine Frage: ob Raum im Hause sei, erhält er wohl eine bejahende, aber schwer beleidigende Antwort:[1])

„Wenn du gebührlich dich verhältst,
An der Schwelle ein Plätzchen einnimmst,
In der Stube nicht weit von der Thür,
Mitten zwischen beiden Kesseln,
Nah dem Eisenhaken am Herd.“

Mit diesem, Sklaven, Bettlern und Weibern[2]) bestimmten geringen Platze gibt sich natürlich der übermütige Kauko nicht zufrieden. Keck schreitet er noch weiter vor und besetzt, ohne um Erlaubnis zu bitten, den höchsten Ehrenplatz in der Stube:[3])

„Und noch weiter schritt er ins Zimmer,
Drängte sich vor bis an den Tisch,
Liess am Ende der Bank sich nieder,
Warf sich auf den obersten Sitz.“

Und wie er vorhin in seinem Dräuen so wuchtig geschritten, so setzt er sich auch jetzt mit solcher Gewalt, dass

„In den Fugen hört man es krachen,
Heftig zittert die fichtne Bank.“

Noch immer sitzen die Wirtsleute unbeweglich; es ist auch nicht das geringste Zeichen einer Absicht da, dem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen. Deshalb mahnt sie Lemminkäinen selber dreist an ihre Pflicht:[4])

„Wenig, scheint es, komm' ich erwünscht,
Da man nicht Bier zum Willkomm bietet,
Nicht dem Gaste den Becher reicht.“

Nach einem zornigen Wortwechsel wird endlich Essen und Trinken herbeigeholt, aber welcher Art![5])

„Knochen und Gräten nur von Fisch,
Von den Rüben die welken Blätter,
Harte Rinde von trocknem Brot.“

In dem Bierkruge wiederum wimmeln die Raupen am Boden, und Würmer an den Seiten. Und wie Lemminkäinen bessere Bewirtung verlangt, erhält er die unumwundene, scharfe Antwort:[6])

[1]) R. 27, V. 36.
[2]) Diese Sitte bestand noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, wenigstens im Wyb. Gouvernement. Siehe Raussis Erzählung vom Kirchspiel von Wehkalahti in der Manuskriptsammlung der Finnischen Litteratur-Gesellschaft.
[3]) R. 27, V. 61.
[4]) R. 27, V. 68.
[5]) R. 27, V. 134.
[6]) R. 27, V. 195.

Digitized by Google

„Sprich, wer hat dich hierher gerufen,
Wer lud dich zu Gaste hier ein?“

Da fordert Lemminkäinen, seinen Trunk für Geld kaufen zu dürfen. Diese Worte sind die schlimmste Kränkung, der schwerste Schimpf für die Ehre des Hauses; es ist ein Hinweis darauf, dass die Wirtsleute ihre heilige Pflicht gegen einen Wanderer nur aus Geiz unterlassen hätten. Länger mag der Wirt von Pohjola die Unverschämtheit seines Gastes nicht zu ertragen; er weist ihn mit geraden Worten hinaus:[1])

„Nimmer endet das Gastmahl glücklich,
Nimmt die Zahl der Gäste nicht ab,
Uns treibt Arbeit, den Gast die Reise
Selbst vom prächtigen Freudenmahl.“

Und wie auch dieses nichts hilft, reisst der Wirt seine Waffen von der Wand und heisst seinen Gast die Schwerter messen, eine Formel, welche immer vor dem Zweikampfe zu erfüllen war. Auf diese Aufforderung, antwortet Lemminkäinen mit verstellter Demut, durch welche jedoch der Stolz des Helden deutlich hindurchscheint.[2])

„Viel taugt meine Klinge nicht mehr,
Ist an Menschenknochen zerschlagen,
Schon an Schädeln schartig gehauen;
Doch nichts destoweniger, dennoch
Wenn nicht besser das Gastmahl schliesst,
Lass die Schwerter uns denn versuchen,
Welches williger ist zum Streit.“

Während des Kampfes schlägt der Wirt von Pohjola in blindem Zorn vorbei, was sogleich einen giftigen Spott dem Munde des Lemminkäinen entlockt:[3])

„Sprich, was hat der Balken dir Böses,
Was der Pfosten dir Übles gethan,
Dass du des Zimmers Balken einschlägst,
Und die Pfosten der Thur zerstörst?“

[1]) R. 27, V. 259.
[2]) R. 27, V. 284.
[3]) R. 27, V. 319.

Schluss folgt.

Digitized by Google

Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Gebräuchen und Sprichwörtern des russischen Volkes.

Von

BORIS GURWITSCH — ST. PETERSBURG.

Mitgeteilt von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

III. (Schluss.)

So haben wir ein Sprichwort, in welchem das russische Volk die Grenzen der Notwehr und vielleicht auch die Grenzen des Zweikampfes feststellt. Dasselbe lautet:

„Lejátschawo ne bijut."
Man muss nicht schlagen
Wer auf dem Boden liegt.

Das Sprichwort besagt, dass der Schwache, Ohnmächtige, Gefallene nicht mehr Gegenstand der *Notwehr* sein kann. Man sieht hier die humane Anschauung des russischen Volkes, wonach der Mensch nur bis zum kritischen Moment gehauen werden soll: sobald der kritische Moment eingetreten ist, müssen die exekutiven Massregeln enden. Dieses Sprichwort können wir auch im weiteren Sinne verstehen und zwar in demjenigen, dass alle Bedrückungen von Seiten des Gesetzes oder der Gewalt nicht statt haben können, sobald die Person gebeugt und dadurch das Ziel erreicht ist, da die Person unschädlich wurde.

Einen ähnlichen Gedanken enthält auch das folgende Sprichwort

„Ne obijai golischá, — i u newo est duschá."
Kränke nicht den armen Schlucker,
Er hat auch eine Seele. —

Sodann spricht das Volk

„Durácк sam w gréschniki lésiet."
Der Dumme begibt sich selbst in die Sünde.

Daraus ersehen wir wiederum, dass eine ***unzurechnungsfähige Person***, der Dumme, nach dem Volksbewusstsein das Verbrechen begeht ohne Verstand — und weil in den Augen des russischen Volkes das Verbrechen

Digitized by Google

eine Sünde ist, weil das Volksstrafrecht gebaut ist auf der *Mischung der Sünde und des Verbrechens*, so ist die Sünde hier gleichbedeutend mit dem Verbrechen.

In dem mitgeteilten Sprichwort erörtert die Volksweisheit eine *Frage über die Willensfreiheit:* der Dumme, Durák ist unfrei, er begeht die Verbrechen ohne Rücksichtnahme auf die Motive und Folgen des Verbrechens, er hat keinen freien Willen. —

„Bog ne w sile, a w prawdie."
Gott zeigt sich nicht in der Kraft,
Sondern in der Wahrheit —

sagt das russische Volk. Dieses Sprichwort befestigt den Glauben des Volkes an die Wahrheit, in ihr zeigt sich nach der Volksanschauung das höchste Wesen. Deshalb wendet sich der Bauer, wenn er in den Gerichtshof geht, an *Gott als den Vertreter der Wahrheit*, in Gott sieht er seinen Sieg in dem Parteistreit.

Ein ähnlicher strafrechtlicher Gedanke tritt auch in einem andern Sprichwort hervor, in welchem *die Wahrheit als moralisches Prinzip* des menschlichen Lebens aufgefasst wird. Das Sprichwort sagt:

„Neprávdoi swet proidésch, da nasád ne worótischsja."
Mit dem Unrecht wirst Du durch die ganze Welt gehen (wirst Du weit kommen),
Aber zurück wirst Du nicht kehren.

Das bedeutet, dass Betrügerei, Dieberei und dergleichen Handlungen zwar zum Erfolg führen, zu widerrechtlichem Erwerb, aber dass doch die Wahrheit siegt — und wenn sie gesiegt hat, so schliesst sie die Rückkehr zu dem früheren Leben aus: die Strafe wird denjenigen treffen, der unehrlich lebt, wer das Unrecht thut.

Ein ähnliches Sprichwort ist folgendes:

„Sawalí práwdu sólotom, satopschí, jejé w — griás — wsié narúju wiidet."
Beschütte die Wahrheit mit Gold,
Drücke sie in den Schmutz,
Sie wird dennoch emporkommen.

Natürlich tritt hier der strafrechtliche Gedanke nicht in spezieller Art hervor, sonst aber ist er vermischt mit dem sündlichen Element, mit der Moral: muss einerseits das Strafrecht beruhen auf dem Boden der Volksmoral, so ist andererseits es unmöglich, in den Sprichwörtern des russischen Volkes einen reinen strafrechtlichen Gedanken zu finden ohne Einmischung der Moral, *überall tritt in den russischen Sprichwörtern die Vermischung des Rechtes mit der Moral hervor, des Unrechtes mit der Sünde und Unsittlichkeit.*

In einem andern Sprichwort hält das russische Volk seine Jugend ab von *Begehung des Ehebruches:* es sagt:

„Na tschusích djén ne sagliádiwaisia, a sa swoieí prigliadi."
Schaue nicht auf fremde Weiber,
Hüte lieber Dein eigenes Weib.

Digitized by Google

Auch hier hören wir einen Rat, ein moralisches Prinzip als einen strafrechtlichen Gedanken ausgesprochen.

Nun kommen wir zu einem *sehr charakteristischen, höchst sympathischen und edlen Sprichworte.* Aus diesem Sprichwort ist zu erkennen, dass das russische Volk die Prügelstrafe nicht eben hochstellt. Nach seiner Meinung *sind die Prügel zwecklos*, sie sind nicht soviel wert als eine herzliche, liebevolle Behandlung des zu Bestrafenden, und in der That sagt die Volksweisheit:

„Lásskowoje slówo — pústsche dubíni."
Ein herzliches Wort wirkt mehr,
Als der Knüppel.

Hieraus ersehen wir, dass in den Augen des niederen Volkes die herzliche Behandlung des zu Bestrafenden geeignet ist, schneller den Verbrecher zu bessern, schneller Einfluss auf ihn zu gewinnen, in Bekämpfung seines bösen Willens, als der Knüppel, d. h. Leibesstrafen, dies vermögen. Es ist unmöglich, in diesem Sprichwort nicht einen Satz von hoher moralischer Bedeutung zu erkennen, welcher durch seine Einfachheit die Gründe gewaltig erschüttert, welche für die Prügelstrafe angeführt werden. —

Nach der Volksanschauung führt die Lüge nur zu schädlichen Folgen. So sagt das Volk:

„Loji ne noj, a chuje nojá."
Die Lüge ist kein Messer,
Aber sie ist schlimmer als dasselbe.

Somit sehen wir, dass das *Prinzip der Wahrheit* in dem Volksrechtsgefühl des Russen fortfährt zu triumphieren.

Ferner gibt es ein charakteristisches Sprichwort, in welchem das Volk seine Auschauung ausspricht über *die Präventivmassregeln;* das Sprichwort lautet:

„Wiér ne wiér, a sapirai kriépsche dwiér."
Vertraue oder vertraue nicht,
Aber schliesse die Thür fest zu.

Wir sehen also daraus, dass nach der Volksansicht sich jeder, abgesehen von den vorhandenen Bürgschaften der Sicherheit, selbst schützen muss: er muss, wie das Volk sagt, die Thür zuschliessen, d. h. sich umgeben mit Präventivmassregeln, um das mögliche Übel zu vermeiden.

Es sagt das Volk in dem Sprichwort:

„Úm choroschó, a dwa lútsche."
Ein Verstand ist gut,
Aber zwei sind besser.

Hierin können wir die Überzeugung des russischen Volkes erblicken, dass *das kollegiale Prinzip* triumphieren muss über den Einzelrichter.

Es ist interessant, ein Sprichwort kennen zu lernen, welches gleichfalls dem russischen Volke gehört, worin es nicht möglich ist, nicht eine Antwort auf die schwere Frage nach dem *Causalwesen (ursächlicher Zusam-*

Digitized by Google

menhang) zu vernehmen. Das Volk ist nämlich überzeugt, dass gleichartige Ursachen gleichartige Folgen haben müssen. Es sagt:

a. „Kak possiéjesch, tak i nojnesch."
Was Du säen wirst,
Das wirst Du ernten.

b. „Kak aúknetssia, tak i otklíknetssia."
Wie Du Einem „au" zuschreien wirst,
So wird das Echo antworten. —

Eine charakteristische Anschauung spricht das Volk über *die Art des richterlichen Benehmens* aus. Man wird geneigt sein zu glauben, dass diese Anschauung ihren Ursprung in der Ferne der patriarchalischen Zeit hat.

„Ne spiéschi karáti, spiéschi wíssluschat."
Eile nicht zu strafen,
Eile zu hören.

Sodann gibt es ein anderes, hiermit korrespondierendes Sprichwort, welches erklärt, weshalb das Volk eine solche Überzeugung hat. Es sagt nämlich das Volk:

„Ne mudrenó gólowu srubíti, mudrenó jejé pristawiti."
Es ist keine grosse Sache, den Kopf abzuschneiden,
Es ist eine grosse, denselben wieder an seine Stelle zu setzen.

Folglich muss der Richter nach der Volksanschauung den Angeklagten anhören, ehe er ihn ohne Überlegung verurteilt, weil ein vorschnelles, unüberlegtes Urteil den groben Fehler der Unverletzlichkeit zur Folge hat.

„Upílssia biedámi, opochmelílsia slesámi!"
Du betrinkst Dich in dem Übel,
Und nach dem Rausche trinkst Du Thränen —

also hat nach der Volksüberzeugung eine widerrechtliche Übung immer und immer Thränen, Leiden, Vergeltung im Gefolge.

Interessant ist die Anschauung des russischen Volkes über *das Wesen des Gerichtes*, welche in folgenden zwei Sprichwörtern ihren Ausdruck findet.

a. „Ne wsiákii ssúdit po *práwu*, inoi i po nráwu."
Nicht jeder richtet auf Grund des Rechtes,
Einige richten auf Grund des Charakters.

b. „Ssúd priamoi, da *ssudiá* kriwoi."
Das Gericht steht eigentlich gerade,
Aber der Richter steht schief.

Somit spricht das russische Volk den Gedanken aus, dass die Gerichtsbarkeit auf einem festen, unerschütterlichen Recht stehen muss, auf fester Grundlage des Gesetzes, Keinem zu Gunsten, Keinem zum Leid — aber das Volk ist dabei auch überzeugt, dass es nicht immer so ist; es ist über-

zeugt, dass manche Richter in die unparteiischen Sachen des Gerichtes ihre eigene subjektive Anschauung einmischen und ihr persönliches Temperament.

In Sprichwort b) spricht das Volk seine Ansicht dahin aus, dass das Gericht an sich eine unparteiische Einrichtung ist, dass es parteiisch wird nur durch die Persönlichkeit des Richters.

Augenscheinlich ist in den beiden zuletzt angeführten Sprichwörtern ein und dieselbe Tendenz enthalten; denselben Gedanken finden wir auch in folgendem Sprichworte

„Sakón — to swiatoi, da ispolnitieli lichíe suposstáti."

Die Gesetze sind eigentlich heilig und unverletzlich,
Aber diejenigen, welche die Gesetze vollziehen, sind böse Feinde. —

Das Volk kennt die *Schwäche der menschlichen Natur* und hat stets die Möglichkeit im Auge, dass der Mensch Sklave seiner Motive werden, dadurch fallen und ein Verbrechen begehen kann.

Diesen Gedanken spricht es in folgendem Sprichwort aus:

„Med sladok, a tschelowíek pádok."

Der Honig ist süss,
Der Mensch ist erpicht darauf. —

Als Schluss geben wir das letzte Sprichwort:

„Konéz diélu wienéz",

d. h. der Schluss krönt das Werk, wie der Lateiner schon seit lange gesagt hat: „Finis coronat opus."

Die alten nordischen Frühlingsfeste.

Nach dem Dänischen des **Troels Lund.**

Von

POESTION — WIEN.

Diese Bedeutung der Signalfeuer hat frühzeitig mit sich geführt, dass sie zum Kriegsgebrauch verwendet wurden. Wahrscheinlich sind die Walburgis-Feuer bereits im grauen Alterthum das Versammlungszeichen für die waffenfähige Mannschaft zur Sommerversammlung gewesen. Mit Sicherheit wissen wir, dass Haken Adelstein in Norwegen die ganze Küste „so weit landeinwärts, als der Lachs am höchsten in die Flüsse hinauf geht" nach Schiffsrhedern einteilte, die eine bestimmte Anzahl Schiffe von einer gewissen Grösse stellen mussten. Gleichzeitig be-

Digitized by Google

fahl er auch, dass auf den höchsten Bergen in Gesichtsabstand von einander Scheiterhaufen errichtet werden, welche angezündet werden sollten, wenn ein feindliches Heer im Lande war. „Und man sagt, dass auf diese Weise das Heergebet in sieben Tagen vom sudlichsten Feuer bis zum nördlichsten ging."

Dass Signalfeuer im sechzehnten Jahrhundert zum Kriegsgebrauch verwendet wurden, war selbstverständlich. In Dänemark wurden solche noch im Kriege mit England 1807—14 benutzt, in welchem Jahre alle Festfeuer verboten waren. Ja, selbst im Jahre 1864 spielten Signalfeuer eine Rolle unter den Verteidigungsanstalten auf Fünen, wenn sie auch heutzutage in vielen Fällen durch den Telegraphen abgelöst worden sind.

Aber selbst nachdem alle religiösen Nützlichkeitszwecke weggefallen waren, haben die alten Festfeuer sich erhalten. Man kann auf die frühere Allgemeinheit dieser Sitte nicht nur aus dem häufig vorkommenden Hügelnamen: „Bavnehoj" („bavn" ist nämlich der dänische Name für ein solches Signalfeuer) schliessen: noch heute leuchten wie vor Jahrtausenden in vielen Gegenden am Valbergs-Abend die Höhenfeuer. Es ist nicht leicht, den Grund zu bestimmen, warum sie sich in einer Gegend erhalten haben, in einer anderen nicht. Eine Regel, die aber doch viele Ausnahmen zählt, ist es, dass dort, wo sich die Valbergs-Feuer erhalten haben, die St. Hans-Feuer abgekommen sind und umgekehrt. Als Beispiel der Ausnahmen kann Dalarne genannt werden, wo sowohl Valbergs- als St. Hans-Feuer gebrannt werden.

Die Leute, welche sich im sechzehnten Jahrhundert um die Höhenfeuer sammelten, waren mehr als bloss flüchtige Neugierige; sie hatten den festen Vorsatz, die ganze Nacht im Freien zu verbringen. Die Valbergsnacht war eine der bekanntesten „Wachnächte".

Während nun Alles zu den Feuern hinausströmte, dem einzigen Orte, wo die Hexen keine Macht hatten, war es in den Wohnungen, worin nur die allernotwendigsten Personen zurückgeblieben sind, eigentümlich unheimlich. Man erhält hiervon einen Eindruck durch eine zufällige Beschreibung der Verhältnisse auf einem Hofe in Verdingsberg in der Valbergs-Nacht des Jahres 1592. Ein Mann, Namens Sören Boesen, der daheim geblieben war, lag bereits zu Bette. Da hörte er plötzlich zwischen 12 und 1 Uhr, wie Hunde und Katzen zu heulen und zu miauen begannen. Es glückte ihm, einen anderen Hausbewohner, der ebenfalls zu Haus geblieben war, zu bewegen, dass er hinausging, um nachzusehen, was denn vorgehe. Als dieser aber auf den Hofplatz hinaus kam, sah er nichts anderes als einige Hunde und Katzen, und er ging daher wieder in das Haus zurück und legte sich schlafen. Aber bald darauf begann das Heulen und Miauen aufs Neue. Sören Boesen ging nun selbst hinaus, bewaffnet mit einem Beilschaft, und richtig entdeckte er hinter einem Dornengebüsch beim Kuhstall, dort wo Meister Hanses schwarze Kuh stand, zwei weibliche Gestalten. Da sie auf die Frage: „Wer da!" nicht antworteten, sondern davonliefen, hatte er den Mut, ihnen nachzulaufen und der Einen mit dem Beilschaft einen Schlag zu versetzen. Sie musste stehen bleiben, und es zeigte sich nun, dass es Metle Sandhagens war, die er gut kannte. Sie flehte und bat ihn, er möge sie nicht verraten oder anzeigen. Er ant-

Digitized by Google

wortete: „Geschieht irgend ein Schaden, dann sollst du dafür bestraft werden". Sie stand dafür ein, dass kein Schaden geschehen soll, und so liess er sie denn gehen.

Ob sie übrigens nun wirkliche Hexe war, muss dahingestellt bleiben. Gewiss ist aber, dass zwei Monate später doch ein Schaden angerichtet wurde, indem Meister Hanses schwarze Kuh Blut statt Milch zu melken begann. Die sechzehn Männer, die aus diesem Anlasse zu Richtern ernannt wurden, wagten es indessen nicht, sie auf Grund dieser beiden Thatsachen zum Tode zu verurteilen.

Draussen bei den Feuern herrschte Leben und Lustigkeit. Doch blieben nicht Alle beisammen; die jungen Leute gingen in den Wald, um Blumen zu pflücken und grüne Zweige abzubrechen, womit zeitlich am nächsten Morgen die Wohnungen „gemait" werden sollten. Bisweilen, aber bei Weitem nicht immer, grub man in der Valbergsnacht zugleich den „Maibaum" aus oder man schmückte ihn, so dass er am Morgen schon fertig dastand.

Es war eine Unsitte der kühnsten Art, dass junge Männer und Weiber zur Nachtzeit so allein im Walde herumzogen. Die Gewohnheit in vielen Gegenden, dass man gerade in dieser Nacht verabredete, wer einander „Gadebasse" und „Gadelam" (vgl. unten) sein solle, verbesserte das Verhältnis nicht, und die „Wachnächte" wurden daher mit Recht wegen der dabei vorkommenden Unsittlichkeiten berüchtigt. Ganz dasselbe war auch in anderen Ländern der Fall. Über die Verhältnisse in England heisst es im Jahre 1585: „Ich habe von glaubwürdigen Zeugen gehört, dass von 40, 60 oder 100 Mädchen, welche in der Walpurgis-Nacht in den Wald gehen, kaum ein Drittel mit der Ehre zurückkommt."

Auch bei den Feuern war es nicht am besten bestellt, wenn auch aus anderen Gründen. Das Getränk stieg den Alten zu Kopfe, und wenn die Jungen gegen Morgen zurückkehrten, den Maibaum nachschleppend und einer Herzstärkung bedürftig, wurde es noch schlimmer. Mit Fug meinte Peder Palladus die Aufforderung an die Burschen richten zu müssen: „Hütet Euch, dass Ihr nicht flucht und schwört und rauft draussen bei jenem Maibaum!" Die Eltern aber ermahnte er: „Lernen Eure Kinder nicht die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser, so lernen sie schwören und fluchen, lügen und stehlen und Menschen töten. Dann werdet Ihr hören von Blut, Tod und Wunden draussen beim Maibaum."

Man hörte auch wirklich öfter von Blut und Todschlag draussen beim Maibaum. So erschlugen im Jahre 1570 die „Maiburschen" einen Kirchenvorsteher im Bezirk Merlöse, „desgleichen einen Küster, und es wurden neun lose Knochen aus seiner Stirn genommen".

Den Grund, warum es besonders über Kirchenpersonen herging, war, dass die Regierung mit Rücksicht auf all die Unschicklichkeiten, die in den Wachnächten vorkamen, zuletzt ein Verbot gegen diese erliess, und es nun Sache der Geistlichkeit war, darauf zu sehen, dass dieses Verbot auch wirklich eingehalten wurde. Es wimmelte förmlich von solchen Verboten, und die Strafen, womit gedroht wurde, waren streng genug; allein es war nicht leicht, solches durchzuführen; der Pastor und der Küster standen allein einer ganzen Bevölkerung gegenüber.

Digitized

Dass aber die Geistlichkeit sich doch auch nicht scheute, Härte gegen Härte zu setzen, kann man aus dem Beispiele des Pfarrers von Lyngelse auf Langeland, Herrn Mods, ersehen. Er hatte gleich allen anderen Pastoren „das nächtliche Herumlaufen und Trinken" in der Valbergsnacht verboten; aber die Gemeinde war nur noch widerspenstiger geworden, und um ihn zu verhöhnen, hatte man in der Valbergsnacht des Jahres 1568 einen Maibaum gerade gegenüber dem Kirchhofsthore errichtet, das Herr Mods notwendiger Weise passieren musste Dieser liess sich indessen nicht abschrecken, sondern drohte vom Predigtstuhle aus mit dem Fluch der Kirche alle denen, welche an dem nächtlichen Trinkgelage und der Liederlichkeit teilgenommen hatten. Diese Drohung ärgerte einen Bauern, dessen beide Söhne auch dabei gewesen waren, und er begab sich deshalb zur Wohnung des Pastors und forderte ihn auf, herauszukommen, um sich mit ihm zu schlagen. Da er auch eine Menge Schimpfworte gebrauchte, geriet Herr Mods endlich in die Hitze, nahm eine Büchse und schoss ihn nieder. Herr Mods wurde vor ein Probsteigericht citirt. Obschon er hier erklärte, der Bauer sei ein „Geistlichenhasser" gewesen, der einmal seinen Pfarrer mit einem Spiess erschlagen habe, verurteilten die Pröbste Herrn Mods doch zum „Verluste seiner Pfarre auf Gnade und Ungnade des Königs".

Das Maifest, wie es am Tage selbst abgehalten wurde, bestand in Dänemark vor Allem darin, „den Sommer in die Stadt zu führen" oder „zu virten". In Schweden hingegen war der Kampf des Sommers mit dem „Winter" der anderwärts im Fasching stattfand, auf den ersten Mai verlegt. In Folge davon fand hier eine Verschiebung der Festlichkeiten statt, so dass einzelne der dänischen Festgebräuche in Schweden erst etwas später im Sommer zur Ausführung kamen. Der „Maibaum" trug zwar in beiden Ländern denselben Namen, hätte aber in Schweden wohl mit grösserem Rechte „Mittsommerbaum" genannt werden können. Auch in Dänemark fand der Sommerritt nicht notwendig immer am ersten Mai statt, sondern konnte aus verschiedenen Gründen, als ungünstigem Wetter oder anderen, bisweilen aufgeschoben werden; in diesem Falle wurde er dann gern am dritten Pfingsttage ausgeführt.

Sehen wir von all diesen mehr zufälligen Abweichungen ab und suchen wir uns einen Begriff darüber zu bilden, was in Dänemark gewöhnlich am Valbergstag vorging, so waren die Hauptzüge des Festes folgende:

Bereits am frühen Morgen war Alles auf den Beinen, in den Kaufstädten sowohl wie in den Dörfern. Die ganze waffenfähige Mannschaft versamelte sich an einem verabredeten Orte, jeder der konnte, kam zu Pferde; wer keines besass oder geborgt bekommen konnte, musste sich damit begnügen, zu Fusse dahin zu gehen. Es war sicher nur eine Ausnahme, wenn es in Bezug auf Malmö im Jahre 1549 hiess: „Alle sollen zu Pferde kommen oder zu Wagen, wer da nicht reiten kann".

Es war eine Regel, dass die ganze Mannschaft in Waffen erschien. „Wohl gerüstet" heisst es in den oben angeführten Bestimmungen von Malmö. Wenn wir hören, dass die Besatzung von Bergenhus im Jahre 1571 das Maifest am Valbergstag abhielt, dürfen wir ebenfalls nicht zweifeln, dass sie in Waffen zusammenkamen. Und vollständigen Bescheid erhalten

Digitized by Goog

wir aus Schleswig im Jahre 1560, wenn es heisst; „Der grüne Mai wurde von 230 Personen eingeführt, darunter 31 in Rüstungen, 52 mit Hakenbüchsen, 85 mit Hellebarden, Federspiessen u. dgl., Maigraf war Andreas Sülfgrave, Ratsherr.“ Wünschen wir ein ausländisches Beispiel unter den vielen, so heisst es von Danzig im Jahre 1552: „In diesem Jahre wurde der Maigraf von 234 Reitern in die Stadt eingeführt, alle in vollem Harnisch und Rüstung, 460 Mann in Harnisch und mit langen Spiessen, und 480 Mann mit Hellebarden und Schlachtschwertern, der Rest mit Büchsen. Sie hatten vier Fahnen mit, Pfeifen und Trommeln, und waren im Ganzen 1344 Mann.“

Von dieser Regel, sich „wohl gerüstet“ einzufinden, wurde jedoch in Dänemark vielfach abgegangen. Nur die Bevölkerung der Städte konnte mit Harnisch und Schwert, langen Spiessen, Gewehren oder Armbrüsten erscheinen. Der Landbevölkerung Waffen anzuvertrauen, musste man sich aus vielen Gründen — besonders aber aus Furcht vor Wilddieberei — wohl hüten. Es konnten daher die Bauernburschen, wenn sie sich am Morgen des Valbergstages versammelten, nur einem ungeübten Auge „wohl gerüstet“ erscheinen; vielleicht eine Blechhaube da und dort, ein schwarzer Kürass, der vom Herrenhof entlehnt war, aber von Waffen nur die alltäglichen, als: kurze Spiesse, Äxte und Messer. Von der städtischen Bevölkerung in Schleswig meldet ein alter Bericht: „Arme Leute, die nicht die Mittel besitzen, sich eine Rüstung, lange Büchsen, Hellebarden u. dgl. zu halten, kommen doch mit Spaten, Äxten und Beilen.“

Der Sammelplatz war auf dem Lande ein Bauernhof, in den Städten gewöhnlich der Platz vor der Wohnung eines der angesehensten Männer. „Alle St. Knuts-Brüder versammeln sich vor der Thür des Zunftmeisters“ heisst es von Malmö im Jahre 1549. Ohne Zweifel hat es in den Kaufstädten öfter Anlass zu Reibungen gegeben bei der Frage, ob man sich gemeinschaftlich vereinigen oder das Fest gildenweise feiern soll. In den grösseren Städten wurde dies wohl dadurch ausgeglichen, dass sich hier in der Regel eine besonders vornehme Gesellschaft oder Gilde befand, die den Schulzen und viele in der Umgebung wohnende Adelige zu ihren Mitgliedern zählte. Wenn in Aalberg „die Gesellschaft des Leibes Gottes“, in Malmö oder Lund die „St. Knuts-Gilde“ an der Spitze ging, gab es kaum Viele, welche es nicht als eine Ehre ansahen, sich anschliessen zu dürfen. Und fand sich endlich eine einzelne Gilde, die sich unlenksam zeigte, so konnte man wohl auf gesetzlichem Wege solcher Widerspenstigkeit Herr werden. So heisst es in den Vorschriften für die Schmiedegesellen von Kopenhagen im Jahre 1554 ausdrücklich: „Wenn die Brüder im Sommer den Mai in die Stadt fuhren wollen, so müssen sie sich die Erlaubnis dazu vom Bürgermeister und Rat sowie vom Vogt des Königs holen.“

War die Schar endlich versammelt, dann entwickelte sich der Zug. Das Ziel war der nächste Wald, für die Bewohner der Kaufstädte gewöhnlich der eigene Stadtwald. Draussen hatte man nun nicht wenig zu erledigen. Vor allen anderen Dingen aber galt es, den „Maigrafen“ zu wählen.

Diese Wahl fand nicht überall auf dieselbe Weise statt. Auch wurden an verschiedenen Orten zwei Maigrafen gewählt, in anderen, oft sogar benachbarten, nur einer. In Lund z. B. und vielleicht auch in Kopenhagen wählte man zwei, in Malmö einen. In Bergen wurden ebenfalls zwei gewählt, und dasselbe war noch in unserem Jahrhundert in Möen der Fall. Im übrigen Norden hingegen hatte man in der Regel nur einen. Ganz dasselbe war auch Brauch im nördlichen Mitteleuropa von Reval bis Weser. Erst in den Rheingegenden finden wir wieder zwei Maigrafen.

Der Brauch, wie er am Rhein vorkommt, zeigt uns vielleicht seine ursprüngliche Form. Hier wird nämlich jedes Jahr ein „Maikönig" gewählt, der wieder zwei „Maigrafen" ernennt, die seinen Willen auszuführen haben. „Maikönige" werden auch in Frankreich und Schwaben erwähnt. Man kann es leicht begreifen, dass eine solche jährliche Königswahl, die von der versammelten bewaffneten Mannschaft der Stadt oder der ganzen Gegend vorgenommen wurde, etwas Anstosserregendes haben konnte, besonders in Ländern, die selbst Wahlreiche waren. Indem man dann also diesen Brauch abschaffte, hat man wohl in einigen Gegenden die Maigrafen an die Stelle des Königs vorrücken lassen und sie dadurch zu einem gemacht, in anderen Gegenden jedoch sich damit begnügt, nur den König abzuschaffen, aber auch ferner die beiden Grafen gewählt.

Mag sich dies nun verhalten wie auch immer, so war doch jedenfalls bei dem Maigrafen nur wenig von der ursprünglichen königlichen Macht ubrig geblieben. Hingegen zeigten sich bei diesen wie bei den eigentlichen Königswahlen deutliche Spuren der Hinterlist der Vornehmen. Allerdings wählte man zu Maigrafen am Liebsten angesehene Männer, die der Stellung Glanz verleihen konnten. In der Stadt Schleswig, deren Maigrafen wir eine Reihe von Jahren hindurch kennen, waren dies zu wiederholten Malen Ratsherren. Als in Bergen im Jahre 1571 der neue Schulze am letzten April unerwartet in die Stadt kam, erwiesen am Tage darauf die Leute des abgegangenen Schulzen dem neuangekommenen die Ehre, ihn zu ihrem Maigrafen zu wählen, eine Galanterie, die von den Leuten des neuen Schulzen sogleich durch die Wahl des früheren Schulzen zu ihrem Maigrafen erwidert wurde. Aber häufig stach doch der Pferdefuss hervor. Am deutlichsten war dies in Aalberg der Fall, wo es geradezu hiess, dass man bei der Wahl auch den Schaffner befragen solle, wer wohl als Maigraf „am bequemsten" wäre."

Diese „Bequemlichkeit" bestand wesentlich darin, das beste Rostocker Bier in seinem Keller zu haben. Für all die vielen, die mit einem Spiess oder einer Axt auf der Schulter im Zuge mitgingen, konnte dies ganz gleichgiltig sein, da sie ohnehin nichts davon zu kosten bekamen. Aber für die Herren zu Pferde, die an der Spitze des Zuges ritten, war dies entscheidend, da ja sie es waren, welche Abends beim „Maigrafenschmaus" das Bier trinken sollten. Selbst in Lund, wo man anscheinend die strenge Gerechtigkeit walten liess, indem „man zu Maigrafen nach den Jahren wählen soll, in denen Einer in die St. Knuts-Gilde eingetreten war", liess man ein Thürchen offen für einen Biedermann mit gutem Bier, indem man hinzufügte: „es wäre denn, dass derjenige, welcher an der Tour ist, es der

Digitized by Google

Ehre wegen einem Edelmann oder einer anderen geachteten Person anbieten" will.

Die Sache war nämlich die, dass dieses Bier im Laufe der Zeiten eine Hauptrücksicht bei der Maigrafenwahl geworden war. Nicht umsonst wurde er Vormittag der vornehmste Mann der Stadt; er musste zum Dank dafür des Abends traktieren. An mehreren Orten war eine feste Taxe dafur, wie viel er zu leisten hatte, nämlich zwei bis fünf Tonnen; dies hat aber sicherlich das knappe niedrigste Ausmass bezeichnet, das in der Regel weit überschritten wurde. So konnte die Würde eines Maigrafen teuer genug zu stehen kommen. Viele suchten daher derselben auszuweichen durch „unvorhergesehene wichtige Geschäfte" am Valbergstage, die sie „zwangen, die Stadt zu verlassen", so dass sie bei der Wahl nicht zugegen sein konnten. Man wusste indessen solche Ausreisser auf verschiedenen Wegen wieder zurückzubringen. In Malmö bestimmte man im Jahre 1549, dass derjenige, der ohne gültige Entschuldigung vom Zuge wegblieb, eine Tonne Bier zahlen müsse, und in Aalberg wurde 1554 festgesetzt, dass ein Mann immerhin zum Maigrafen erwählt werden könne, auch wenn er am Valbergstage nicht zugegen sei; man brauche bloss den „Maikranz" an seiner Thür anzubringen und von seinem Weibe das Bier zu verlangen.

Als Zeichen seiner Würde erhielt der neugewählte Maigraf einen Kranz, der entweder vergoldet war und um den Hut gelegt wurde, wie in Kopenhagen, oder sehr gross war und über der Schulter getragen wurde. Dass derselbe unbequem gewesen ist, kann man daraus ersehen, dass er zu wiederholten Malen Anlass zu Zwistigkeiten gab. In Aalberg wurde im Jahre 1554 ein Ausschuss von acht Mann eingesetzt, um darüber zu urteilen, ob der Maigraf sich dadurch, dass er am Abende, als er tanzen sollte, den Kranz abnahm, nicht schwer vergangen habe. In Schleswig erregte im Jahre 1564 der Maigraf grosses Ärgernis, weil er mit einem kleinen gewöhnlichen Blumenkranz statt des richtigen seinen Einzug hielt. „Besonders der Reichsarchivar", heisst es in dem alten Berichte, „war schlimm berührt durch diesen Hohn gegen eine alte Sitte; doch kam die allgemeine Ärgernis keineswegs etwa durch Mangel an Appetit zum Ausdrucke."

Von dieser Sitte mit dem Maigrafen-Kranz machte 1526 Gustav Wasa Gebrauch, als er im Mai von den Upsala-Höhen, wo er das Volk um sich versammelt hatte, dass darüber klagte, dass er die lateinische Messe abgeschafft hatte, nach der Stadt zurückritt. Der König, welcher kaum ohne Grund den Erzbischof Johan Magnus im Verdacht hatte, hinter diesen Klagen zu stehen, verschaffte sich unterwegs im Übermute einen grossen Blumenkranz und setzte denselben dem Erzbischof aufs Haupt, wodurch er ihn lächerlich machte, indem derselbe ja nach der Meinung des Volkes dadurch zum Maigraf erwählt schien. Johan Magnus musste sich darein finden, und ritt wirklich mit dem Kranze auf dem Kopfe in Upsala ein. Er rächte sich aber einige Tage darauf, als er seinen Maigrafenschmaus gab, bei dem er nach Sitte und Brauch als die Hauptperson zu gelten hatte. Er drückte dies so deutlich als möglich aus, indem er seinen Hauptsitz und Schanktisch viel prächtiger ausstattete als den Sitz des Königs,

Digitized by Google

der sich gegenüber befand. Bei Tische trank er mit folgenden Worten auf des Königs Gesundheit: „Unsere Gnaden trinkt Eure Gnaden zu auf ein gutes Jahr!“ Es war sicher Gustav Wasa's Herzensmeinung, wenn er, obgleich mit einem Lächeln, antwortete: „Deine Gnaden und Unsere Gnaden können nicht unter demselben Dache Platz finden.“

Die erste Handlung des Maigrafen scheint, in mehreren Gegenden wenigstens, gewesen zu sein, sich eine „Maigräfin“ oder „Maiin“ zu wählen, worauf dann auch die übrigen Teilnehmer an dem Zug jeder mit einer „Maibraut“, oder, wie es noch an vielen Orten heisst: mit einem „Gassenlamm“ („gadelam“) versehen wurde. Wo es zwei Maigrafen gab, wurde dies in der Weise ausgeführt, dass der eine den Namen des männlichen und der andere den des weiblichen Teils aufrief. Der eingegangene Bund wurde dadurch zu erkennen gegeben, dass jeder, entweder noch im Walde draussen oder wohl in der Regel erst nach dem Einzuge, seiner Maibraut einen kleinen Blumenkranz überreichte. Mit einem solchen war also jeder im Zuge versehen, und diese Kränze waren es besonders, an denen die Weiber in der Nacht so eifrig zu flechten hatten. Als die Wachnächte abgeschafft wurden, führte man ein sogenanntes „Kranzessen“ am Valbergstage ein, zu dem die Mädchen eingeladen wurden, um Kränze zu binden. Diese „Kranzessen“ scheinen indessen nicht viel besser gewesen zu sein als jene „Wachnächte“, und wurden daher ebenfalls bald verboten. Der Schulze von Koldinghus, Kasper Mankdanner, fand sich im Jahre 1009 veranlasst, daran zu erinnern. Übrigens scheinen auch die „Maibräute“ selbst — wenigstens später — nicht im besten Rufe gestanden zu sein. In der „Wochenstube“ lässt Holberg eine der Personen, die auf Besuch kamen, die Wöchnerin mit folgenden Worten beglückwünschen: „Ei, Madame! Gratuliere! Ihr pariert meiner Treu wie eine Maibraut!“

Schluss folgt.

Die „grosse“ wendische Hochzeit.

(Ta welika szerbska szwaijzba.)

Von

SCHWELA — SCHORBUS.

5. Der Handel um die Braut.

(Wikowańe wo tu ńewèstu.)

Ist der Bräutigamszug auf dem Hofe der Braut angekommen, so begeben sich alle Gäste ins Haus, nur der Bräutigam darf nicht hinein, er bleibt auf seinem Pferde, resp. Wagen. Während nun die angekommenen und die bereits vorhandenen Gäste essen und trinken, begibt sich der Brautführer direkt zum Tische der Braut und bittet diese mit höflichsten Worten, ihm zur Trauung zu folgen. Die Brautjungfern jedoch erheben einen kräftigen Widerspruch und wollen ihren Schützling nicht ohne weiteres abgeben, — die Braut muss losgekauft werden. Auf die Frage, was sie denn verlangen, erfolgt die Antwort: „den ganzen Tisch voll Geld!“ Darauf gefasst, legt er auf jede Ecke und in die Mitte des Tisches je einen blanken, neuen Pfennig, lobt mit allerlei Redensarten das schöne Geld und diesen Reichtum, der es wohl wert sei, die schöne Braut dafür zu lassen. Die Jungfern aber sind ganz anderer Meinung und verlangen „gross Geld.“ Nach langem Hin- und Herreden streicht er endlich seine Pfennige ein und legt blanke Dreier hin (jetzt Zweipfenniger), natürlich unter allerlei missmutigen Klagen über den hohen Preis. Aber Spott und Gelächter ist die Antwort.

In seiner simulierten Verlegenheit geht er endlich hinaus zum Bräutigam und klagt ihm, dass er die Braut nicht bekommen könne, sie sei zu teuer u. s. w. Die Antwort jedoch lautet: „plasch, plasch!“ (zahle, zahle!) Wieder geht er hinein und weiter wird gehandelt mit 20, 50 und 100 Pfennigern u. s. w. Haben die Dirnen ein gutes Mundwerk, — wie es die Weiber ja überhaupt und die wendischen ganz besonders besitzen, — und ist der Brautführer ein reicher Mann, so kommt ihm der Handel teuer zu stehen, bei Zwei- oder Dreimarkstücken (Thalern) wird das Geschäft endlich abgeschlossen. Die anderen Gäste begleiten den Scherz mit allerlei würzenden Redensarten, lassen sich aber im Übrigen ihren Appetit nicht beeinträchtigen.

Während nun der Brautführer dem Bräutigam melden geht, dass sie handelseins geworden, und er den Auftrag bekommt, sich zu beeilen und die Braut zu bringen, vollzieht sich drinnen eine Verwandlung. Der Führer findet ein altes, runzliches, schmutziges Weibsen vor, das mit ansehn-

lichem Buckel geziert, noch eine riesige Bürde trägt. Diese Hexe ist nun die Redeseligkeit selber und versteht es, dem Brautfuhrer weiss zu machen, dass sie die gewünschte Braut sei und sich freue, den lieben Bräutigam beglücken zu können u. s. w. Der Fuhrer lässt sich betölpeln und führt sie stolz hinaus. Ein schallendes Gelächter der auf dem Hofe versammelten Menge und die abwehrenden Gesten des Bräutigams belehren ihn jedoch eines besseren, und im vollen Zorn zieht er seinen Degen und haut auf das Mütterchen los, das inzwischen mit allen Vieren sich vergeblich bemüht hatte, zum schönen Bräutigam aufzusteigen. Die Hiebe bewirken zunächst, dass die Bürde und der Buckel in Fetzen und Scherben zerfliegen, denn sie waren eben mit altem Kochgeschirr gefüllt. Schliesslich macht die falsche Braut reissaus und die richtige wird geholt. Hiermit sind die Allotrias beendet und die ernsten Stunden der Feier beginnen. Der Brautführer fordert die Braut und sämtliche Gäste auf, ihm im Namen Gottes zu folgen, worauf sich alle erheben, um auf den Wagen Platz zu suchen. In dem Augenblick, wo die Braut das Haus verlässt, blasen die bereits auf einem Wagen plazierten Musikanten den Choral: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn", bis alles in Ordnung gebracht ist.

6. Die grosse Abbitte und die Fahrt zur Kirche.

(To wjelike wotpschossowanje a jěženje do zerkwje.)

Die sogenannte grosse Abbitte (wopschossowańe) ist die Hauptsache unter all den genannten Zeremonien; obige können gekürzt werden, können wohl ganz fehlen, — die Abbitte fehlt bei keiner Hochzeit, selbst nicht bei der kleinsten, sofern die Braut nur ehrbar ist.

Haben sämtliche Gäste ihre Plätze eingenommen, — die Braut mit den Brautjungfern im ersten Wagen, der Bräutigam hinter diesem, gleichviel, ob er reitet oder fährt, und darauf die andern Gäste nach Belieben, — so verstummt die Musik, der Brautfuhrer besteigt sein Pferd und reitet dreimal um den ganzen Hochzeitszug, mit seinem gezogenen Degen jedes Wagenrad berührend. Schliesslich postiert er sich vor den Wagen der Braut und hält nun die grosse Rede, an der er wochenlang vorher gelernt.

Lautlose Stille beherrscht währenddessen die in der Regel sehr grosse Zuschauermenge, die es jedoch am Kichern und an schadenfrohen Bemerkungen nicht fehlen lässt, sofern der Redner stockt oder gar stecken bleibt. Andrerseits hört man auch viel Schluchzens und die Thränen der Zuschauerinnen rollen reichlich über die Wangen.

Die Abbitte, dem Inhalte nach allenthalben dieselbe, ist zum grössten Teil in ernstem Ton gehalten, einige humoristische Wendungen dürfen jedoch nicht fehlen. Sie lautet u. A. wie folgt:

„Meine vielgeliebten Hochzeitsgäste, Zuhörer und Zuschauer! Ich wollte Euch bitten, dass Ihr ein Weilchen ruhig bleibet, weil ich etliche Worte zu Euch sprechen möchte.

Wir haben heute einen besonderen und wichtigen Weg vor uns, der wohl zum Gluck führen kann, aber auch zum Ungluck, und darum wenden wir unser Angesicht zu Gott im Himmel und sprechen: O Herr, hilf, o

Digitized by Google

Herr, lass wohlgelingen. So hat es der fromme Elieser gemacht, als er seinem Herrn Isaak ein Weib holen sollte, und er hat Glück gehabt.

Hier steht vor uns ein ehrbarer Bräutigam, der gekommen ist zu dem Hause seiner lieben ehrbaren Braut, dass sie, geschmückt mit dem Kranz der Jungfrauschaft und der Ehren, mit ihm trete an den heiligen Ort, in das Gotteshaus, wohin sie als Kindlein getragen wurde, um in der heiligen Taufe verbunden zu werden mit ihrem Erlöser Jesu Christo, und wo sie in der Konfirmation ihren Taufbund erneuert hat, dort will sie heute schliessen den Bund der heiligen Ehe, und ich bin dazu erwählt, dass ich sie führen soll, wie der Engel Rafael geführt hat den jungen Tobias zu seiner lieben Braut Sarah. Gott der Herr aber wolle selbst der Führer sein, darum lasst uns spreehen:

Jesu, geh voran,
Auf der Lebensbahn,
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen.
Führ uns an der Hand
Bis ins Vaterland — droben.

Liebe ehrbare Braut! Du bist so glücklich und hast heute an Deinem Freudentage Deine beiden lieben Eltern an Deiner Seite.[1]) Danke Gott, dass er Dir Vater und Mutter bis heute erhalten hat, die ihren elterlichen Segen auf Dein Haupt legen können; denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Du wirst, liebe Braut, heute Dein Vaterhaus verlassen und ein anderes Haus wird Dich aufnehmen, ein anderer Stand und andere Pflichten warten auf Dich. Gott der Herr gebe, dass Du ein treues Eheweib werdest, wie Sarah dem Abraham, und eine fleissige Hausfrau, wie Martha, und Jesum lieb habest, wie Maria. Lass die Gottesfurcht nicht aus Eurem Hause weichen, so wird Glück und Segen bei Euch bleiben.

Liebe Braut! Dein Haupt ist geschmückt mit dem grünen Kranz der Ehren. Grün ist die Farbe der Hoffnung und Geduld. Diese wolle Dir Gott geben in jedem Schmerz, in schweren Stunden und trüben Tagen, Und wenn Deine Zeit hin ist, und Gott seine treue Dienerin heim holen wird ins ewige Vaterkaus, so wolle er dann auf Dein Haupt setzen die Krone der himmlischen Herrlichkeit, die Gott geben wird denen, die ihn lieb haben.

Geehrte Hochzeitsgäste! Die Stunde ist gekommen und das Gotteshaus steht uns offen. Weil aber die ehrbare Braut mit einem versöhnten Herzen vor Gottes Angesicht treten will, so bittet sie ab Jedem, den sie beleidigt hat mit Worten oder Werken, dass Jeder ihr vergebe, wie sie einem Jeden vergibt. Sie bittet ab dem lieben Gott alle ihre Übertretungen, womit sie ihn in ihren jungen Jahren erzürnet hat, und sie dankt Gott, dass er sie bis zu dieser Stunde gesegnet und geleitet hat. Die liebe Braut tritt auch zu ihren lieben Eltern und gibt ihnen die Hand zum Danke für alle Liebe und Pflege, die sie ihr erwiesen von dem Tage an, da sie in der Wiege gelegen, bis zu dieser heiligen Stunde; sie wollen ihr

[1]) Ist die Braut eine Waise, so sind diese Worte entsprechend geändert.

Digitized by Google

vergeben und die segnende Hand auf sie legen und sprechen wie Vater Tobias: „So ziehet hin! Gott sei mit Euch auf Eurem Wege, und sein Engel geleite Euch!“

Die liebe Braut tritt auch zu ihren Geschwistern, dass sie ihr vergeben und ihr nichts nachtragen. Sie gedenkt ihrer Lehrer in Kirche und Schule, gedenkt ihrer Freundinnen, Nachbarinnen, Paten und aller Verwandten, gedenkt auch aller Hochzeitsgäste, Zuschauer und Zuhörer, dass sie ihr vergeben, wie sie einem jeden von Herzen vergibt.

Und also mit Gott und Menschen versöhnt, wollen wir wandern im Namen Gottes des Vaters (†), des Sohnes (†) und des heiligen Geistes (†). (NB. Hierbei macht er mit dem Degen drei Kreuze in den Sand). Folget alle mir nach!“

Bei diesen Worten wirft er sein Pferd herum, gibt ihm die Sporen und vorwärts gehts in voller Karriere, ihm nach die übrigen Reiter um die Wette, denn es gilt die Ehre, als Erster das Ziel erreicht zu haben.

Die Wagen nur im Trabe fahrend, bleiben weit zurück und werden von den Reitern nach vollbrachtem Wettrennen wieder auf dem Wege begrüsst.

Bei dieser Reise kommt auch der unvermeidliche Aberglaube zum Vorschein. Geht z. B. nämlich vor dem Hochzeitszuge eine verheiratete Frau quer über den Weg, so gibt es unbedingt Zwist unter den jungen Eheleuten. — Läuft etwa ein unschuldiger Hase von rechts nach links vor dem Zuge hinweg, so passiert noch während der Hochzeit ein Unglück. — Ein weisses Pferd im Hochzeitszuge bedeutet den Tod. — Auf der ganzen Fahrt durfen sich Braut und Bräutigam nicht umsehen; welcher es dennoch thut, der stirbt zuerst.

Muss der Zug ein fremdes Dorf passieren, so reiten die beiden ersten Brautdiener vorweg zur Dorfpolizei und bitten um die Erlaubnis zur Durchfahrt. Eine derartige Anrede liegt dem Verfasser dieses vor und lautet im Original also:

„Einen schönen Gruss mein Herr Amtmann von die jungen leite, von Breitigam und Braut und sie lassen sie bitten, ob sie nicht wollten so gut sein, uns die erlaubniss zu geben, durch gassen und strassen mit Musik zu gehen.“ Ein Trunk aus dem zierlichen Bierkrug von altertümlicher Form mit Zinndeckel ist der Lohn für die erteilte Gewährung der Bitte.

Dieselbe Prozedur wiederholt sich auf dem Rückwege und auch im Kirchdorfe, wo die Ankunft des Zuges bei der Polizei und beim Pastor angemeldet wird.

Hiermit gleichzeitig bekommt dieser das übliche Hochzeitsgeschenk, eine Henne oder eine Schlinke Leinewand. An einigen Orten wird dieser Gebrauch am Schlachttage erledigt.

Schluss folgt.

Digitized by Google

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen.

Gesammelt von

O. KNOOP—ROGASEN.

Die Tiere.

XIII. Stichling.

31. Die Leute halten das Wasser und die Fische fur Orakel. Wenn sie daher in einer schweren Lage sind, so gehen sie ans Wasser und fischen. Befindet sich unter den gefangenen Fischen ein Stichling, so wird das Unheil, an welches sie denken, passieren; ist kein Stichling darunter, so wird es nicht passieren (Wiezbick in Gnesen, von seiner Mutter).

32. Wenn in einer Familie Unglück herrscht, und die Leute wollen daruber Aufklärung haben, ob das Unglück anhalten wird, so muss man an das Wasser gehen und das Netz auswerfen. Befindet sich nach dem Fange ein Stichling im Netze, so ist das Unglück andauernd, ist kein Stichling darin, so wird sich die Lage der Familie ändern (Hosmel in Gnesen).

XIV. Allgemeines.

33. Wenn beim Buttermachen ein Krümchen Brot in die Milch fällt, so wird aus dieser Milch keine Butter (Kreis Gnesen. Mitgeteilt von Wunkowski).

34. Wenn im Milchkeller Milch vergossen wird und man zertritt dieselbe mit den Füssen, so soll die ganze Milch, die sich im Keller befindet, verderben (Kreis Gnesen, polnisch).

35. Wenn ein Mann betrunken ist und in der Trunkenheit herumtanzt, so sagt man von ihm: On pedzi gesi (er treibt Gänse).

36. Kleines Geflügel wird in den ersten acht Tagen keinem gezeigt, sonst gedeiht es nicht (Zdziechowo bei Gnesen).

37. Wenn man von dem Neste eines Vogels weiss, so darf man nach Sonnenuntergang nicht zu demselben gehen oder etwa von ihm sprechen, denn sonst kommen die Ameisen und trinken die Eier aus (Kreis Mogilno, polnisch).

38. Pfauenfedern darf man nicht ins Haus bringen, sonst wird jemand aus demselben sterben (Zdziechowa bei Gnesen).

Digitized by Google

Zur Bücherkunde.

Bis zum 1. Juli 1891 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23 b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Sohr-Berghaus-Hand-Atlas über alle Teile der Erde. Neu bearbeitet von F. Handtke. Achte vermehrte und verbesserte Auflage. Ausgabe in 100 Blättern nebst selbständigem ausführlichem Ortsregister. Glogau, Verlag von Carl Flemming.

Ortsweiser zu Sohr-Berghaus Hand-Atlas über alle Teile der Erde. Neu bearbeitet von F. Handtke. Achte vermehrte und verbesserte Auflage. Glogau, Verlag von Carl Flemming.

Questionnaire de Folklore. Publié par la Société du Folklore Wallon. Liége 1890. (Siehe Anmerkung 1.)

Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet von Richard Andree. Mit einer Tafel. Braunschweig. Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1891.

Peregrinaggio di tre Giovani, Figliuoli del Re di Serendippo. Per Opra di M. Christoforo Armeno Dall'a Persiana nell' Italiana Lingua Trapportato. Nach dem ältesten Drucke vom Jahre 1557 herausgegeben von Heinrich Gassner. Mit einem antikritischen Vorworte von Hermann Varnhagen. Erlangen. Verlag von Fr. Junge. 1891. (Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie. Herausgegeben von Hermann Varnhagen. X. Heft.)

Latweeschu teikas is Maleenas. Ar ilustrazijam. Sarakstijis un ilustrazijas sihmejis Krehslinu Jahnis. I., II. burtniza. III. burtniza. Riga 1891.

Deutsche Puppenspiele. Gesammelt und mit erläuternden Abhandlungen und Anmerkungen herausgegeben von Artur Kollmann 1. Heft. Allgemeines Vorwort. Judith und Holofernes. A. Einleitung. B. Text. C. Anmerkungen und Varianten. Leipzig. Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1891.

Mann und Fuchs. Drei vergleichende Märchenstudien. Von Kaarl Krohn. Helsingfors 1891.

Jésus de Nazareth. Au Point de vue historique, scientifique et social, par Paul de Régla. Paris. Georges Carré, Editeur. 1891.

Zur Geschichte der Legende der Katharina von Alexandrien. Nebst Lateinischen Texten nach Handschriften der Hof- und Staatsbibliothek in München und der Universitätsbibliothek in Erlangen. Der romanischen und neusprachlichen Abteilung der XLI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in München überreicht von Hermann Varnhagen. Erlangen. Verlag von Fr. Junge. 1891.

Harzer Monatshefte. Zeitschrift für die Kunde der Vergangenheit und die Interessen der Gegenwart im Harze. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen a/H. 2. Jahrgang. Juni 1891. Heft 6. Inhalt: Das Teufelsloch im Dome zu Goslar von Rudow. Regensteinfahrten von Steinhoff. Eine Wanderung über den Kyffhäuser von Dr. Rübesamen. Auf der Suche nach Pfingstbräuchen im Harz und den ihm angrenzenden Landschaften von Fr. Ortwein. Bücherschau. Vermischtes u. s. w.

Revue des Traditions Populaires. 6. Année. Tome VI. N. 6. 15. Juni 1891. Directeur Mr. Paul Sébillot, secrétaire général de la Société. Rue de l'Odéon 4. Sommaire: Ancienneté de quelques Locutions usuelles. R. Rossières. — Quelques usages de la Semaine sainte II. Dans les Landes. F. Arnaudin. — Si j'étais Hirondelle. I. Forme

---

Anmerkung. Zum Bedauern des Unterzeichneten ist das treffliche Buch erst am 29. Juni bei ihm eingetroffen, so dass die Besprechung erst später wird erfolgen können. Auf seine Bedeutung neben dem Questionnaire von P. Sébillot sei aber immerhin hier schon hingewiesen. E. V.

Digitized by Google

morvandelle. II. Forme normande. J. Tiersot. — La Légende de Didon (suite). I. La peau de boeuf coupée en lanières. II. La Délimitation par la voix. V. Délimitation par la vue. R. Basset. — Les Mines et les Mineurs. XIII. Coutumes, croyances et chansons des mineurs polonais. M. de Zmigrodzki. — Légendes valaisannes. L. Courthion. — Traditions et superstitions des Ponts et Chaussées. VII. Les Ponts (suite). Légende du pont de la Calade à Saint-Raphaël. M. Ortolan. — Les destructeurs de ponts: les Ponts mythiques. R. Basset. — Les chaussées et les digues VI. (suite). R. Basset. — Les Chemins de fer. II. L. Morin. — Folk-Lore du Lorraine: la Massue. A. de Lazarque. — Blason populaire de la Loire-Inférieure. P. Bézier. La chansons de Bricon. VI. (suite). R. Basset. — VII. Raudonné. M. Defodov. — VIII. Version de la Campine anversoise. J. Cornelissen. — Second Congrès des Traditions populaires. P. S. — Superstitions du Cap Sizun. Le Carquet. Nécrologie. P. Bézier. P. S. — Bibliographie. Livres reçus. Périodiques et Journaux.

„Deenas Lapas“ peelikums. N. 63. III. Riga 1891. Laatweeschu tautas ehdeeni. — Wahdnizas druskas. — Par weleem. — Swehtku laiki mahmtizibas atleekâs. No. D. Osolina. — Jann-Rosê. III. Tautas teikas un nostahsti. — Mums peesuhtitas schahdas grahmatas un laikraksti. (Siehe Anmerkung.)

A Journal of American Ethnology and Archaeology. Editor J. Walter Farkes. Volume I. Boston and New-York. Houghton, Mifflin and Company. The Riverside Press. Cambridge. 1891.

Folklore. A Quarterly Review of Myth, Tradition, Institution and Custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal.) Vol. II. Nr. 2. Juin 1891. London: David Nutt, 270, Strand.

Der Kyffhäuser. Deutsch-nationale Rundschau. Salzburg-Berlin. V. Jahrgang. Juni-Heft Herausgeber: Dr. Heinrich von Schullern und Dr. Josef Sulter in Salzburg.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Cinqième Livraison — Mai. Sixième Livraison — Juin 1891. Paris, Aux Bureaux du Polybiblion 5 rue Saint-Simon, 1891.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. S'adresser pour la Rédaction et les Abonnements au Directeur 19, rue le Verrier, Paris. 8e Année. Sommaire du N. 4. Juin 1891.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Direction MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. VI. 5e Année (N. 51) Livraison. — Juin 1891.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 3. Jaargang 1891. 6. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever.

Anmerkung. Zeigt an und bespricht kurz die Kosmogonien der Arier bez. der Letten, Lithauer und Żamaiten, sowie den Aufsatz des Unterzeichneten: Rillen und andere Marken an den Kirchen, besonders in der Provinz Sachsen (besonders den Perkunsstein früher bei Libau, später dort zum Hafenbau verwandt).

Edm. Veckenstedt.

Die Bücherbesprechungen mussten aus Raummangel diesmal leider wegbleiben, was zu entschuldigen bittet Edm. Veckenstedt.

ADVERTISEMENT DEPARTMENT.

EDITED BY W T STEAD

THE REVIEW OF REVIEWS.

A SIXPENNY MONTHLY

JOHN HADDON & CO., 3 & 4, Bouverie St., Fleet St, E.C.

SCALE OF CHARGES.

One Page £30; Half-Page, £17; Quarter-Page, £9 10s.; One-Eighth, £5; One-Sixteenth, £3.

Several Coloured Pages of Advertisements

Will be exclusively confined to Announcements of BANKS, INSURANCE, and CHARITABLE INSTITUTIONS.

RATES as follows for above:

Whole Page £40; Half-Page, £21; Quarter-Page, £11; One-Eighth, £6; One-Sixteenth, £4.

IMPORTANT TO ADVERTISERS.

All Advertisements will be INDEXED, and on all Pages of Advertisements and Cover a line will be put calling attention to this Index.

SERIES DISCOUNTS off above prices—Three Insertions, 2½ per cent.; Six Insertions, 5 per cent.; Twelve Insertions, 10 per cent.

BILLS (not exceeding in size, 9 by 6 ins) **STITCHED IN** —
2-pp. Bills, 6/- per 1,000; 4-pp. Bills, 7/6 per 1,000
BILLS (not exceeding in size, 9 by 6 ins) **INSERTED LOOSELY**
2-pp. Bills, 5/- per 1,000; 4-pp. Bills, 6/6 per 1,000

No Series Discounts allowed on Bills.

Bills to be delivered by 25th of the month to CARLYLE PRESS, CHARTERHOUSE BUILDINGS, LONDON, E.C.

To ensure insertion, Advertisement with Copy, should be in our hands not later than the 20th of each Month previous to Publication.

Sole Advertisement Agents: JOHN HADDON & CO., 3 & 4, Bouverie Street, Fleet Street, London, E.C.
Telegraphic Adress: "FERGUSONITE, LONDON" Telephone No. 2792.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

3000 Abbildungen im Text.

Das 1. Heft und den 1. Band liefert jede Buchhandlung zur Ansicht.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Die Flutsagen.

Ethnographisch betrachtet von

Richard Andree.

Mit einer Tafel. 8. geh. **Preis 2 Mark 25 Pf.**

Soeben erschien in unserem Kommissions-Verlage:

Jahrbuch der K. K. Heraldischen Gesellschaft „Adler".

Neue Folge. — 1. Band.

275 S. gr. 8° mit 14 Tafeln u. 1 Tabelle. Preis 16 ℳ ord., 12 ℳ no. bar.

Da diese Publikation bisher von W. Braumüller, hier debitiert wurde und wir unverlangt nicht versenden, so bitten wir an der Hand Ihrer Kontinuationsliste zu bestellen. Nicht abgesetzte Exemplare nehmen wir innerhalb 3 Monate bar zurück.

Wien. **Gerold & Co.**

Als die denkbar zuverlässigsten, allen billigen Anforderungen entsprechenden

Sprachführer

für die Reise nach, bezw. den Aufenthalt in England oder Amerika, sowie Frankreich bitten auf Lager zu halten:

Langenscheidts Notwörterbücher.

Englisch: Teil I. Englisch-deutsch. Teil II. Deutsch-Englisch. Teil III. Land und Leute in England. Teil IV. Land und Leute in Amerika.

Französisch: Teil I. Französisch-deutsch. Teil II. Deutsch-Französisch. Teil III. Land und Leute in Frankreich.

Teil III. bezw. IV jeder Sprache à 3 ℳ ord., 2,25 ℳ no., 2 ℳ bar;
alle übrigen Bändchen à 2 ℳ ord., 1,50 ℳ no., 1,35 ℳ bar.

Langenscheidtsche Verlagsbuchh. in Berlin.

Eduard Trewendt in **Breslau.**

Im Mai kamen zur Ausgabe:

Lieferung 2/3 von

Gottschall, Nationallitteratur.

6. Auflage.

à 1 ℳ ord., 75 ₰, netto, 60 ₰ bar u. 7/6.

Lieferung 4 erscheint Anfang Juni. — **Nur fest und bar.** —

Digitized by Google

Verlag von **H. Bechhold**, Frankfurt a/M.

Bechhold's Handlexikon
der
Naturwissenschaften und Medizin

bearbeitet von
A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. V. Löwenthal
und **Dr. J. Bechhold.**

Erscheint in ca. **10 Lieferungen** à **80 Pf.**

Es ist das erste Werk, welches über sämtliche dem Gebiete obiger Wissenschaften angehörigen Ausdrücke in bündiger, leicht fasslicher Form Auskunft erteilt. — Es behandelt:

Physik u. **Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Astronomie** etc. **Medizin** und **Arzneikunde** mit ihren sämtlichen Zweigwissenschaften,
Rohstoffe, technische Erzeugnisse
und deren Benennungen im Handel etc. etc.

Besonderer Wert wurde auch gelegt auf die Erklärung der Abkürzungen und Symbole, wie solche in den beschreibenden Naturwissenschaften, der Chemie, bei Abfassung von Rezepten etc. gebräuchlich sind. — Bei jedem Fremdwort ist die **Etymologie** berücksichtigt.

Literarisches Jahrbuch

Begründet und herausgegeben von **Alois John.**

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist zunächst das Zentralorgan für die Literatur des nordwestlichen Böhmens und der deutschen Grenzlande (Oberfranken, Vogtland) und bringt als solches **wissenschaftliche, literarische** und **künstlerische Beiträge**, Saison- u. Bäderberichte, eine **alle Gebiete geistigen Lebens umfassende kritische Rundschau**, Gedichte etc.

Das **„Literarische Jahrbuch"** ist aber kein lokales Organ, sondern sucht auch Fühlung mit den neuen Strömungen in Wissenschaft und Literatur und wird daher auch **allgemein orientirende Beiträge über modernes Geistesleben** bringen.

Das **„Literarische Jahrbuch"** vereinigt also eine echt autochthone, nationales aus einem bestimmten deutschen Gau herausgewachsene Eigenart mit den Tendenzen einer weltfreien, das Leben im neuen Sinne erfassenden und reformatorischen Literatur.

Das **„Literarische Jahrbuch"** erscheint in zwanglosen Bändchen, mit literarischen Porträts, 5 Bogen stark, gut ausgestattet. Vorherbestellungen und Abonnements beim Herausgeber:

Alois John
EGER (Böhmen) Bahnhofstrasse 25.

Band I. enthält unter anderen einen Beitrag:

Die Volkskunde
nach Wesen, Zweck und Bedeutung.

von **Dr. Edmund Veckenstedt.**

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE.

III. BAND. 12. HEFT.

LEIPZIG 1891.

DRUCK UND VERLAG VON FRANKENSTEIN & WAGNER.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet. (Julius Krohn's finnische Litteraturgeschichte I, 1.) Übersetzt von O. P. 441

Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels Lund. Von Poestion-Wien 464

Die „grosse" wendische Hochzeit. Von Schwela-Schorbus . . . 475

Inhaltsverzeichniss 482

Digitized by Google

Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet.

(Vgl. **Julius Krohn's** finnische Litteraturgeschichte I, 1.)

Übersetzt von

O. P.

Nachdem er seinen Feind erschlagen, steckt Lemminkäinen zum Hohne dessen Kopf auf einen Pfahl der Umzäunung. Dann tritt er in die Stube und spricht zur Wirtin:[1])

„Hol' nun Wasser, du böses Mädchen,
Wieder rein zu waschen die Hand,
Von dem Blute des falschen Hausherrn,
Des gefallenen Bösewichts!"

Durch diese Worte wird das Mass des Spottes und Schimpfes bis zum Rande gefüllt, so dass die Rache jeden Augenblick als allvernichtender Strom hervorbrechen kann. Auch das Herz des dreisten Lemminkäinen schnürt sich zusammen beim Gedanken an die unausbleiblichen Folgen seiner Handlung. Eilig flieht er nach der Heimat, wo die Mutter ihm rät, sich auf einige Zeit auf der Insel zu verbergen.

Aber der Übermut des Wildfangs verwandelt bald diesen Zufluchtsort zu einem Orte der Gefahr, die Lebensrettung zur neuen Leibesnot. Auch hier fängt er leichtsinniger Weise an mit den Frauen und Mädchen der Insel zu scherzen. Seine Schönheit, seine Liebenswürdigkeit, seine Gesangeskunst bezaubern wiederum alle Herzen. Aber diese masslose Gunst von Seiten des schönen Geschlechts erweckt selbstverständlich und natürlich grenzenlose Feindschaft und Wut bei jedem verlassenen Bräutigam, bei jedem getäuschten Ehemanne. Lemminkäinen muss endlich von der Insel flüchten, wie hätte auch nur ein einzelner Mann, und wäre er ein noch so kühner Held, sich halten können:

„Wenn ihn hundert Männer verfolgen,
Tausende gar den Tod ihm drohen?"

In diesem Abschiedsmoment schildert die Muse noch einmal recht lebendig ihres Lieblings unwiderstehliche Verführungsmacht. Bitter beweinen die Jungfrauen der Insel sein Scheiden; sie fragen:[2])

„Warum scheidest du, Lemminkäinen,
Fährst in deine Heimat zurück?
Waren die Mädchen hier zu spröde,
Waren nicht der Frauen genug?"

[1]) R. 27, V. 401. [2]) R. 29, V. 359.

Digitized by Google

Augenscheinlich schämt sich Lemminkäinen, die eigentliche Ursache seiner Flucht zu gestehen, es wäre ja doch, auch in grösster Gefahr, die Furcht ein unpassendes Gefühl in dem Herzen eines Helden. Eine zu deutliche Lüge wäre wiederum eine zustimmende Antwort auf die Frage der Weiber. Er muss daher eine andere, glaubwürdigere Ursache ersinnen: [1])

„Nicht zu spröde waren die Mädchen,
Auch der Frauen waren genug,
Hundert Jungfraun könnt ich gewinnen,
Tausend Mädchen und wohl noch mehr;
Doch ich kehre zurück zur Heimat,
Kehre wieder nach Haus zurück,
Denn das Heimweh hat mich ergriffen,
Sehnsucht treibt mich wieder nach Haus,
Nach des eigenen Landes Erdbeern,
Nach den Beeren auf eignem Berg,
Nach den Mädchen des eignen Landes,
Nach den Täubchen im eignen Hof."

Also bleiben sie allein zurück, die Jungfrauen der Insel und sie weinen bitterlich. [2])

„Blickten unter Thränen ins Weite,
Sahn so lange hinaus ins Meer,
Als sie des Schiffes Segel schimmern,
Noch die Masten des Fahrzeugs sahn.
Doch sie weinten nicht um die Masten,
Klagten auch um die Segel nicht,
Nein, um den, der neben dem Maste,
Unter dem weissen Segel stand."

In seiner Heimat angelangt gewahrt Lemminkäinen zu seinem Entsetzen einen seltsamen Anblick. Verbrannt ist der Hof, ein junger Laubwald bedeckt die Felder. Pohjola hat während seiner Abwesenheit Rache genommen. Und er bricht in Weinen aus und weint bitterlich. Zart und lieblich thut uns die Muse den tiefsten Grund seiner Trauer kund: [3])

„Doch nicht klagt er um seine Hütte,
Um das Vorratshäuschen am Berg,
Nein, die treue Mutter beweint er,
Die im Vorratshäuschen geschafft."

Die einzige, welche der leichtsinnige, wankelmütige Verführer wahrhaft und beständig geliebt, ist verschwunden, hat von der Hand des Feindes den Tod erhalten, den Tod gefunden zur Sühne der Missethat des eigenen Sohnes! Dieser Gedanke ist so bitter, dass er für den Augenblick die ganze Mannhaftigkeit des Lemminkäinen darnieder wirft. Er verflucht jetzt die höchste und grösste Freude seines Herzens, jene Kriegslust, die vor der Zeit die zärtliche Mutter zu den Gefilden Tuonelas befördert. Er klagt: [4])

[1]) R. 29, V. 365. [2]) R. 29, V. 387. [3]) R. 29, V. 479. [4]) R. 29, V. 501.

Digitized by Google

„Zu den Toten bist du gegangen,
Längst geschieden von deinem Sohn,
Bist zu Asche und Staub geworden,
Tannen wachsen aus deinem Haupt,
Über den Füssen grünt Wachholder,
Weiden sprossen aus deiner Hand!
Weh, zu meinem eigenen Schaden,
Mir zum eigenen Untergang,
Hab' ich einst die Waffen erhoben,
Habe je die Klinge gezückt,
Dort auf Pohjolas weitem Hofe,
Auf dem Felde in Sariola,
Zum Verderben des eignen Hauses,
Zu der Mutter zeitigem Tod!"

Gerade in seiner wildesten Verzweiflung trifft er einige Spuren und findet, von ihnen geleitet, im tiefen Walde seine Mutter, im geheimen Verstecke, wohin sie nach dem Ausbruche des Krieges geflüchtet. Diese unerwartete Freude gibt dem Lemminkäinen augenblicklich die gewohnte Keckheit wieder. Er verspricht, neue Stuben zu zimmern, besser als die früheren; er droht einen neuen Krieg gegen Pohjola zu beginnen, und alle Übelthaten des Feindes zu vergelten. Schon blitzt auch der Schelm durch die Thränen seiner Augen hervor. Auf die Frage der Mutter, wie es ihm auf der Insel gefallen, antwortet er mit den tollsten Scherzreden, seine Siegesfreude und seinen Triumph unter dem durchsichtigen Gewande der Demut verbergend.[1])

„Herrlich war es daselbst zu leben,
Fröhlich gingen die Tage hin,
Eins nur machte das Leben traurig,
Nur das einzige war mir fremd:
Für die Mädchen fürchteten Alle,
Waren für die Täubchen besorgt,
Glaubten, ich könnt' die dummen Gänse,
Könnt' das närrische Völkchen gar
Allzu übel und bös behandeln,
Könnte allzu vertraulich sein;
Ich, der stets die Mädchen gemieden,
Aus dem Wege den Jungfraun ging,
Wie der reissende Wolf der Herde,
Wie der Habicht dem Hühnerhof."

Indem sich Lemminkäinen zu seinem Rachezuge rüstet, beschliesst er als Begleiter seinen alten, in vielen gemeinsamen Kämpfen erprobten Kriegsgefährten Tiera mitzunehmen. Er ermuntert ihn dazu mit folgenden Worten:[2])

„Denkst du noch der früheren Tage,
Unsers frohen Zusammenseins,

[1]) R. 29, V. 589. [2]) R. 30, V. 61.

Digitized by Google

Da wir beide als Kriegsgefährten
Manche Gefahr im Kampf geteilt?
Nicht ein Dörfchen fanden wir damals,
Das nicht aus zehn Höfen bestand,
Kamen in keinen Hof im Dorfe,
Wo wir nicht zehn Krieger gesehn,
Fanden unter den Männern keinen,
Keinen unter der Kriegerschar,
Den wir beide nicht leicht besiegten,
Den wir nicht im Kampfe gefällt."

Und Tiera, obgleich er eben geheiratet, vermag dem lockenden Rufe nicht zu widerstehen. Diese durch den Kriegsgefährten geweckten Erinnerungen an frühere Tage des Ruhmes geben ihm keine Ruhe, gönnen ihm kein Verweilen in der stillen Heimat. Er springt auf, so eilig, dass er in der Hitze den einen Schuh am Herde an den Fuss schnallt, den anderen auf der Ofenbank, und erst an der Pforte sich gürtet. Er reisst auch seinen prächtigen Speer aus dem Winkel, und versucht seine Kräfte, ob sie noch die einstigen seien. [1])

„Heftig schüttelt er den Wurfspiess,
Schwang den wuchtigen in der Luft,
Stiess wohl eine Klafter die Spitze
In des Ackers lehmigen Grund."

Die einstige Kraft ist mit der einstigen Lust auch noch vorhanden; und Tiera eilt zu Lemminkäinen als sein Kriegsgehülfe.

Welch ein lebendiges Bild des vor Zeiten auch in unserem Volke sich regenden Abenteurergeistes, ein Bild, welches sich nicht bloss mit der Verkörperung dieses Geistes in Lemminkäinen begnügt, sondern auch, wie durch einen Blitz erhellt, uns wahrnehmen lässt, dass es ein weit verbreiteter, Allen gemeinsamer Geist gewesen!

Der beabsichtigte Zug nach Pohjola bricht jedoch in der Mitte recht tragisch ab. Die Helden haben nicht Gelegenheit an ebenbürtigen Feinden die Schärfe ihrer Schwerter zu versuchen. Der von der Wirtin von Pohjola ausgesandte Frost nimmt sie mitten im Meere gefangen. Da hilft nicht das siegreiche Schwert des Lemminkäinen, nicht seine gewaltige Zauberkunst. Ein unvermeidlicher Tod steht ihnen bevor, der Tod durch Frost oder Hunger, in beiden Fällen ein unrühmlicher, der Helden unwürdiger Tod. Darüber bricht Tiera in das jämmerlichste Wehklagen aus; auch Lemminkäinen lässt sich auf einen Augenblick niederdrücken und klagt. Aber nicht einmal in dieser letzten Not vermag er jener „Schönen" zu vergessen, die im Wechsel mit den Kämpfen im Herzen des Wildfangs sein Lebelang geherrscht. [2])

„Doch mich selber kummert es wenig,
Macht mir wenig Sorge und Not,
Wenn die Mädchen nur glücklich leben,
Die Gelockten nur fröhlich sind,

[1]) R. 30, V. 107. [2]) R. 30, V. 439.

Wenn die Frau'n zu Haus nur lachen
Und die jungen Bräute sich freun,
Wenn sie nicht gar vor Sehnsucht weinen,
Und vor Herzenssorge vergehn."

Und diese Erinnerung gibt plötzlich seinem Geiste dessen ganze verschwundene Spannkraft zurück. Mutig ruft er wieder: [1])

„Noch that uns kein Zauberer Böses,
Noch kein Seher hat uns erspäht,
Auf der Wanderung uns zu töten,
Zu verderben auf unserer Fahrt."

Und in dem Augenblick findet er das Mittel, welches sie aus der Not errettet. Hier können wir diese Betrachtung des Charakters Lemminkäinens beschliessen.

VII. Kullervo.

Die allerhöchste Schönheit der Kalewala liegt, wie wir es bereits gesagt, in den hineingeflochtenen zwei besonderen, kleinen Runencyklen: den Kullervo- und Ainoliedern. In beiden spiegelt sich eine vollendete, fast mit der Meisterschaft der Kunstdichtung hervortretende Einheit, in beiden sind die Charaktere noch lebendiger und schärfer gezeichnet, in beiden ist auch die durchgehende Grundidee unvergleichlich tiefer gedacht, als in den anderen Teilen unseres Epos. Ist es denn ein Wunder, dass die ästhetische Untersuchung ihr Augenmerk vorzüglich auf dieselben gerichtet hat? Schon im Jahre 1853 veröffentlichte Professor Fr. Cygnaeus einen genialen Kommentar über Kullervo, in seiner Schrift „über den tragischen Stoff der Kalewala." [2]) In neuerer Zeit hat Professor Fr. Perander von neuem die Persönlichkeit Kullervos in Betrachtung gezogen, und dazu noch eine tiefgehende Erklärung der Ainolieder geliefert. [3]) Ein Sammeln in den Spuren dieser beiden Forscher hiesse dasselbe thun, wie nach eingebrachter Ernte auf dem Stoppelfelde die abgefallenen Körner auflesen. Aus diesem Grunde ist die jetzt folgende Betrachtung dieser beiden Gesangscyklen beinahe vollständig den oben erwähnten Werken entlehnt.

Als tragischen Urgrund der Schicksale Kullervos stellt Cygnaeus fest, die Natur habe ihn zum Helden bestimmt, das Missgeschick aber zum Sklaven gemacht. Mit Riesenkräften geboren, hat er eine brennende Lust diese seine Kraft mit voller Energie in entsprechenden Heldenwerken zu bethätigen; aber er ist auch zugleich zu den drückenden Verhältnissen der Sklaverei geboren, und in der geringen Zwangsarbeit des Leibeigenen verwandelt sich dieses gewaltige Heldenfeuer in einen allzerstörenden Hass. Er hat die glühende Sehnsucht aller edlen Herzen, zu lieben und Liebe zu geniessen, aber die Welt zerfleischt sein Herz mit erbarmungsloser Härte. Er hat das nicht zu bändigende Verlangen aller grossen Seelen, Ehre zu

[1]) R. 30, V. 447.
[2]) Afhandlingar i populära ämnen II.
[3]) Von der tragischen Grundidee des Kullervo, „Kaikuja Hämeestä" I, und von der Ainorune in der Kalewala, in dem II. Hefte desselben Kalenders.

Digitized by Google

gewinnen, seinen hohen Wert vollkommen anerkannt zu sehen; aber diesem Verlangen wird mit eiseskaltem Hohne begegnet, und der ganze Mensch wird nicht höher geachtet als:[1])

„Zwei zerschlagene alte Kessel,
Drei zerbrochne Haken dazu,
Fünf verschliffene, schmale Sensen,
Und sechs Spaten rostig und stumpf."

Gleich am dritten Tage seines Lebens schon thut Kullervo seine angeborene übernatürliche Stärke kund, indem er seine Windeln zerreisst und seine Wiege zertrümmert. Diese frühen, viel verheissenden Kraftäusserungen hätten Freude und Stolz bei seiner Umgebung erwecken mögen, wenn der Knabe ein Geschlecht, ein Vaterland gehabt. Doch in dem Kriegsgefangenen, dem Leibeigenen dargethan, erregen sie bloss die Habgier, sowie die an einem neugeborenen Füllen oder Kalbe wahrgenommene Tüchtigkeit. Untamo hofft:[2])

„Mit der Zeit ihn reifen zu sehn,
Zum verständigen, braven Jüngling,
Einem starken, tüchtigen Mann,
Einem Diener, der hundert andre,
Tausend seinesgleichen ersetzt."

Aber auch der Knabe baut seine Hoffnungen auf die Zukunft:[3])

„Als er zwei, drei Monde gewachsen,
Gegen Ende des dritten schon
Sprach, der kleine winzige Knabe,
Der die Kniee hoch kaum erreicht:
Wenn ich später einmal erwachse,
Wenn ich grösser werde und stark,
Will ich des Vaters Schmerzen rächen,
Und der Mutter bitteres Leid."

Dieses hört Untamo und erschrickt; er ruft:

„Der wird meines Stammes Vernichter,
Kalerwo selbst steht in ihm auf,"

Das ganze Geschlecht des Untamo, die Weiber sowohl wie die Männer beratschlagen nun einmütiglich, wie sie den gefährlichen Knaben aus dem Wege räumen sollten. Sie versuchen es mit allen möglichen Todesarten. Endlich knüpfen sie ihn an einen Baum; doch auch hier zeichnet er sorglos Bilder in den Stamm der Eiche:[4])

„Männer sieht man und scharfe Schwerter,
Sieht auch spitze Speere darauf."

Also auch bei dieser Gelegenheit offenbart er den innersten Trieb seiner Seele: zu gewaltigen Kriegen und Kämpfen, zu ruhmvoller Mannesthat!

[1]) R. 31, V. 369. [2]) R. 31, V. 100. [3]) R. 31, V. 105. [4]) R. 31, V. 191.

Digitized by Google

Jetzt lässt man ab von den vergeblichen Mordversuchen; statt dessen versucht man von nun an seinen Heldengeist zu unterdrücken, zu töten, durch geringe, unziemliche Arbeiten. Auch hier verwendet er die ganze Kraft, das ganze Feuer seiner Natur, allein dadurch verdirbt er nur alles, was er anfasst. In seiner Arbeit liegt kein Segen, nur Zerstörung. Unsäglich tragisch erscheinen die übernatürlichen Kraftäusserungen des verachteten Sklaven! Es ist als riefe er unablässig seinem Herrn zu: gebt mir ein hohes Ziel, ich werde mich zu demselben erheben, gebt mir Grosses zu schaffen, ich werde es vollbringen! Aber sein hartes Geschick macht alle solche Bestrebungen und Arbeiten unerreichbar. Er hat kein eigenes Volk, für welches zu kämpfen, er hat kein Vaterland, für welches zu leben und zu sterben. Ein Ziel, ein Thun allein ist für ihn möglich — es ist die Rache!

Überdrüssig seines untauglichen Sklaven, der „alles zu Schanden schlägt", verkauft ihn Untamo dem Ilmarinen um den obenerwähnten nichtigen Preis. Dieser Glückswechsel hätte auch zugleich ein Wechsel zum Glück im Leben Kullervos werden können. Wenn irgend einer, so wäre der berühmte Schmiedemeister, der die Feste des Himmels geschmiedet und den Sampo verfertigt, der rechte Mann gewesen, um das Arbeitsfeuer des aussergewöhnlichen Sklaven an Werken zu bethätigen, in welchen dieser dem steten Drange seiner Seele nach, seine Stärke nach äussersten Kräften hätte anspannen können. Aber zu jenen vielen, psychologisch so wunderbar richtigen Umständen in den Kullervorunen, gehört auch der, dass alle, die mit dem Sklaven in Berührung kommen, gegen ihn hart und lieblos sind. Ilmarinen kümmert sich nicht darum, die etwaigen geheimen Eigenschaften des neuen Leibeigenen näher zu ergründen. Er hält ihn, wohl nach den früheren Erfahrungen urteilend, zu nichts anderem als zu den geringsten Hantierungen fähig. Deshalb stellt er ihn vollkommen den Befehlen seines Weibes unter. Durch diese Bestimmung wäre man versucht zu glauben, hätte ein Sonnenstrahl den tiefschwarzen Wolkenhimmel in Kullervos Leben durchbrechen müssen. Er ist unter die Herrschaft und Pflege der zarten, lieblichen Jungfrau von Pohjola, der Hausfrau des Ilmarinen, gekommen. Diese hätte wahrscheinlich besser als irgend jemand anderer den störrischen Sinn des Sklaven erweichen und mildern können, wäre sie nur bei ihrer eigenen Natur geblieben. Milde ist ja eine Kraft, welche auch die verstocktesten Herzen schmelzen kann. Aber auch von ihr wird dem Sklaven nichts als Erbarmungslosigkeit, nichts als Härte, nichts als boshafter Hohn zu Teil.

Die Hausfrau des Ilmarinen schickt Kullervo in den Wald, das Vieh zu hüten. Dieses Geschäft ist noch niedriger, noch geringer als alle, die der Sklave im Hause des Untamo zu verrichten gehabt. Hier hat er keine Gelegenheit, ferner seine grosse Stärke in falscher Anwendung, im Zerstören zu bethätigen. Es ist leicht zu denken, wie bitter Kullervos Gemüt diesen neuen Schimpf empfindet. Und in der ungestörten Einsamkeit des Waldes hat er überreichlich Zeit, die ihn getroffene Kränkung immer und immer wieder zu überdenken.

Im ersten Augenblick ist die Empfindung seiner Demütigung so bitter,

dass sie seine gewohnte Festigkeit niederschlägt und er in Klagen und Jammern ausbricht: [1])

„Weh mir unglückseligem Knaben,
Mir bejammerungswürdigem Mann!
Wohin bin ich Armer geraten,
Was für Arbeit hab ich zu thun?
Hüten soll ich Ochsen und Kühe,
Soll nach Kälbern und Schafen sehn,
Durch Moräste und Sümpfe waten,
Muss die schlechtesten Wege gehn!"

Nach einiger Zeit jedoch kehrt die Spannkraft seines Geistes wieder. Die erste Kundgebung dieser Wiederkehr aber ist das Hervortreten der in Kullervos Herzen beginnenden Verderbnis, dem unvermeidlichen Fluche der Unterdrückung und Sklaverei. Der an den Wurzeln alles Edlen nagende, scheeläugige Neid hat in ihm die Oberhand gewonnen. So singt er zur Sonne: [2])

„Sieh hernieder, du Sonne Gottes,
Goldne Kugel strahle herab
Auf den armen Hirten des Schmieders,
Auf den unglückseligen Knecht!
Scheine nicht auf Ilmaris Esse,
Sieh nicht auf die Wirtin im Haus;
Glücklich lebt sie und ohne Sorgen,
Isst tagtäglich weizenes Brot,
Nimmt auch Kuchen anstatt des Brotes,
Streicht noch Butter oben darauf.
Doch der Hirt isst trockene Rinden,
Hat zum Mahle nur trockenes Brot,
Selten nur aus Hafer gebacken,
Oft zur Hälfte mit Spreu gemengt,
Brot aus Rinde gibt man dem Hirten,
Reicht ihm Nahrung aus Fichtenmehl."

Nun setzt er sich auf die Erde, den grünenden Torf, und zieht seine dürftige Kost hervor. Misstrauisch beschaut er sie, denn vielleicht mag sie noch schlechter sein als es der äussere Anschein zeigt. Er betrachtet, er wendet sein Brot und spricht: [3])

„Manches Brot ist herrlich von aussen,
Glänzend scheint die Rinde und glatt,
Doch im Innern ist es verdorben,
Ist mit trockener Spreu gefüllt!"

Das Misstrauen ist das zweite Zeichen der durch Unterdrückung erzeugten Herzensverderbnis.

Allein die Wirklichkeit ist noch schlimmer, als es sich das argwöhnische Gemüt des armen Sklaven hätte träumen können. Er hatte gefürch-

[1]) R. 33, V. 7. [2]) R. 33, V. 19. [3]) R. 33, V. 77.

Digitized by Google

tet, ein Rindenbrot zu finden, Stroh und Spreu in dem Gebäck; jedoch er findet hier einen Stein, an welchem er sein Messer, das einzige, ihm von seinen Eltern hinterlassene Erbteil, zerbricht. Eine so teuflische Bosheit und Verhöhnung hatte selbst Kullervo, obwohl an Unbarmherzigkeit gewöhnt, nicht im entferntesten ahnen können.

Im ersten Augenblick erfüllt der Kummer, seine einzige Heimatserinnerung verloren zu haben, sein Herz so vollständig, dass kein Raum für andere Empfindungen übrig bleibt. Er weint und klagt bitterlich: [1])

„Hier dies Messer, mein Genosse,
Dieser Stahl mein einziger Freund."

Im folgenden Augenblick aber sehen wir bereits, dass in Wahrheit das einzige Band der Liebe, das einzige Band der Brüderlichkeit, welches Kullervo noch mit der Menschheit verbunden, mit dem Messer gebrochen ist.

Rache, Rache, ist jetzt sein einziges feuriges Begehren! Er ermordet das Weib des Ilmarinen und wandert aus, mit lauter Stimme seiner That sich rühmend: [2])

„Singend zog er hinaus zum Hofe,
Froh verliess er Ilmaris Haus."

Aber wie der Abend gekommen, die Nacht sich verfinstert, beruhigt sich diese durch den Zorn hervorgerufene unnatürliche Gemütsaufregung. Er erkennt jetzt, dass er noch tiefer gefallen als in den früheren Verhältnissen. Auch der Hirte, auch der Sklave hat noch ein Heim, hat noch ein Familienleben, aber der vogelfreie Mörder hat bloss den tiefen Wald zum Heim, die Tiere des Feldes zu Gefährten. Mit herzzerreissender Bitterkeit beweint er sein naturwidriges Dasein, seine gänzliche Verlassenheit. [3])

„Warum bin ich, Armer, geschaffen,
Wer hat mir das Leben geschenkt,
Rastlos durch die Weite zu wandern,
Heimatlos durch Fluren und Feld!
Andre ziehen in ihre Heimat,
Eilen fröhlich ins Vaterhaus,
Meine Heimat ist tief im Walde,
In der Heide mein Elternhaus;
Meine Feuerung sind die Winde,
Und die Regenschauer mein Bad. — —
Schon als Kind verlor ich den Vater
Und die Mutter verliess mich früh,
Starb der Vater und starb die Mutter,
Niemand blieb von Kalerwos Stamm,
Strümpfe reichte man mir von Schnee,
Schuhe von kaltem, schlüpfrigem Eise,
Liess mich auf gefrorenem Wege,
Auf dem schwankenden Steig zurück,
In die Sümpfe hinabzugleiten,
Zu versinken im tiefen Schlamm."

[1]) R. 33, V. 91. [2]) R. 34, V. 11. [3]) R. 34, V. 45—86.

Bald jedoch schnellt sich seine feste, männliche Charakteranlage aus dieser Niedergeschlagenheit wieder empor. Bald ruft er wieder stolz und mutig:[1])

„Dennoch will ich in meinen Jahren,
Bis zu dieser Stunde noch nicht
Mich als Brücke im Sumpfe wälzen,
Wie ein Bret im tiefen Morast
Mich im Schlamme zertreten lassen,
Nicht so lange ich hier die Hand
Und die Finger an meinen Händen,
Alle zehn zu rühren vermag!"

Es kommt ihm jener alte, noch nicht zur Ausführung gebrachte Entschluss wieder in den Sinn: die Rache an Untamo:[2])

„Seines Stammes Leiden zu rächen,
Seiner Mutter Kummer und Schmerz."

Aber wie er im Begriff ist, diesen blutigen Weg zu betreten, erhält er die unerwartete Nachricht, sein Vater und seine Mutter seien im Kampfe gegen Untamo keineswegs Opfer des Todes geworden, sondern hätten sich in eine kleine, verborgene Hütte im Herzen des tiefsten Waldes geflüchtet. Nun scheint sich auf einmal das düstere Los des Kullervo aufzuhellen. Ihm wird geboten, was er eben so schmerzlich beweint, ein eigenes Heim! Er, der sich soeben ganz verlassen, ganz einsam auf der Welt geglaubt, trifft jetzt ein Mutterherz, so unsäglich reich an Liebe, wie es nur ein Mutterherz auf dieser Erde sein kann. Aber all dieses Glück kommt jetzt — zu spät.

In der Sklaverei, in der Unterdrückung ist Kullervos Herz bereits zu sehr verwildert, als dass es sich in das stille, friedliche Leben des Hauses fügen und sich darin gefallen könnte. Dazu noch wird sein nach Grossem und Hohem dürstender Heldengeist ebenso wenig zu Hause begriffen wie draussen in der fremden Welt. Er ist zu jeder Arbeit im Dienste der Seinigen bereit. Wie er aber beim Ziehen des Netzes, beim Rudern oder Stossen frägt:[3])

„Soll ich rudern aus allen Kräften,
Gerade so viel als ich vermag,
Oder mit gewöhnlichem Masse,
Gerade so viel als nötig ist?"

da heissen ihn seine Verwandten, die in ihm verborgene Riesenstärke nicht ahnend, immerhin seine ganze Kraft anwenden, die hier ja wohl von Nöten wäre.

Nun zerbricht er in der Unbändigkeit des gekränkten Heldenstolzes alle Ruder, und zerreisst beim Stossen die Netze zu Fetzen. Über des Sohnes Untauglichkeit zu häuslichen Geschäften erzürnt, sendet ihn der

[1]) R. 34, V. 87. [2]) R. 34, V. 119.
[3]) R. 35, V. 17.

Digitized by Google

Vater jetzt in fernen, gefahrvollen Aufträgen aus. Er muss gehen, die Steuergelder entrichten:[1])

„Besser taugst du vielleicht auf Reisen,
Zeigst auf Wanderung mehr Verstand"

meint der Vater; im Grunde des Herzens mag er vielleicht die Hoffnung bergen, den unbequemen Riesenjüngling auf dieser Reise los zu werden. Allein dieser Auftrag ist der erste, einem Manne angemessener, welchen Kullervo je erhalten, und er vollbringt ihn auch auf rühmliche Weise. Erfreut fährt er wieder der Heimat zu, aber nun erreicht ihn die entsetzlichste Episode seines Unglückslebens.

Er trifft unterwegs ein junges schönes Mädchen, welches er mit Hülfe seines Goldes und Silbers bethört. Auf die Frage der Jungfrau offenbart er seine Herkunft und fragt nun seinerseits nach der ihrigen; da erfährt er die schauerliche Kunde, das verführte Mädchen sei seine eigene Schwester, von welcher ihm die Mutter erzählt, dass sie dereinst beim Beerensammeln sich verirrt und verloren sei. Auf beide Schuldigen macht diese Entdeckung eine herzerstarrende Wirkung.

Das Mädchen stürzt sich alsbald in den schäumenden Wirbel des nahen Wasserfalles.

„Fand Erlösung im Tuoniflusse,
Fand Erbarmen in Manas Reich."

Und Kullervo, obwohl in der schweren Schule des Lebens abgehärtet, bricht in die entsetzlichsten Leiden und Gewissensqualen offenbarenden Klagen aus:[2])

„Weh mir Armen auf ew'ge Zeiten,
Weh mir unglückseligem Mann!
O mein Vater, einzige Mutter,
Heissgeliebte Eltern, o hört:
Wozu bin ich Armer geboren,
Warum gabt ihr das Leben mir?
Besser, wahrlich, wäre es gewesen,
Wär' ich nie zum Leben erwacht,
Wenn ich nicht geboren wäre,
Hätte die Sonne nie gesehn!"

Sein stattlicher Reiseschlitten flösst ihm in dieser Gemütsverfassung Grauen ein; nur zu lebhaft erinnert er ihn an jenes unnatürliche Verbrechen. Er lässt ihn stehen und reitet eilends nach Hause. Mit einem Gesichte, als käme er von Tuonela, erzählt er der Mutter die schauervolle Begebenheit. Den Tod betrachtet er jetzt als den einzigen Ausweg, wel-

[1]) Hier ist die Rune, obwohl alle Varianten die Sache auf gleiche Weise berichten, ohne Zweifel verändert und verdorben worden. Natürlich wurde Kullervo gesandt, Abgaben zu fordern und nicht zu entrichten. Nur das erstere wäre ein gefährliches Unterfangen gewesen, wobei der Vater seinen Untergang hätte erwarten können. Diese Meinung bestätigt der Umstand, dass Kullervo bei seiner Rückkehr einen Schrein voll Gold und Silber hat.

[2]) R. 35, V. 271.

Digitized by Google

chen die arme Schwester auch bereits erwählt; nur darüber äussert er noch seine Unentschlossenheit, welchen Tod er zu wählen. Jedoch die Mutterliebe schreckt auch vor dem fluchwürdigsten Verbrecher nicht zurück, wenn sie ihn geboren hat, sie kann es nicht begreifen, nicht zugeben, dass dieses eine Todsünde sei, die jegliche Vergebung ausschlösse. Sie wehrt dem Sohne, den Tod zu suchen; sie fordert Kullervo auf, seine Missethat im tiefen Walde zu verbergen, der Jahre fünf, sechs oder neun:[1])

„Bis die Zeiten dir Frieden bringen,
Bis die Stunde der Gnade naht."

Die tröstliche Hinweisung darauf, dass das Leben noch möglich sei, wird jedoch durch den Zusatz verbittert, dass ein solches schandbeflecktes Leben es auch nur in der Verborgenheit sei, fern von den Blicken der Menschen. Die Empfindung des gekränkten Stolzes überwindet nun in Kullervo wieder die Qualen des Gewissens. Er beschliesst zu leben, nicht aber im Verstecke; er will im Gegenteil jetzt erst recht hervortreten, um gehört und gesehen zu werden; er will seinen fluchbeladenen Namen den Menschen jetzt erst recht in den Ohren klingen lassen, jedoch im Verein mit grossen Heldenwerken, welche seine Übelthat vergessen machen könnten, er beschliesst mit Blut seinen Ruf wieder reinzuwaschen und spricht:[2])

„Nicht um feige mich zu verbergen,
Um zu fliehen zieh' ich hinaus;
Surmas Abgrund geh ich zu suchen,
Eile Kalmas Pforte zu nahn.
Ziehe hinaus ins Schlachtgetümmel,
In den männermordenden Kampf,
Denn der Böse ist noch am Leben,
Untamoinen noch ungestraft,
Habe weder des Vaters Schmerzen,
Noch der Mutter Leiden gerächt,
Anderer Qualen zu geschweigen,
Meiner eigenen bitteren Not."

Vergebens stellt die das Verderben ihres Lieblings fürchtende zärtliche Mutter ihm alle Greuel des Krieges dar. Unerschrocken antwortet er, mit edlem Preisen des Kriegertodes:[3])

„Werd' ich doch im Sumpfe nicht sterben,
Nicht auf dürrer Heide vergehn,
Wo die gierigen Raben hausen,
Und die beutesuchenden Krähn.
Wenn ich im Schlachtgetümmel falle,
Auf dem blutigen Ehrenfeld;
Herrlich ist es im Kampf zu fallen
Bei der rasselnden Schwerter Klang,
Stattlich ist die Krankheit des Krieges,
Hastig reisst sie den Jüngling fort,

[1]) R. 35, V. 258. [2]) R. 35, V. 361. [3]) R. 36, V. 25.

Digitized by Google

Ohne Siechtum und ohne Schmerzen,
Ohne Plage naht sich der Tod."

Vergebens schildert auch die Mutter den Schmerz, welchen sein Tod dem ganzen Stamme verursachen würde.

Und wie die zärtliche Erzeugerin frägt:[1])

„Wer bleibt deiner alternden Mutter,
Dann für spätre Tage als Schutz?"

antwortet er bloss mit eisiger Kälte:

„Mag sie, ein Bündel Stroh im Arme,
Tot zur Erde fallen im Stall!"

Diese unnatürliche Härte schmilzt jedoch vollständig zusammen im Augenblick des Scheidens. Zärtlich frägt er bei Vater, Bruder und Schwester: ob sie ihn wohl betrauern würden, wenn er fiele? Allein sie sind durch seine vorhin so geringschätzigen Worte, sowie auch durch sein ganzes früheres Gebahren erzürnt und antworten auch ihrerseits kühl und abweisend. Mit beengtem Herzen wendet sich nun der scheidende Kullervo mit derselben Frage an die Mutter. Wir fühlen, wie die Seligkeit des Himmels oder die ewige Verlorenheit der Hölle für ihn an dieser Antwort hängt; wir fuhlen, wie der einzige zarte und reine, schwach nur glimmende Funken in dem steinharten Herzen des verdorbenen, verstockten Mannes vor Furcht erzittert, ob es wohl auf ewig verlöschen, oder vielleicht noch zum Leben erstarken möchte. Und da erhält er jene, wie aus den Gefilden des Paradieses kommende Antwort, die wir schon früher in Betrachtung gezogen.[2])

Dadurch ist so uberreicher Trost in Kullervos Herz geflossen, dass sein ganzer früherer Übermut wieder erwacht. Er zieht in die Schlacht mit ebenso lärmender Freude, wie einst beim Verlassen von Ilmarinens Gehöft. Diese Freude wird nicht im geringsten erschüttert, wie ihn die Kunde vom Tode des Vaters ereilt:[3])

„Lasst ihn tot sein, wenn er gestorben,
Findet im Stall sich doch ein Ross,
Das zum Grabe ihn hingeleitet,
Zu den Toten nach Kalma fuhrt!"

Ebenso stumpf vernimmt er die Nachricht von dem Tode des Bruders und der Schwester. Schliesslich erhält er noch die Meldung von dem Hinscheiden der Mutter. Hier hat die finnische Muse die äusserste Grenze der Schönheit erreicht, ein Schritt noch, und diese ihre Schöpfung würde sich ausserhalb derselben befinden. Hätte Kullervo auch diese Nachricht mit derselben Härte, mit derselben geringschätzigen Gleichgültigkeit empfangen, so hätten wir es mit einem widernatürlichen Ungeheuer zu thun, und das Auge müsste sich mit Abscheu von der Betrachtung seiner ferneren Schicksale abwenden. Aber diese letzte Kunde schmilzt das Eis in seiner Brust.[4])

[1]) R. 36, V. 45. [2]) R. 36, V. 135. [3]) R. 36, V. 171. [4]) R. 36, V. 213.

Digitized by Google

„Weh mir unglückseligem Knaben,
Weh, dass ich die Mutter verlor! — —
Und ich sah die Holde nicht sterben,
War bei ihrem Tode nicht nah!
Ist sie erstarrt vielleicht vor Kälte,
Oder starb vor Hunger und Not?“

Liebevoll ordnet er die Bestattung der Verstorbenen mit allen möglichen Ehrenbezeugungen an. Selbst kann er jedoch nicht hinkommen; er hat nur noch die Rache an Untamo im Sinn, die nun endlich zur Ausführung kommen muss.

Und sie wird auch im vollsten Masse ausgeführt. Kullervo vernichtet das ganze verhasste Geschlecht:[1])

„Siegte über Untamos Schar,
Schleuderte Bränder in die Hütten,
Liess das Dorf durch Feuer vergehn;
Nur die Steine der Öfen blieben,
Und die Ebereschen im Hof.“

Nachdem er einen so gründlichen Sieg errungen, kehrt er in sein heimatliches Gehöft zurück. Wohl hat er schon vor seinem Auszuge in die Schlacht von dem Aussterben aller Bewohner gehört, aber er scheint es dennoch nicht ganz haben fassen zu können. Erst als er mit der Hand die Kohlen berührt und sie kalt gefunden; als er die Diele angeschaut und sie ungekehrt getroffen, als er zum Boothafen gegangen und kein Boot erschaut, da erst wird ihm völlig klar, was er alles verloren. Jetzt erst erkennt er den Wert jener friedlichen Arbeiten, die er bisher so gering geachtet. Nun hat er wohl das Ziel seiner Hoffnungen erreicht; er hat einen glänzenden Sieg erfochten, er hat gründliche Rache genommen, allein dies bringt ihm keine Freude. Er empfindet, dass des Menschen Herz noch anderer Erquickung bedurfe als des Feindes Blut und Thränen, er empfindet, wie schwach der ist, welcher sich von der übrigen Menschheit abgesondert.

Und er bricht in Weinen aus, und weint einen ganzen Tag, und weint einen zweiten, weint vor allem um seine Mutter. In seinem Schmerze hat er nur die Mutter in Gedanken; er kann es nicht glauben, dass seine liebreiche Erzeugerin beim Scheiden ihm auch gar keinen Trost hinterlassen hatte. Kummervoll ruft er:[2])

„O geliebteste Mutter du,
Hast du nichts mir Armen gelassen,
Nichts, so lang du auf Erden warst?“

Zugleich fällt ihm jedoch die Nutzlosigkeit dieser Frage ein. Ist ja doch die Mutter gestorben, was weiss sie mehr von den Sorgen der Lebenden?

„Doch du hörst nicht, einzige Mutter,
Seufzte ich selbst auf deiner Stirn,

[1]) R. 36, V. 246. [2]) R. 36, V. 278.

Digitized by Google

Klagte weinend auf deinen Schläfen,
Jammerte laut auf deinem Haupt!"

Aber o Wunder! sein erstes kindliches Herzensvertrauen hat besser die Wahrheit erkannt, als seine spätere Vernunftsfolgerung. Freilich ist die Mutter tot, im Grabe entschlummert; aber die Liebe einer Mutter ist den finnischen Begriffen nach nicht in die Tiefe der Erde versenkt; sie hält auch hier die Wache und trägt zarte Sorge um das geliebte Kind. Unter dem Rasen hervor antwortet ihm eine Stimme und heisst ihn den treuen Musti holen, welchen die Mutter dem unglücklichen, verwaisten Sohne als Gefährten zum Trost und zur Hilfe gelassen.

Allein mit diesem einzigen Freunde zieht nun Kullervo aus in den Wald, für seinen Lebensunterhalt Wild zu erlegen. Unversehens führen ihn seine Schritte zu dem Platze, wo sein Verbrechen an der Schwester geschehen. Mit wie tiefer Empfindung schildert die finnische Muse den Anblick des Schauerorts! Da beweint die ganze Natur noch immer jene unnatürliche That: [1])

„Ringsum klagte die grüne Wiese,
Klagen tönten über das Feld,
Leise seufzte der junge Rasen,
Thränen weinte das Heidekraut,
Über die dort gefallne Jungfrau,
Über das verratene Kind;
Nirgends sprosste der junge Rasen,
Blumen welkten und Heidekraut
An der Unheil kündenden Stelle,
An dem unglückseligen Ort,
Wo er einst die bluhende Jungfrau
Seine eigne Schwester verlockt!"

Der Anblick dieser Trauer der Natur erweckt die für eine kurze Zeit entschlummerten Erynnien in Kullervos Brust. Die schuldlose Natur kann nicht länger an dem abscheuerregenden Orte leben, wo sein Verbrechen begangen worden. Wie sollte denn der Verbrecher selber fernerhin auf der Erde weilen, die um seiner That willen verflucht worden, diese Luft atmen, die er vergiftet?

Kullervo weiss, was er zu thun hat; er zieht sein Schwert aus der Scheide, wendet es, betrachtet es, und frägt schliesslich: [2])

„Ob das feurige Schwert bereit
Schuldbeladenes Fleisch zu zehren,
Aufzuschlürfen Verbrecherblut."

Und das Schwert versteht die Gedanken seines Herrn und antwortet: [3])

„Warum sollte ich nicht mit Lust
Auch verbrecherisch Fleisch verzehren,
Schlürfen schuldbeladenes Blut?
Zehr ich doch vom Fleische der Unschuld,
Trinke von des Gerechten Blut."

[1]) R. 36, V. 307. [2]) R. 36, V. 324. [3]) R. 36, V. 330.

Dies ist dem Rächer eine Mahnung, dass er in blindem Rachedurst mit den Schuldigen auch Schuldlose geopfert, das ganze Geschlecht des Untamo mitsamt seinen Weibern und Kindern verdorben!

Kullervo stürzt sich in die Spitze seines Schwertes, und stille wird es um ihn her, still wie auf dem Schlachtfelde, wenn die Sieger jubelnd fortgezogen, die Gefallenen allein auf der blutigen Erde zurücklassend. Als Sieger geht hier das Sittlichkeitsgesetz der Menschheit hervor, welches, nachdem es sein ewiges Recht wieder unerschütterlich gefestigt, sich seines Sieges freut, obwohl es auch zugleich das Schicksal des gefallenen Helden bemitleidet und betrauert, dessen Schuld in so grossem Masse aus der Schuld Anderer entsprossen ist.

So genial diese Erläuterung der Kullervorunen auch vor uns tritt, so fein und kunstvoll sie auch in allen kleinsten Details uns auf die Schönheiten des edelsten Dichtungserzeugnisses unseres Volkes hinweist, so hat sie doch einen sehr grossen Mangel, nämlich dass sie sich den Kern von Kullervos Wesen nicht recht angeeignet, die Hauptursache seines Geschickes. Diese ist nichts anderes als die Blutrache. Dieser Rachedurst entsteht nicht erst dann, wie Kullervo seine angeborene Kraft und Grösse verkannt und verachtet sieht, — wie Professor Cygnaeus meint, — sie ist schon mit ihm geboren, es ist nicht bloss persönliche Rache, sondern eine angeerbte Familienrache. Das Verdienst der Entdeckung des wirklichen Grundgedankens der Kullervo-Runen ist dem Professor Perander zuzuschreiben.

Kullervos Schicksal, sagt er, rührt davon her, dass er der Rächer, dass die Rache seines Lebens Ziel ist. An seinem Schicksale, an seinem Tode, trägt nicht die Alltagsvergänglichkeit der Natur die Schuld; die äusseren Gefahren, die unglücklichen Zwischenfälle des Lebens sind es nicht, die ihn verderben. Der Rachedurst, seines Herzens einzige Leidenschaft, die Rachethat, das Hauptziel seines Lebens, diese bringen ihm den Untergang. Die Rache ist des Rächers eigner Tod, der Grund seines Verderbens liegt in seiner eigenen Brust.

In der Wiege zerreisst Kullervo seine Windeln. Dieses deutet nicht, wie es gewöhnlich angesehen wird, auf irgend eine besondere, in ihm steckende körperliche Kraft. Es weist nur darauf hin, dass die Ordnung der sittlichen Welt, die Untamo durch seinen entsetzlichen Brudermord gebrochen, eine unvermeidliche Sühne verlange. Da sich kein anderer Vergelter findet, lernt das kleine Kind schon in der Wiege die Worte der Rache, ohne sie von seinen Erziehern zu lernen; es zerreisst seine Windeln und wird schon vor der Zeit zu diesem schauerlichen Amte reif. Es muss die gewöhnliche Ordnung der Natur durchbrechen, es darf nicht die Ruhe der Kindheit, nicht den Frieden der Unschuld schmecken. Das Verbrechen ist geschehen, die Vergeltung darf nicht zögern. Kullervo wirft sich nicht selber zum Rächer auf, er wählt sich dieses Amt nicht selber, er ist dazu und deshalb geboren.

Ebenso auch beweist das Verderben der ihm anvertrauten Arbeiten, das Zerstören der Arbeitswerkzeuge nicht eine masslose Heldenstärke,

welche sich nicht bezwingen kann. Kullervo ist bloss zum Rachewerke geschaffen; sein ganzes Wesen, alle seine Eigenschaften, alle ihm von der Natur gespendeten Gaben sind so fest mit dem einen einzigen Hauptziele des Lebens verwebt, dass alles andere ihm fremd, und er dazu unvermögend bleibt. Bei den Arbeiten, die in keinem Zusammenhange mit dem Rachewerke stehen, da kann er nur zerstören und verderben.

Auch nachdem er in sein Vaterhaus unter die Obhut der Mutter zurückgekehrt, bleibt sein Los dasselbe. Auch hier verdirbt, zerstört und verwüstet er, wider Sinnen und Wollen. An dem Glücke der Mutter und der Schwester hinterlässt er die Spuren seines sündhaften Daseins.

Ein Werk bloss gelingt dem Kullervo; er zieht aus, den Mord seines Geschlechts an Untamo zu rächen. Zu dieser Arbeit taugt er; diese vollführt er; bei diesem Werke gehorchen die Werkzeuge seiner Hand.

So hat also die Übelthat ihre Sühne gefunden, aber der Vergelter selbst hat in diesem Rachewerke eine Schuld auf sich geladen. Deshalb muss er zum Schlusse diese seine Schuld an sich selber sühnen. So ist die sichtbare Welt zerfallen; der Genuss der bösen Begierden ist nicht mehr vorhanden, nur die Gerechtigkeit triumphiert.

„Hierdurch offenbart sich", sagt Professor Perander, „in den Kullervorunen eine höhere Auffassung als in den übrigen Teilen der Kalewala. In jenen werden keine äusserlichen, glückbringenden Zauberdinge gesucht. Der Sampo, das Schicksal liegt in des Menschen eigner Brust. Hier hat sich die finnische Dichtung von der Naturauffassung zu einer geistigen erhoben."

VIII. Aino.

Professor Cygnaeus sagt in seiner Abhandlung, es spiegele sich in den Kullervorunen nicht bloss eine einzelne tragische Begebenheit aus dem menschlichen Leben, sondern das tragische Prinzip selber, die tragische Seite des Menschenlebens überhaupt ab. Dagegen bemerkt Professor Perander, in Kullervos Geschicke sei dennoch nicht das Tragische des vollen menschlichen Daseins versinnbildlicht. Hier ist bloss des Mannes tragisches Schicksal zur Anschauung gebracht. Und die Kalewala hat sich mit dieser einseitigen Darstellung des Tragischen nicht begnugt, sondern hat uns in den Aino-Runen auch das tragische Geschick der Jungfrau geschaffen. Wie fein hat nicht der poetische Instinkt unseres Volkes die eigentumlichen und verschiedenen Naturen beider Geschlechter angefasst! Kullervo fällt in seinem Rachewerke, auf dem sturmischen Meere des Lebens, mitten in der Lebensthätigkeit selber, einem tragischen Tode anheim, indem er schliesslich mit eigener Hand seinem Dasein ein Ende macht. Ainos Geschick liegt in ihrem Herzen, in ihren Empfindungen. Von dem Schmerz ihrer Seele erdrückt, fällt sie in echt weiblicher Weise ohne eigenes Zuthun in die Gewalt ihres Schicksales. Ihr tragisches Ende wird dadurch herbeigeführt, dass ihr Herz in Missklang mit der Aussenwelt gerät, als diese unerbittlich fordert, was es nicht gewähren kann.

Ihr Bruder, der junge Joukahainen, hat dem alten Wäinämöinen als Lösegeld seine Schwester zum Weibe versprochen. So ist Ainos Zukunft

Digitized by Google

ohne ihre Einwilligung, ohne ihr Wissen besiegelt worden. Zu diesem drohenden Zwange gesellt sich bald ein noch stärkerer. Die Mutter, welcher Joukahainen betrübt sein Gelöbnis mitteilt, erschrickt darüber durchaus nicht; im Gegenteil ist sie entzückt über die Hoffnung, welche sie schon lange heimlich im Herzen genährt zu haben gesteht, nämlich Wäinämöinen zum Schwiegersohne zu gewinnen, einen so grossen Mann in ihren Stamm zu ziehen. Menschliche Schwäche lässt sie nur daran denken, eine wie grosse Ehre, ein wie grosser Ruhm der Verwandtschaft durch das Bündnis mit jenem gefeierten Sänger erwachsen würde. So stellt sich Aino noch eine andere äussere Macht entgegen, welche in den teuersten Angelegenheiten ihres Herzens zu bestimmen verlangt, und diese Macht ist noch stärker als die vorige, denn es ist der Mutter Willen, welchem zu gehorchen, die natürliche Pflicht der Tochter ist.

Als Aino die Kunde erhält, wem sie bestimmt worden, bricht sie in schmerzliches Weinen aus. Sie betrachtet die gebotenen Vorteile nicht mit denselben Augen wie die Mutter. Wohl ist Wäinämöinen ein gefeierter Sänger, einer der ruhmwürdigsten Männer des Volkes, allein er ist nicht Ainos Herzenserkorener. Aller Ruhm und Reichtum des Greises kann der jungen Maid das Bedürfnis der feurigen Liebe der Jugend nicht ersetzen. Das Gebot des Herzens heisst sie, sich nicht dem Manne hinzugeben, welchen sie nicht liebt. Dieses Gebot verlangt, dass sie die jungfräuliche Reinheit ihrer Seele gegen jeden Zwang verteidige. Diese Pflicht ist ebenso heilig wie der Gehorsam gegen den Willen der Mutter. So stehen diese beiden Pflichten im tragischen Widerspruche gegeneinander.

Aino geht aus, im Laubwalde Besen zu binden. Hier trifft sie Wäinämöinen. Der Alte frägt nicht nach der Einwilligung des Mädchens; er hält es fur eine abgemachte Sache, für einen geschehenen Kauf. Diese Auffassung thut er in klaren, obwohl höflichen Worten kund: [1]

„Nicht für andre, holde Jungfrau,
Nur für mich, du liebliches Kind,
Schmücke den schönen Hals mit Perlen,
Zier' die Brust mit goldenem Kreuz,
Flicht für mich die duftigen Locken,
Binde das Haar mit seidenem Band!"

Hierdurch beleidigt, antwortet Aino, sie schmücke sich weder fur Wäinämöinen, noch für einen Anderen. Zugleich reisst sie ihre Schmucksachen ab, wirft sie zu Boden und geht weinend nach Hause. Auf den ersten Blick erscheint dieses Abwerfen des Schmuckes als ein geringfugiger Umstand, als eine blosse Laune, allein auch dieses hat seine geheime, tiefe Bedeutung. Die Forderung Wäinämöinens, sie solle sich für Niemand schmücken als für ihn, macht der Jungfrau ihren Putz zum Ekel. In ihren Augen ist er durch die dreisten, eine Art Eigentumsrecht zur Schau tragenden Worte Wäinämöinens verunreinigt worden. Der Schmuck kommt ihr nicht mehr so glänzend, so rein vor wie sonst, deshalb mag sie ihn nicht länger an sich dulden.

[1] R. 4, V. 15.

Digitized by Google

Wie sie weinend nach Hause kommt, und von Vater, Bruder und Schwester nach der Ursache gefragt wird, antwortet sie, sie traure um den Verlust ihrer Kostbarkeiten: [1])

„Hab' die goldene Spange verloren,
Aus den Locken den Silberschmuck,
Von der Stirn die seidenen Bänder,
Aus den Haaren die Purpurschnur."

So sorgfältig sucht das empfindliche Frauengemüt seinen Zustand vor fremden Augen zu verbergen. Aino erklärt das Verschwinden ihrer Schmucksachen für einen unglücklichen Zufall, auf diese Weise weiteren Fragen ausweichend. Bloss der Mutter getraut sie sich den wahren Sachverhalt gerade und unumwunden zu erzählen, dass sie selber das Kreuz vom Busen gerissen, vom Halse die Perlen umhergestreut und was dazu die Veranlassung gewesen sei.

Aber auch die Mutter kann den Grund ihres Kummers nicht besser fassen. Sie glaubt, Aino habe ihre Kostbarkeiten in einer flüchtigen Anwandlung übler Laune zerstört. Sie hält es für möglich, den Schmerz durch Herbeischaffung von neuem Putze zu stillen. Sie heisst daher die Tochter in die Kammer gehen, und sich die noch schöneren, vom Monde gewebten, von der Sonne gesponnenen Putzgegenstände holen, welche sie selber dereinst in einem besonderen Augenblicke des Glücks an den Ufern der Lempi-Bucht erhalten. Dieser Irrtum der Mutter ist ein in tragischer Hinsicht schönes Moment. Er fliesst nicht aus böswilligem Gemüte; im Gegenteil thut sich hier die mütterliche Güte und Zärtlichkeit im reichsten Masse kund, aber zugleich auch die den Bewohnern dieser Erde eigene Kurzsichtigkeit. Mag wohl in irgend einer anderen Dichtung der Missgriff der Mutterliebe in einer so zarten, so feinen, so rührenden und so treffenden Form veranschaulicht worden sein? Die Mutter will der Tochter alles geben, was sie des Schönsten besitzt, sogar die herrlichen Wundergaben, von den Göttinnen der Natur selber gespendet. Was könnte denn der Mutterliebe zu kostbar dünken?

Bald erkennt sie aber, dass auch diese glänzenden Trostmittel keine Hilfe bringen. Aino weint nur immer und klagt: [2])

„Schwarz wie Russ sind meine Gedanken,
Düstrer als die schwärzeste Nacht,
Wahrlich, glücklich wär ich gewesen,
Besser wär mir Armen geschehn,
Wenn ich nimmer geboren wäre,
Hätte ich nie die Welt gesehn,
Diese Tage des höchsten Elends,
Diese unglückselige Zeit.
Wäre der Tod mir schon am sechsten
Oder achten Tage genaht!"

Endlich, als die Mutter immer wieder nach dem Grunde dieser unablässigen Trauer frägt, spricht sie: [3])

[1]) R. 4, V. 71. [2]) R. 4, V. 215. [3]) R. 4, V. 235.

Digitized by Google

„Darum wein' ich Unglückselige,
Darum traure ich fort und fort,
Dass du mich Arme weggegeben,
Mich, dein eigenes Kind verschenkt,
Einem alten Manne als Stütze,
Einem Greis zur Freude und Lust,
Beizustehn dem Altersschwachen,
Dem Gebrechlichen Schirm zu sein!
Hättest du mich eher geheissen
Niedertauchen ins tiefe Meer,
Mit den Fischlein drunten zu wohnen,
Schwester der frohen Schar zu sein!"

Diese Worte sind in Ainos Munde bereits die Vorboten des nahen Untergangs: sie prophezeien den Tod, in welchen der Schmerz ihrer Seele sie führen wird. Hier ist kein Vorsatz des Selbstmordes: ihre jungfräuliche Natur würde solchen nicht gestatten. Ainos Geschick, welches sich schon zu selbständiger Macht entwickelt, bereitet sich von selbst in der Brust des unglücklichen Mädchens vor.

Ainos Seele ist verwirrt und in Nebel gehullt. Jetzt, wo des Todes Vorboten sich in ihren Gedanken regen, wo sie dem Untergange anheim fallen soll, wo sie beim Schwanken auf den Wogen des Lebens nicht mehr deutlich weiss, was sie thut, da folgt sie dem Gebote der Mutter und kleidet sich in die ihr von derselben dargebotenen Festgewänder.[1])

„Eilig ging sie ins Vorratshäuschen,
In die Kammer trat sie hinein,
Wählte den reichsten Schrank von allen,
Öffnete den buntesten Schrein,
Fand sechs glänzende goldne Gurtel,
Sieben Gewänder lagen drin.
Herrlich kleidet sich nun die Jungfrau,
Wählt das schönste von allem aus,
Ziert mit goldenem Reif die Schläfen,
Und mit Silberfäden das Haar,
Flicht mit blauen Schnüren die Locken,
Schmückt die Stirne mit Purpurband."

Ist denn nun ein Hoffen neuen Glückes in Ainos Busen eingezogen? Ist sie jetzt bereit zur Hochzeit zu eilen? Sie strahlt von Gold und Silber; mit eigener Hand hat sie sich mit den Gaben der Sonne und des Mondes geschmückt. Sie steht geputzt wie eine Braut, und sie ist ja auch Braut, — allein sie ist die Braut des Todes! Wie ruhrend ist der Gegensatz zwischen der glänzenden Aussenseite und der schwarzen Finsternis im Herzen!

In Freudengewänder gehüllt, wandelt nun Aino, ohne es selber zu wissen, wohin.[2])

[1]) R. 4, V. 255. [2]) R. 4, V. 267.

Digitized by Google

„So verlässt die Arme die Heimat,
Wandert irrend über das Feld,
Über Sümpfe und öde Heiden,
Durch den dunklen, schattigen Wald,
Halblaut singt sie auf ihrer Wandrung,
Summt im leisen Tone im Gehen:
Schwere Leiden drücken mich nieder,
Kummer bewegt mein armes Herz;
Doch so schwer drückt weder der Kummer,
Noch so tief verwundet der Schmerz,
Dass der Tod mich Arme befreite,
Mich erlöste von aller Qual,
Von den schweren, nagenden Sorgen,
Dem unendlichen, bittern Leid.
Wohl wär mir die Stunde willkommen,
Von der Erde ins Grab zu gehn,
Manalas Säle zu betreten,
Tuonis düstrer Pforte zu nahn;
Weder würde der Vater weinen,
Noch die Mutter stürbe vor Gram,
Nicht die Schwester vergösse Thränen,
Auch der Bruder grämte sich nicht,
Wenn ich hinab ins Wasser stürzte,
In des schäumenden Meeres Schoss,
In die dunkle, wogende Tiefe,
Nieder in den schlammigen Grund.“

Ainos Umherirren legt die Unruhe an den Tag, die sie mit der Kraft ihres Geistes nicht mehr bezwingen kann. Sie sucht nichts in der Einöde, sie hat dort nichts zu verrichten. Zerrissenen, verzweifelten Sinnes irrt sie ziellos umher. Es ist dies nicht das gewöhnliche Wandern einer Verirrten; auch ihr Geist hat sich verirrt und nicht bloss ihre Füsse. Das Licht ihrer Seele ist finster geworden. Mit der Dunkelheit der Nacht auf den wildfremden Wegen wird die Gewalt der Naturgeister über die Jungfrau immer stärker und stärker.

So gelangt sie an das Ufer des Meeres, und dort des Morgens:[1])

„Sieht sie von fern drei blühende Jungfraun
Durch die blitzenden Wellen ziehn,
Und mit leichten flüchtigen Schritten
Eilt sie hin die vierte zu sein!“

Wenn das Licht des Geistes sich in Nebel gehüllt, da hat der Mensch keine Stütze an sich selber, da verfällt er der Gewalt äusserer Mächte. Diese im Meere badenden Jungfrauen, diese Kinder der Natur, die ohne Kummer, ohne Liebe, ohne Leid, ohne Erinnerung, ohne Hoffnung ihr Leben verbringen, sie locken so seltsam das verzweifelte Mädchen. Sie lässt ihre Kleider am Strande und schwimmt zu einem goldglänzenden Steine im Wasser. Doch dieser Stein täuscht:[2])

[1]) R. 4, V. 305. [2]) R. 4, V. 323.

„Sieh, da löst sich klingend der Felsen,
In die Tiefe rollt er hinab,
Mit der Klippe versinkt auch Aino,
Findet in den Fluten ihr Grab."

Diesen Untergang Ainos darf man durchaus nicht als einen unglücklichen Zufall ansehen. Auf so unpoetische Weise hat die Dichtung ihre Schöpfung nicht verderben wollen. Jene Jungfrauen, sowie auch der blinkende Stein sind augenscheinlich nur als Trugbilder des Wahnsinns anzusehen, die Aino ins Wasser locken. Die Geisteskraft der Jungfrau ist gebrochen, erstickt in Schmerz und Qual vor dem Widerspruche der sittlichen Welt, bevor noch ihr Körper den Tod gefunden. Das eine erzeugt das andere. Was geistig zerstört ist, das wird auch leiblich zerstört durch die Macht seines tragischen Geschickes.

Die Kunde von Ainos Tode wird nach Hause gebracht. Jetzt erkennt die Mutter ihren grossen, verderblichen Missgriff und trauert ihr ganzes Leben, dass sie es versucht, ihr Kind wider seinen Willen an einen Mann zu zwingen. Wie warm hat nicht die finnische Dichtung diese Trauer dargestellt! Aus den Thränen der Mutter erwachsen drei Ströme, aus jedem Strome drei Fälle, in jedem Falle drei Inseln, am Ufer jeder Insel ein goldener Hügel, auf jedem Hügel eine Birke und auf den Asten jeder Birke drei goldene Kuckucke: [1])

„Laut ertönte das Lied der Sänger,
Liebe! schallte des ersten Ruf.
Von dem zweiten ertönt es: Liebchen!
Freude! war des dritten Gesang.
Der zuerst von Liebe gesungen,
Singt drei Monde mit gleichem Ton
Zu der liebeberaubten Jungfrau,
Die im Schosse der Wellen ruht.
Der als zweiter: Liebchen! gerufen,
Singt sechs Monde mit gleichem Ton
Zu des armen Bräutigams Troste,
Der sein junges Liebchen verlor.
Doch der Freude! zuletzt gerufen,
Singt sein ganzes Leben hindurch
Zu der freudeberaubten Mutter,
Die in Gram ihr Leben verweint.
Traurig seufzte die Sorgenvolle,
Da sie des Vogels Ruf vernahm:
Nimmer lausche, du arme Mutter,
Allzulange des Kuckucks Ruf!
Denn beim Tone des Liebesvogels
Pocht das Herz in bangerem Schlag;
Heisse Thränen feuchten das Auge,
Strömen über die Wange hin,

[1]) R. 4. V. 489.

Digitized by Google

Rollen, Erbsen gleich, zu Boden,
Tropfen schwer wie Bohnen herab;
Eine Handbreit wird das Leben,
Eine Spanne der Wuchs verkürzt,
Kraftlos bricht der Körper zusammen,
Wenn der Bote des Frühlings ruft!"

Wie hinreissend wird nicht hier die Stimme der Natur gebraucht, um den Kummer des Menschenherzens zu zeichnen! Jene Töne des Frühlingsvogels, dessen Klage in unseren Wäldern uns so seltsam bewegt, deren Ursprung und Entstehung uns unbekannt zu sein scheint, sie sprechen uns nicht von des Kuckucks eigener Trauer. Sie kunden uns den Schmerz der Mutter, welche gefehlt, indem sie ihres Kindes Glück erstrebt und ihrer Tochter das Schicksal vorgezeichnet.

In diesen beiden Episoden ist die finnische Dichtung, indem sie ihnen jene tiefe, grossartige, rührende Grundidee verliehen, so nahe wie möglich an die äussersten Grenzen des epischen Prinzips vorgeschritten. Der Kampf ist hier zum grossen Teil in das eigene Innere, in das eigene Herz der handelnden Personen verlegt worden. In ihrem äusserlichen Gebahren gehen sie wirklich bestehenden Zuständen mannhaft entgegen, und schrecken auch vor dem daraus folgenden Untergange nicht zurück. Diese tragische Selbständigkeit und Grösse ist eigentlich der dramatischen Dichtungsart eigen. Jedoch ebenso wie das Nibelungenlied,[1]) dessen Grundgedanke ebenso tragisch ist, hat es auch die finnische Dichtung gemacht, ohne von dem Charakter des wahren Epos abzuweichen.

In den Liedern von Kullervo und Aino ist „der bewusste Konflikt von Prinzipien noch ausgeschlossen und der Schicksalsgang durch die episch nötigen, vielen und breiten Retardationen gehemmt." In Kullervo wirkt die vererbte Blutrache viel eher als eine Elementarkraft, als wie ein freier Entschluss. Die Rache an Ilmarinens Weibe, zu welcher er eine persönliche Veranlassung hat, beschliesst er wohl selbst, aus eigenem Antrieb und Willen; allein die Art ihrer Ausführung lehrt ihn erst ein Vogel. Andererseits ist auch seine grösste Schuld, die Schändung seiner Schwester, eine unwissentlich begangene That und deshalb auch nicht vollkommen als Schuld zu rechnen. In den Tod geht er wohl freiwillig, aber dieser Entschluss wird durch einen zufälligen, äusseren Umstand veranlasst, den Anblick des Schauplatzes seines Verbrechens.

Ebenso tritt auch Aino aus freiem Willen dem ihr von aussen bestimmten unnatürlichen Geschicke entgegen und flüchtet vor dessen Vollendung in den sicheren Schutz des Wellengrabes. Aber ihr Selbstmord geschieht dennoch in Geistesverwirrung, vollkommen instinktmässig.

Schliesslich ist der gründliche Gegensatz zu beachten, welchen diese beiden tragischen Charaktere gegen Lemminkäinen und die Jungfrau von

[1]) Vischer, Ästhetik d. Dichtkunst. § 876.

Digitized by Google

Pohjola bilden. Hier hat es die finnische Dichtung verstanden, die beiden Formen, in welchen sich das Prinzip des Schönen offenbart, zu personifizieren, und indem sie beide sowohl in der dem Manne sowie auch dem Weibe eigentümlichen Natur darstellte, ein wunderbares, meisterhaft vollendetes und ganzes Bild geschaffen.

Die alten nordischen Frühlingsfeste.

Nach dem Dänischen des **Troels Lund.**

Von

POESTION — WIEN.

Die Kränze, welche so an die ledigen Weiber verteilt wurden, hatten sinnbildliche Bedeutung und bezeichneten „Jungfern-Kränze". Peder Palladius sagt deshalb: „Bist du sonst ein gutes Mädchen und willst deinen Blumenkranz im Sommer in Anstand und Ehren tragen, so lässt du dich nicht verlocken." In Limburg und Brabant ist diese Auffassung noch geltend, indem man hier am Walpurgistage einen Kranz oder grünen Zweig vor dem Fenster eines jeden unbescholtenen Mädchens anbringt, während diejenigen, deren Ruf nicht der beste ist, einen Strohmann erhalten. An einzelnen Orten im Norden sieht man noch Spuren, wie die Sitte sich selbständig weiter entwickelt hat, indem die jungen Mädchen alle im Kreise sich versammeln, und die Kränze an ihnen probiert werden; diejenige, welcher der Kranz des Maigrafen passt, wird die „Maiin". Auf Bornholm ist die Entwicklung anders vor sich gegangen als im übrigen Norden, und zwar in entgegengesetzter Richtung, indem man auf dieser Insel damit aufhörte, die Mädchen den Maigrafen wählen zu lassen, dass man bei den jungen Männern keine Ritterlichkeit voraussetzte, kann man aus mehreren Bestimmungen sehen, wie z. B. aus einer Gildeordnung aus dem Jahre 1775, wo es heisst: „Wenn ein Mädchen einen Gildebruder oder Gast zum Maigrafen nimmt und darüber klagt, dass er widerstrebt oder den Kranz zerreisst, hat derselbe 1 Reichsmark als Strafe und überdies den Kranz zu bezahlen."

Waren die „Gassenlämmer" verteilt, so gab der Maigraf den Befehl, sich zum Heimritt fertig zu machen. Nun gings über den Wald her, indem Alle blühende Zweige von den Bäumen brachen. Mit diesen in der Hand, unter Gesang und Jubel, sowie Musik von Pfeifen und Trommeln, wurde hierauf der Einzug gehalten, der sich auf geringe Entfernung ausnahm, als ob der grünende Wald selbst nach der Stadt wanderte. Dieser Heimzug bildete dann auch den Mittelpunkt des Festes und hatte demselben auch den Namen gegeben. Auf Dänisch hiess es in der Regel „den Sommer in die Stadt reiten" (oder „führen"): auf Englisch wurde

Digitized by Google

bisweilen der damit verwandte Ausdruck: „to bring the summer home“ gebraucht; zu beiden Seiten des Sundes nannte man es übrigens auch: „den Mai in die Stadt tragen“ (oder „reiten“); in Südjütland: „den grünen Mai einführen“; in Deutschland hiess es: „Mairitt“. Dass der dänische Name alt war, kann man daraus ersehen, dass er bereits in einem Heldenliede vorkommt, worin von Sivard Snarensvend erzählt wird, dass er die Eiche, an welche er gebunden war, ausgerissen habe und mit derselben am Gürtel zurückgekehrt sei. „Dort kommt Sivard Snarensvend, er führt uns den Sommer in die Stadt“ ruft der König am Burgthor, als er den Helden so kommen sieht.

Es ist indessen nicht nur diesem Sagenheldeu eingefallen, einen Baum mit den Wurzeln auszureissen und ihn mit sich nach Hause zu bringen; in vielen Gegenden führte man dieses Riesenwerk gleichfalls aus und schleppte den Baum mühselig zu Wagen im Aufzuge nach Hause.

Wenn man aus der Verbreitung der Sitte einen Schluss ziehen darf, so war diese Form des Maifestes die älteste und ursprünglichste. „Maibäume“ waren nicht nur im Norden, sondern auch in Frankreich, Deutschland und England gebräuchlich. Im letzteren Lande trieb man es so weit, einen Baum im Walde auszugraben, 20 bis 40 Paar Ochsen vor denselben zu spannen und ihn in die Stadt zu schleifen, wo er aufgerichtet wurde und hernach Alles um ihn herum tanzte. Es ist wahrscheinlich nur eine weitere Entwicklung der alten Sitte, wenn es noch heutzutage in Dalarme Brauch ist, auch bei Hochzeiten, die ja gern zur Sommerszeit abgehalten werden, eine Art „Maibäume“ anzuwenden.

In Rättvik laufen die jungen Burschen in der ersten Hochzeitsnacht, wenn der Tanz zu Ende ist, in den Wald hinaus, wo sie den höchsten Laubbaum fällen und denselben mittels vorgespannter Pferde nach dem Hofe bringen, wo die Hochzeit stattfindet. Hier bereitet man sich aus dem Stroh der Stube Sitze in dessen Ästen und trinkt und lärmt um denselben.

Dass ein gewöhnlicher Baum mit Laub und Ästen die älteste Form des Maienbaums gewesen ist, geht deutlich genug aus allem hervor. Aber schon frühzeitig begann man es noch festlicher zu finden, den Baum mit allerlei Bändern und Flittern zu behängen, und allmählich hörte man damit auf, dass der „Maibaum“ ein glatter, von der Rinde befreiter mit zwei bis drei vom Wipfel herabhängenden grossen Ringen, und von oben bis unten mit Blumenguirlanden und Schmuck besetzter Maibaum sein musste. Der „Maibaum“ war zu einer „Maistange“ (englisch: maypole) geworden.

Diese letzte Form des Maibaums ist jetzt überall, wo diese Sitte sich im Norden noch erhalten hat, die allein gebräuchliche. So heisst es in einer vor mehr als 60 Jahren erschienenen Beschreibung von Möen, wo der Name „Maibaum“ bereits in Vergessenheit geraten zu sein schien, indem man dafür „der Sper“ sagte: „Es wurden zwei starke Reiter gewählt, um „den Sper“ zu führen, eine 5—6 Ellen lange Stange mit Querstangen, die überall mit Bändern in allen Farben, Flittergold, bunten Seiden- und Baumwolltüchern umwickelt und behängt ist.“ Eine andere Beschreibung aus Småland vom Jahre 1774 lautet: „Zum Maibaum werden die geradesten und längsten schmalen Bäume ausersehen, die sich im

Digitized by Google

Walde finden, mit Laub und Blumen sowie in gleicher Weise bekleideten Reifen, drei bis vier übereinander, und zuoberst ein Wetterhahn." Eben diese Form hatte der Maibaum endlich auch vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der Naturforscher Linné auf seiner Reise in Schonen ihn genau abgezeichnet und beschrieben hat (in: skanska Resa, S. 233—35).

Ob der Maibaum im 16. Jahrhundert die ältere oder jüngere Form gehabt hat, ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich gab es beide Formen in den verschiedenen Gegenden nebeneinander. Aber wenn auch der grüne Baum allmählich der aufgeputzten Stange weichen musste, so ging doch der Norden nicht zugleich über die Verschiedenheit in der Festzeit hinweg, welche die Schwierigkeit, vollbelaubte Bäume herbeizuschaffen, bisher mit sich geführt hatte. Man fuhr wie früher fort, den neuen Maibaum zur Blütezeit des alten, in Schweden in der Regel beim Mittsommerfest, ja im Tuna-Bezirke bei Kalmar sogar nicht vor der Nacht nach dem Mittsommertag, zu schmücken.

Einen Vorteil brachte die neue Art der Maibäume mit sich; sie konnten mit ihrem angehefteten Flitterstaat, ihren Bändern und Kränzen, sich länger frisch erhalten, jedenfalls leichter erneuert werden, als der ausgerissene Baum mit seinen rasch verwelkenden Blättern. Die Rolle des Maibaums war nämlich durchaus noch nicht zu Ende, wenn er des Abends auf dem Stadtplatz oder dem Versammlungsplatz der Dörfer aufgepflanzt worden war. Um ihn versammelten sich noch Wochen hindurch die Jugend der Stadt zu Spiel und Tanz.

Wie stark der Maibaum selbst in einem Lande wie Norwegen, wo er doch am seltensten vorkam, in das allgemeine Bewusstsein als etwas Geweihtes und Kostbares hineingewachsen war, kann man u. A. aus folgender Klage ersehen: Im Jahre 1594 überreichte der Ratsmann P. Clausön in Bergen eine Klage gegen drei Diener der Stadtvogtei, weil sie vor seinem Hause ihn, seine Frau und seine Diener überfallen, ihn selbst geschlagen, dass er wie tot dalag . . und überdies einen Maibaum vor seiner Thür umgehauen hatten." Ein paar Jahre später hören wir aus derselben Stadt von einer Geldstrafe, zu welcher ein Mann verurteilt wurde, der zur Nachtzeit „den Maibaum niedergerissen hatte, den sie am Strande aufgestellt hatten." In Dänemark, wo die Sitte weit mehr verbreitet war, hat sich bei der Landbevölkerung in mehreren Gegenden noch treulich bis auf unsere Tage die Erinnerung bewahrt, wo einst der Maibaum gestanden hatte.

Der Gesang, der von allen Teilnehmern am Zuge angestimmt wurde, war die sogenannte „Maiweise". Wir haben kein sicheres Zeugnis darüber, wie dieselbe im sechzehnten Jahrhundert gelautet hat. Was wir besitzen, ist nur eine Sammlung verschiedener späterer Aufzeichnungen, die alle auf zwei ursprüngliche Lieder hinzuweisen scheinen. Nach den Gegenden zu urteilen, in denen später jede der beiden Arten vorkam, ist es wahrscheinlich, dass Jütland eine Maiweise gehabt hat, und Seeland und Schonen eine andere. Die jütländische hatte die Refrains: „Mai, sei willkommen!" und „Erfreue uns Gott und auch der süsse Sommer!" Die seeländisch-schonische begann ungefähr so:

Digitized by Google

„Weltschöpfer du, mild und voll Väterlichkeit,
Hör', was wir beten heute!
Wir preisen des Jahres fröhliche Zeit,
Sei uns Allen ein gnädiger Gott mit Freude."

In einer Menge von Versen wurde so, oft in einfachen und herzlichen Ausdrücken, der Segen des Himmels für das kommende Jahr über Heim, Stadt und Land herabgefleht. Die Weise war ohne Ende, insofern sie sich stets durch neue Hinzudichtungen verlängern liess. Dass diese nicht immer ohne Stachel waren, kann man z. B. aus dem schliessen, was später in Südseeland hinzugefügt wurde:

„Gott befrei' uns von dem bösen Trold!
— Hör, was wir beten heute!
Und von Frau Marthe auf Lindersvold!
— Erhör' uns Alle, Gott, mit Freude!"

Die Maiweise scheint nicht nur zur Andichtung und Hinzudichtung, sondern auch zu dem Versuch verleitet zu haben, etwas ganz Neues zu verfassen, das das Alte verdrängen konnte. Im siebzehnten Jahrhundert gelang dies wirklich in Ribe, wo man von da an einige Zeit hindurch sang:

„Wohl Dir, Du Dänenkönig, kühn!
Wohl Dir und all den Deinen!
Gott segne Dich mit Macht und Gewinn,
Mit Tugenden, vielen und feinen!
Mög Gott Dich segnen ewiglich,
Dir seine Gnade senden!
Mög gnädig er bewachen Dich
Und alles Böse von Dir wenden! u. s. w.

Sowie der Zug in die Stadt oder das Dorf eingerückt kam, gab es hier, wo es inzwischen leer und still gewesen, Jubel und Freude. Diese Lustbarkeit währte bis spät in die Nacht hinein und machte sich auf verschiedene Weise Luft: im Tanze der Jugend um den „Maibaum", in munteren Gesellschaften ringsherum und vor Allem im grossen „Maigrafenschmauss"; dass dieser sehr grossartig gewesen ist, lässt sich bereits aus den Zuschüssen folgern, die dafür verlangt wurden, und kann man auch daraus ersehen, dass dieser Schmauss bisweilen, — so wenigstens in der „dänischen Kompagnie" in Kopenhagen, — nicht am Valbergstage selbst abgehalten, sondern bis einige Tage, nachdem man den Sommer in die Stadt geritten hatte, verschoben wurde, damit Alles in Ordnung stattfinden konnte. Alle „Brüder", die im Zuge mitgeritten, fanden sich mit Frauen und Töchtern im Kompagnie-Hause ein, um „sich mit ihrem Maigrafen zu vergnügen". Dieser war zunächst der Obmann beim Biertrinken und hernach Vortänzer im Saale. Tanzte er mit einem „ehrlichen Dänenweibe", dann mussten auch alle anderen ehrlichen Dänenweiber zum Tanz einladen. „Desgleichen mit den Mädchen; nimmt er ein Mädchen, so müssen sie alle mit Mädchen tanzen; wer dawiderhandelt, bezahlt jedesmal 4 Schilling Strafe."

Die Gesellschaft bei diesen „Maigrafenschmäussen" war in den Städten insofern ausgesucht, als das Fest in der Regel von der vornehmsten Ver-

Digitized by Google

einigung, in Kopenhagen von der „dänischen Kompagnie", in Aalberg von der „Gesellschaft des Leibes Gottes", in Malmö von der „St. Knuts-Gilde", u. s. w. abgehalten wurde, und nur die Mitglieder daran teilnehmen durften. Um weiteres den „guten Ton" zu sichern und gleichzeitig eine höchst notwendige Beihilfe zur Anschaffung des vielen Bieres, das draufging, zu erhalten, waren Geldstrafen gesetzt für jede Übertretung der Regeln des Anstandes. Je reichlicher diese Strafgelder einflossen, um so reichlicher fiel auch die Bewirtung aus!

Man erhält einen Eindruck von dem „guten Ton" jener Zeit, wenn man nachsieht, wofür diese Strafen bezahlt wurden. In der „Dänischen Kompagnie" in Kopenhagen, einer jener Gesellschaften, in denen es sicher am anständigsten zuging, kostete es ein Fass Bier „in der Kompagnie oder im Kompagniehofe zu speien oder etwas Unreines zu machen;" zwei Fässer Bier unanständig zu sprechen, „ein Weib oder ein Mädchen im Tanze zu schwingen" oder „sich ungeziemlich sehen zu lassen." Der passende Ton zwischen Mann und Mann war gesichert durch Strafen wie diese: „Wer einem Bruder flucht oder ihn zu Boden wirft, zahlt ein Fass Bier." „Wer einem Bruder eine Ohrfeige gibt oder ihn böse bei der Nase nimmt, zahlt vier Fass Bier." Ebensoviel wer „im Zorne das Messer oder Schwert zieht." Haut aber jemand einem Bruder den Becher ins Gesicht, so hat er sechs Fass Bier zu zahlen.

Trotz all diesen Vorsichtsregeln gab es doch noch Leute, welche meinten, dass die Maigrafenschmäusse nicht die beste Gesellschaft vereinigten. In einem Buche aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts heisst es:

„Hast Du ein Weibchen, jung und schön,
So lasse, beileibe, sie nicht gehn
Zu Ringelspiel oder Maigrafenschmauss,
Es erwächst Dir sonst leicht Reue daraus."

Dass auch Männer nicht ganz sicher waren, selbst wenn die Obrigkeit zugegen war, kann man aus den Verhältnissen in Ribe am Valbergstage des Jahres 1598 ersehen. Hier erschlug nämlich die eine Obrigkeitsperson die andere, indem der Vogt Sören Jensen den Ratsmann Sören Alyn tötete.

Mit dem Valbergsfeste und dem Maigrafenschmaus war die eigentliche Glanzzeit des Maigrafen vorüber. Er genoss wohl einige Vorrechte als Freibier und dergl. bei verschiedenen Gelegenheiten; aber dies spielte keine grössere Rolle. Hingegen war es auf dem Lande von der katholischen Zeit her noch Sitte, dass der Maigraf am Sonntag nach dem Feste zum Opfer in der Kirche zugelassen wurde. Man scheint sich mit der Abschaffung dieser Sitte nicht beeilt zu haben Und doch war Grund genug vorhanden, sie zu beseitigen. Der Maigraf lief nämlich „mit einem silbernen Gürtel geschmückt, zuerst zum Altar hinauf, um zu opfern und hierauf folgten alle seine Begleiter, betrunken, bewaffnet und lärmend."

Während die Weiber im übrigen Norden beim Valbergsfeste keine selbständige Rolle spielten, war dies in einem einzelnen Landesteile, in Südjütland, der Fall. Hier war es Sitte, dass sie auf eigene Faust in den Wald hinaus zogen und als Sommerzeichen einen Maikäfer auf einem grünen Zweig heimholten. Auch ihr Zug war von Pfeifen und Trommeln

Digitized by Google

begleitet und endete wie der der Männer vor dem grün geschmückten Rathause.

Auch die Kinder hatten früher beim Maifeste eigentlich nichts zu thun gehabt. Aber im 16. Jahrhundert geschah hierin eine bedeutende Veränderung. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es der Einfluss der Reformation war, der in dieser Hinsicht den Anstoss gab, indem die Schulkinder von dieser Zeit an sich daran gewöhnten, als Erben der katholischen Geistlichkeit kirchliche Festzüge zu veranstalten, und ganz natürlich schliessen mussten, dass die weltlichen Aufzüge ihnen mit demselben Rechte zukämen. Gewiss ist, dass man im 16. Jahrhundert im steigenden Grade vom Maifeste der Schulkinder sprechen hört.

Dieses bestand darin, dass alle Kinder unter der Führung der Lehrer sich ausserhalb der Stadt versammelten, wo sie sich ganz wie die Erwachsenen schmückten, mit Grün auf den Hüten, Zweigen in den Händen und sonstigen kostbaren Schmuck wie goldene Ketten, die sie hatten geborgt bekommen können. Besonders reich war natürlich der Maigraf ausgestattet, der einen Blumenkranz tragen musste. Zum Maigrafen wurde gern ein Sohn der reichsten und vornehmsten Eltern gewählt, am liebsten ein adeliger Knabe, und zwar aus ähnlichen Gründen wie bei den Erwachsenen, indem man von der Meinung ausging, dass hier ein guter Maigrafenschmaus in Aussicht stehe. Aber wie bei jenen, so fühlte auch hier der Betroffene sich nicht immer durch diese Ehre geschmeichelt, sondern suchte sich derselben zu entziehen.

Die Erscheinung des kleinen Maigrafen an der Spitze des Schulzuges war bei Weitem nicht so ansehnlich, wie die des erwachsenen. War er auch noch so sehr mit Schmuck behängt und erklang auch das Lied besser von den Lippen der Jugend, so sank doch das Ganze sehr tief, so wie man innerhalb des Stadtthores war. Der Zug bewegte sich nämlich nicht ruhig weiter, sondern hielt vor dem Hause eines jeden wohlhabenden Bürgers an, wo man stehen blieb und sang, bis ein Almosen gereicht wurde. Dies war ein ziemlich kläglicher Schluss, der vielleicht zu den ärmlichen Verhältnissen der Schule stimmte, aber nur wenig dem entsprach, was dargestellt werden sollte: der siegreiche Einzug des Frühlings in die Stadt.

Singend und bettelnd bewegte also der Zug sich weiter, was an Geld einkam, wurde unter die armen Schulkinder und die Lehrer verteilt, zu deren kümmerlichem Lohn diese Form einer Einnahme gehörte. Allerdings erschien das Ganze weniger anstössig zu jener Zeit, die ja an solches gewöhnt war; es lag darin aber immerhin einer der vielen Beweise für das geringe Ansehen der Schule.

Die Wirkung dieser Maigrafenfeste der Schüler gab sich auf zweifache Weise zu erkennen. Erstens führten sie dahin, dass die Feste der Erwachsenen abzunehmen begannen. Im 16. Jahrhundert war das Verhältnis bereits so, dass keineswegs mehr jedes Jahr in den einzelnen Städten ein allgemeines Maifest stattfand. Als z. B. im Jahre 1577 in Ribe von den Kaufleuten und besten Bürgern der Sommer in die Stadt geritten wurde, waren es nicht weniger als vierundzwanzig Jahre, seit diese Art Maifest daselbst gefeiert worden war; in solchem Grade hatten die Schulfeste die Oberhand gewonnen. Dies gehörte übrigens doch wohl zu den Ausnahmen.

Digitized by Google

Wenn man also im 16. Jahrhundert von Maigrafen und Maifesten hört, muss man drei verschiedene Arten derselben unterscheiden: die feinste Art, wo die vornehmste Vereinigung der Stadt an der Spitze schritt, und wo zum Maigrafen gern der Schulze oder Bürgermeister gewählt wurde, — eine mittlere Art, wo eine einzelne Handwerkerzunft, z. B. in Kopenhagen und Aarhus die Schmiedegesellen, in den Vordergrund trat und selbstverständlich Einen aus ihrer Mitte zum Maigrafen wählte, — und endlich das Maifest der Schulen, wo ein Schulknabe Maigraf wurde.

Die zweite Wirkung des Maifestes der Schulen war die, dass das alte, schöne Volksfest nun mit raschem Schritte seinem Untergang entgegenging. Das neue Verderbliche, das hineingebracht worden war, bestand darin, dass das Ganze zu einer Form der Bettelei verwandelt worden war. Konnte einmal ein Maigraf als Bettler auftreten, so lag der nächste Schritt überaus nahe, dass nämlich auch Bettler als Maigrafen auftreten könnten.

Während des 16. Jahrhunderts wurde noch an dem alten Brauch festgehalten; aber schon im 17. Jahrhundert sanken die alten Maifeste immer tiefer, da sie nicht mehr alle Schichten des Volkes umfassten. Es ist ein Ausdruck für eine neue Zeit, wenn man in Schweden im Jahre 1664 „Bettelei gemeinen Volkes mit Maistangen" verbieten muss, oder wenn es in Dänemark heisst: „Es ist schlimm, Räubern, Maigrafen, Dieben und wutenden Hunden zu begegnen." Noch bevor das 17. Jahrhundert um war, schienen denn auch die Maifeste in den Städten ganz aufgehört zu haben: auf dem Lande hingegen fuhr man noch im 18. Jahrhundert und bis in unsere Zeit hinein fort, den Sommer in die Stadt zu reiten. Es ist bezeichnend, dass die letzten Ausläufer des Festes sich alle mit der Schul-Unsitte aus dem 16. Jahrhundert behaftet zeigen, herum zu ziehen und um Almosen zu betteln. Und es ist ebenso bezeichnend, dass die Form dieser Bettelei sowie die stehende Danksagung noch Spuren der Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts an sich trägt.

Verhielt es sich so mit dem Maigrafen, dann ist es kein Wunder, dass es der Maigräfin nicht besser erging. Hier verlief sich jedoch die Sitte viel regelmässiger, indem sie vollständig als Kinderspiel endigte Noch vor wenigen Jahren versammelten sich in einzelnen Gegenden, z. B. zwischen Ribe und Tönder, alle Kinder an einem der Pfingsttage und wählten ein Brautpaar. Die „Pfingstbraut", oder wie sie in anderen Gegenden früher genannt wurde, „Sommerbraut", wurde auf das beste mit Bändern und Blumen geschmückt und hierauf zog zog die ganze Schar singend und tanzend von dannen, um milde Gaben einzusammeln. Was da einkam, wurde bei „einem Schmaus bis zum lichten Morgen" verzehrt.

Eine Sitte, die früher in naher Verbindung mit dem Maifest gestanden zu haben scheint, aber schon im 16. Jahrhundert aus demselben ausgeschieden erscheint, war das Vogelschiessen. Obgleich es ja ganz passend war, dasselbe an dem Tage abzuhalten, an welchem alle Bürger unter Waffen standen, hatte man ohne Zweifel längst die Erfahrung gemacht, dass es unmöglich war, Alles an einem einzigen Tage zu erledigen. Es war deshalb wohl ein Vorschlag im alten Geiste, aber gewiss sehr unzweckmässig, wenn in Aalberg im Jahre 1517 acht Männer verlangten, „der Papagei müsse am St. Valbergstage aufgesteckt werden, und wenn die Brü-

der ihren Maigrafen im Haine gewählt hätten, müssten sie zum Papagei hinabgehen und ihn abschiessen und hernach der Papagei-König und der Maigraf zusammen in die Stadt ziehen." Der Aufforderung wurde wohl eine kurze Zeit Folge geleistet, aber bald ward das Vogelschiessen wieder auf einen späteren Tag verlegt. Der Christi Himmelfahrtstag und besonders einer der Pfingsttage ward im 16. Jahrhundert dazu am liebsten gewählt.

Die Formen, worunter das Vogelschiessen damals betrieben wurde, weichen nur im geringen Grade von denen der Gegenwart ab. Die noch bestehende „Königl. Kopenhagener Schützengesellschaft oder dänische Brüderschaft" ist eine Fortsetzung der „Dänischen Kompagnie" des 16. Jahrhunderts und hat beim Vogelschiessen getreu die meisten Gebräuche der damaligen Zeit bewahrt. Etwas Ähnliches ist, wenn auch nicht ganz so, mit mehreren städtischen Schützengesellschaften im übrigen Norden der Fall gewesen.

Eine der kleinen Verschiedenheiten zwischen damals und jetzt, welche zuerst in die Augen fallen, ist, dass man im 16. Jahrhundert überall in Dänemark, Norwegen, Schweden und Norddeutschland aus jetzt unbekanntem Grunde, den abzuschiessenden Vogel „Papagei" nannte. Diese Bezeichnung ist später ausser Gebrauch gekommen; eine Erinnerung daran hat sich jedoch noch erhalten in dem scherzhaften Ausdrucke: „den Papagei abgeschossen haben" für: glücklich gewesen sein.

Die Vogelstange scheint sehr ansehnlich gewesen zu sein, und es war mit nicht geringer Arbeit verbunden, jedes Frühjahr den Vogel an dieselbe zu befestigen und die Stange aufzurichten. In Lund war eine Strafe von 1 Mark darauf gesetzt, „wenn jemand, sobald der Papagei aufgerichtet war, denselben nicht überwachen wollte." In Aalberg und wohl an den meisten anderen Orten war der Papageiplatz eingezäunt, und geriet irgend ein Vieh hinein, so war es verwirkt zu Gunsten der Gesellschaft.

Der Vogel scheint übrigens bis gegen Schluss des 16. Jahrhunderts etwas anders ausgesehen zu haben als jetzt, wahrscheinlich mit zusammengefalteten Flügeln sitzend. Bis dahin ist wenigstens nur von einem Gewinn die Rede, nämlich dem, der für das Herunterschiessen des ganzen Vogels bestimmt war. Gegen Schluss des Jahrhunderts wuchs hingegen die Anzahl der Gewinnste. Im Jahre 1586 gab es in Kopenhagen bereits einen Gewinnst für jeden Flügel. Im Jahre 1594 wurde in Aalborg ausserdem ein Gewinnst für den Kopf und einer für den Schweif bestimmt.

Wahrscheinlich stand dies in Verbindung mit dem sonst so seltsamen Brauch, dass man — obschon Büchsen ja längst allgemein und wohl bekannt waren — noch bis nach der Mitte des 16. Jahrhunderts sowohl im Norden wie in Deutschland hartnäckig bei dem Gebrauche der Armbrust verblieb. Der Grund war vermutlich der, dass die Flintenkugel den ganzen Vogel durchbohrte und ihn dadurch nach und nach wegschoss, so dass man unmöglich den eigentlichen Sieger angeben konnte. Der Bolzen der Armbrust hingegen lockerte nur den Vogel ein wenig, so oft er ihn traf, und hier war es leicht genug zu sehen, wer der Glückliche war, der „den Papagei abschoss", wie es hiess, denn es fiel dann ja der ganze Vogel herab. Als man endlich den Anforderungen der Zeit weichen und dem Gebrauch von Büchsen einräumen musste, war es selbstverständlich, dass auch die Ge-

Digitized by Google

stalt des Vogels verändert wurde. Der schwebende Vogel mit dem ausgebreiteten Schweif und Flügeln, wo jeder Teil für sich herabgeschossen werden sollte, gab bei der Zahl der Gewinnste eine Art Ersatz für das, was im Übrigen verloren ging. Denn selbst der Königsschuss von einst und jetzt duldete keine Vergleichung. Jetzt nur ein armseliges Stück Metallplatte, wo man kaum sehen konnte, ob sie noch oben oder schon heruntergeschossen war, früher der ganze Papagei.

Der Königsgewinnst war an den meisten Orten ein silberner Becher, zu dem bisweilen noch die seltsame Gabe: ein Tuch oder Fell zu einem Paar Hosen gefügt wurde. Dieser Brauch stammte möglicherweise von der starken Abnutzung der Beinbekleidung her, welche das häufige Spannen der Armbrust mit sich führte. Am längsten scheint sich die Sitte in Bergen erhalten zu haben. Noch im Jahre 1635 heisst es von hier: „Der junge Jan Schröder schoss den Vogel ab und erhielt einen Silberlöffel, das Hosentuch und die silberne Kanne in einem Schuss." Als Ehrenpreis wurde ausserdem um den Hals des Vogelkönigs ein vergoldeter, silberner Papagei an silberner Kette gehängt. Dieser wurde nicht nur beim Einzuge und Mahle nach dem Schiessen, sondern auch bei allen grösseren Festen während des Jahres getragen. Wurde Einer drei Jahre hintereinander „Papageikönig", so durfte er den Schmuck behalten. Doch scheint die Gesellschaft das Recht gehabt zu haben, ihn bei dem Betreffenden einzulösen. Häufig hatte nämlich der Schmuck einen höheren als bloss den gewöhnlichen Wert. Der vergoldete Silberpapagei z. B., den die Dänische Kompagnie in Kopenhagen besass, war derselben im Jahre 1542 von Christian III. geschenkt und sorgfältig aufbewahrt worden. Es geschah erst im Jahre 1701, dass bei einer Hinrichtung auf dem „Nytory" (Neuem Markt) einer der Zuschauer, die im Rathause Platz bekommen hatten, sich die Gelegenheit nicht entgehen liess und Vogel und Kette von dem Orte entwendete, wo sie aufbewahrt wurden.

In allen Schützenvereinen legte man ein besonderes Gewicht darauf, dass das Schiessen eine wirkliche Waffenübung bilden solle. Wer ausblieb oder nicht mindestens drei bis vier Schüsse abgegeben hatte, musste daher Strafe zahlen.

War der Vogel abgeschossen, so begleiteten alle Schützen den Papageikönig im Aufzug nach der Stadt, wo auf dem Rathausplatze ein Hoch auf demselben ausgebracht wurde, während die Schützen „zu seinem Preise ihre Rohre abschossen." Dass Büchsen bei diesem Teil des Festes eine weit grössere Wirkung hervorbrachten als Armbruste, war klar. Es war indessen keine geringe Gefahr damit verbunden, so zwischen oft nur mit Stroh bedeckten Häusern darauf loszuknallen, und die Mahnung, auf die Büchsen Acht zu geben, damit sie keinen Schaden in der Stadt anrichteten, war daher sehr am Platze. Auch Menschen waren ja nicht sicher. Als z. B. Joen Joensen im Jahre 1593 in Bergen, nachdem der Papagei abgeschossen war, heim in die Stadt marschierte und mit „seinem langen Rohr, das geladen und gespannt war, auf der Achsel" stehen blieb, ging der Schuss los und tötete Henrik Höjer.

Das Vogelschiessen endete mit einem Feste für den Papageikönig, das ganz dem Maigrafen-Mahle entsprach. —

Digitized by Google

Werfen wir zum Schlusse einen Blick auf alle Gebräuche des Maifestes, so wird es sich zeigen, dass dieselben sich in zwei bestimmt von einander geschiedene Arten teilten: auf der einen Seite diejenigen, welche bloss einem Frühlingsfeste entsprachen, auf der anderen Seite diejenigen, welche, wie der Einzug in Waffen und die Schiessübungen nur eine Waffenprobe gewesen zu sein scheinen, aber in keiner Verbindung mit jenen standen.

Dass jedoch diese Verbindung keine rein zufällige war, kann man daraus ersehen, dass ganz dieselbe auch beim Fastelave mit seinen von einem vergessenen Frühlingsfeste bewahrten Gebräuchen vorkam. Auch dort zeigt sich diese seltsame Vereinigung sinnbildlicher Ausdrücke für Frühling und Fruchtbarkeit gepaart mit Proben von Kriegsfertigkeit: Lanzenbrechen, Schwerttanz und Waffenübungen.

Die beiden Frühlingsfeste, das vergessene und das bestehende, deuteten sicher zurück auf längst verschwundene Verhältnisse der alten Zeit. Sie wiesen zurück auf eine Zeit, wo die Ankunft des Frühlings nicht nur mit einem Dank an die Götter für das, was die Natur gab, sondern mit einer Zusammenkunft der gesamten waffenfähigen Mannschaft begrüsst wurde, wo die während des Winters nicht geübten Fertigkeiten bei Kampfspielen erneuert und die Kriegszüge des Sommers beschlossen wurden.

3. Pfingsten.

Pfingsten war ein kirchliches Freudenfest mit nicht stark ausgeprägten Gebräuchen. Aber gerade dies in Verbindung damit, dass das Fest gleichzeitig mit der Ankunft des Sommers eintrat, machte es wie dazu geschaffen, Teile volkstümlicher Frühlings- und Sommerfeste in sich aufzunehmen. Die Kirche hatte dies von Anfang an begünstigt, und die Folge davon war, dass im 16. Jahrhundert sich kaum irgendwo im ganzen Norden ein reines Maifest in seiner ursprünglichen Gestalt fand. Sie hatten alle bald das eine, bald das andere Glied an Pfingsten abgeben oder sich doch wenigstens darein finden müssen, dass die Vergnügungen in der Pfingstwoche unter noch günstigeren Bedingungen wiederholt wurden. Der zweite und dritte Pfingsttag, an welchen Festtagen jede Arbeit ruhen musste, waren ja auch ganz besonders geeignet, an ihnen entweder den Mairitt, das Maigrafen-Mahl oder Papagei-Schiessen abzuhalten; und hatte man nichts Anderes, so feierte man jedenfalls das Fest mit einer eigenen Art Schmauserei, dem sogenannten „Pfingsttrank."

Pfingsten wurde denn ganz natürlich eine Art kirchlichen Frühlingsfestes, ausgezeichnet durch eine Menge von Festgebräuchen, die von da und dort entlehnt waren und alle vortrefflich hierher passten, weshalb es auch niemand einfiel, darnach zu fragen, woher sie stammten: am Pfingstmorgen tanzte die Sonne wie am Ostersonntag; Pfingst-Morgenthau und frische Pfingst-Luft erbten die wunderthätige Kraft des Maitages; zum Hochamte wurde die Kirche „gemait" wie am Valbergstag die Häuser; am Pfingstabende wurden (und werden noch), in Norwegen wenigstens, Pfingstfeuer angezündet; die Maigräfin und das „Gassenlamm" wurden zur „Pfingstbraut;" und in der katholischen Zeit hatte die Kirche auch milde zugesehen, dass der Papageikönig oder der Maigraf an einem Pfingsttage in das

Digitized by Google

Gotteshaus kam, um hier mit Weihwasser besprengt zu werden oder sein Opfer darzubringen.

An besonderen Pfingstgebräuchen gab es nur wenige. Der Sonntag wurde „Weisser Sonntag“ und die ganze Pfingstwoche „die weisse Woche“ genannt. Es ergab sich ganz natürlich, bei diesem Feste die Taufe der Kinder vornehmen zu lassen; doch hatte dies ein starkes Gegengewicht in der Furcht der damaligen Zeit, mehrere Tage zwischen Geburt und Taufe verstreichen zu lassen. Später war es in Odense und wahrscheinlich auch in anderen Städten Brauch, dass die Schmiedegesellen am dritten Pfingsttag in grossem Aufzuge ihr Schild an einen anderen Ort brachten.

Einen ganz merkwürdigen Ausdruck gab sich der Glaube an die segnende Kraft der Pfingsten in Norwegen. Hier nahm man an, dass in der Pfingstnacht das gefährlichste aller Raubtiere, der Wolf, höheren Mächten gehorchen und sich in die Gewalt des Menschen begeben müsse. Im Jahr 1599 heisst es hierüber: „In der Nacht vor dem Pfingstsonntag sind die Bauern draussen im Wald und zwar an der Stelle, wo sie wissen, dass die Wölfin mit ihren Jungen ihr Lager hat, und hier nun heulen sie wie die Wölfe. Wenn nun die Wölfin die Leute so heulen hört, nötigt und zwingt sie ihre Natur dazu, ihnen zu antworten und ebenfalls zu heulen, wodurch sie ihre Jungen finden. Und es ist geschehen, dass sie die Wölfin samt den Jungen bekommen haben, denn sie will sie nicht verlassen. Und Jäger sagen, weil die Wölfin wisse, was deren Heulen bedeute, und es — wie sie meinen — gleichwohl nicht lassen können, ihnen zu antworten, so stecke sie die Nase tief in die Erde, damit es scheinen solle, als ob es von weiter Ferne käme, und sie so die Leute irre führe, dass sie sie nicht finden können. — Dies ist die feste Meinung der Jäger und Bauern hierüber, und ob solches natürlich ist oder weshalb es geschieht, darüber mag jeder urteilen, wie er will; aber viele Wolfsjunge sind durch diese List gefunden und ergriffen worden.“

Ein merkwürdiger Aberglaube knüpft sich auf Island an den Pfingstsonntag. Will man Diebe entdecken und zur Wiedererstattung des Gestohlenen zwingen, so macht man sich einen sogenannten Thorshammer. Um diesen zu schmieden, braucht man Glockenspeise, die dreimal gestohlen sein muss, und diese härtet man am Pfingstsonntage zwischen der Verlesung des Evangeliums und der Epistel in Menschenblut. In derselben Weise schmiedet man einen spitzen Stiel, und wenn man nun erfahren will, wer einen Andern bestohlen habe, sticht man mit dem Stiele in den Kopf des Hammers und spricht dazu: Ich treibe in das Auge des Kampfvaters, ich treibe in das Auge des Totenvaters[1]), ich treibe in das Auge des Asen-Thors.“ Der Dieb bekommt davon eine Augenkrankheit; bringt er das Gestohlene nicht zurück, so wiederholt man den Versuch und diese Wiederholung kostet ihm ein Auge. Der dritte Versuch aber lässt ihn auch noch das andere Auge verlieren.

[1]) Kampfvater und Totenvater sind Beinamen des Gottes Odhin.

Digitized by

Die „grosse“ wendische Hochzeit.

(Ta welika szerbska szwaijzba.)

Von

SCHWELA — SCHORBUS.

7. In der Kirche.

(We zerkwi.)

Beim Einzuge in die Kirche geht die Braut, von ihrem Führer an der Hand geleitet, mit dem weiblichen Personal voran; es folgt der Bräutigam, von dem Družba desgleichen an der Hand geführt, mit dem männlichen Teil der Gäste. Die Aufstellung vor dem Altar, sowie der feierliche Akt der Trauung selbst findet in gleicher Weise statt, wie bei den Deutschen. Während des (ersten) Ganges um den Altar „stiehlt“ die Druschka der Braut den Schuh vom rechten Fuss und gibt ihr dafür einen fein gestickten Pantoffel. Wieder vor dem Altar angelangt, stellt sich jetzt auch die Braut (wie auch bei den Deutschen hin und wieder üblich) zur linken Hand des Bräutigams auf und tritt dabei, wie aus Versehen, mit dem Pantoffel dem Bräutigam leise auf den linken Fuss. Gelingt ihr dies, so steht der künftige Ehemann zeitlebens „unterm Pantoffel.“ Gelegentlich wird auch des Bräutigams Hut entwendet und der Braut aufgesetzt, zum augenscheinlichen Beweise, dass sie „unterm Hut“ gekommen ist. (Hut und Schuh spielen während der Hochzeit noch ein Mal ihre Rolle.) Bei dem Zuge aus der Kirche geht das männliche Personal vorweg, das weibliche hinterher.

Nun beginnt von Seiten des Publikums das Plündern der Hochzeitsgäste durch das sogenannte „Aufhalten.“ Den besten Teil hiervon bekommen die Jungfrauen des Kirchdorfes. Diese haben dem Brautpaar eine prächtige Ehrenpforte errichtet, in den meisten Orten am Kirchdorfsthor, hin und wieder an der Kirchthür. An diesem Ehrenzeichen werden der Bräutigam und jeder Einzelne der männlichen Hochzeitsgäste durch eine mit vielen bunten Bändern geschmückte Schnur so lange aufgehalten, bis sie sich den Durchgang mit Geld erkauft haben. Das Geschlecht der Schönen wird frei durchgelassen, vielleicht nach dem Grundsatz: Eine Hand wäscht die andere!

Solches Aufhalten wiederholt sich verschiedene Male, sowohl im Kirchdorfe, wie in jedem zu passierenden, und auch im Heimatsorte der Braut. Die Freigebigkeit ist öfters so gross, dass zufällig am Wege befindliche und dessen bedürftige Leute, ohne es zu erwarten, mit Geldstücken traktiert werden. Dass die Musik in jedem Dorfe ihre lustigen Töne erschallen lässt, darf wohl nicht erst erwähnt werden.

Der Kinder Hauptvergnügen war ehemals der Dudelsack; jetzt ist derselbe nur noch in der Muskauer Wendei zu Hause.

Zum Schluss der Fahrten sei noch folgende Sitte erwähnt. Ehe die Braut in ihren Wagen steigt, befindet sich bereits eine ältliche Frau im

Digitized by Google

Korbe desselben. Ihr vulgärer Name ist „Masniza“, dem Sinne nach zu übersetzen als „Anhängsel“ (Teerkitze). Sie hat aufzupassen, dass von dem Sitze der Braut nicht das Geringste entwendet wird; nicht ein Strohhalm darf gestohlen werden. Auch während die Brautleute in der Kirche sind, bleibt sie oben und geht nicht eher herunter, bis sämtliche Gäste zu Hause abgestiegen sind. Das Strohbund, worauf die Braut gesessen, kommt ins Brautbette, dafür hat sie ebenfalls zu sorgen.

8. Der Hochzeitsschmaus.

(Ta gospina.)

Der Höhepunkt des leiblichen Vergnügens bei der Hochzeit ist die Hauptmahlzeit. Sind die Gäste aus der Kirche heimgekehrt, so ist der Tisch bereits mit Brot, Butter, Käse, Wurst, Liqueuren, Kornschnaps und verschiedenen Bieren gedeckt, wovon ein Jeder nach Belieben zulangen kann. Erst wenn Pastor und Küster ankommen, und ihre „Vormahlzeit“ eingenommen haben, wird abgeräumt (tabula rasa gemacht) und die grosse Mahlzeit beginnt. Der Pastor (in seiner etwaigen Abwesenheit der Küster) hält das Tischgebet und nun gibt es etwa folgende Gerichte: 1. Biersuppe, 2. Meerrettig mit Schweinefleisch, 3. Reis mit Klösschen und Hühnerfleisch, 4. Rosinensauce mit Rindfleisch, 5. Erbsen mit Speckgrieben, 6. dicker Milchhirse mit rotem Kandiszucker bestreut, 7. Schweinebraten, 8. Wurst, 9. Quark und 10. Kuchen; zum Schluss Butterbrot und Käse.

Da muss doch selbst der wend'sche Magen platzen! wird der deutsche Leser denken. Doch gemach mein Lieber, hier gibt's gar viele Mitesser.

Kaum haben die Gäste vom ersten Gericht einen — Liebhaber höchstens zwei — Teller ausgelöffelt, so werden leere Töpfchen herzugelangt, aus der gemeinschaftlichen Schüssel gefüllt, mit einer dicken Frischbrotschnitte bedeckt und — weggeschickt; wohin? Kranke, Arme, Verwandte sind's, die damit erfreut werden. Grossvater und Grossmutter daheim werden am wenigsten vergessen. Dieses Recht, Schönessen, (richtiger „Bescheidessen“) zu versenden, hat jeder Hochzeitsgast und er benützt es in ausgedehntem Masse. Ist die Schüssel geleert, so wird sie von neuem gefüllt, bis jeder Gast seines Herzens Wunsch erfüllt hat.

In dieser Weise wird von jedem der suppenartigen Gerichte (Nr. 1 bis 4) anderweitig „wohlgethan und mitgeteilt.“

Gar lieblich ist es, dass die Braut der ältesten Frau im Dorfe Schönessen sendet.

Ferner: In den Winkeln der Stube drücken sich verwandte und fremde Kinder. Sehnsüchtig blicken ihre Augen nach den Herrlickeiten der reichbesetzten Tafel und ihre Geruchsnerven schwelgen in den angenehmen Düften der wohlzubereiteten Speisen; ach, wenn doch der Gaumen auch etwas bekäme! Soll es ihnen wirklich ergehen, wie dem armen Lazarus? Nein! denn siehe, hier und dort erhebt sich die milde Hand eines Hochzeitsgastes, sie hält eine stramme Schnitte, hochbelegt mit dicken Erbsen, und bald das eine, bald das andere der Kinder ist so glücklich, aufgerufen zu werden und die Schnitte zu empfangen; fröhlich läuft es heim, denn

Digitized by Goog

es hat seinen „Geln" (Rungs) weg. Der etwaige Rest der Kinder wird in derselben Weise mit dem darauf folgenden bezuckerten Milchhirsen, der Lieblingsspeise aller wendischen Kinder und Frauen, traktiert. So ergeht's den Erbsen und Hirsen, dem 5. und 6. Hochzeitsgericht. Bei den vier letzten Speisen muss der Küster schwitzen, — nicht etwa sich hindurchbeissen wie der Faulenzer im Schlaraffenlande, sondern er hat sie in möglichst gleich grosse Teile zu zerlegen und den Tischgenossen zu präsentieren. Bei einer Anzahl von 20—30 Gästen ist das fürwahr keine kleine Arbeit. Und verrät er schlechtes Augenmass oder einen ungeschickten Griff, so wird's ihm an Spötteleien nicht fehlen; wehe dem Armen, wenn er obendrein diese nicht zu parrieren versteht. Doch, wie überall, so macht auch hier „die Übung den Meister."

Jeder direkte Hochzeitsgast bekommt cirka 3—4 Pfund Braten, eine dicke und eine dünne Grützwurst, den sechsten Teil des gebackenen Quarkes aus je einer Schüssel und $^2/_6$ Kuchen. Die Teile für die indirekten (mitgebrachten) Gäste sind etwas kleiner. Dies wird alles heimgenommen und später nach Belieben verzehrt. Es sei bemerkt, dass auch von jedem anderen Essen und vom Rindfleisch so viel nach Hause befördert wird, dass man nach der Hochzeit noch längere Zeit davon schmausen kann.

Statt der Tischmusik singen die Jungfrauen des Ortes unter den Fenstern der Gaststube Hochzeits- und Scheidelieder, die dem Brautpaar gelten. Darunter darf das alte Traulied: „Auf Gott und nicht auf meinen Rat" nicht fehlen, Dafür werden sie aus der Küche bewirtet, hauptsächlich mit — Milchhirsen.

Während der Mahlzeit herrschen unter den Gästen noch mancherlei Sitten, zum Teil auch Unsitten. Der Brautführer z. B. ist hier der Speisemeister und darf als solcher nicht mit am Tisch sitzen, sondern hat auf- und abzugehen, die Bedienung zu beaufsichtigen, die Speisen und Getränke zu kosten, für angenehme Unterhaltung zu sorgen und zu dem Zweck recht viele und gute Witze zu machen. Die Sorge um seine eigene Sättigung bleibt ihm überlassen; in der Regel findet er in der „Hölle" (hinterm Ofen) seinen Teil der Speisen.

Zur Unterhaltung der Gäste dient u. a. der Schuh- und der Hutverkauf. Laut alter Regel ist „nach dem Essen ein Tanz", und hat die Braut den ersten Umgang zu machen. Seit ihrer Rückkehr aus der Kirche trägt sie jedoch an den Füssen einen Schuh und einen Pantoffel; so kann sie nicht tanzen. Der „gestohlene" Schuh muss requiriert werden und die Brautdiener sind verpflichtet, ihn zu beschaffen, — sie hätten ihn besser bewachen sollen.

Die Brautjungfern, als die ehrlichen Spitzbuben, sind bereit, ihn zurückzugeben, aber nur gegen eine hohe (ihrer Meinung nach unerfüllbare) Forderung, sie begehren (etwa im Frühjahr) ein Fass voll Obstes. Die Käufer wissen sich jedoch zu helfen; sie kippen ein grosses Fass um und bedecken die Rückseite des Bodens mit Äpfeln, Nüssen und Backobst. Das Fass ist thatsächlich voll, die hintergangenen Brautjungfern fugen sich auch in das Unvermeidliche und geben den begehrten Schuh heraus. — Dieselbe Geschichte kann auch einen umgekehrten Verlauf nehmen, nämlich: haben die Jungfern es versäumt, den betreffenden Schuh sich anzueignen, so

Digitized by Google

entwenden ihn die Brautdiener während der grossen Mahlzeit und in diesem Fall müssen ihn jene zurückkaufen. Der Handel um den Hut des Bräutigams findet in ähnlicher Weise statt. In einigen Orten pflegt man diese Scherze nicht am Hochzeitstage, sondern vor dem „Perpusch" (d. i. dem ersten Kirchgang) zu treiben.

Die Hauptmahlzeit wird durch ein Dankgebet und Gesang des Liedes: „Nun danket Alle Gott" beendet, wobei sämtliche Hochzeitsgäste unter Musikbegleitung mit einstimmen.

9. Der Hochzeitsabend.

(Sswajschbański wjazor.)

Der Hochzeitsabend ist dem Tanzvergnügen gewidmet. Ein lustiger Militärmarsch führt die Gäste zur Schänke. Sonderbarerweise muss der Bräutigam bis Nachts 12 Uhr daheim bleiben, während die Braut unter steter Obhut des Brautführers mitgeht, um zum letzten Male als freie Maid die Freude der Jugend zu geniessen. Sie hat den Ehrentanz. Jeder männliche Hochzeitsgast ist berechtigt und auch verpflichtet, mit ihr „ein Stück" zu tanzen, doch muss er hierzu stets den Brautführer um Erlaubnis bitten. Punkt 12 Uhr ist Pause, um den Bräutigam zu holen und die Kranzabnahme zu vollziehen. Braut und Bräutigam setzen sich zu dem Zweck auf zwei Stühle derart zusammen, dass sie sich gegenseitig mit dem Rücken berühren. Während nun sämtliche Brautdiener und Brautjungfern paarweise sich im Kreise um das Brautpaar bewegen und einen bekannten Gesang anstimmen, wird dieser mit einer entsprechenden Rede abgenommen und in den Kreis geworfen. Hastig sucht ihn jede Schöne zu erreichen, denn welche ihn erlangt, die ist die nächste glückliche Braut.

Altwendische Sitte, die in vielen Orten noch heute gepflegt wird, ist es, den Brautkranz während der Hauptmahlzeit abzunehmen und zwar bei dem Hirsengericht, wobei die Redensart von Mund zu Mund geht: „Der Hirsen muss gejätet werden!"

Nach beendetem Tagewerk hält der Brautführer folgende Ansprache: „Meine lieben Freunde und ehrbaren Hochzeitsgäste! Bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget! So sprachen die zwei Apostel, die von Jerusalem nach Emmaus gingen und der Herr Jesus sich zu ihnen einfand, sich aber stellte, als wollte er weiter gehen. Diese Worte entlehnen unsere jungen Eheleute von den beiden Aposteln und sprechen zu ihrem Heilande: Bleibe bei uns! nicht nur heute, sondern Zeit unseres Lebens! Und er wird gern bei ihnen bleiben, denn da er auf Erden wandelte, klagte er: Die Füchse haben Gruben und die Vögel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. Unsre jungen Eheleute sind bis heute, Gott sei Dank, nicht so arm, dass sie nicht wüssten, wo sie bleiben sollten. Weil sie nun müde sind von des Tages Last und Hitze und von der schweren Reise, die sie heut beendet und die sie noch zeitlebens nicht gepilgert sind, so begehren sie nach Ruhe und ergeben sich in Gottes Schutz. Sie danken ihrem Gott für die Gnade, die er ihnen heut erwiesen; sie danken auch ihren lieben Eltern dafür, dass sie sie zur Schule und zu allem Guten angehalten und begehren weiter nichts,

Digitized by Google

als mit Freuden „gute Nacht!" Sie danken auch ihren Brüdern, Schwestern, Vettern, Muhmen, Paten und allen Hochzeitsgästen und begehren weiter nichts, als mit Freuden „gute Nacht!" So wollen wir gehen in dem Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes † und des heiligen Geistes †. Amen.

10. Der zweite Hochzeitstag

(Drugi żen sswajschby)

ist ebenfalls streng geregelt, sowohl in Betreff der Verrichtungen an demselben, als auch was die Speisen anbetrifft. Er ist der Tag des Umzuges aus dem Brauthause nach der Wohnung des Bräutigams. Das ist eine ernste Scheidestunde und wird darum von dem Brautfuhrer mit einer ernsten Ansprache gefeiert. Dieselbe lautet in der Übersetzung etwa also: Ehrbare Hochzeitsgäste! Wir haben gegessen und getrunken und sind fröhlich gewesen; Gott der Herr hat es uns an keinem Guten fehlen lassen. Dafür wollen wir ihm von Herzen danken und ihn bitten, dass solcher Segen den neuen Ehestand begleite jederzeit, und dass wir, wie hier auf Erden, so auch Hochzeitsgäste werden mögen bei der Himmelstafel. Nunmehr hat sich der Tag geneiget und die Zeit ist verflossen; die Nacht tritt herbei und jedes Geschöpf sucht sein Ruheplätzchen auf. Auch die Stunde ist gekommen, da die ehrbare Braut verlassen soll das liebe Heimatshaus und ziehen in das neue Heim. Scheiden thut weh, und wenn man das verlassen soll, was man so lange und so sehr geliebt, so weinet das Herz. Darum spricht die ehrbare Braut durch meinen Mund mit betrübtem Sinn ein herzliches „Gute Nacht!"

Gute Nacht, du liebes Vaterhaus! In dir habe ich das Licht der Welt erblickt, hier hat meine Wiege gestanden. Hier hat mich meiner Mutter Arm getragen, meines Vaters Hand geleitet. Gar schnell sind mir hier die Tage der Kindheit und die Jahre der Jugend vergangen. Alles, was ich hier sehe, ist meinen Augen lieb und teuer. Nun verlasse ich dich, du Vaterhaus. Ich trete über deine Schwelle und spreche von Herzen: Gute Nacht!

Gute Nacht, mein lieber Vater! Reichet dar die Hand Eurer Tochter; die Hand, die bis jetzt für sie gearbeitet und für sie gesorgt. Gott vergelte Euch Eure Treue und Liebe; er segne Euch mit Gesundheit und langem Leben, er sei Euer Stecken und Stab, wenn ihr nun alt werdet und lasse Euch dermaleinst im Frieden die Augen schliessen und selige Ruhe finden.

Gute Nacht, meine liebe Mutter! Eure Tochter scheidet von Euch. Was ist grösser, als Mutterliebe? Was beständiger als Muttertreue? Das habe ich erfahren, darum weint mein Herz, wenn ich an Euch gedenke. Aber ich befehle Euch Gott; der wolle Euch stärken mit seiner Gnade, Euch beistehen mit seiner Hilfe und Euer Lohn sei im Himmel!

Gute Nacht, ihr lieben Brüder und Schwestern! Unter Euch bin ich aufgewachsen, mit Euch habe ich mich gefreut, habe mit Euch von einem Brot gegessen. Nun wird mein Platz unter Euch leer sein. Denket in Liebe an Eure scheidende Schwester. Ehret Vater und Mutter und machet ihnen die Jahre des Alters leicht und süss! Gute Nacht, ihr Jahre der

Jugend! Wie bald seid ihr dahingeflogen! Ihr schönen Tage, da ich als Kind im Sande gespielt, als Mägdlein zur Schule gelaufen, als Jungfrau das Gotteshaus besucht; wo ich im Kranze der Geschwister mich mit ihnen gefreut. Ihr lieben Stunden, ihr seid dahin!

Gute Nacht, alle Hochzeitsgäste, die ihr gekommen seid, den Tag meiner Ehren zu feiern. Behaltet mich ferner in treuem Andenken! Gute Nacht alle Gespielinnen und Freundinnen! Lasset uns Fleiss anwenden, dass wir uns in der himmlischen Heimat wieder finden, wo keine Trennung uns betrüben, kein Scheiden uns schmerzen wird. So lasset uns gehen im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes †, und des heiligen Geistes †. Der dreieinige Gott segne unsern Ausgang und Eingang. Amen.

Die Ankunft im Bräutigams-Dorfe ruft natürlich viel Volks zusammen, und sie kommen nicht vergeblich. Denn kaum sind die Hochzeitsgäste eingetreten, so kommt der Brautführer wieder heraus, ein grosses, um die Schultern gebundenes Laken, mit Brotstücken tragend, von denen jeder Zuschauer ein Stück bekommt. Dies ist der sogenannte Einkauf der Braut.

II. Der Perpusch.

(Ten prědny pusch.)

Das auch in Kottbus gebräuchliche Wort „Perpusch", ist eine Verkurzung von „Predny pusch", d. h. Erster Gang. Der christlich gesinnte Wende versteht darunter nichts anderes, als des jungen Brautpaares ersten Kirchgang. Es versammeln sich am ersten Sonntag nach der Hochzeit noch einmal sämtliche Hochzeitsgäste in vollem Staat — das Brautpaar jedoch ohne Kranz und Strauss — und gehen, resp. fahren hochzeitsgemäss zum Gotteshause. Nach beendeter Predigt marschieren sie während des Gesanges in langem Zuge von ihrem gemeinschaftlichen Sitz aus, — der ihnen ehrenhalber für diesen Tag von andern Kirchgängern eingeräumt worden, um den Altar und legen dem Pastor und dem Küster je ein Opfer auf den Altar, bez. an den Opferort. (Das Lied, während dessen sie den Opfergang machen, sollte auf das Brautpaar Bezug nehmen.)

In früherer Zeit wurde bei der Hauptmahlzeit dieses Tages eine Steuer zum Besten der jungen Eheleute veranstaltet. (Ob diese Sitte hin und wieder noch heute herrscht, ist dem Schreiber dieses unbekannt.) Zu dem Zweck hielt der Brautführer folgende Ansprache:

Meine lieben Freunde und ehrbaren Hochzeitsgäste, hier vor Gott versammelt, von weit und von nahe, Hohe und Niedrige! Wir sind hier in dem Hause die (2 bez. 3) Tage mit Essen und Trinken von Gott dem Herrn bedacht worden, und dafür zu Dank verpflichtet. Wir haben aber unter uns zwei junge Eheleute, die sich vorgenommen haben, einen neuen Stand anzufangen. Weil aber jeder Anfang schwer ist, so wollet Ihr aus christlicher Liebe, ein jeder nach seinem Vermögen, als ihm Gott beschecret hat, weniger oder viel etwas mitteilen den jungen Personen zu ihrem Anfang; der Erste ist so lieb als der Letzte, und der Letzte so lieb als der Erste, der Pfennig ist so lieb als der Dreier, der Dreier so lieb als der Groschen und der Groschen so lieb als der Thaler. Spende, spende, des ehrbaren Bräutigams Vater, des ehrbaren Bräutigams Mutter! Spende,

Digitized by Google

spende, der ehrbaren Braut Vater, der ehrbaren Braut Mutter! Des ehrbaren Bräutigams Bruder, Schwester! der ehrbaren Braut Vetter, Muhmen, Paten! — Meine lieben Freunde! ist etwa Einer irgendwo verirret, oder irgend am Zaune hängen geblieben, oder am Dorn angehakt, so wolle derselbe sich auch herzufinden, denn der Erste ist so lieb als der Letzte und der Letzte so lieb als der Erste!

Ein Überrest von dieser Sitte mag es wohl sein, wenn in vielen Dörfern heutigen Tages nach der Hauptmahlzeit bei Hochzeiten und Kindtaufen die Tische schleunigst abgeräumt werden und nun ein Hagel von Nüssen, Äpfeln, Bonbons u. s. w. aus unbekannten Ecken (von den Gästen geworfen) auf den Tisch fällt und von Frauen und Kindern über und unter dem Tisch mit grossen Freuden auf das emsigste aufgelesen wird.

Schliesslich sind auch noch die Musikanten zu bezahlen. Heutigen Tages herrscht darin keine Gemutlichkeit mehr, denn der Preis wird vorher akkordiert und da gibt's nichts mehr zu markten noch zu spassen. Auf ein unsicheres Konto, wie ehemals, würden sich auch die jetzigen sechs Musici, jeder mit zweifachen Instrumenten versehen, nicht einlassen. In der Zeit dagegen, da noch Geige oder Klarinette, begleitet vom Dudelsack, bei den Festlichkeiten Vergnügen bereiteten, also vor 40—50 Jahren, waren die Musikanten nicht so teuer wie heute. Zum Schluss des Hochzeitsfestes trat der Brautführer auf und sprach:

Meine lieben Hvchzeitsgäste! Wir haben nun gegessen und getrunken und sind fröhlich gewesen, und die (beiden) Musikanten haben viel Mühe gehabt, haben die Saiten zerrissen und sich die Finger zerstochen, so wolle denn ein Jeder ihnen etwas mitteilen, und ist der Letzte so lieb wie der Erste und der Erste so lieb wie der Letzte; der Thaler ist lieber wie der Groschen, der Groschen lieber wie der Dreier und der Dreier lieber als der Pfennig. (Das Einsammeln geschieht.) Darauf hält der Brautführer folgende Schlussrede:

Meine liebsten Freunde und ehrbaren Hochzeitsgäste! Dieweil Ihr nun den jungen Eheleuten ein Werk der christlichen Barmherzigkeit erwiesen habt, so danken dieselben von Herzen ihren lieben Eltern, den lieben Paten, Brüdern, Schwestern, Vettern, Muhmen und allen Hochzeitsgästen für solche Liebe und wünschen, sich jederzeit dankbar beweisen und solche Güte mit der That vergelten zu können, soweit ihnen Gott hilft. Desgleichen bedanken sich die beiden Musikanten bei den ehrbaren Hochzeitsgästen für alles, was sie ihnen mitgeteilt haben, für das grosse Geschenk und sie haben grosse Lust, es uns noch heute zu vergelten durch eine bekannte und fröhliche Weise. (Anm.: Darunter ist ein sogenanntes „Dankstückchen" zu verstehen, das die Musikanten zuletzt spielen.) Desgleichen danken sie (die Brautleute) den ehrbaren Brautjungfern und wünschen ihnen viel Gutes. Auch wir, die ehrbaren Brautdiener, danken den ehrbaren Brautjungfern für ihr Geschenk und allen Hochzeitsgästen für ihre Einigkeit und Folgsamkeit und wünschen, dass wir in Einigkeit und Liebe unser ganzes Leben vollenden mögen.

Die Musikanten spielen ihren Dank und die grosse Hochzeit ist beendet — wie alles in der vergänglichen Welt sein Ende nimmt.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

der

Zeitschrift für Volkskunde.

Band III. Heft 1—12.

1. Wissenschaftliche Arbeiten.
2. Mythische Volksdichtungen.
3. Volksüberlieferungen aus Österreich.
4. Findlinge zur Volkskunde.
5. Sagen.
6. Märchen.
7. Märchen und Schwänke.
8. Lieder.
9. Sprichwörter.
10. Sitte und Brauch.
11. Der Aberglaube.
12. Bücherbesprechungen.
13. Zur Bücherkunde.
14. Mitteilungen.

1. Wissenschaftliche Arbeiten.

Seite

1. Die mythischen Könige der arischen Volksheldensage und Dichtung von Edm. Veckenstedt. Heft I. Seite 1—17. — Heft II. Seite 49—56. — Heft III. Seite 93—96. — Heft IV. Seite 121—131. — Heft V. . 172—181
2. Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene: Der pommersche Gauden und Vergodendêl von O. Knoop. Heft II . . . . . 41—48
3. Die Asen von dems. Heft V . . . . . 161—171
4. Frau Hinne von dems. Heft IX . . . . . 321—327
5. Der wilde Jäger. Ein Versuch zur Erklärung des Phänomens von M. v. Estorff. Heft III . . . . . 81—92
6. Deutsches Element in slovenischen Sagen des kärntischen Oberrosenthales von R. Dürnwirth. Heft VI . . . . . 201—207
7. Der „Fluch" in der siebenbürgisch-rumänischen Volkspoesie von O. Mailand. Heft VI . . . . . 208—214
8. Die Kalewala vom ästhetischen Standpunkt betrachtet von Julius Krohn, übersetzt von O. P. Heft VII. S. 241—260. — Heft VIII. S. 281—296. — Heft IX. S. 328—340. — Heft X. S. 361—376. — Heft XI. S. 401—420. — Heft XII . . . . . 441—464

2. Mythische Volksdichtungen.

Mythische Volksdichtungen mitgeteilt von Th. Vernaleken.

Heft I. 1. (3) Der unstete Hans . . . . . 21—24
- III. 2. (4) Der Dreisskerl . . . . . 104—107
- IV. 3. (5) Der listige Roll . . . . . 141—142

3. Volksüberlieferungen aus Österreich.

Volksüberlieferungen aus Österreich von Franz Branky.

Heft II. 1. Der Hirsch mit dem Kruzifix. — 3. Der Vöslauer Goldberg . 57
- III. 3. Der heilige Christophorus in der Salvatorgasse in Wien . . . 99—100
4. Die Übernamen der Heanzen. . . . . 100—101
5. Die Rettung durch eine Kreuzspinne. — 6. Die graue Frau. . 101—102
7. Über die Entstehung des Namens Gainfarn. — 8. Pestsage . . 102
9. Das Buschenentgegentragen . . . . . 102—103
- IV. 10. Warum die Gainfarner Kresse von der Wiener Verzehrungssteuer verschont geblieben ist. — 11. Stanersbrunn 139
12. Der älteste Weinstock in Österreich . . . . . 140—141

Digitized by Google

Seite

Heft IV. 13. Wie das Schloss Merkenstein zu seinem Namen kam, a—c . 140
14. Die Wahrzeichen Wiener Neustadt's 141
- V. 15. Die Schwurwiese. — 16. Der Dunkelstein . . . . . 185—186
17. Der Teufel hilft eine Kirche bauen 186
- VI. 18. Kaiser- oder Käsergebirge 221
19. Wie der Bauer in Niederösterreich die Güte des Ackers probt. — 20. Warum das Korn rötlich aufgeht. — 21. Warum die Kinder erst nach einem Jahr zu laufen beginnen. — 22. Die Wegwarte 222
23. Warum die Bienen den roten Klee (trifolium pratense) meiden. — 24. Wie die Blindschleiche zu ihrem Namen kam 223
- VII. 25. Was das Volk vom Monde erzählt 266
26. Woran man erkennt, dass der Untergang der Welt nahe ist. — 27. Wie man Schnupfen und Warzen beschwört. — 28. Schmerzbeschwörung 267
- VIII. 29. Die Teufelsbeschwörung. — 30. Wie die Kinder einen gefundenen Gegenstand dem Eigentümer einhändigen. — 31. Ein Zwiegespräch . . . . . 298—299
32. Die Metrik und Skansionsübungen in der Bauernstube. — 33. Scherzfragen 299
- X. 34. Sprichwörter und Sprüche . . . . . 379—381

4. Findlinge zur Volkskunde.

Findlinge zur Volkskunde von Alex. Kaufmann.

Heft I. 1. Zur Geschichte der Volkslieder 26
2. Zum Neckspiel: „Lirum, larum Löffelstiel." — 3. Holda im fränkischen Hexenwesen. — 4. Ein unsichtbar machender Zauberring. — 5. Eine Volksschnurre und ein Volksspiel vom Niederrhein . . . . . 27—28
6. Eine Sage von Karl dem Grossen bezw. Karl V. . . . . 28—29
- V. 7. Zu „Christinchen" 189
8. Das Äussere des h. Nikolaus. — 9. Zur Küche führen. . . 190—191
- VI. 10. Sagen vom Donnersberg . . . . . 228—229

5. Sagen.

a) Wendische Sagen der Niederlausitz von Edm. Veckenstedt.

Heft I. 1. Schirrmann und Schirrawa. — 2. Der Jeb. — 3. Die Boża Łosć 18—19
4. Die Pšezpolnica (Mittagsfrau). — 5. Die Serp-Frau. — 6. Die Serpyšyja . . . . . 19—20
- II. 7. Die Murawa 1—6. — 8. Das Irrlicht. Bludnik od. Bwudnik 1—4 58—61
- III. 9. Das Irrlicht. Blud, Bludnik und Bwudnik. — 10. Die myas god Zeit. — 11. Der Nachtjäger, nozny jagaŕ 1—4 . . . 97—98
- IV. 12. Der Nachtjäger, nozny jagaŕ 5—6 137
13. Dopolnica und Wotpolnica. — 14. Der Werwolf, Welkoras. — 15. Der Nix oder Wassergeist, Nyks und Nykoss 1—4 138
- V. 16. Der Nix oder Wassergeist, Nyks und Nykoss. — 17. Der Drache. Plon 1—4 . . . . . 182—183
- VI. 18. Der Drache. Plon 5—8. — 19. Der Kobold. Kobod 1—4 215—217
- VII. 20. Der Kobold. Kobod 5. — 21. Die Hexen. Chodota, ta 1—2 262—263

b) Sagen vom Schratel aus Steiermark mitgeteilt von Anton Schlossar.

Heft IX. 1—2. S. 341—342. — Heft X. 3—6 . . . . . 377—379

6. Märchen.

- IV. Der Traum von dem Schatz auf der Brücke von Václav Tille 132—136

7. Märchen und Schwänke.

Märchen und Schwänke, albanesische, mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik.

Heft V. 1. Der Bergbewohner und der Zinngiesser 184
- VI. 2. Der Türke und der Christ. — 3. Das dumme Weib . . . . 218—220
- VII. 4. Der Arzt und der Tod . . . . . 264—265

Seite

Heft VIII. 5. Der Richter sieht das heilige Buch an. — 6. Drei Wünsche 296—297
7. Der Türke von Djakova im Sterben 298

8. Lieder.

a) Vlämisches Mittfastenlied von J. Bolte. Heft I. . . . . 24—25
b) Volkslieder aus Hinterpommern von O. Knoop.
Heft III. 1. Beim Feinsliebchen 108
2. Die Verlassene. — 3. Die zwei Schwestern . . . . . 109—110
4. Aufforderung zum Tanz. — 5. Hochzeitslied . . . . . 110—112
c) Albanesische Lieder von E. Mitkos — Beni-Suef (†), deutsch von J. U. Jarnik.
Heft IV. . . . . 143—145
d) Volkslieder aus Hinterpommern von A. Gladde — Gloddow. (Mit den Weisen.)
Heft V. 1. Ist das nicht ein hübsches Mädchen 187
2. O Wollin, ich muss dich lassen. — 3. Mädel, bist bös', oder kennst mich nicht . . . . . 188—189
" VI. 4. Einst ging ich ins Dörfchen hinein 224
5. Liebchen, lass dein Weinen. — 6. Mädchen meiner Seele . . 225—226
7. Ach, holder Engel, weine. — 8. Die schöne Dorothea . . . 226—227
e) Rumänische Volksromanzen von R. Prexl. Heft VIII . . . . . 300—301
f) Mundari- (Kol-) Lieder, mitgeteilt und übersetzt von A. Nottrott — Ranchi, Chota Nagpore, Bengalen. Heft X . . . . . 381—382

9. Sprichwörter.

a) Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Wigand Lauzes hessischer Chronik von J. Pistor. Heft IV. . . . . 148—150
b) Kriminalistische Gedanken und Anschauungen in den Sprichwörtern des russischen Volkes. (Mittel-Russland.) Von Gurwitsch — Petersburg. Mitgeteilt von Edm. Veckenstedt.
Heft IX. S. 343—348. — Heft X. S. 382—385. — Heft XI. . . . . 421—425

10. Sitte und Brauch.

a) Die alten nordischen Frühlingsfeste. Nach dem Dänischen des Troels-Lund. Von Poestion — Wien.
Heft VII. S. 268—271. — Heft VIII. S. 310—311. — Heft IX. S. 349—350. Heft X. S. 387—389. — Heft XI. S. 425—432. — Heft XII 464—475
b) Aus der Provinz Sachsen. I. Der Festkalender von Hornburg (bei Oberröblingen am See) in Sitte, Brauch und Schwank von Edm. Veckenstedt.
Heft VIII. . . . . 302—309
c) Die „grosse" wendische Hochzeit von Schwela — Schorbus.
Heft IX. S. 346—348. — Heft X. S. 390—392. — Heft XI. S. 433—436. Heft XII . . . . . 476—481
d) Troja oder Feuernekropole von Ernst Böttticher. Heft II. . . . . 61—74

11. Der Aberglaube.

Polnischer und deutscher Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen von O. Knoop.
Heft I. S. 30—32. — Heft IV. S. 148—150. — Heft VI. S. 229—234. — Heft X. S. 393—395. — Heft XI 437

12. Bücherbesprechungen.

a) Bücherbesprechungen von O. Knoop.
Heft I. 1. Volkssagen aus Pommern und Rügen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Ulrich Jahn. Zweite Aufl., Berlin 1889 . . 33—36
" V. 2. Dr. Georg Buschan. Germanen und Slaven, eine archäologisch-anthropologische Studie. Mit 1 Karte, 4 Tafeln und mehreren Abbildungen im Text. Münster 1890. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung . . . . . 195—197
" VI. 3. P. Schwarz, Reste des Wodankultus in der Gegenwart. Leipzig 1891, August Neumanns Verlag, Fr. Lucas. — 4. Ulrich Jahn, Schwänke und Schnurren aus Bauern Mund. Berlin, Meyer & Müller. 1889 . . . . . 235—236

Digitized by Google

Seite

Heft X. 5. Volksmärchen aus Pommern und Rügen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Ulrich Jahn. Erster Teil. Norden und Leipzig, Diedr. Soltaus Verlag. 1891 . . . . . 396—399

b) von J. Pistor.

Heft II. 1. Sagenkranz aus Hessen-Nassau und der Wartburg-Gegend von Carl Hessler. Kassel, Verlag v. Gustav Klaunig. — 2. Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Hamburg 1890. Verlag von Gustav Fritsche. . . 75

c) von Branky.

Heft IV. Die Volksnamen der niederösterreichischen Pflanzen. Gesammelt und erklärt von F. Höfer und Dr. M. Kronenfeld. Im Verlage des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. 1889 . . . 155

d) von v. Estorff.

Heft IV. 1. The horse in Scottish Folk-Lore. by Rev. Dr. Walter Gregor-Pitsligo. Banffshire Field Club. 1890. — 2. The testimony of tradition. by D. MacRitchie London. Kegan Paul, Trench, Trübner & Cie. 1890 . . . . . 155—157

e) von Bruno Wagner.

Heft V. 1. Waifs and strays of Celtic tradition. Folk and hero tales. Collected, edited and transladet by the Rev. D. MacInnes. London. David Nutt. 1890. — 2. Das Sprichwort bei Chaucer. Zugleich ein Beitrag zur vergleichenden Sprichwörterkunde von Willy Haeckel. Erlangen und Leipzig. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1890. — 3. Magdalenchen. Eine Sage von Heisterbach. Erzählt von Carl Montanus. Bielefeld. 1891. — 4. Ginevra. Ein erzählendes Gedicht v. Adolf Volger. Altenburg 193—195

- VI. 5. The Science of Fairy Tales. An inquiry into fairy mythology. By Edwin Sidney Hartland. London. W. Scott 1891. — 6. Die Quellen von William Morris Dichtung „The Earthly Paradise" von Julius Riegel. Erlanger Beiträge, IX. Heft. 1890. 74 Seiten. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (Nachf. G. Böhme, Leipzig-Erlangen). — 7. An das Volk. Von Alfred Cless, Weimar. Verlag H. Weissbach 1890 . . . . . 237—238

f) von Edm. Veckenstedt.

Heft III. 1. Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin bearbeitet von A. Velde u. s. w. 1. Lief. Verlagsbuchhandlg. H. Bechhold, Frankfurt a/M. — 2. Collection internationale de la Tradition: Directeurs M. M. Emile Blémont et H. Carnoy. a) Les Conciles et Synodes dans leurs Rapports avec le Traditionisme par Frédéric Ortoli. Vol. V. b) Etudes traditionnistes par Andrew Lang, Président de Folklore Society; Vol. VI. Paris. J. Maisonneuve, Editeur. 1889. — 3. a) Die Gesta Romanorum nach der Innsbrucker Handschrift v. J. 1342 und zwei Münchener Handschriften. Inaugural-Dissertation von Wilhelm Dick. Erlangen 1890. b) Die Gesta Romanorum. Nach der Innsbrucker Handschrift v. J. 1342 und vier Münchener Handschriften. Herausgegeben von Wilhelm Dick. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1890. (Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie, herausgegeben von Hermann Varnhagen, VII. Heft). — 4. Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus d. Werken des Caesarius von Heisterbach, ausgewählt, übersetzt und erläutert von Alexander Kaufmann. I. Teil. Köln 1888. J. et W. Boisserée's Buchhandlung. — 5. The Fables of Aesop at first printed by William Caxton in 1484 with those of Avian, Alfonso and Poggio, now again edited and induced by Joseph Jacobs I History of Aesopic Fable. London. Published by David Nutt in the Strand. 1889 . . . . . 113—116

Digitized by Google

Heft IV. 6. Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt, mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhang: Das Leiden Christi; Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten, herausgegeben von Dr. Anton Schlossar, Custos an der k. k. Universitätsbibliothek in Graz. 2 Bde. Halle, Max Niemeyer, 1891. — 7. Der verwandelte König. Schauspiel in Drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen übersetzt von Hermann Varnhagen. Mit einem Vorwort des Dichters. Erlangen und Leipzig. Andr. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1889. — 8. Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania. Von D. Paulus Cassel. Guben—Berlin. Sallis'sche Verlagsbuchhandlung 1890. — 9. Studien zur Griechischen Mythologie u. Kulturgeschichte vom vergleichenden Standpunkte. Von Wilhelm Heinrich Roscher. Viertes Heft. Über Selene und Verwandtes von W. H. Roscher. Mit einem Anhange von N. G. Politis über die bei den Neugriechen vorhandenen Vorstellungen vom Monde. Mit fünf Bildertafeln. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1890. — 10. Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie im Verein mit Th. Birt, O. Crusius u. s. w. herausgegeben von W. H. Roscher. Mit zahlreichen Abbildungen. Achtzehnte Lieferung. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1890. . . . . 151—155

- V. 11. Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums von Dr. Christian Rogge, Progymnasial-Rektor. Schlawe 1890. — 12. Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Hamburg. Verlags-Anstalt u. Druckerei Aktien-Gesellschaft. 1890. — 13. Shakespeare's Einfluss auf Goethe in Leben und Dichtung von Dr. Bruno Wagner. I. Teil. Halle a/S. Max Niemeyer. 1891 . . . . . 192—193

- VI. 14. Dainu Balsai. Melodieen litauischer Volkslieder, gesammelt u. mit Textübersetzung, Anmerkungen und Einleitung im Auftrage der Litauischen litterarischen Gesellschaft herausgegeben von Christian Bartsch. 1. Teil (Lief. 1 und 2) Heidelberg 1886. 2. Teil Heidelberg 1889. — 15. Über den Namen eines Baches und eines Berges in der Umgegend der Stadt Brilon. Von Dr. Balthasar Hüser, Direkt. des Gymnasiums zu Brilon. 1890 236—237

- VII. 16. Die Tragödien des Aeschylos. Verdeutscht von B. Todt. Mit dem Brustbild des Dichters. Prag, Wien, Leipzig: F. Tempsky, G. Freytag. 1891. — 17. Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne). Mit 76 Abbildungen im Text u. einer Karte. Glogau 1891. Verlag von Carl Flemming. — 18. Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Vorder- und der Hohen Rhön, sowie aus dem Gebiete der fränkischen Saale. Gesammelt von Ch. Ludw. Wucke. Zweite, sehr vermehrte Auflage mit biographischer Skizze, Anmerkungen und Ortsregister, herausgegeben von Dr. Hermann Ullrich. 1891. Verlag von H. Kahle in Eisenach. — Hundert Lieder des Atharva-Veda. Übersetzt u. mit textkritischen und sachlichen Erläuterungen versehen von Lic. Dr. Julius Grill, ordentl. Professor der Theologie in Tübingen. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer. 1889 . . . . . 272—277

- VIII. I. Der Kongress zu London. 1) Folk-Lore Congress 1891. Report of the Literary Committee. (Adopted by the organising

Digitized by Google

Seite

Committee.) 2) The Handbook of Folklore. Edited by Georg Laurence Gomme. London 1890. 3) Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon. 1ère Livraison. Liége 1890. 4) Vraagboek tot het Zameln van Vlaamsche Folklore of Volkskunde door August Gittée. Gent 1888. 5) Instructions et Questionnaires par P. Sébillot. Paris 1887. 6) Questionnaire des Croyances, Légendes et Superstitions de la Mer par Paul Sébillot. Paris 1885. 7) Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde von Wilhelm Mannhardt. 1. Auflage 1865. 2. vermehrte Auflage Danzig 1866 . . . . . 312—318

Heft IX. Der Kongress zu London u. s. w. II . . . . . 351—359

13. Zur Bücherkunde.

- I. S. 37—39. Heft III. S. 117—120. Heft IV. S. 158—160. Heft V. S. 198—200. Heft VI. S. 238—240. Heft VII. S. 277—279. Heft VIII. S. 318—320. Heft IX. S. 359—360. Heft XI. 438—439

14. Mitteilungen.

- I. S. 39—40. Heft II. . . . . 76—80

64. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. Halle a/S., 21.—25. September 1891.

Die Einladung zu dieser Versammlung möge sich mit einem Schlusswort des dritten Jahrganges der Zeitschrift für Volkskunde verbinden.

Glaubt der Unterzeichnete im Sinne aller Freunde der Volkskunde zu sprechen, wenn er die in diesen drei Jahrgängen niedergelegte Arbeit nicht als eine vergebliche bezeichnet, so vermeint er doch, dass dieses Bewusstsein erst dann imstande sei, volle Betriedigung zu gewähren, wenn *jeder Freund der Volkskunde* sich anzuschicken die Neigung hat, die *errungenen Erfahrungen* zu *weiterem Ausbau* der jungen Wissenschaft zu verwenden. Dann freilich ist es nur natürlich, dass bei der nicht überall verbürgten Echtheit des Stoffes, bei dem Schwanken überkühner Deutungsmethoden die Ergebnisse in der Volkskunde nach ihrer Sicherheit hin nicht in jedem Falle als solche bezeichnet werden können, welche sich denjenigen der mathematischen Wissenschaften zur Seite stellen, aber es wird doch auch wieder Niemand nach dem Studium der drei Jahrgänge zu leugnen vermögen, dass die *Klarlegung* dem dieses Verhältniss die beste Gewähr dafür bietet, dass die *deutsche Wissenschaft von der Volkskunde* auch mit *diesem Übelstande* fertig zu werden sich angeschickt hat.

Damit ist aber auch der Beweis gegeben, dass die Volkskunde ihren Horizont dahin geklärt hat, als ihre Hauptaufgabe die Pflege *nationaler Volkskunde* zu betrachten.

Dieser Aufgabe werden wir uns deshalb fortan in höherem Grade widmen, als dies bereits geschehen ist.

Hat *Se. Majestät der deutsche Kaiser* der *nationalen Sage* und damit der *nationalen Volkskunde* seine Teilnahme ausgesprochen, so haben wir die Pflicht, dieselbe unangemessener Aufzeichnung und willkürlicher Deutung zu entziehen, so weit unsere Kräfte zureichen, welche *gewissenhafte Schulung* zu stählen hat.

Da die deutsche Wissenschaft von der Volkskunde sich somit mehr und mehr von dem Folklorismus sondert, da der *Kongress* in London die *deutsche* Sprache ausschloss, um die *französische* zuzulassen, so haben wir bei diesen Verhältnissen es freudig zu begrüssen, dass in der Zeit *vom* 21.—25. *September* 1891 hier in *Halle die Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte tagt*, dass in dieser Versammlung eine Abteilung, und zwar Nr. 8 unter den 32 vorhandenen, *der Ethnologie* und *Anthropologie* gewidmet ist, unter dem Vorsitz von *Prof. Dr. Eberth* (Mühlweg 5) (Schriftführer Privat-Docent *Dr. phil. Schenck*, Breitestrasse 23)

Digitized by Google

An Vorträgen sind bisher angemeldet. 1. *Dr. Edm. Veckenstedt:* Über die Feuerzeugung bei verschiedenen Völkern. Demonstration: Erzeugung von Holzfeuer, Reib-, Drill- und Walzenfeuer. 2. *Privat-Docent Dr. Schenck:* Über Steinwerkzeuge aus Westgriechenland, Südafrika. 3. *Geh. Rath Prof. Dr. Welcker* (Halle a/S.): a. Über die Wirbel der Schädelbasis, mit Demonstration. b. Zur anthropologischen Untersuchungsmethode. —

Da die Anmeldung weiterer Vorträge für diese Abteilung sicher nicht wird auf sich warten lassen, so haben wir Deutsche willkommene Gelegenheit, in dieser Abteilung der gewaltigen Versammlung unser Interesse an dem Studium der Volkskunde zu bethätigen im Anschluss an dasjenige der Anthropologie und Ethnologie, und es sei ausdrücklich hiermit erlaubt, dazu einzuladen.

Anmeldungen sind zu richten an den Abteilungs-Vorstand: Eberth — Halle a/S., Welcker — Halle a/S., Einführender Vorsitzender, Schmidt-Leipzig (Professoren), Schenck — Halle a/S., Schriftführer (Privat-Docent).

Natürlich ist auch der Unterzeichnete zu jeder weiteren Auskunft gern bereit.

Und mit dieser erfreulichen Aussicht für unsere *deutschen Verhältnisse* auf dem Gebiet der *nationalen Volkskunde* sei denn auch dem 3. Jahrgange unserer Zeitschrift das *Schlusswort* gesagt, nicht minder in der *Hoffnung*, dass die erworbenen alten Freunde ihr treu bleiben, dieselben *neue gewinnen werden für Jahrgang vier.*

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Die Flutsagen.

Ethnographisch betrachtet von

Richard Andree.

Mit einer Tafel. 8. geh. **Preis 2 Mark 25 Pf.**

Soeben erschien in unserem Kommissions-Verlage:

Jahrbuch der K. K. Heraldischen Gesellschaft „Adler".

Neue Folge. — 1. Band.

275 S. gr. 8° mit 14 Tafeln u. 1 Tabelle. Preis 16 ℳ ord., 12 ℳ no. bar.

Da diese Publikation bisher von W. Braumüller, hier debitiert wurde und wir unverlangt nicht versenden, so bitten wir an der Hand Ihrer Kontinuationsliste zu bestellen. Nicht abgesetzte Exemplare nehmen wir innerhalb 3 Monate bar zurück.

Wien. **Gerold & Co.**

Als die denkbar zuverlässigsten, allen billigen Anforderungen entsprechenden

Sprachführer

für die Reise nach, bezw. den Aufenthalt in England oder Amerika, sowie Frankreich bitten auf Lager zu halten:

Langenscheidts Notwörterbücher.

Englisch: Teil I. Englisch-deutsch. Teil II. Deutsch-Englisch. Teil III. Land und Leute in England. Teil IV. Land und Leute in Amerika.

Französisch: Teil I. Französisch-deutsch. Teil II. Deutsch-Französisch. Teil III. Land und Leute in Frankreich.

Teil III. bezw. IV jeder Sprache à 3 ℳ ord., 2,25 ℳ no., 2 ℳ bar;
alle übrigen Bändchen à 2 ℳ ord., 1,50 ℳ no., 1,35 ℳ bar.

Langenscheidtsche Verlagsbuchh. in Berlin.

Eduard Trewendt in **Breslau.**

Gottschall, Nationallitteratur.

6. Auflage.

à 1 ℳ ord., 75 ₰, netto, 60 ₰ bar u. 7/6.

— Nur fest und bar. —

Digitized by Google

ADVERTISEMENT DEPARTMENT.

EDITED BY W T STEAD

THE REVIEW OF REVIEWS.

A SIXPENNY MONTHLY

JOHN HADDON & CO., 3 & 4, Bouverie St., Fleet St. E.C.

SCALE OF CHARGES.

One Page £30; Half-Page, £17; Quarter-Page, £9 10s.; One-Eighth, £5; One-Sixteenth, £3.

Several Coloured Pages of Advertisements

Will be exclusively confined to Announcements of BANKS, INSURANCE, and CHARITABLE INSTITUTIONS.

RATES as follows for above:

Whole Page £40; Half-Page, £21; Quarter-Page, £11; One-Eighth, £6; One-Sixteenth, £4.

IMPORTANT TO ADVERTISERS.

All Advertisements will be INDEXED, and on all Pages of Advertisements and Cover a line will be put calling attention to this Index.

SERIES DISCOUNTS off above prices—Three Insertions, 2½ per cent.; Six Insertions, 5 per cent.; Twelve Insertions, 10 per cent.

BILLS (not exceeding in size, 9 by 6 ins) **STITCHED IN** —
2-pp. Bills, 6/- per 1,000; 4-pp. Bills, 7/6 per 1,000
BILLS (not exceeding in size, 9 by 6 ins) **INSERTED LOOSELY**
2-pp. Bills, 5/- per 1,000; 4-pp. Bills, 6/6 per 1,000

No Series Discounts allowed on Bills.

Bills to be delivered by 25th of the month to CARLYLE PRESS, CHARTERHOUSE BUILDINGS, LONDON, E.C.

To ensure insertion, Advertisement with Copy, should be in our hands not later than the 20th of each Month previous to Publication.

Sole Advertisement Agents: JOHN HADDON & CO., 3 & 4, Bouverie Street, Fleet Street, London, E.C.
Telegraphic Adress: "FERGUSONITE, LONDON" Telephone No. 2792.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln.

3000 Abbildungen im Text.

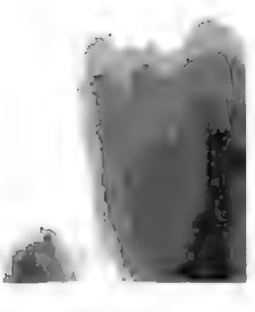
MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Das 1. Heft und den 1. Band liefert jede Buchhandlung zur Ansicht.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Digitized by Google



o B.M.
AR. 261893

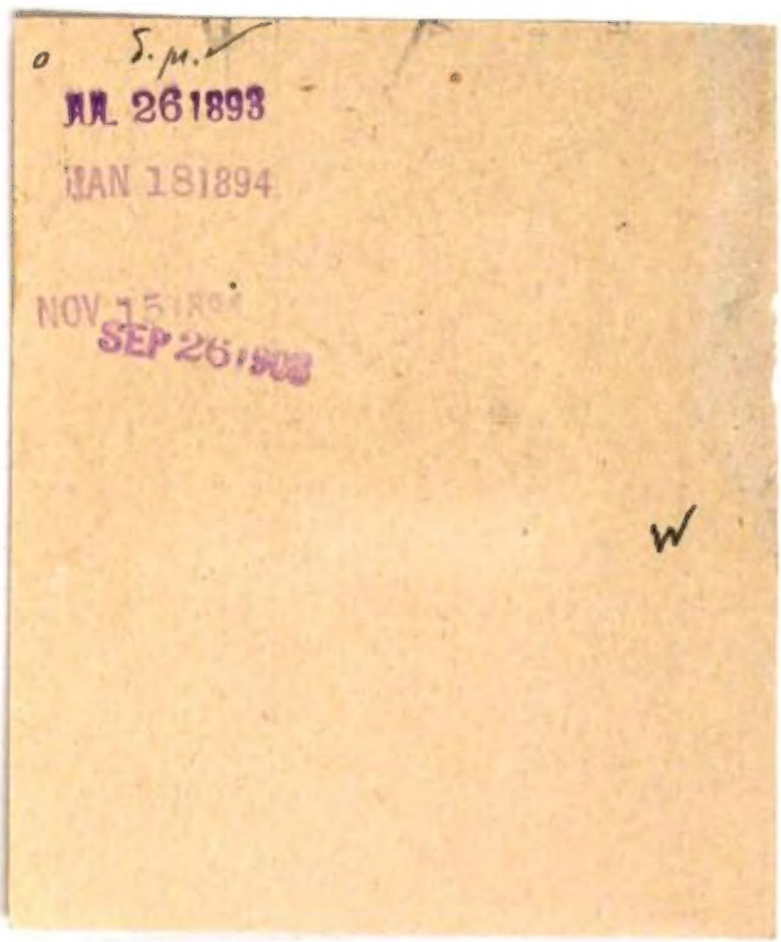
Digitized by Google

o 5. pr.
JUL 26 1893
JAN 1 5 1894
NOV 1 5 1894
SEP 26 1908
W

Digitized by Google

o Б. м.
AR 261893
MAR 1 1894
NOV 1
SEP 26 1903
W

Digitized by Google



o S.M.
JUL 26 1893
JAN 18 1894
NOV 15 1894
SEP 26 1903
W

Digitized by Google

Digitized by Google

o 5.pr.
JUL 26 1893
JAN 18 1894
NOV 15 1894
SEP 26 1903
W

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 105 233 951

Digitized by Google